Meyers Klassiker-Ausgaben

in

150 Bänden.

Schillers Werke.

Dreizehnter Band.

Schillers Werke.

Herausgegeben

von

Ludwig Bellermann.

Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe.

Dreizehnter Band.

Leipzig und Wien.

Bibliographisches Institut.

Erzählungen.

Einleitung des Herausgebers.

Die sechs Erzählungen, welche die erste Gruppe dieses Bandes bilden, gehören, mit Ausnahme der letzten, der früheren Hälfte von Schillers dichterischer Thätigkeit an.

1. Der Spaziergang unter den Linden erschien im „Wirtembergischen Repertorium" von 1782 (ohne Namen, wie alle dortigen Beiträge, mit der Unterschrift „K") und ist seit Körner in Schillers Werke aufgenommen. Man hat mit Recht darauf hingewiesen, daß die Gedanken an Werthers Brief vom 18. August und an Hamlets Betrachtungen in der Totengräberszene anknüpfen. Der Schluß soll zeigen, daß die pessimistische und die optimistische Lebensauffassung, die sich hier gegenüberstehen, nicht auf objektiven Beweisgründen, sondern auf den trüben oder beglückenden Lebenserfahrungen des Einzelnen beruhen.

2. Der Jüngling und der Greis stammt ebenfalls aus dem „Wirtembergischen Repertorium" und ist dort „Schstn." unterzeichnet; wahrscheinlich ist das Stück ursprünglich von Scharffenstein[1] verfaßt und dann von Schiller überarbeitet worden. Boas hat es zuerst 1856 Schiller zugesprochen.

3. Eine großmütige Handlung aus der neuesten Geschichte, im „Wirtembergischen Repertorium" mit „Z3." unterzeichnet, von Körner aufgenommen. Die Erzählung beruht, wie Schiller ausdrücklich hervorhebt, auf einem wahren Ereignis, und er hatte sie im Hause der Frau von Wolzogen gehört, die der Familie verwandt war. Die beiden Brüder hießen Ludwig und Karl von Wurmb, ihre Geliebte war die Baronesse Christiane von Werthern. Karl war der Entsagende und ging nach Afrika und Ostindien. Schillers spätere Schwiegermutter, Frau von Lengefeld, war eine geborene von Wurmb und die Schwester der beiden Brüder. Die Richtigkeit der Erzählung wird bestätigt durch die 1794 in Gotha herausgegebenen „Briefe des Herrn von Wurmb und des Herrn Baron von Wollzogen auf ihren Reisen nach Afrika und Ostindien in den Jahren 1774 bis 1792".

[1] Vgl. Bd. IX, S. 26 u. 450, und Minor I, 502.

4. Merkwürdiges Beispiel einer weiblichen Rache (aus einem Manuskript des verstorbenen Diderot gezogen). Diderot war am 30. Juli 1784 gestorben; sein „Jacques le fataliste et son maitre" war handschriftlich an verschiedenen Höfen Deutschlands verbreitet, und Schiller erhielt es durch den Freiherrn von Dalberg. Das vollständige Werk Diderots erschien erst 1796, nachdem drei Jahre vorher Schillers Erzählung ins Französische zurückübersetzt worden war.[1] Die Form ist von Schiller insofern geändert, als das Original die ganze Geschichte einer Erzählerin in den Mund legt, die von Zwischenreden und Äußerungen der Teilnahme seitens ihrer Zuhörer mehrfach unterbrochen wird. Die Namen, die bei Diderot voll ausgeschrieben sind, ersetzt er nach der in Deutschland damals üblichen Sitte durch bloße Anfangsbuchstaben.

5. Spiel des Schicksals. Zuerst veröffentlicht in Wielands „Teutschem Merkur", Jänner 1789. Vgl. Körners Brief vom 30. Dezember 1788: „Die Geschichte ‚Das Spiel des Schicksals' ist von Dir. Am Stil hatte ich's schon erkannt, aber mich deucht auch, daß Du mir eine ähnliche Anekdote vom Herzog von Württemberg erzählt hast." Auch hier versteckt Schiller die Namen, die aber für jeden der württembergischen Geschichte Kundigen leicht zu ergänzen waren.

6. Haoh-Kiöh-Tschuen. Die Erzählung ist der Anfang einer Bearbeitung eines chinesischen Romans, der 1766 von Gottlieb von Murr in Nürnberg aus dem Englischen übersetzt worden war. Schiller, der ihn 1794 kennen gelernt hatte, schreibt am 29. August 1800 an den Buchhändler Unger, die Übersetzung sei zwar veraltet und das Buch vergessen. „Es hat aber so viel Vortreffliches und ist ein so einziges Produkt in seiner Art, daß es verdient, wieder aufzuleben, und gewiß eine Zierde ihres Romanen-Journals werden wird. Wörtlich übersetzt würde es zwar gegen 25 bis 26 Bogen betragen; ich getraue mir aber, den Geist des Werkes auf 15 Bogen zusammenzudrängen." Er fügt hinzu, der Anfang sei schon gemacht, und das Ganze könne „noch vor dem neuen Jahr" in Ungers Händen sein, er wolle den Bogen für zwei Karolin liefern. Am 7. April 1801 verspricht er ihm noch einmal „die chinesische Geschichte", auch hat er seinem „Kalender" zufolge noch mehrmals daran gedacht; aber zur Ausführung ist nichts weiter gekommen.[2]

---

[1] Vgl. Minor II, 270.

[2] Vgl. Goedeke, „Geschäftsbriefe Schillers", S. 240 f.

Erzählungen.

1. Der Spaziergang unter den Linden.

Wollmar und Edwin waren Freunde und wohnten in einer friedlichen Einsiedelei beisammen, in welche sie sich aus dem Geräusch der geschäftigen Welt zurückgezogen hatten, hier in aller philosophischen Muße die merkwürdigen Schicksale ihres Lebens zu entwickeln.[1] Edwin, der Glückliche, umfaßte die Welt mit frohherziger Wärme, die der trübere Wollmar in die Trauerfarbe seines Mißgeschicks kleidete. Eine Allee von Linden war der Lieblingsplatz ihrer Betrachtungen. Einst an einem lieblichen Maientag spazierten sie wieder; ich erinnere mich folgenden Gespräches:

Edwin. Der Tag ist so schön, die ganze Natur hat sich aufgeheitert — und Sie so nachdenkend, Wollmar?

Wollmar. Lassen Sie mich! Sie wissen, es ist meine Art, daß ich ihr ihre Launen verderbe.

Edwin. Aber ist es denn möglich, den Becher der Freude so anzuekeln[2]?

Wollmar. Wenn man eine Spinne darin findet — warum nicht? Sehen Sie, Ihnen malt sich itzt die Natur wie ein rotwangichtes Mädchen an seinem Brauttag. Mir erscheint sie als eine abgelegte Matrone, rote Schminke auf ihren grüngelben Wangen, geerbte Demanten in ihrem Haar. Wie sie sich in diesem Sonntagsaufputz belächelt! Aber es sind abgetragene Kleider und schon hunderttausendmal gewandt. Eben diesen grünen, wallenden Schlepp trug sie schon vor Deukalion, ebenso parfümiert und ebenso bunt verbrämt. Jahrtausendelang verzehrt sie

[1] Soll wohl heißen: sich selbst philosophisch darüber klar zu werden.
[2] Mit Ekel anzusehen.

nur mit dem Abtrag von der Tafel des Todes, kocht sich Schminke aus den Gebeinen ihrer eigenen Kinder und stutzt die Verwesung zu blendenden Flittern. Es ist ein unflätiges Ungeheuer, das von seinem eigenen Kot, viele tausend Mal aufgewärmt, sich mästet, seine Lumpen in neue Stoffe zusammenflickt und großthut und sie zu Markte trägt und wieder zusammenreißt in garstige Lumpen. Junger Mensch, weißt du wohl auch, in welcher Gesellschaft du vielleicht itzo spazierst? Dachtest du je, daß dieses unendliche Rund das Grabmal deiner Ahnen ist? daß dir die Winde, die dir die Wohlgerüche der Linden herunterbringen, vielleicht die zerstobene Kraft des Arminius in die Nase blasen? daß du in der erfrischenden Quelle vielleicht die zermalmten Gebeine unsrer großen Heinriche kostest? — Pfui! Pfui! Die Erderschütterer Roms, die die majestätische Welt in drei Teile rissen[1], wie Knaben einen Blumenstrauß unter sich teilen und an die Hüte stecken, müssen vielleicht in den Gurgeln ihrer verschnittenen Enkel einer wimmernden Opernarie fronen. Der Atome, der in Platos Gehirne dem Gedanken der Gottheit bebte, der im Herzen des Titus der Erbarmung zitterte, zuckt vielleicht itzo der viehischen Brunst in den Adern der Sardanapale oder wird in dem Aas eines gehenkten Gaudiebs von den Raben zerstreut. Schändlich! Schändlich! Wir haben aus der geheiligten Asche unserer Väter unsere Harlekinsmasken zusammengestoppelt, wir haben unsere Schellenkappen mit der Weisheit der Vorwelt gefüttert. — Sie scheinen das lustig zu finden, Edwin?

Edwin. Vergeben Sie! Ihre Betrachtungen eröffnen mir komische Szenen. Wie, wenn unsre Körper nach eben den Gesetzen wanderten, wie man von unsern Geistern behauptet? Wenn sie nach dem Tod der Maschine eben das Amt fortsetzen müßten, das sie unter den Befehlen der Seele verwalteten, gleichwie die Geister der Abgeschiedenen die Beschäftigungen ihres vorigen Lebens wiederholen — quae cura fuit vivis, eadem sequitur tellure repostos[2]?

---

[1] Gedacht ist an die Triumvirn, Cäsar, Pompejus und Crassus.

[2] „Die Sorge, die sie im Leben beschäftigte, folgt ihnen auch in die Unterwelt.“ Virgils „Äneis“ VI, 655 (etwas ungenau citiert).

Wollmar. So mag die Asche des Lykurgus noch bis itzt und ewig im Ozean liegen![1]

Edwin. Hören Sie dort die zärtliche Philomele schlagen? Wie, wenn sie die Urne von Tibulls Asche wäre, der zärtlich wie sie sang? Steigt vielleicht der erhabene Pindar in jenem Adler zum blauen Schirmdach des Horizonts? Flattert vielleicht in jenem buhlenden Zephyr ein Atome Anakreons? Wer kann es wissen, ob nicht die Körper der Süßlinge in zarten Puderflöckchen in die Locken ihrer Gebieterinnen fliegen, ob nicht die Überbleibsel der Wucherer im hundertjährigen Rost an die verscharrten Münzen gefesselt liegen, ob nicht die Leiber der Polygraphen verdammt sind, zu Lettern geschmolzen oder zu Papier gewalkt zu werden, ewig nun unter dem Druck der Presse zu ächzen und den Unsinn ihrer Kollegen verewigen zu helfen? Wer kann mir beweisen, daß der schmerzliche Blasenstein unsers Nachbars nicht der Rest eines ungeschickten Arztes ist, der nunmehr zur Strafe die ehemals mißhandelten Gänge des Harns, ein ungebetener Pförtner, hütet, so lang' in diesen schimpflichen Kerker gesprochen, bis die geweihte Hand eines Wundarztes den verwünschten Prinzen erlöst? Sehen Sie, Wollmar! Aus ebendem Kelche, woraus Sie die bittere Galle schöpfen, schöpft meine Laune lustige Scherze.

Wollmar. Edwin, Edwin! Wie Sie den Ernst wieder mit lächelndem Witz übertünchen! — Man sage es doch unsern Fürsten, die mit einer zuckenden Wimper zu vernichten meinen. Man sage es unsern Schönen, die mit einer farbichten Landschaft im Gesicht unsre Weisheit zur Närrin machen wollen. Man sage es den süßen Herrchen, die eine Handvoll blonde Haare zu ihrem Gott machen. Mögen sie zusehen, wie die Schaufel des Totengräbers den Schädel Yoricks[2] so unsanft streichelt! Was

---

[1] Lykurgus soll befohlen haben, seine Asche ins Meer zu streuen, damit kein Teil von ihm zu seinen Mitbürgern zurückkehren könne, die er eidlich verpflichtet hatte, seine Gesetze bis zu seiner Wiederkunft unverbrüchlich zu halten. (Plutarch, Leben Lykurgs 29 und 31.) Vgl. den zwölften „Brief über Don Karlos". Wollmar will sagen, die Asche eines so gerechten Mannes werde nie wieder belebt werden.

[2] Bezieht sich auf Shakespeares „Hamlet" V, 1, wo der Totengräber einen

dünkt sich ein Weib mit ihrer Schönheit, wenn der große Cäsar eine anbrüchige Mauer flickt, den Wind abzuhalten?

Edwin. Aber wo hinaus denn mit dem allem?

Wollmar. Armselige Katastrophe einer armseligern Farce! — Sehen Sie, Edwin! Das Schicksal der Seele ist in die Materie geschrieben. Machen Sie nunmehr den glücklichen Schluß!

Edwin. Gemach, Wollmar! Sie kommen ins Schwärmen. Sie wissen, wie gern Sie da die Vorsicht mißhandeln.

Wollmar. Lassen Sie mich fortfahren! Die gute Sache scheut die Besichtigung nicht.

Edwin. Wollmar besichtige, wenn er glücklicher ist!

Wollmar. O pfui! Da bohren Sie gerade in die gefährlichste Wunde. Die Weisheit wäre also eine waschhafte Mäklerin, die in jedem Hause schmarotzen geht und geschmeidig in jede Laune plaudert, bei dem Unglücklichen die Gnade selbst verleumdet, bei dem Glücklichen auch das Übel verzuckert. Ein verdorbener Magen verschwätzt diesen Planeten zur Hölle, ein Glas Wein kann seine Teufel vergöttern. Wenn unsere Launen die Modelle unserer Philosophieen sind — sagen Sie mir doch, Edwin, in welcher wird die Wahrheit gegossen? Ich fürchte, Edwin, Sie werden weise sein, wenn Sie erst finster werden.

Edwin. Das möcht' ich nicht, um weise zu werden!

Wollmar. Sie haben das Wort „glücklich" genannt. Wie wird man das, Edwin? Arbeit ist die Bedingung des Lebens, das Ziel Weisheit, und Glückseligkeit, sagen Sie, ist der Preis. Tausend und abermal tausend Segel fliegen ausgespannt, die glückliche Insel zu suchen im gestadlosen Meere und dieses goldene Vließ zu erobern. Sage mir doch, du Weiser, wie viel sind ihrer, die es finden? Ich sehe hier eine Flotte im ewigen Ring des Bedürfnisses herumgewirbelt, ewig von diesem Ufer stoßend, um ewig wieder daran zu landen, ewig landend, um wieder davonzustoßen.

Schädel als den von „Yorick, des Königs Spaßmacher" bezeichnet und Hamlet denselben Gedanken wie hier Edwin ausspricht:

„Der große Cäsar, tot und Lehm geworden,
Verstopft ein Loch wohl vor dem rauhen Norden.
O daß die Erde, der die Welt gebebt,
Vor Wind und Wetter eine Wand verklebt!"

Sie tummelt sich in den Vorhöfen ihrer Bestimmung, kreuzt furchtsam längs dem Ufer, Proviant zu holen und das Takelwerk zu flicken, und steuert ewig nie auf die Höhe des Meeres. Es sind diejenige, die heute sich abmüden, auf daß sie sich morgen wieder abmüden können. Ich ziehe sie ab, und die Summe ist um die Hälfte geschmolzen. — Wieder andere reißt der Strudel der Sinnlichkeit in ein ruhmloses Grab. Es sind diejenige, die die ganze Kraft ihres Daseins verschwenden, den Schweiß der vorigen zu genießen. Man rechne sie weg, und ein armes Viertel bleibt noch zurück. Bang und schüchtern segelt es ohne Kompaß im Geleit der betrüglichen Sterne auf dem furchtbaren Ozean fort; schon flimmt wie weißes Gewölk am Rande des Horizonts die glückliche Küste; „Land!" ruft der Steuermann, und siehe, ein elendes Brettchen zerbirstet, das lecke Schiff versinkt hart am Gestade. Apparent rari nantes in gurgite vasto.[1] Ohnmächtig kämpft sich der geschickteste Schwimmer zum Lande; ein Fremdling in der ätherischen Zone, irrt er einsam umher und sucht thränenden Auges seine nordische Heimat. So ziehe ich von der großen Summe eurer freigebigen Systeme eine Million nach der andern ab. — Die Kinder freuen sich auf den Harnisch der Männer, und diese weinen, daß sie nimmermehr Kinder sind. Der Strom unsers Wissens schlängelt sich rückwärts zu seiner Mündung, der Abend ist dämmerig wie der Morgen, in der nämlichen Nacht umarmen sich Aurora und Hesperus, und der Weise, der die Mauern der Sterblichkeit durchbrechen wollte, sinkt abwärts und wird wieder zum tändelnden Knaben. Nun, Edwin! Rechtfertigen Sie den Töpfer gegen den Topf; antworten Sie, Edwin!

Edwin. Der Töpfer ist schon gerechtfertigt, wenn der Topf mit ihm rechten kann.

Wollmar. Antworten Sie!

Edwin. Ich sage: wenn sie auch die Insel verfehlt, so ist doch die Fahrt nicht verloren.

Wollmar. Etwa das Auge an den malerischen Landschaften zu weiden, die zur Rechten und Linken vorbeifliegen, Edwin?

---

[1] „Man sieht sie einzeln, hier und da, im weiten Strudel schwimmen." Virgils „Äneis" I, 118.

Und darum in Stürmen herumgeworfen zu werden, darum an spitzigen Klippen vorbeizuzittern, darum in der wogenden Wüste einem dreifachen Tode um den Rachen zu schwanken! — Reden Sie nichts mehr! mein Gram ist beredter als Ihre Zufriedenheit.

Edwin. Und soll ich darum das Veilchen unter die Füße treten, weil ich die Rose nicht erlangen kann? Oder soll ich diesen Maitag verlieren, weil ein Gewitter ihn verfinstern kann? Ich schöpfe Heiterkeit unter der wolkenlosen Bläue, die mir hernach seine stürmische Langeweile verkürzt. Soll ich die Blume nicht brechen, weil sie morgen nicht mehr riechen wird? Ich werfe sie weg, wenn sie welk ist, und pflücke ihre junge Schwester, die schon reizend aus der Knospe bricht.

Wollmar. Umsonst! Vergebens! Wohin nur ein Samenkorn des Vergnügens fiel, sprossen schon tausend Keime des Jammers. Wo nur eine Thräne der Freude liegt, liegen tausend Thränen der Verzweiflung begraben. Hier an der Stelle, wo der Mensch jauchzte, krümmten sich tausend sterbende Insekte. In ebendem Augenblick, wo unser Entzücken zum Himmel wirbelt, heulen tausend Flüche der Verdammnis empor. Es ist ein betrügliches Lotto; die wenigen armseligen Treffer verschwinden unter den zahllosen Nieten. Jeder Tropfe Zeit ist eine Sterbeminute der Freuden, jeder wehende Staub der Leichenstein einer begrabenen Wonne. Auf jeden Punkt im ewigen Universum hat der Tod sein monarchisches Siegel gedrückt. Auf jeden Atomen les' ich die trostlose Aufschrift: „Vergangen!"

Edwin. Und warum nicht: „Gewesen"? Mag jeder Laut der Sterbegesang einer Seligkeit sein — er ist auch die Hymne der allgegenwärtigen Liebe. — Wollmar, an dieser Linde küßte mich meine Juliette zum ersten Mal.

Wollmar (heftig davongehend). Junger Mensch! Unter dieser Linde hab' ich meine Laura verloren.

(Vielleicht Fortsetzungen.) K.

2. Der Jüngling und der Greis.

Versuch eines Nichtstudierten.

Selim. Wie der Strom in der Ferne braust, während der Sturm sich sammelt! Ein begeisterndes Getöse, eine Thatenahnung; Almar, die Seele schwillt mir.

Almar. Jüngling, warum weilt dein Auge nicht lieber an jener noch heiteren Strecke des Himmels, dein Ohr nicht am sanften Gemurmel dieser Quelle?

Selim. Oft war Ruhe meine Sehnsucht, ich nannte mich thöricht, nach Phantomen zu jagen, die gleich den Hydraköpfen bei ihrem Untergang wiederum gefährlicher hervorschießen. Aber, o Almar! was sind wir für zweideutige Geschöpfe! Ruhe ist nicht die Bestimmung unserer Natur, unaufhaltsam lispelt und ruft eine geheime Stimme nach unbekannten, dunklen Szenen. Unter grauen Haaren würd' ich mich feige schelten, hätt' ich, gleitend ins unbekannte Land, nur die Hälfte meines Wegs zurückgelegt, indessen vorwärts und um und um Regionen blüheten, die ich öde gelassen.

Almar. Ich bedaure dich, mein Lieber! Dein Kopf ist noch von Romanen erhitzt, deine Ideen von Bestimmung und Thätigkeit sind Irrwische. Sieh! die Natur läßt überall Rosengebüsche wachsen und lehrt die Unschuld ihren frohen Gesang; werden glänzende Trophäen oder das Triumphgetön der Trompete unser Leben besser verherrlichen als jenes? Deine eitlen Wünsche, glaub' es einem Greisen, sind nicht in dir entsprossen, und ein Traum wird dich verzehren.

Selim. Eine Moral, die ich oft gehört habe, die aber allein für dich paßt, in deiner sich neigenden Natur entspringt; verzeihe mir dieses Wort, mein Vater! Bist du glücklich, Almar? Wünschest du nichts mehr?

Almar. Ich bin glücklicher, weil ich genügsamer worden bin.

Selim. Armer! dies ist dein Glück, daß du nicht siehst, was du am Tausche verlorst. Du bückst dich nicht mehr nach der Blume, weil deine Nerven starr worden sind. Du wähnst dich glücklich, weil du es nicht mehr in einem hohen Grade sein kannst.

Laß mich warm davon reden: ich zittre vor dem Augenblick, wo ich ohne Wunsch und Hoffnung entschlummern und erwachen müßte. Unaufhaltsames Streben ist das Element der Seele. Beim Worte Genügsamkeit zersplittern die Stufen in der unendlichen Leiter der Wesen. Dieser Durst, diese Unruhe, mein Schmerz über meine Schwachheit entschleiert meine Hoheit. Ich weine, nur ein Mensch zu sein; ich jauchze, ein Gott sein zu können.

Almar. Und du bist nur ein Sklav'. Sieh die Fläche des Flusses: er ist jedem Säuseln preisgegeben, und der Wind jagt ihn über die Ufer.

Selim. Aber ohne Säuseln und ohne Sturm würden seine Wasser verderben. Es gibt Minuten, wo mein Geist stillen Gewässern gleicht; kein wohlthätiger Wind vermag das drückende Gleichgewicht auseinander zu schaukeln, der Puls der Natur macht eine Pause; gekrümmt über mich selbst, winde ich mich rastlos wie einer, der im Grab erwacht; ein Insekt erbittert mich: ich suche dann mit Gewalt mein Leben wieder, ich vegetiere in einem hohen Grade, ich schwelge.

Almar. Du sprichst so viel von Wünschen und Streben; wo bleibt dann dein Genuß? Nach deinen Paradoxen wird dessen Fülle wohl ein Unglück sein.

Selim. Allerdings, wenn sie anhaltend wäre. Wenn du's überlegst, ist nur die Ahnung, die Hoffnung des Genusses die Würze des Vergnügens; der Genuß selbst ist sein Tod. Im Arme des schönsten Mädchens bin ich am meisten zu bedauren, wenn ich am nächsten der höchsten Wonne bin. Dieses scheint mir das schönste Vorrecht des Menschen zu sein und ein wesentlicher Unterschied vom Tiere. Ich wünsche und ahne den Genuß und bin glücklich. Dem Tiere behagt es bloß, wenn es genießt.

Almar. Jetzt ertappe ich dich auf einem Widerspruch. Du jagst einem Ziele nach, das du zu erreichen fürchtest.

Selim. Ich fürchte es nicht; aber die Seele hört auf zu glühen, die Schwingen der Imagination sinken am Ziele, der Zauber verschwindet, der Tumult von Associationen macht der dringenden, lauten Wirklichkeit Platz; die Seele ist dann am meisten leidend und am wenigsten glücklich. Ich fürcht' es nicht, Almar,

weil neue, erhabnere Ziele mir wieder entgegenwinken; meine Laufbahn ist die Ewigkeit. Durch die Hoheit und Zahl meiner Wünsche werd' ich mich in der Geister Gewühl stehlen, die nach der Gottheit hinzücken.

Almar. Halt' ein, Schwärmer! nun hab' ich dich, wo ich wünschte; du sagtest, der Zauber verschwinde am Ziele deines Wunsches; du hast also ein leeres Phantom verfolgt.

Selim. Aber der Weg war nicht verloren[1], und laß es auch Phantomen sein, wenn nur mein Schöpfer mir eine glühende Seele nach ihnen gab. Wehe dem Frechen, der mit frevelnder Hand den Schleier wegzieht von diesem magischen Tumult! Er kommt dem Alter in diesem traurigen Vorrecht zuvor. Elysium sinkt ihm zu einem Küchengarten herab.

Almar. Lebe wohl, Träumer! das nächste Mal werd' ich reden, und du wirst mir antworten, wenn du unterdessen auf deinem Fluge in keinen Sumpf stürzest. Ich gehe in meinen Garten, um mich am wiederkehrenden milden Sonnenschein zu weiden.

Selim. Ich weine, Elysium zu ahnen und nicht zu finden. Du lächelst noch aus Lust; aber für Lust weinst du nicht mehr.

Schstn.

---

3. Eine großmütige Handlung aus der neuesten Geschichte.

Schauspiele und Romanen eröffnen uns die glänzendsten Züge des menschlichen Herzens; unsre Phantasie wird entzündet, unser Herz bleibt kalt; wenigstens ist die Glut, worein es auf diese Weise versetzt wird, nur augenblicklich und erfriert fürs praktische Leben. In dem nämlichen Augenblick, da uns die schmucklose Gutherzigkeit des ehrlichen Puffs[2] bis beinahe zu Thränen rührt, zanken wir vielleicht einen anklopfenden Bettler mit Ungestüm ab. Wer weiß, ob nicht ebendiese gekünstelte Existenz in einer idealischen Welt unsre Existenz in der wirklichen untergräbt? Wir schweben hier gleichsam um die zwei äußersten Enden der

---

[1] Vgl. oben, S. 9,31–32 Edwins Worte.

[2] Eine Person in dem Roman „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen", von Johann Timotheus Hermes. Vgl. Bd. IX, S. 127, Anm. 4.

Moralität, Engel und Teufel, und die Mitte — den Menschen — lassen wir liegen.

Gegenwärtige Anekdote von zween Deutschen — mit stolzer Freude schreib' ich das nieder — hat ein unabstreitbares Verdienst: sie ist wahr. Ich hoffe, daß sie meine Leser wärmer zurücklassen werde als alle Bände des Grandison und der Pamela.[1]

Zwei Brüder, Baronen von Wrmb.[2], hatten sich beide in ein junges, vortreffliches Fräulein von Wrthr. verliebt, ohne daß der eine um des andern Leidenschaft wußte. Beider Liebe war zärtlich und stark, weil sie die erste war. Das Fräulein war schön und zur Empfindung geschaffen. Beide ließen ihre Neigung zur ganzen Leidenschaft aufwachsen, weil keiner die Gefahr kannte, die für sein Herz die schrecklichste war: seinen Bruder zum Nebenbuhler zu haben. Beide verschonten das Mädchen mit einem frühen Geständnis, und so hintergingen sich beide, bis ein unerwartetes Begegnis ihrer Empfindungen das ganze Geheimnis entdeckte.

Schon war die Liebe eines jeden bis auf den höchsten Grad gestiegen, der unglückseligste Affekt, der im Geschlechte der Menschen beinah' so grausame Verwüstungen angerichtet hat als sein abscheuliches Gegenteil, hatte schon die ganze Fläche ihres Herzens eingenommen, daß wohl von keiner Seite eine Aufopferung möglich war. Das Fräulein, voll Gefühl für die traurige Lage dieser beiden Unglücklichen, wagte es nicht, ausschließend für einen zu entscheiden, und unterwarf ihre Neigung dem Urteil der brüderlichen Liebe.

Sieger in diesem zweifelhaften Kampf der Pflicht und Empfindung, den unsre Philosophen so allzeit fertig entscheiden und der praktische Mensch so langsam unternimmt, sagte der ältere Bruder zum jüngern: „Ich weiß, daß du mein Mädchen liebst, feurig wie ich. Ich will nicht fragen, für wen ein älteres Recht entscheidet — bleibe du hier, ich suche die weite Welt, ich will

[1] „Pamela" in 4 Bänden und „Sir Charles Grandison" in 6 Bänden sind nebst „Clarissa" (8 Bände) die berühmtesten Romane Samuel Richardsons (1689–1761).

[2] Vgl. die Einleitung.

streben, daß ich sie vergesse. Kann ich das — Bruder, dann ist sie dein, und der Himmel segne deine Liebe! — Kann ich es nicht — nun dann, so geh' auch du hin und thu' ein Gleiches!"

Er verließ gählings Deutschland und eilte nach Holland — aber das Bild seines Mädchens eilte ihm nach. Fern von dem Himmelstrich seiner Liebe, aus einer Gegend verbannt, die seines Herzens ganze Seligkeit einschloß, in der er allein zu leben vermochte, erkrankte der Unglückliche, wie die Pflanze dahinschwindet, die der gewaltthätige Europäer aus dem mütterlichen Asien entführt und fern von der milderen Sonne in rauhere Beete zwingt. Er erreichte verzweifelnd Amsterdam; dort warf ihn ein hitziges Fieber auf ein gefährliches Lager. Das Bild seiner Einzigen herrschte in seinen wahnsinnigen Träumen, seine Genesung hing an ihrem Besitze. Die Ärzte zweifelten für sein Leben; nur die Versicherung, ihn seiner Geliebten wiederzugeben, riß ihn mühsam aus den Armen des Todes. Halb verwest, ein wandelndes Gerippe, das erschrecklichste Bild des zehrenden Kummers, kam er in seiner Vaterstadt an, schwindelte er über die Treppe seiner Geliebten, seines Bruders. „Bruder, hier bin ich wieder. Was ich meinem Herzen zumutete, weiß der im Himmel. — Mehr kann ich nicht." Ohnmächtig sank er in die Arme des Fräuleins.

Der jüngere Bruder war nicht minder entschlossen. In wenigen Wochen stand er reisefertig da: „Bruder, du trugst deinen Schmerz bis nach Holland. Ich will versuchen, ihn weiter zu tragen. Führe sie nicht zum Altar, bis ich dir weiter schreibe! Nur diese Bedingung erlaubt sich die brüderliche Liebe. Bin ich glücklicher als du — in Gottes Namen, so sei sie dein, und der Himmel segne eure Liebe! Bin ich es nicht — nun dann, so möge der Himmel weiter über uns richten! Lebe wohl! Behalte dieses versiegelte Päckchen, erbrich es nicht, bis ich von hinnen bin! — Ich geh' nach Batavia" — Hier sprang er in den Wagen.

Halb entseelt starrten ihm die Hinterbleibenden nach. Er hatte den Bruder an Edelmut übertroffen. Am Herzen dieses zerrten beide: Liebe und Verlust des edelsten Mannes. Das Geräusch des fliehenden Wagens durchdonnerte sein Herz. Man

besorgte für sein Leben. Das Fräulein — doch nein! davon wird das Ende reden.

Man erbrach das Paket. Es war eine vollgiltige Verschreibung aller seiner deutschen Besitzungen, die der Bruder erheben sollte, wenn es dem Fliehenden in Batavia glückte.

Der Überwinder seiner selbst ging mit holländischen Kauffahrern unter Segel und kam glücklich in Batavia an. Wenige Wochen, so übersandte er dem Bruder folgende Zeilen: „Hier, wo ich Gott dem Allmächtigen danke, hier auf der neuen Erde denk' ich Deiner und unsrer Lieben mit aller Wonne eines Märtyrers. Die neuen Szenen und Schicksale haben meine Seele erweitert; Gott hat mir Kraft geschenkt, der Freundschaft das höchste Opfer zu bringen; Dein ist — Gott! hier fiel eine Thräne — die letzte — ich hab' überwunden — Dein ist das Fräulein. Bruder, ich habe sie nicht besitzen sollen, das heißt, sie wäre mit mir nicht glücklich gewesen. Wenn ihr je der Gedanke käme, sie wäre es mit mir gewesen — Bruder! Bruder! schwer wälze ich sie auf Deine Seele. Vergiß nicht, wie schwer sie Dir erworben werden mußte! Behandle den Engel immer, wie es jetzt Deine junge Liebe Dich lehrt! Behandle sie als ein teures Vermächtnis eines Bruders, den Deine Arme nimmer umstricken werden! Lebe wohl! Schreibe mir nicht, wenn Du Deine Brautnacht feierst! Meine Wunde blutet noch immer. Schreibe mir, wie glücklich Du bist! — Meine That ist mir Bürge, daß auch mich Gott in der fremden Welt nicht verlassen wird."

Die Vermählung wurde vollzogen. Ein Jahr dauerte die seligste der Ehen. Dann starb die Frau. Sterbend erst bekannte sie ihrer Vertrautesten das unglückseligste Geheimnis ihres Busens: sie hatte den Entflohenen stärker geliebt.

Beide Brüder leben noch wirklich. Der ältere auf seinen Gütern in Deutschland, aufs neue vermählt. Der jüngere blieb in Batavia und gedieh zum glücklichen, glänzenden Mann. Er that ein Gelübde, niemals zu heiraten, und hat es gehalten.

33.

4. Merkwürdiges Beispiel einer weiblichen Rache.

(Aus einem Manuskript des verstorbenen Diderot gezogen.)

Der Marquis von A...[1] war ein junger Mann, der seinem Vergnügen lebte, liebenswürdig und angenehm, der aber übrigens so so von der weiblichen Tugend dachte. Dennoch fand sich eine Dame, die ihm ziemlich zu schaffen machte. Sie nannte sich Frau von P..., eine reiche Witwe von Stande, voll Klugheit, Artigkeit und Welt, aber stolz und von hohem Geist.

Der Marquis brach alle seine vorigen Verbindungen ab, um nur allein für diese Dame zu leben. Ihr machte er den Hof mit der größten Geflissenheit, brachte ihr alle ersinnliche Opfer, sie von der Heftigkeit seiner Neigung zu überführen, und trug ihr endlich sogar seine Hand an. Aber die Marquisin, die es noch nicht vergessen konnte, wie unglücklich ihre erste Heirat gewesen, wollte sich lieber jedem andern Ungemach des Lebens als einer zwoten aussetzen.

Diese Frau lebte sehr eingezogen. Der Marquis war ein alter Bekannter ihres verstorbenen Mannes gewesen; sie hatte ihm damals den Zutritt gestattet, und auch nachher verschloß sie ihm ihre Thüre nicht.

Die weibische Sprache der Galanterie konnte an einem Manne von Welt nicht mißfallen. Die Beharrlichkeit seiner Bewerbung, von seinen persönlichen Eigenschaften begleitet, seine Figur, seine Jugend, der Anschein der innigsten, wahrhaftigsten Liebe und dann wiederum die einsame Lebensart dieser Dame, ein Temperament, zur zärtlichen Empfindung geschaffen, mit einem Wort, alles, was ein weibliches Herz nur verführen kann, that auch hier seine Wirkung. Frau von P... ergab sich endlich nach einer monatlangen fruchtlosen Gegenwehr und dem hartnäckigsten Kampf mit sich selber. Unter den gehörigen Formalitäten eines heiligen Schwurs war der Marquis der Glückliche — er wäre es auch geblieben, hätte anders sein Herz den zärtlichen Gesinnungen, die es damals so feierlich angelobte, und die ihm so zärtlich erwidert wurden, getreu bleiben wollen.

[1] Im Original heißen die beiden Personen Marquis des Arcis und Madame de la Pommeraye.

Einige Jahre waren so hingeflossen, als es dem Marquis einfiel, die Lebensart der Dame etwas einförmig zu finden. Er schlug ihr vor, in Gesellschaft zu gehen — sie that's, Besuche anzunehmen — sie willigte ein, Tafel zu geben — auch darin gab sie ihm nach. Endlich und endlich fing ein Tag, fingen mehrere Tage an zu verstreichen, und kein A... ließ sich sehen. Er fehlte bei der Mittagtafel, beim Abendessen. Geschäfte drängten ihn, wenn er bei ihr war; er fand für nötig, seinen Besuch diesmal abzukürzen. Wenn er kam, murmelte er eins, zwei Worte, streckte sich im Sofa, ergriff etwa diese oder jene Broschüre, warf sie weg, schäkerte mit seinem Hund oder schlief zuletzt gar ein. Es wurde Abend — seine schwächliche Gesundheit riet ihm, zeitlich nach Haus zu gehen — das hatte ihm Tronchin[1] ausdrücklich befohlen — und Tronchin, das ist wahrhaftig und wahr, Tronchin ist ein unvergleichlicher Mann — und damit nahm er Stock und Hut und wischte fort, vergaß in seiner Zerstreuung auch wohl gar, Madame beim Abschied zu umarmen. Frau von P... empfand, daß sie nicht mehr geliebt ward; aber sie mußte sich überzeugen, und das machte sich ungefähr auf folgende Art:

Einmal, als sie eben abgespeist hatten, fing sie an:

„Warum so in Gedanken, Marquis?“

„Warum Sie, gnädige Frau?“

„Es ist auch wahr, und noch dazu in so traurigen.“

„Wie denn das?“

„Nichts.“

„Das ist nicht wahr, Madame! Frei heraus —“ und dabei gähnte er — „gestehen Sie mir, was ist Ihnen? — das wird uns beide aufmuntern.“

„Hätten Sie das hier so nötig?“

„Nicht doch — Sie wissen ja — man hat so gewisse Stunden —“

„Wo man verdrießlich sein muß?“

„Nein, Madame, nein, nein — Sie haben unrecht, bei meiner Ehre, Sie haben unrecht! Es ist nichts, ganz und gar nichts.

[1] Berühmter Pariser Arzt zur Zeit Ludwigs XVI.

Es gibt manchmal so Augenblicke — ich weiß selbst nicht, wie ich mich ausdrücken soll."

„Lieber Freund, schon eine Zeitlang drückt mich etwas auf dem Herzen, das ich Ihnen sagen wollte; aber immer war mir bange, es würde Sie beleidigen."

„Mich beleidigen? Sie?"

„Vielleicht — aber Gott ist mein Zeuge, daß ich unschuldig bin. Ohne meinen Willen, ohne mein Wissen hat sich das nach und nach so gegeben. Es kann nicht anders — es muß ein Fluch Gottes sein, der dem ganzen Menschengeschlecht gilt, weil auch ich — ich selbst so gar keine Ausnahme mache."

„Ah, Madame — Sie besorgen etwa — hm — und was ist es denn?"

„Was es ist? — O, ich bin unglücklich — auch Sie werd' ich unglücklich machen. — Nein, Marquis, besser, ich schweige still."

„Reden Sie frei, meine Liebe! Sollten Sie vor mir Geheimnisse haben? Sollten Sie nicht mehr wissen, daß es die erste Bedingnis unsrer Vertraulichkeit war, einander nichts zu verschweigen?"

„Das eben ist's, was mir Kummer macht. Was Sie mir jetzt vorwerfen, Marquis, hat noch vollends gefehlt, meine Strafbarkeit aufs höchste zu treiben. — Finden Sie nicht, daß meine vorige Munterkeit ganz dahin ist? Ich habe keine Lust zum Essen und Trinken mehr. Auch sogar schlafen mag ich nicht mehr. Unser vertrauter Umgang fängt nachgerade an, mir zuwider zu werden. Oft um Mitternacht frage ich mich selbst: Ist er denn nicht mehr so liebenswürdig? — Er ist, wie er war. — Hast du Ursache, dich über ihn zu beklagen? — Nicht die mindeste. — Vielleicht besucht er verdächtige Häuser? — Nichts weniger. — Oder findest du ihn vielleicht minder zärtlich als ehedem? — Ganz und gar nicht. — Aber wenn dein Freund noch der alte ist, so müßtest du ja verwandelt sein? — Du bist's, o gestehe dir's, du bist's. Da ist kein Funke der Sehnsucht mehr, mit der du sonst ihn erwartetest, kein Schatten der Freude mehr, womit du ihn damals empfingest, keine Spur der süßen Beklemmung mehr, wenn er ausblieb, der süßern Aufwallung, wenn er wiederkam, wenn

du hörtest seiner Tritte Klang, wenn man ihn meldete, wenn er hereintrat. — O, das alles ist vorbei — es ist dahin, er ist dir fremder geworden."

„Wie, Madame?"

Hier drückte die Dame beide Hände vors Gesicht, ließ den Kopf herabsinken und schwieg eine Zeitlang still. Endlich sagte sie wieder:

„Ich weiß, was Sie mir antworten können; ich bin darauf gefaßt, Sie erstaunt zu sehen, mir das Bitterste von Ihnen sagen zu lassen. Aber schonen Sie, Marquis — doch nein, nein, schonen Sie nicht! Sagen Sie mir alles! Ich hab' es verdient. Ich muß mir's gefallen lassen. Ja, lieber Marquis, so ist es — es ist wahr — aber ist es nicht schrecklich genug, daß es so weit kommen mußte — sollte ich auch noch zu der Schande herabgesunken sein, Ihnen geheuchelt zu haben? Sie sind, was Sie waren, aber ich bin die nämliche nicht mehr. Noch zwar verehr' ich Sie, verehre Sie so sehr und mehr noch als ehedem, aber — aber eine Frau, wie Sie mich kennen, eine Frau, die gewohnt ist, die geheimsten Regungen ihres Herzens zu prüfen, sich nirgends zu täuschen, diese Frau kann sich nicht mehr verhehlen, daß die Liebe daraus geflohen ist. Dieses Bekenntnis — o, ich fühl' es — es ist das entsetzlichste, aber dennoch nicht minder wahr. Ich eine Wankelmütige, eine Lügnerin! Wüten Sie aus, lieber Marquis! Verwünschen Sie mich, verdammen Sie mich, brandmarken Sie mich mit den verhaßtesten Namen! Ich hab' es selbst schon gethan. Alles, alles kann ich von Ihnen anhören, nur das Einzige nicht, daß ich heuchle; denn das verdien' ich nicht."

Hier drehte sich Frau von P... im Sofa herum und fing laut an zu weinen.

Der Marquis warf sich ihr zu Füßen.

„Treffliche Frau! Göttliche Frau! Frau, wie man keine mehr finden wird! Ihre Freimütigkeit, Ihre Rechtschaffenheit beschämen mich, rühren mich — ich möchte vor Scham sterben. Wie groß stehen Sie in diesem Augenblick neben mir; wie klein steh' ich neben Ihnen! Sie haben den Anfang gemacht, zu bekennen — ich machte den Anfang, zu fehlen. Ihre Offenherzigkeit reißt

mich hin — ein Ungeheuer müßt' ich sein, wenn ich einen Augenblick anstünde, sie zu erwidern. Ja, Madame, ich kann es nicht leugnen, die Geschichte Ihres Herzens ist Wort für Wort auch die Geschichte des meinigen. Alles, alles, was Sie sich gesagt haben, hab' ich auch mir gesagt. Doch ich duldete und schwieg — hätte vielleicht noch lange geschwiegen — hätte vielleicht nie den Mut gehabt, mich zu erklären."

„Ist das wirklich wahr, Marquis?"

„Wahr, Madame, und wir können uns also beide Glück wünschen, daß wir zu gleicher Zeit über eine Leidenschaft Meister wurden, die so vergänglich wie die unsrige war."

„In der That, Marquis, ich würde sehr zu beklagen sein, wenn meine Liebe später erloschen wäre als die Ihrige."

„Sie können sich darauf verlassen, Madame — ich war der erste, bei dem sie aufhörte."

„Wirklich, mein Herr? Ich fühle so etwas."

„O meine beste Marquisin! Noch nie fand ich Sie so reizend, so liebenswürdig, so schön als in dem jetzigen Augenblick. Machten mich meine bisherigen Erfahrungen nicht schüchtern, wer weiß, ob ich Sie nicht heftiger lieben würde als jemals."

Er nahm, indem er dies sagte, ihre beiden Hände und küßte sie lebhaft. Frau von P . . . unterdrückte den tödlichen Gram, der ihr Herz zerriß, und nahm das Wort:

„Aber was nun anfangen, Marquis? Wir beide, dächte ich, hätten uns keinen Betrug vorzuwerfen. Sie haben noch die nämlichen Ansprüche auf meine Achtung wie ehedem; auch ich hoffe, mein Recht auf die Ihrige nicht ganz vergeben zu haben. Wollen wir fortfahren, uns zu sehen? Wollen wir unsre Liebe in die zärtlichste Freundschaft verwandeln? Das wird uns künftig alle die traurigen Auftritte ersparen, alle die kleinen Treulosigkeiten, alle die kindischen Neckereien, all den mutwilligen Humor, der eine flüchtige Leidenschaft zu begleiten pflegt. Wir werden das einzige Beispiel in unserer Gattung sein. Sie haben Ihre vorige Freiheit wieder, mir geben Sie die meinige zurück. So reisen wir zusammen durch die Welt. Sie machen mich bei jeder neuen Eroberung zu Ihrer Vertrauten, ich werde Ihnen

kein Geheimnis aus den meinigen machen — versteht sich, wenn ich welche erlebe; denn ich fürchte sehr, lieber Marquis, daß Sie mich in dem Punkt ein klein wenig scheu gemacht haben. Und so müßt' es denn ganz unvergleichlich gehen. Sie unterstützen mich zuweilen mit Ihrem Rat, ich Sie mit dem meinigen. — Und am Ende, wer weiß, was geschehen kann?"

„Allerdings, Madame, und es ist dann so gut als schon ausgemacht, daß Sie bei jeder Vergleichung gewinnen, daß ich von Tag zu Tag wärmer und zärtlicher zu Ihnen zurückkehre, daß mich zuletzt alles, alles wird überwiesen haben, die Marquisin von P . . . sei die einzige Frau, die mich glücklich machen kann. Und wenn ich dann wieder umkehre, so ist es auch heilig gewiß, daß Sie mich zeitlebens in Ihren Banden behalten."

„Wie aber, wenn Sie bei Ihrer Wiederkehr mich nicht mehr fänden? Denn Sie wissen ja, man ist oft wunderlich, Marquis; der Fall könnte kommen, daß mich Eigensinn — Laune — Leidenschaft für einen andern anwandelte, der nicht einmal so viel in Ihren Augen gälte."

„Allerdings würde mich das kränken, Madame. Aber beklagen dürfte ich mich darum nie. Ich müßte mich einzig und allein an das Schicksal halten, das uns trennte, weil es wollte, und uns wiederzuvereinigen wissen wird, wenn das so sein soll."

Auf dieses Gespräch folgte eine langweilige Predigt über den Unbestand des menschlichen Herzens, über die Nichtigkeit der Schwüre, über den Zwang der Ehen. Nach kurzen Umarmungen schieden beide voneinander.

So groß der Zwang gewesen, den sich die Dame in Gegenwart ihres Liebhabers auflegen mußte, so fürchterlich war der Ausbruch ihres Schmerzens, als er fortgegangen war.

„Also ist es wahr", schrie sie laut aus, „es ist mehr als zu wahr, er liebt mich nicht mehr!" — Nachdem ihre ersten Aufwallungen vorüber waren und sie in stiller Wut über dem erlittenen Schimpfe gebrütet hatte, beschloß sie eine Rache, die ohne Beispiel war, eine Rache zum Schrecken aller Männer, die sich gelüsten lassen, eine Frau von Ehre zu betrügen; und diese Rache führte sie aus.

Die Marquisin hatte ehemals mit einer gewissen Frau aus der Provinz in Bekanntschaft gestanden, die eines Prozesses wegen mit ihrer Tochter, einem Mädchen von großer Schönheit und guter Erziehung, nach Paris gezogen war. Jetzt hatte sie erfahren, daß diese Frau mit ihrem Prozeß ihr ganzes Vermögen verloren hatte und dahin gebracht worden war, ein Haus der Freude zu unterhalten. Man kam da zusammen, man spielte, man speiste zu Abend, und gemeiniglich blieb einer oder zwei von den Gästen die Nacht über dort, mit Mutter oder Tochter, wie er nun Lust hatte, sich ein Vergnügen zu machen.

Die Marquisin ließ durch einige Bediente diesen Weibspersonen nachspüren; sie wurden ausfindig gemacht und zur Frau von P... — ein Name, den sie sich kaum noch zurückrufen konnten — auf einen Besuch gebeten. Die Frauenzimmer, welche sich zu Paris für eine Madame und Mademoiselle Aisnon ausgaben, nahmen die Einladung mit Vergnügen an. Gleich den andern Morgen fand sich die Mutter bei der Marquisin ein, welche das Gespräch sogleich auf ihre jetzige Lebensart zu lenken wußte.

„Frei heraus, gnädige Frau", antwortete die Alte, „wir leben von einem Handwerk, das leider sehr wenig einträgt, gefährlich und mißlich und noch obendrein eins von den schimpflichsten ist. Mir selbst ist es noch dazu in den Tod zuwider; aber Not bricht Eisen, wie das Sprichwort sagt. Ich war schon halbwegs entschlossen, meine Tochter bei der Opera anzubringen; aber ihre Stimme taugt höchstens für eine Kammersängerin, und außerdem tanzt sie schlecht. Auch habe ich sie, während meines Prozesses und auch nachher, bei den Vornehmen dieser Stadt, bei den obrigkeitlichen Personen, bei den Pächtern und geistlichen Herren herumgeführt der Reihe nach; aber die Herren, wie das nun geht, akkordierten immer nur auf eine Zeit lang, und am Ende blieb sie mir denn so sitzen. Nicht etwa, meine gnädige Frau, als ob sie nicht schön wäre wie ein Engel — auch fehlt es ihr weder an Verstand noch Manieren; aber der eigentliche Pfiff für das Gewerbe mangelt ihr ganz und gar und alle die kleinen Kunstgriffchen, die man anwenden muß, das Männervolk in Atem zu halten."

„Sind Sie denn sehr bekannt hier?" frug die Marquisin.

„Leider Gottes nur zu sehr!" sagte die Alte.

„Und, wie ich merke, scheinen Sie beide wenig Lust und Liebe zu Ihrem Gewerbe zu haben?"

„Ganz und gar nicht, und am wenigsten meine Tochter, die mir ohne Aufhören in den Ohren liegt, sie davon wegzunehmen oder lieber ums Leben zu bringen. Obendrein hat sie noch ihre melancholischen Stunden, wo sie vollends gar nicht zu brauchen ist."

„Wenn ich mir also zum Beispiel in den Kopf setzen wollte, Ihr Schicksal auf eine glänzende Art zu verbessern, würden Sie mir wohl beide wenig Schwierigkeiten machen?"

„Das meint' ich auch."

„Aber die Frage ist, ob Sie mir werden versprechen können, allen Vorschriften, die ich für gut finden könnte, Ihnen zu geben, mit der strengsten Genauigkeit nachzuleben?"

„Darauf können Sie zählen, Madame. So hart sie auch sein mögen."

„Und Ihr Gehorsam ist mir also gewiß, so oft es mir einfallen wird, zu befehlen?"

„Wir werden mit Ungeduld darauf warten."

„Das ist gut. Jetzt, Madame, gehen Sie nach Hause! Sie sollen gleich meine fernern Verfügungen hören. Unterdessen schaffen Sie alles fort, was Sie an Hausgerät haben; auch Ihre Kleider schaffen Sie fort, die besonders, welche von frecher oder schreiender Farbe sind. Das alles würde mir nur meinen Anschlag vereiteln."

Jene ging. Frau von P . . . warf sich in den Wagen und ließ sich in die Vorstädte fahren, welche ihr von der Wohnung der Aisnon am weitsten entlegen schienen. Hier mietete sie, nicht weit von der Pfarrkirche, eine schlechte Wohnung in einem ehrbaren Bürgerhause und ließ solche auf das sparsamste möblieren. Dahin lud sie die beiden Aisnon, übergab ihnen Haus und Wirtschaft und legte ihnen einen schriftlichen Aufsatz von den Lebensregeln vor, die sie künftighin zu befolgen hatten. Sie waren folgende:

„Auf keinen öffentlichen Spaziergang gehen Sie mehr; denn es liegt daran, daß Sie von niemand entdeckt werden.

„Sie nehmen keine Besuche an, auch selbst aus Ihrer Nachbarschaft nicht; denn es muß das Ansehen haben, als hätten Sie der Welt gänzlich entsagt.

„Gleich von dem morgenden Tag an müssen Sie andächtige Kleider tragen.

„Zu Hause werden keine andre als geistliche Bücher geduldet, daß Sie ja keinem Rückfall sich aussetzen.

„Ihrem Gottesdienst müssen Sie jeden Werk= und Feiertag mit brünstigem Eifer obliegen.

„Sie müssen dahin trachten, daß Sie sich in das Sprachzimmer dieses oder jenes Klosters Eingang verschaffen. Die Plaudereien der Mönche können von Nutzen für Sie werden.

„Mit dem Pfarrherrn und den übrigen Geistlichen müssen Sie genau bekannt werden; der Fall könnte kommen, daß man ein Zeugnis von ihnen verlangte.

„Des Monats müssen Sie wenigstens zweimal zur Beichte und zum Abendmahl gehen.

„Ihren Familiennamen nehmen Sie wieder an, weil er ehrbarer ist und Nachfrage deswegen geschehen könnte.

„Von Zeit zu Zeit streuen Sie kleine Almosen aus; aber ich verbiete Ihnen schlechterdings, welche anzunehmen. Man soll Sie weder für reich noch für dürftig halten.

„Zu Hause beschäftigen Sie sich mit Nähen, Stricken, Spinnen und Sticken, und Ihre Arbeiten verkaufen Sie dann in ein Armenhaus.

„Ihre Lebensordnung sei äußerst mäßig. Einige schmale Portionen aus dem Gasthaus sind alles, was ich Ihnen erlauben kann.

„Die Tochter geht nie ohne die Mutter, die Mutter nie ohne die Tochter aus. Überhaupt, wo Sie Gelegenheit finden, etwas Erbauliches zu thun, ohne daß es Kosten verursacht, so unterlassen Sie es nie.

„Aber einmal für allemal: weder Pfaffen noch Mönche noch fromme Brüder in Ihren vier Pfählen.

„Gehen Sie über die Gasse, so schlagen Sie die Augen jederzeit sittsam zu Boden. In der Kirche sehen Sie nirgends hin als auf Gott.

„Ich will gern glauben, daß diese Einschränkung hart ist. Aber in die Länge kann sie nicht dauern, und die Entschädigung wird außerordentlich sein. Gehen Sie nun mit sich selbst zu Rat. Wenn Sie besorgen, daß Ihre Kräfte diesen Zwang nicht aushalten, so gestehen Sie es jetzt frei heraus — es kann mich weder beleidigen noch befremden. Ich vergaß vorhin, noch anzumerken, daß es sehr wohlgethan sein würde, wenn Sie sich die Sprache der Mystiker angewöhnten und die Redensarten der Heiligen Schrift recht geläufig machten. Bei jeder Gelegenheit lassen Sie Ihren Groll gegen die Weltweisen aus, und Voltairen erklären Sie für den Antichrist.

„Nunmehr leben Sie wohl! Hier in Ihrem Hause werden wir uns schwerlich wiedersehen. Ich bin ja nicht würdig, mit so heiligen Frauen in Gesellschaft zu leben. Doch seien Sie deswegen unbesorgt. Sie sollen mich desto öfter in der Stille besuchen, und dann wollen wir das Verlorene bei verschlossenen Thüren hereinbringen. Aber, um was ich Sie bitte, sehen Sie ja zu, daß Sie mir über dem Heiligthun nicht im Ernst heilig werden. Die Auslage für Ihre kleine Wirtschaft wird meine Sorge sein. Glückt unser Anschlag, so bedörfen Sie meines Beistandes nicht wieder. Sollte er, ohne Ihre Verschuldung, mißlingen, so habe ich Vermögen genug, Ihr Schicksal erträglich zu machen, und unendlich erträglicher, als dasjenige war, dem Sie jetzt mir zu Gefallen entsagen. Aber vor allen Dingen — Gehorsam, blinden, unumschränkten Gehorsam gegen meine Befehle, oder ich kann Ihnen weder für jetzt noch fürs Künftige stehen."

Unter der Zeit, daß unsere zwo Andächtige nach Vorschrift die Welt erbauten und der gute Geruch ihrer Heiligkeit sich ringsum verbreitete, fuhr Frau von P . . . nach ihrer Gewohnheit fort, jeden äußerlichen Schein von Achtung und vertraulicher Freundschaft gegen den Marquis zu beobachten. Willkommen, so oft er sich sehen ließ, nie mürrisch oder ungleich von ihr empfangen, selbst dann nicht, wenn er sich lange hatte vermissen lassen, kramte

er alle seine kleinen Abenteuer bei ihr aus, welche sie mit der unbefangensten Lustigkeit anhörte. In jeder Verlegenheit schenkte sie ihm ihre Teilnehmung, ihren Rat; unter der Hand ließ sie auch ein Wort von Verheiratung fallen, jedoch immer mit dem Tone der uneigennützigsten Freundschaft, der auf sie selbst nicht die geringste Beziehung zu haben schien. Wandelte es den Marquis in gewissen Augenblicken an, galant gegen sie zu sein und ihr etwas Schmeichelhaftes zu erweisen — Dinge, worüber man bei Frauenzimmern von so genauer Bekanntschaft sich nie ganz hinwegsetzen kann — so antwortete sie mit einem Lächeln oder schien gar nicht einmal darauf merken zu wollen. Ein Freund wie er, behauptete sie dann, reiche zur Glückseligkeit ihres Lebens hin, ihre erste Jugend wäre vorüber, ihre Leidenschaften ausgelöscht.

„Wie, Madame!" antwortete er voll Verwunderung, „Sie sollten mir also nichts mehr zu beichten haben?"

„Nicht das Mindeste mehr."

„Auch von dem kleinen Grafen nichts, der mir sonst so gefährlich war?"

„Diesem habe ich meine Thüre verschlossen. Ich seh' ihn nimmermehr."

„Das ist aber wunderlich, Madame! und warum denn?"

„Weil er mir zuwider ist."

„Gestehen Sie, Madame, gestehen Sie! Ich lese in Ihrem Herzen. Sie lieben mich noch immer?"

„Das könnte wohl sein."

„Und zählen auf meine Wiederkehr?"

„Warum sollt' ich nicht dürfen?"

„Und wenn mir also das Glück — oder das Unglück? — begegnete, rückfällig in meiner Liebe zu werden, würden Sie sich ohne Zweifel nicht wenig darauf zu gute thun, über meine vorige Unart einen Schleier zu ziehen?"

„Sie haben eine große Meinung von meiner Gefälligkeit."

„O, Madame, nach dem, was Sie bereits schon gethan haben, traue ich Ihnen jede Heldenthat zu."

„Das soll mir unendlich lieb sein."

„Auf Ehre, Madame, Sie sind eine gefährliche Frau. Das ist ausgemacht.“

So standen die Sachen noch, als schon der dritte Monat verstrichen war. Endlich glaubte die Dame, daß der Zeitpunkt erschienen sei, ihre Federn einmal spielen zu lassen. An einem schönen Sommertag, wo der Marquis bei ihr zu Mittag erwartet wurde, befahl sie den beiden Aisnon, im königlichen Garten spazieren zu gehen. Der Marquis erschien bei der Tafel, man trug früher auf als gewöhnlich, man speiste kostbarer, die Unterhaltung war die munterste. Nach Tische brachte die Dame einen kleinen Spaziergang in Vorschlag, wenn anders der Marquis nichts Wichtigeres darüber versäumte. Es traf sich gerade, daß an eben dem Tag weder Schauspiel noch Opera war. Dies gab Gelegenheit, daß der Marquis zuerst auf den Einfall kam, das königliche Kabinett zu besehen. Nichts konnte der Dame willkommener sein. Die Bestellung wird gemacht ohne Zeitverlust. Die Pferde sind vorgespannt. Man wirft sich in den Wagen. Man eilt nach dem Garten und findet sich auf einmal in einem Gedränge von Welt, begafft alles und sieht nichts, wie das gemeiniglich zu geschehen pflegt.

Nachdem beide das königliche Kabinett verlassen hatten, mischten sie sich unter die andern Spazierenden. Der Weg führte sie durch eine Allee nach der Baumschule, wo Frau von P . . . auf einmal ein lautes Geschrei erhub. „Sind sie’s? Sie sind’s! Nein, ich täusche mich nicht! Es sind wirklich dieselben!“ Und mit den Worten entspringt sie dem Marquis und fliegt unsern beiden frommen Schwestern entgegen. Die junge Aisnon war heute zum Bezaubern; der bescheidene Anzug erlaubte es den Blicken, ganz in das Anschauen der Person hinzuschmelzen.

„Ah! sind Sie es, Madame?“

„Ich bin’s. Ja freilich. Und wie leben Sie denn? Und wie ist es Ihnen die ganze lange Ewigkeit her ergangen?“

„Sie wissen unser Unglück, Madame. Was war zu thun? Wir haben uns eingeschränkt, haben uns nach der Decke gestreckt, weil wir mußten, und einer Welt Lebewohl gesagt, in welcher wir mit dem vorigen Anstand nicht mehr auftreten konnten.“

„Aber mich zu verlassen, mich, die doch auch nicht mehr zu der Welt gehört und sie nachgerade so abgeschmackt findet, als sie es auch in der That ist! Das war nicht artig, meine Kinder.“

„Mißtrauen, gnädige Frau, ist von jeher die Begleitung des Unglücks gewesen. Die Unwürdigen fürchten so gern, überlästig zu sein —“

„Überlästig? Sie mir? Wissen Sie auch, daß ich Ihnen das mein Lebenlang nicht mehr vergeben werde?“

„Mir geben Sie die Schuld nicht, gnädige Frau! Wohl hundertmal habe ich die Mama an Sie erinnert. Aber da hieß es immer: Frau von P . . .? Laß es gut sein, meine Tochter! An uns denkt kein Mensch mehr.“

„Wie ungerecht! Aber setzen wir uns! Lassen Sie uns den Handel gleich auf der Stelle ausmachen! — Hier, meine Freundinnen. Der Marquis von A . . ., ein sehr guter Freund von mir, und der uns nicht im mindesten stören wird. — Aber sieh doch, wie Mademoiselle groß geworden ist, wie schön, seitdem wir uns das letzte Mal sahen!“

„Das danken wir unsrer Armut, Madame, die wenigstens unsre Gesundheit behütet. Schauen Sie ihr in die Augen, betrachten Sie diese Arme! Das können Ordnung und Mäßigkeit, Schlaf und Arbeit und ein gutes Gewissen, und das ist auch nichts Kleines, gnädige Frau.“

Man setzte sich, man plauderte vertraulich zusammen. Die ältere Aisnon sprach gut, die jüngere wenig. Beide beobachteten den Ton der geistlichen Demut, doch ohne sich zu zieren oder zu übertreiben. Lange vorher, eh' es noch Abend wurde, machten die beiden frommen Schwestern den Aufbruch. Man drang in sie, zu bleiben, man stellte vor, daß es noch hoch am Tage wäre; aber die Mutter lispelte der Marquisin — ziemlich laut, versteht sich — in das Ohr, daß sie noch eine Andachtsübung zu verrichten hätten, die sie niemals versäumten. Sie waren schon eine ziemliche Strecke voneinander, als Frau von P . . . sich auf einmal besann, nicht nach ihrer Wohnung gefragt zu haben. Gleich sprengte der Marquis zurück, dieses Versehen wieder gut zu machen. Die Adresse der gnädigen Frau ward mit Bereitwillig-

keit angenommen; aber alle Bemühungen des Marquis waren umsonst, die ihrige zu erfragen. Er hatte nicht einmal den Mut, ihnen seinen Wagen anzubieten — ein Umstand, der ihm doch, wie er der Frau von P . . . nachher selbst gestand, oft genug auf der Zunge schwebte.

Sein Erstes war, daß er sich bei der Marquisin umständlicher erkundigte, wer denn eigentlich diese Frauenzimmer wären. „Zwei Geschöpfe", war die Antwort, „die wenigstens glücklicher sind als Sie und ich. Sahen Sie die blühende Gesundheit? die Heiterkeit auf ihrem Angesicht? die Unschuld, die Sittsamkeit in ihren Reden? Dergleichen erlebt man nicht, sieht man nicht, hört man in unsern Zirkeln nicht. Wir bedauren die Andächtigen, die Andächtigen bedauren uns, und am Ende — wer weiß, ob sie unrecht haben?"

„Aber ich bitte Sie, Madame, Sie werden doch nicht selbst eine Betschwester werden wollen?"

„Warum das nicht?"

„Ich beschwöre Sie, Madame — ich will doch nicht hoffen, daß unser Bruch, wenn es ja einer sein soll, Sie bis zu der Raserei führen werde?"

„Also sähen Sie es lieber, wenn ich dem kleinen Grafen meine Thüre wieder öffnete?"

„Tausendmal lieber."

„Und rieten mir's am Ende wohl noch selbst an?"

„Ohne Bedenken."

Frau von P . . . erzählte dem Marquis, was sie von dem Herkommen und den Schicksalen ihrer Freundinnen wußte, und mischte so viel Interesse, als nur möglich war, in diese Geschichte. Endlich setzte sie hinzu:

„Sie finden hier zwei weibliche Geschöpfe, wie man wenige finden wird, vorzüglich aber die Tochter. Eine Gestalt, wie das Mädchen sie hat, sehen Sie selbst ein, würde ihre Besitzerin zu Paris nie Not leiden lassen, wenn sie Lust hätte, Gebrauch davon zu machen. Aber diese Frauenzimmer haben eine ehrenvolle Dürftigkeit einem schimpflichen Überfluß vorgezogen. Der Rest ihres Vermögens ist so klein, daß ich bis diese Stunde nicht begreifen

kann, wie sie nur damit auskommen mögen. Da ist Tag und Nacht zu thun. Armut ertragen, wenn man arm geboren worden, ist eine Tugend, deren tausend Menschen fähig sind — aber von dem höchsten Überflusse plötzlich zur höchsten Notdurft heruntersinken und zufrieden sein und sich obendrein noch glücklich schätzen, ist eine Erscheinung, die ich nimmermehr erklären kann. — Sehen Sie, Marquis, so etwas kann nur die Religion. Die Weltweisen haben gut schwatzen. Die Religion ist etwas Herrliches."

„Für den Unglücklichen ganz gewiß."

„Und wer ist das nicht — mehr oder weniger — früher oder später?"

„Ich will sterben, Marquisin, wenn Sie nicht noch eine Heilige werden."

„Als wenn das Unheil so entsetzlich wäre! Wie wenig bedeutet mir dies Leben, wenn ich es mit einer ewigen Zukunft auf die Wage lege?"

„Aber Sie reden ja schon wie ein Apostel."

„Ich rede wie eine Überzeugte. Wie, mein lieber Marquis, antworten Sie mir doch einmal, aber wahr und ohne Rückhalt! Wenn uns die Freuden und Schrecken jener Welt lebhafter vorschwebten, wie klein würden die Reichtümer dieser Erde vor unsern Augen zusammenschrumpfen? Wer sonst als ein Rasender würde Lust bekommen, ein junges Mädchen oder eine liebende Gattin an der Seite ihres Gemahls zu verführen, wenn der Gedanke ihn anwandelte: ich kann in ihrer Umarmung sterben und ewig verdammt sein?"

„Und doch ist dies etwas Alltägliches."

„Weil man nicht mehr an Gott glaubt, weil man von Sinnen ist."

„Oder, Madame, weil unsre Sitten mit unsrer Religion nichts zu schaffen haben. Aber, liebe Marquisin, wie kommen Sie mir vor? Sie tummeln sich ja über Hals und Kopf zu dem Beichtstuhl?"

„Ich sollte freilich wohl etwas Klügeres thun."

„Gehen Sie, Sie sind eine Närrin. Sie haben noch schöne zwanzig Jahre ganz allerliebst wegzusündigen. Lassen Sie die erst genossen sein, und dann bereuen sie meinethalben oder prahlen

damit bei Ihrem Beichtiger. — Aber unser Gespräch hat eine so schwermütige Wendung genommen. Ihre Phantasie, Madame, wird ganz unerträglich finster, und das kommt, bei meiner Ehre, von nichts als dem abscheulichen Klosterleben. Folgen Sie mir, Madame, lassen Sie den kleinen Grafen wieder zurückkommen, und ich verwette Seligkeit und Seele, Sie sehen weder Hölle noch Teufel mehr und sind auf einmal wieder liebenswürdig wie zuvor. Fürchten Sie etwa, daß ich Ihnen ein Verbrechen daraus machen möchte, wenn es mit uns wieder auf den alten Fuß kommen sollte? — Es könnte aber nun nie mehr dahin kommen; dann hätten Sie sich ja, einem eigensinnigen Traum zu Gefallen, um die süßeste Zeit Ihres Lebens betrogen, und — soll ich's gerade heraussagen, Madame? — der Triumph, es mir zuvorgethan zu haben, ist so viel Aufopferung nicht einmal wert."

Noch einige Gänge durch die Allee, und sie stiegen wieder in den Wagen. Eine Weile darauf fing Frau von P... von neuem an:

„Wie einen das doch alt machen kann! Es denkt mir noch[1], wie das nicht viel höher war als ein Kohlhaupt, als es zum erstenmal nach Paris kam."

„Sie meinen das junge Frauenzimmer, das uns vorhin mit ihrer Mutter begegnete?"

„Das nämliche. Sehen Sie, Marquis, das erinnert mich an einen Garten, wo frische Rosen immer die verwelkten ablösen. Haben Sie sie auch recht ins Auge gefaßt?"

„Ich habe nicht ermangelt."

„Nun — und was halten Sie von ihr?"

„Es ist der Kopf einer Mutter Gottes von Raffael, auf den Leib seiner Galatee gestellt. — O, und die unaussprechlich melodische Stimme —"

„Und die Bescheidenheit im Auge!"

„Und der Anstand, die Grazie in jeder Gebärde!"

„Und die Würde ihres Vortrags, die man doch sonst an keinem Mädchen ihresgleichen findet. Sehen Sie, was eine gute Erziehung thut!"

---

[1] D. h. ich erinnere mich noch; vgl. „Don Karlos" 3543 „So lang' mir denkt, daß ich dem König diene"

„Ja, wenn die Anlage schon so trefflich ist.“

Der Marquis brachte Frau von P... nach Hause. Diese konnte es kaum erwarten, ihren beiden Kreaturen die Zufriedenheit zu bezeigen, welche sie über die glückliche Eröffnung des Possenspiels empfand.

Von dieser Zeit fing der Marquis an, seine Besuche bei der Dame zu verdoppeln. Sie schien es nicht bemerken zu wollen. Niemals leitete sie das Gespräch auf die beiden Frauenzimmer, er mußte immer zuerst davon anfangen, und dies that er auch mit Ungeduld — doch zugleich mit einer künstlichen Gleichgiltigkeit, welche ihm aber immer verunglückte.

„Sahen Sie heute Ihre zwo Freundinnen?“

„Nein.“

„Wissen Sie aber, daß Sie gar nicht artig sind, meine gnädige Frau? Sie haben Vermögen, diese zwo Frauenzimmer leiden Mangel, und Sie sind nicht einmal so höflich, ihnen zuweilen Ihren Tisch anzubieten?“

„Ich hätte doch gemeint, der Marquis von A... sollte sich mit meiner Denkungsart besser bekannt gemacht haben. Vorzeiten wohl mochte die Liebe mir hie und da eine Tugend borgen; jetzt aber hilft mir die Freundschaft nur mit Schwachheiten aus. Wohl zehnmal habe ich sie indessen zu Tische bitten lassen; aber immer schlugen sie es aus. Sie haben ihre besondern Gründe, mein Haus zu meiden, und wenn ich ihnen einen Besuch gebe, so thut es not, daß ich meinen Wagen am Ende der Gasse halten lasse und zuvor Schmuck und Schminke und jede Kostbarkeit von mir lege. Wundern Sie sich über diese grillenfängerische Behutsamkeit nicht! Eine zweideutige Auslegung könnte nur gar zu leicht den guten Willen ihrer Wohlthäter abkühlen. Heutzutag, Marquis, gehört viel dazu, Gutes zu thun.“

„Bei den Frommen besonders.“

„Wo der geringste Vorwand davon lossprechen kann. Erführe man, daß ich mich hineinmischte, gleich würde es heißen: Frau von P... ist ihre Gönnerin, sie brauchen keine Beisteuer mehr — und die Almosen hörten auf.“

„Was? die Almosen?“

„Ja, mein Herr, die Almosen.“

„Diese Frauenzimmer sind Ihre Bekannte und leben vom Almosen?“

„Dacht' ich's doch! — Lieber Marquis, da seh' ich's ja deutlich, daß Sie aufgehört haben, mich zu lieben. Mit Ihrer Zärtlichkeit hab' ich ein gutes Teil Ihrer Achtung zugleich verloren. Wer sagt Ihnen denn, daß die Schuld mein sein muß, wenn diese Frauenzimmer vom Opfergeld leben?“

„Verzeihung, Madame! Ich war voreilig. Ich bitte tausendmal um Verzeihung. Aber was für Ursachen hätten sie denn, den Beistand einer guten Freundin auszuschlagen?“

„O mein lieber Marquis, wir Weltkinder verstehen uns auf die wunderlichen Bedenklichkeiten der Heiligen nicht; sie halten es nicht für schicklich, Wohlthaten von fremder Hand ohne Unterschied anzunehmen.“

„Aber da berauben sie uns ja des einzigen Mittels, unsere unsinnigen Verschwendungen hie und da wieder gut zu machen.“

„Das seh' ich nicht ab. Gesetzt, daß der Marquis von A... das Schicksal dieser zwo Geschöpfe zu Herzen nähme, könnte er seine Gaben nicht durch würdigere Hände an sie gelangen lassen?“

„Würdigere — nicht wahr? und desto weniger sichere?“

„Das könnte wohl sein.“

„Was meinen Sie, Madame — wenn ich ihnen z. B. ein zwanzig Louis schicken wollte — würde man mein Geschenk wohl zurückweisen?“

„Nichts gewisser — und Ihnen, mein lieber Marquis, würde ein solcher Eigensinn bei der Mutter eines so schönen Kindes ohne Zweifel übel angebracht scheinen?“

„Glauben Sie, daß ich in Versuchung war, hinzugehen?“

„O ja, sehr gerne — Marquis! Marquis! seien Sie auf Ihrer Hut! Es regt sich ein Mitleid in Ihrem Herzen, das mir sehr unerwartet und verdächtig scheint.“

„Mag's — aber sagen Sie mir, hätte man meinen Besuch angenommen?“

„Zuverlässig nicht. Schon der Glanz Ihrer Equipage, die Pracht Ihrer Kleider, das Aufsehen von Bedienten, der Anblick

eines schönen jungen Mannes — mehr hätte es nicht gebraucht, um die ganze Nachbarschaft in Alarm zu bringen und die armen Unschuldigen zu Grund zu richten."

„Sie thun mir weh, Madame; denn auf meine Ehre, das waren meine Absichten nicht. Also muß ich mir das Vergnügen versagen, sie zu sehen und ihnen Gutes zu thun."

„So scheint es."

„Aber wenn ich meine Geschenke durch Ihre Hand gehen ließe?"

„Ich mag mich zu einer Wohlthätigkeit nicht hergeben, die so zweideutig aussieht."

„Das ist aber ja ganz abscheulich."

„Abscheulich! Sie haben ganz recht."

„Was für Einbildungen! Ich glaube, Sie wollen mich foppen, Madame? — Ein junges Mädchen, das ich in meinem Leben einmal gesehen habe —"

„Nehmen Sie sich in acht, sag' ich Ihnen! Sie sind auf dem Wege, sich unglücklich zu machen. Lassen Sie mich lieber jetzt Ihren Schutzengel als nachher Ihre Trösterin sein. — Meinen Sie etwa, daß Sie es hier mit Kreaturen zu thun haben, wie Sie deren sonst kennen lernten? Verwechseln Sie nichts, guter Marquis! Frauenzimmer wie diese versucht man nicht — überrumpelt man nicht — erobert man nicht. Sie verstehen den Wink nicht, sie laufen nicht in die Falle."

Auf einmal besann sich der Marquis, daß er noch etwas Drängendes zu verrichten habe. Er stand mit Ungestüm auf und ging mürrisch aus dem Zimmer.

Viele Wochen lang dauerte das fort. Der Marquis ließ keinen Tag verstreichen, ohne Frau von P . . . zu sehen; aber er kam, warf sich in den Sofa, gab keinen Laut von sich; Frau von P . . . führte das Wort allein; der Marquis blieb eine Viertelstunde und verschwand. Endlich blieb er einen ganzen Monat aus dem Hause. Nach Verfluß dessen zeigte er sich wieder, aber schwermutsvoll und zugerichtet wie eine Leiche. Frau von P . . . erschrak bei seinem Anblick.

„Wie sehen Sie aus, Marquis? Woher kommen Sie? Haben Sie diese ganze Zeit über an Ketten gelegen?"

3*

„Schier so, bei Gott! Aus Verzweiflung stürzt' ich mich in das abscheulichste Schlaraffenleben."

„Wie das? Aus Verzweiflung?"

„Nicht anders, Madame — aus Verzweiflung."

Mit den Worten lief er hastig durch das Zimmer, dahin, dorthin, trat er an ein Fenster, blickte nach den Wolken, kam zurück, blieb auf einmal vor ihr stehen, ging zur Thüre, rufte einen seiner Leute, hieß ihn wieder gehen, stellte sich aufs neue vor die Dame, wollte reden, aber konnte nicht. — Frau von P... saß mittlerweile still an ihrem Arbeitstisch, ohne ihn bemerken zu wollen. Endlich hatte sie Erbarmen mit seinem Zustand und fing an:

„Was haben Sie denn, Marquis? Einen ganzen Monat lang sieht man Sie nicht, und nun kommen Sie und sehen aus wie einer, der dem Leichentuch entsprungen ist, und treiben sich herum wie eine Seele im Fegfeuer!"

„Ich halt' es nicht länger aus. Ich will — ich muß — Sie sollen alles hören. Jenes Mädchen, die Tochter Ihrer Freundin — o, sie hat eine tiefe Wirkung auf mein Herz gemacht. Alles, alles hab' ich angewandt, sie zu vergessen, doch umsonst! Je mehr ich sie bekämpfte, desto tiefer grub sich die Erinnerung. Dieser Engel hat mich ganz dahin — Sie müssen mir einen großen Dienst erweisen."

„Nun?"

„Es ist umsonst. Ich muß — ich muß sie wiedersehen, und Ihnen, o nur Ihnen kann ich das zu danken haben. Ich habe meine Bedienten in fremde Kleider gesteckt — ich habe ihnen auflauern lassen. Ihr ganzer Aus- und Eingang ist in die Kirche und aus der Kirche, aus ihrem Hause und in ihr Haus zurück. Zehnmal hab' ich mich ihnen zu Fuß in den Weg gestellt: sie haben mich auch nicht einmal eines Blicks gewürdigt. Unter ihre Hausthüre habe ich mich vergebens gepflanzt. Sie zu vergessen, bin ich auf eine Zeitlang der lüderlichste Bube geworden — ihnen zu gefallen, wieder fromm und heilig wie ein Märtyrer, und funfzehn Tage hat mich keine Messe vermißt. — O, welche Gestalt, meine Freundin! wie reizend! wie unaussprechlich schön!"

Frau von P... war von allem unterrichtet. „Das heißt", gab sie dem Marquis zur Antwort, „Sie haben alles angewandt, um gescheit zu werden, und nichts unterlassen, um ein Narr zu sein, und das letztere ist Ihnen gelungen."

„O ganz recht! gelungen, und in einem fürchterlichen Grade. Werden Sie mich bedauern, Madame? Werden Sie mir die Seligkeit verschaffen, diesen Engel wiederzusehen?"

„Die Sache will Überlegung — ich werde sie schlechterdings nicht übernehmen, Sie versprechen mir denn auf das heiligste, diese arme Unglückliche in Ruhe zu lassen und Ihre Verfolgungen aufzugeben. Auch will ich Ihnen nicht verhehlen, Marquis, daß man sich sehr empfindlich über Ihre Zudringlichkeit gegen mich schon geäußert hat. — Wollen Sie diesen Brief ansehen?"

Der Brief, den man dem Marquis hier in die Hände spielte, war unter den drei Frauenzimmern verabredet. Er mußte das Ansehen haben, als hätte die jüngere Aisnon ihn auf ausdrücklichen Befehl ihrer Mutter geschrieben. Zugleich unterließ man nicht, so viel Edles und Zärtliches, so viel Geist und Geschmack einzuweben, als nötig war, dem Marquis den Kopf zu verrücken. Auch begleitete er jeden Gedanken mit einem Freudenruf; jedes Wort las er wieder, und Thränen der Entzückung flossen aus seinen Augen.

„Gestehen Sie nun selbst, daß man nicht göttlicher schreiben kann! O Madame, ich verehre das Frauenzimmer, das so schreibt und empfindet."

„Das ist auch Ihre Pflicht."

„Ich will Ihnen Wort halten, ich schwöre es Ihnen; aber ich bitte Sie, ich beschwöre Sie, thun Sie ein Gleiches."

„Wahrlich, Marquis, ich komme mir bald als der größere Narr von uns beiden vor. Es ist nicht anders — Sie müssen eine unumschränkte Gewalt über mich haben, und das erschreckt mich."

„Wann seh' ich sie also?"

„Das kann ich Ihnen jetzt noch nicht sagen. Vor allen Dingen muß man es so vorbereiten, daß kein Verdacht dabei aufsteigt. Die Frauenzimmer wissen um Ihre Leidenschaft — überlegen Sie selbst, in welchem Lichte meine Freundschaft erscheinen würde,

wenn sie nur entfernt auf den Argwohn kämen, daß ich mit Ihnen einverstanden sei! — Aber offenherzig, lieber Marquis, wofür auch die ganze Verlegenheit? Was geht das mich an, ob Sie lieben oder nicht lieben? ob Sie ein Thor sind oder ein Kluger? — Lösen Sie selbst Ihren Knoten auf! Die Rolle, die Sie mich wollen spielen lassen, ist wahrlich auch sehr sonderbar."

„Ich bin verloren, meine Beste, wenn Sie mich im Stich lassen. Ich will mich selbst nicht in Anschlag bringen — ich weiß, daß es Sie nur beleidigen würde — aber bei diesen teuren, diesen guten, diesen himmlischen Geschöpfen will ich Sie beschwören — Sie kennen mich, Madame. Bewahren Sie sie vor den Rasereien, die ich auszuhecken fähig bin. Ich werde zu ihnen gehen — ja, beim großen Gott, das werd' ich; ich habe Sie gewarnt — ich werde ihre Thüre sprengen, mit Gewalt werde ich hineintreten, ich werde mich niedersetzen, ich werde sagen, ich werde — o! weiß ich denn, was ich sagen will, was ich thun will? — aber in dieser Lage meines Herzens bin ich fürchterlich."

Jedes dieser Worte war ein Dolchstoß in das Herz der Frau von P . . . Sie erstickte von Unwillen und innerlicher Wut, und mit Stottern redete sie weiter: „Ganz kann ich Ihre Heftigkeit nicht tadeln — aber — ja! wenn ich — ich mit dieser Leidenschaft geliebt worden wäre — vielleicht — doch genug davon! Für Sie wollt' ich eigentlich ja auch nicht handeln; nur hoffe ich, daß mein Herr Marquis mir wenigstens Zeit lassen werde."

„Die kürzeste, die nur möglich ist."

„O, ich leide", rief die Dame, als er weg war, „ich leide schrecklich; aber ich leide nicht allein. Abscheulichster der Menschen! noch zwar ist es ungewiß, wie lang' diese meine Qual noch dauert; aber ewig, ewig, ewig soll die deine währen."

Einen ganzen Monat lang wußte sie den Marquis in der Erwartung der versprochnen Zusammenkunft hinzuhalten. Während dieser Zeit hatte er volle Muße, sich abzuhärmen, zu berauschen und seine Leidenschaft in Unterredungen mit ihr noch mehr anzufeuern. Er erkundigte sich nach dem Vaterland, dem Herkommen, der Erziehung und den Schicksalen dieser Frauenzimmer und erfuhr immer noch zu wenig und frug immer

wieder und ließ sich immer von neuem unterrichten und dahinreißen. Die Marquisin war schelmisch[1] genug, ihn jeden Fortschritt seiner Leidenschaft bemerken zu lassen, und unter dem Vorwand, ihn zurückzuschrecken, gewöhnte sie ihn unvermerkt an den verzweifelten Ausgang dieses Romans, den sie ihm bereitet hatte.

„Sehen Sie sich vor", sprach sie, „das könnte Sie weiter führen, als Sie wünschen; es könnten Zeiten kommen, wo meine Freundschaft, die Sie jetzt so unerhört mißbrauchen, weder vor mir selbst noch vor der Welt mich entschuldigen dürfte. Freilich wohl geht kein Tag vorüber, daß nicht irgend eine rasende Posse unter dem Monde zu stande käme; aber ich fürchte, Marquis, ich fürchte fast, daß dieses Frauenzimmer niemals oder nur unter Bedingungen Ihre wird, die bis hieher wenigstens ganz und gar nicht nach Ihrem Geschmacke waren."

Nachdem Frau von P . . . den Marquis zu ihrem Vorhaben hinlänglich zubereitet fand, kartete sie es mit den beiden Aisnon, einen Mittag bei ihr zu speisen, und mit dem Marquis redete sie ab, sie in Reisekleidern da zu überfallen, welches auch zu stande kam.

Man war eben am zweiten Gang, als der Marquis sich melden ließ. Er, Frau von P . . . und beide Aisnon spielten die Rolle der Bestürzung meisterlich.

„Madame", sagte er zur Frau von P . . ., „ich komme soeben von meinen Gütern an; es ist zu spät, daß ich jetzt noch nach Hause gehe, wo man sich schwerlich auf mich gerichtet hat. Ich hoffe, daß Sie mir erlauben werden, Ihr Gast zu sein."

Unter diesen Worten holte er sich einen Sessel und nahm an der Tafel seinen Platz. Die Einteilung war so gemacht, daß er neben die Mutter und der Tochter gegenüber zu sitzen kam — eine Aufmerksamkeit, wofür er der Frau von P . . . mit einem verstohlenen Wink der Augen dankte. Beide Frauenzimmer hatten sich von der ersten Verlegenheit erholt. Man fing an zu plaudern, man ward sogar aufgeräumt; der Marquis behandelte die Mutter mit der vorzüglichsten Aufmerksamkeit und die Tochter

---

[1] In der älteren Bedeutung, s. v. w. hinterlistig, schurkisch

mit der feinsten Höflichkeit und Schonung. Für die drei Frauenzimmer war es der possierlichste Auftritt, die Ängstlichkeit anzusehen, mit welcher der Marquis alles vermied, was sie nur entfernt hätte in Verlegenheit setzen können. Sie waren boshaft genug, ihn drei ganzer Stunden lang gottselig schwatzen zu lassen, und zuletzt sagte Frau von P... zu ihm: „Ihre Gespräche, Marquis, machen Ihren Eltern unendlich viel Ehre. Die Eindrücke der ersten Kindheit erlöschen doch nie. Wahrhaftig, Sie sind so tief in die Geheimnisse der geistlichen Liebe gedrungen, daß man vermuten muß, Sie wären Ihr Leben lang in Klöstern gewesen. — Waren Sie nie in Versuchung, ein Quietist zu werden?"

„Nie, daß ich mich erinnern könnte, Madame."

Es braucht nicht erst gesagt zu werden, daß unsre beiden Andächtigen die Unterhaltung mit allem Witz, aller Feinheit, aller verführerischen Grazie würzten. Nur im Vorübergehen berührte man das Kapitel von Leidenschaften, und Mademoiselle Duquenoi — das war ihr Familienname — wollte behaupten, daß es nur eine gefährliche gebe. Dieser Meinung stimmte der Marquis von ganzem Herzen bei. Zwischen sechs und sieben brachen die beiden Frauenzimmer auf. Jeder Versuch, sie länger dazubehalten, war fruchtlos. Frau von P... und die Mutter Duquenoi thaten den Ausspruch, daß das Vergnügen der Pflicht weichen müsse, wenn nicht ein jeder Tag mit Gewissensbissen sich endigen sollte. Beide also gingen zum großen Verdruß des Marquis nach Hause, und er sahe sich jetzt wieder mit Frau von P... unter vier Augen allein.

„Nun, Marquis! Bin ich nicht eine gute Närrin? Zeigen Sie mir die Frau zu Paris, die etwas Ähnliches thäte!"

„Nein, Madame! Nein! Nein!" — und hier warf er sich ihr zu Füßen — „die ganze Welt hat Ihresgleichen nicht mehr. Ihre Großmut beschämt mich. Sie sind die einzige wahre Freundin, die auf dieser Erde zu finden ist."

„Sind Sie auch sicher, Marquis, daß Sie mein heutiges Verfahren stets so beurteilen werden?"

„Ein Ungeheuer von Undank müßt' ich sein, wenn ich je meine Meinung veränderte."

„Also von etwas anderm! — Wie steht's jetzt mit Ihrem Herzen?“

„Soll ich es Ihnen frei heraussagen? — Dieses Mädchen muß meine sein, oder ich bin verloren.“

„Allerdings muß sie das — aber um welchen Preis, ist die Frage!“

„Wir wollen sehen.“

„Marquis, Marquis! ich kenne Sie, ich kenne diese Leute. Der ganze Streich kann verraten werden.“

Zwei Monate lang erschien der Marquis nicht wieder; unterdessen war er thätiger als je. Er hing sich an den Beichtvater der beiden Duquenoi, die Angelegenheit seiner Wollust durch die Allgewalt der Religion zu betreiben. Dieser Pfaffe, verschmitzt genug, jede Schwierigkeit zu heucheln, welche die Heiligkeit seiner Lehre diesem niederträchtigen Anschlag entgegensetzte, verkaufte die Würde seines Amtes so teuer, als möglich war, und gab sich endlich für die Gebühren zu allem her, was der Marquis ihm zumutete.

Die erste Büberei, die der Mann Gottes sich erlaubte, bestand darin, beiden Andächtigen die Wohlthaten der Gemeine zu entziehen und dem Pfarrherrn des Kirchsprengels vorzuspiegeln, daß die Schutzergebenen der Frau von P . . . sich widerrechtlich ein Almosen zueigneten, dessen andere Mitglieder der Gemeine weit bedürftiger wären. Seine Absicht ging dahin, ihre standhafte Tugend durch die Not aufzureiben.

Weiter arbeitete er im Beichtstuhl daran, Uneinigkeit zwischen Mutter und Tochter zu stiften. Wenn die Mutter die Tochter bei ihm verklagte, so wußte er die Verschuldungen der letztern immer größer zu machen und die Erbitterung der erstern noch mehr anzureizen. Klagte die Jüngere, so gab er nicht undeutlich zu verstehen, daß die elterliche Gewalt ihre Grenzen habe; und wenn die Verfolgungen der Mutter nicht nachlassen würden, so könnte die heilige Kirche für nötig finden, sie der mütterlichen Tyrannei zu entreißen. Einstweilen legte er ihr die Buße auf, fleißiger zur Beichte zu kommen.

Ein andermal lenkte er das Gespräch auf ihre Gestalt und behauptete, daß das gefährlichste Geschenk, so der Himmel einem Weibe nur verleihen könnte, Schönheit sei. Unter der Hand ließ

er ein Wörtchen von einem sichern[1] Biedermann fallen, der sich davon habe hinreißen lassen, den er zwar nicht mit Namen nannte, aber handgreiflich genug zu bezeichnen wußte. Von da kam er auf die unendliche Barmherzigkeit Gottes zu reden und auf die unüberschwengliche[2] Langmut des Himmels gegen gewisse Menschlichkeiten, die das Erbteil des Fleisches wären, auf die gewaltige Herrschaft gewisser Begierden, denen auch die heiligsten unter den Menschen nicht ganz entlaufen könnten. Dann frug er sie, ob in ihrem Herzen noch keine Wünsche sich regten? — ob sie nicht zuweilen Wallungen spürte? — ob sie nicht sichere[1] Träume hätte? — ob die Gegenwart von Mannspersonen nicht irgend einen Unfug da oder dort bei ihr anrichtete? Darauf warf er die Frage auf, ob sich ein Frauenzimmer der Leidenschaft eines Mannes widersetzen oder lieber preisgeben solle, ob es zu wagen wäre, einen Menschen sterben zu lassen, für welchen doch das kostbare Blut des Erlösers so gut als für jeden andern geflossen sei. Und diese Frage getraute er sich nicht zu beantworten. Er beschloß mit einem tiefen und heiligen Seufzer, drehte seine Augen zum Himmel und betete — für die Seelen im Fegfeuer. Die junge Duquenoi ließ ihn seiner Wege gehen und hinterbrachte dies alles treulich ihrer Mutter und der Frau von P . . ., welche ihr noch immer mehr Geständnisse einbliesen, dem frommen Heiligen desto mehr Herz einzujagen.

Sie erwarteten nun nichts Gewisseres, als daß der Mann Gottes über kurz oder lang sich brauchen lassen würde, seiner geistlichen Tochter einen Liebesbrief zuzustellen, und diese Vermutung traf glücklich ein. Aber wie behutsam griff er das an! Erst wußte er eigentlich selbst nicht, aus wessen Händen er käme; er zweifelte keineswegs, daß irgend eine mitleidige Seele in seiner Gemeine unter der Decke stecke, die, von ihrem Elend gerührt, sich würde erboten haben, ihnen Beistand zu leisten. Dergleichen Aufträge hätte er schon öfters zu übernehmen gehabt.

[1] Im Sinne von „einem gewissen", auch sonst nicht unerhört, z. B. Droysen, Übersetzung des Aristophanes, „Lysistrate" 808: „Es war einmal ein sichrer Timon." (Das französische certain, an das man denken könnte, steht hier bei Diderot nicht: „Un honnête homme, qu'il ne nommait pas")

[2] Vgl. Bd II, S. 407, Anmerkung.

„Im übrigen, Mademoiselle“, fuhr er jetzt fort, „werden Sie vorsichtig handeln. Ihre Frau Mutter ist eine vernünftige Frau. Ich dringe ausdrücklich darauf, daß Sie den Brief nicht anders als in ihrem Beisein erbrechen.“

Mademoiselle steckte den Brief zu sich und händigte ihn sogleich der Alten ein, die ihn auf der Stelle der Frau von P . . . überschickte. Die Marquisin, jetzt im Besitz eines unverwerflichen Zeugnisses, ließ den Beichtvater zu sich holen, wusch ihm den Kopf, wie er's verdient hatte, und drohte ihm, den ganzen Vorgang seinen Obern zu melden, wenn sie je noch ein Wort von ihm hören sollte.

Der Brief floß von lauter Lobsprüchen des Marquis in betreff seiner eignen Person und der Mademoiselle über. Er malte ihr darin seine Leidenschaft mit den lebendigsten und schrecklichsten Farben ab, machte ungeheure Verheißungen, sprach sogar von Entführung.

Nachdem Frau von P . . . dem Pfaffen den Text recht gelesen hatte, bat sie auch noch den Marquis zu sich und erklärte ihm, wie sehr sein Betragen den Mann von Ehre beschimpfe, und wie nachteilig er sie selbst mit hineinmische; dann zeigte sie ihm seinen Brief und beteuerte, daß auch die Pflichten der zärtlichsten Freundschaft, die zwischen ihm und ihr bisher geherrscht hätte, sie nicht abhalten würden, die Mutter Duquenoi, ja die Obrigkeit selbst gegen ihn zu Hilfe zu rufen, wenn seine Verfolgungen weiter gehen sollten.

„Marquis, Marquis“, setzte sie hinzu, „die Liebe macht einen schlimmen Menschen aus Ihnen. Sie müssen bösartig auf die Welt gekommen sein, weil dasjenige, was jeden andern zu großen Thaten spornt, Ihnen nur Niederträchtigkeiten abgewinnen kann. Was thaten Ihnen diese armen Frauenzimmer Leides, daß Sie es darauf anlegen, ihre Armut durch Schande zu verbittern? — Weil dieses Mädchen schön ist und sich entschlossen hat, auf ihrer Tugend standhaft zu beharren, so wollen Sie ihr Verfolger sein, so wollen Sie Ursache werden, daß sie das beste Geschenk des Himmels verfluche? — Und womit hab' denn ich es verdient, daß ich eine Mitschuldige Ihrer Schandthaten sein soll? — Undankbarster der Menschen! Gleich fallen Sie mir zu Füßen, bitten Sie

mich gleich um Verzeihung, schwören Sie mir zu, meine unglücklichen Freundinnen von jetzt an in Frieden zu lassen!" — Der Marquis versprach, ohne Vorwissen der Frau von P . . . keinen Schritt mehr zu thun; aber dies Mädchen müsse er besitzen, welchen Preis es auch gelten möge.

Er hielt keineswegs, was er zugesagt hatte. Einmal wußte nun doch die Mutter Duquenoi um die ganze Geschichte; daher trug er jetzt kein Bedenken mehr, sich unmittelbar an sie selbst zu wenden. Er gestand die Abscheulichkeit seines Vorhabens ein, bot ihr beträchtliche Summen an, sprach von den glänzendsten Hoffnungen, die die Zeit noch reif machen würde, und begleitete seinen Brief mit einem Kästchen voll der kostbarsten Steine.

Die drei Frauenzimmer hielten geheimen Rat untereinander. Mutter und Tochter schienen sehr geneigt, den Kauf einzugehen; doch dabei fand Frau von P . . . ihre Rechnung nicht. Sie erinnerte sie an die ersten Artikel ihres Vertrages und drohte sogar, den ganzen Betrug zu verraten, wenn sie sich weigern würden, ihr zu gehorsamen. Zum großen Leidwesen der beiden Heiligen, der Tochter besonders, die, so langsam als sie konnte, die Ohrringe wieder abnahm, die ihr so schön ließen, mußten Brief und Juwelen mit einer Antwort, woraus der ganze Stolz der beleidigten Tugend sprach, zu ihrem Eigentümer zurückwandern.

Frau von P . . . machte dem Marquis über seine Wortbrüchigkeit die bittersten Vorwürfe. Er nahm zur Entschuldigung, daß er es nicht hätte wagen mögen, sie mit einem Auftrage dieser Art zu erniedrigen. „Lieber Marquis", sagte sie zu ihm, „ich habe Sie gleich anfangs gewarnt und will es Ihnen jetzt wiederholen. Sie sind noch weit von dem Ziel entfernt, nach welchem Sie hinarbeiten — aber nun ist es nicht mehr Zeit, Ihnen vorzupredigen; das würden jetzt nur verlorene Worte sein. Für Sie ist ganz und gar keine Rettung mehr."

Der Marquis antwortete, daß seine Hoffnungen noch immer die besten wären und er sich nur die Erlaubnis von ihr erbitte, einen letzten Versuch noch wagen zu dürfen. Dieser war, daß er sich anheischig machte, beiden Frauenzimmern eine beträchtliche Leibrente auszuwerfen, sein ganzes Vermögen mit ihnen zu

gleichen Teilen zu teilen und ihnen, solange sie lebten, eines von seinen Häusern zu Paris und ein andres auf seinen Gütern zum Eigentum einzuräumen. „Machen Sie, was Sie wollen", sagte die Marquisin, „nur Gewalt verbitt' ich mir — aber Rechtschaffenheit und wahre Ehre, glauben Sie mir's, Freund, sind über jeden Krämertax erhaben. Ihr neuestes Gebot wird kein besseres Glück als Ihre vorigen[1] — ich kenne meine Leute und unterstehe mich, für ihre Tugend zu haften."

Diese neuen Erbietungen des Marquis kamen bei voller Sitzung der drei Frauenzimmer vor. Madame und Mademoiselle erwarteten schweigend das Endurteil aus dem Munde der Frau von P... Diese ging einige Minuten lang, ohne ein Wort zu reden, im Saal auf und nieder. „Nein! nein! nein!" rief sie endlich, „das ist viel zu gnädig — nein! das ist viel zu wenig für mein wundes Herz" — und alsobald sprach sie das unwiderrufliche Verbot aus. Mutter und Tochter warfen sich weinend ihr zu Füßen, flehten und stellten vor, welche Grausamkeit es wäre, ihnen ein Glück zu verbieten, das sie doch ohne alle Gefahr würden annehmen dürfen.

Frau von P... gab mit Kaltsinn zur Antwort: „Bildet ihr euch ein, daß alles das, was bisher geschehen, etwa euch zulieb geschehen ist? Wer seid ihr denn? Was hab' ich euch für Verpflichtungen? Woran liegt es, daß ich euch nicht, die eine so gut als die andre, zu eurem Handwerk zurücksende? — Ich will gern glauben, daß diese Anerbietungen für euch zu viel sind; aber für mich sind sie viel zu wenig. Setzen Sie sich, Madame! Schreiben Sie die Antwort, wörtlich, wie ich sie Ihnen diktieren werde — und daß sie ja gleich in meiner Gegenwart abgehe!"

Die beiden gingen, noch bestürzter als mißvergnügt, nach Hause.

Der Marquis zeigte sich der Frau von P... sehr bald wieder. „Nun", rief sie ihm zu, „Ihre neuen Geschenke?"

„Angeboten und ausgeschlagen. Ich bin in Verzweiflung.

[1] Fehlt: haben.

Könnt' ich sie aus meinem Herzen reißen, diese unglücksvolle Leidenschaft, könnt' ich mein Herz selbst mit herausreißen, mir würde wohl sein! Sagen Sie mir doch, Marquisin, finden Sie nicht kleine Ähnlichkeiten im Gesicht dieses Mädchens mit dem meinigen?"

„Ich habe Ihnen nie davon sagen mögen: — freilich find' ich deren welche. Aber davon ist jetzo die Rede nicht. Was beschließen Sie?"

„Weiß ich's? kann ich's? — O Madame, bald wandelt der Gelust mich an, in die erste beste Postchaise mich zu werfen und dahinzueilen, soweit der Erdball mich tragen will. Einen Augenblick darauf verläßt meine Kraft mich. Ich bin gelähmt. Mein Kopf schwindelt. Meine Sinne vergehen. Ich vergesse, was ich bin, was ich werden soll."

„Das Reisen stellen Sie immer ein! Es verlohnt sich der Mühe nicht, von da nach dem Judenmarkt zu wandern, um nur wieder heimzugehen."

Den andern Morgen kam ein Billet von ihm an Frau von P..., worin er meldete, daß er nach seinem Landgut gereist wäre und sich da aufhalten würde, solang' ihm sein Herz das verstattete, und worin er sie zugleich auf das inständigste ersuchte, seiner zu gedenken bei ihren Freundinnen. Seine Entfernung dauerte nicht lange. Er kam in die Stadt zurück und ließ sich bei der Marquisin absetzen. Sie war ausgefahren. Als sie wiederkam, fand sie ihn mit geschlossenen Augen in der schrecklichsten Erstarrung auf dem Sofa ausgestreckt liegen.

„Ah! Sie hier, Marquis! Die Landluft, scheint es, hat Ihnen also nicht ganz bekommen wollen?"

„O Madame, mir ist nirgends wohl. Sehen Sie mich wieder angelangt, sehen Sie mich entschlossen, Madame, die ungeheuerste Thorheit zu unternehmen, die ein Mann von meinen Umständen, meinem Rang, meiner Geburt, meinem Geld nur begehen kann. — Aber eher alles, alles, als ewig auf dieser Folter sein! — Ich heirate."

„Marquis, Marquis! der Schritt ist bedenklich und will Überlegung haben."

„Überlegung? — ich habe nur eine gemacht, aber sie ist die gründlichste von allen — ich kann nicht elender werden, als ich jetzt schon bin.“

„Das können Sie so gewiß noch nicht sagen.“

„Nun, Madame, dies, denke ich, ist doch endlich ein Geschäft, das ich Ihnen mit Ehren übergeben kann. Gehen Sie nun hin, besprechen Sie sich mit der Mutter, erforschen Sie das Herz der Tochter und bringen Sie meinen Antrag vor!“

„Gemach, lieber Marquis! Zwar habe ich diese beiden Frauenzimmer hinreichend zu kennen geglaubt, um gerade so für sie zu handeln, wie ich bisher gethan habe; nun es aber auf die Glückseligkeit meines Freundes hinaus will, so wird er mir wenigstens erlauben, die Sache etwas näher zu besehen. Ich werde mich zuvor in ihrer Provinz nach ihnen erkundigen und ihrer Aufführung Schritt vor Schritt durch die ganze Zeit ihres hiesigen Aufenthalts nachfolgen.“

„Eine Vorsicht, Madame, die mir ziemlich weit hergeholt scheint. Frauenzimmer, die mitten im Unglück so standhaft auf Ehre hielten und meiner Verführung so beherzt widerstunden, müssen notwendig Geschöpfe der seltensten Gattung sein. Mit meinen Geschenken hätt' ich es bei einer Herzogin durchsetzen müssen. — Und überdem, sagten Sie mir nicht selbst —“

„Ja doch! ja, ja, ich sagte alles, was Ihnen belieben mag; demungeachtet werden Sie aber doch jetzt so gnädig sein und mir meinen Willen lassen.“

„Und warum heiraten Sie nicht auch, meine liebe Marquisin?“

„Wen allenfalls, wenn ich fragen darf?“

„Wen? — Ihren kleinen Grafen! Er hat Kopf, Geld und ist von der besten Familie.“

„Und wer steht mir für seine Treue? — Sie vermutlich?“

„Das wohl nicht; aber bei einem Ehemann pflegt man das nicht so genau mehr zu nehmen.“

„Meinen Sie? Vielleicht aber wäre ich nun Närrin genug, dadurch beleidigt zu werden — und ich bin rachsüchtig, Marquis.“

„Nun ja doch! Rächen sollen Sie sich immer; das versteht sich am Rande. Wissen Sie was, Marquisin? Wir vier wollen

dann gemeinschaftlich bei einander wohnen und den artigsten Klub von der Welt zusammen ausmachen."

„Das alles läßt sich vortrefflich hören; aber ich heirate nie. Der einzige Mann, dem ich vielleicht meine Hand noch würde gegeben haben —"

„Bin doch ich nicht, Madame?"

„Jetzt kann ich Ihnen ohne Gefahr dies Bekenntnis thun."

„Jetzt? Warum jetzt erst? Warum sagten Sie mir das nicht eher?"

„Daran habe ich sehr wohl gethan, wie die Umstände mich jetzt überzeugen. Und überhaupt — diejenige, welche Sie nunmehr zur Frau nehmen, taugt in allem Betrachte besser für Sie als ich."

Frau von P . . . brachte ihre Nachforschungen mit größter Genauigkeit und Eile zu stande. Sie legte dem Marquis aus der Provinz und der Hauptstadt die schmeichelhaftesten Zeugnisse von seiner künftigen Gattin vor, drang aber dennoch darauf, daß er sich zu ernstlicher Überlegung der Sache noch vierzehn Tage Zeit nehmen sollte. Diese vierzehn Tage deuchten ihm eine Ewigkeit zu sein, und Frau von P . . . sah sich endlich gezwungen, seiner verliebten Ungeduld nachzugeben. Die nächste Zusammenkunft war bei den beiden Duquenoi; die Verlobung ging vor sich, das Aufgebot geschah, der Marquis beschenkte die Frau von P . . . mit einem kostbaren Diamant, und die Hochzeit wurde vollzogen.

Die erste Nacht ging nach Wunsche vorüber. Den andern Morgen schrieb Frau von P . . . dem Marquis ein Billet, worin sie ihn eines dringenden Geschäfts wegen auf einen Augenblick zu sich bat. Er ließ nicht lange auf sich warten. Man empfing ihn mit einem Gesicht, worauf Schadenfreude und Entrüstung mit schrecklichen Farben sich malten. Seine Verwunderung dauerte nicht lang.

„Marquis", sagte sie zu ihm, „es ist Zeit, daß Sie endlich erfahren, wer ich bin. Wenn andre meines Geschlechts sich selbst genug hochschätzen wollten, meine Rache zu billigen, Sie und Ihres Gelichters würden seltener sein. Eine edle Frau hat sich Ihnen ganz hingegeben — Sie haben sie nicht zu erhalten

gewußt — ich bin diese Frau. Aber sie hat vergolten, Verräter, und dich auf ewig mit einer verbunden, die deiner würdig ist. Geh von hier aus quer über die Straße nach dem Gasthof zur Stadt Hamburg — dort wird man dir ausführlicher von dem schändlichen Gewerb zu erzählen wissen, was deine Frau Gemahlin und Schwiegermutter zehn Jahre lang unter dem Namen einer Madame und Mademoiselle Aisnon getrieben haben."

Keine Beschreibung erreicht das Entsetzen, mit welchem hier der Marquis zu Boden sank. Seine Sinne verließen ihn, aber seine Unentschlossenheit dauerte nur so lang, als er brauchte, um von einem Ende der Stadt zum andern zu rennen. Er kam den ganzen Tag nicht nach Hause, er schweifte in den Straßen umher. Seine Gemahlin und seine Schwiegermutter fingen an zu argwöhnen, was etwa geschehen war. Auf den ersten Schlag, der an die Thüre geschah, entsprang die letztere in ihr Zimmer und schob beide Riegel vor. Nur seine Frau erwartete ihn allein in dem ihrigen. Sein Gesicht verkündigte die Wut seines Herzens, als er hereintrat. Sie warf sich zu seinen Füßen, stieß mit dem Angesicht auf den Boden des Zimmers und gab keinen Laut von sich.

„Fort, Nichtswürdige!" rief er fürchterlich; „fort von mir!"

Sie versuchte, sich aufzurichten; aber ohnmächtig stürzte sie auf ihr Angesicht, beide Arme der Länge nach auf den Boden gespreitet.

„Gnädiger Herr", sagte sie zu ihm, „stoßen Sie mich mit Füßen, zertreten Sie mich — ich hab' es verdient. Machen Sie mit mir, was Sie wollen; aber Gnade, Gnade für meine Mutter!"

„Hinweg!" rief er abermal. „Fort, Verfluchte, aus meinen Augen! Ist es nicht genug, daß du mich mit Schande bedeckst? Willst du mich auch noch zwingen, ein Verbrecher zu werden?"

Das arme Geschöpf beharrte unbeweglich und stumm in der vorigen Stellung. Der Marquis lag in einem Sessel, den Kopf zwischen beide Arme geworfen und mit halbem Leib zu den Füßen seines Bettes hingesunken, und brach zuweilen, ohne sie anzusehen, in ein gebrochenes Heulen aus: „Hinweg von mir, sag' ich!" Das Stillschweigen dieser Unglücklichen, die noch immer wie in

toter Erstarrung lag, erschöpfte seine Geduld. „Entferne dich!" rief er lauter und schrecklicher, bückte sich zu ihr nieder und war im Begriff, ihr einen grausamen Schlag zu geben. Doch indem fand er, daß sie ohne Bewußtsein und beinah ohne Leben lag. Er faßte sie um die Mitte des Leibes, legte sie auf ein Kanapee und betrachtete sie eine Zeitlang mit Augen, aus welchen wechselsweis Wut und Mitleiden hervorbrachen. Endlich zog er die Glocke. Seine Bedienten traten herein. Man rief ihre Weiber.

„Nehmt eure Frau zu euch", sagte er diesen; „ihr ist etwas zugestoßen. Führt sie auf ihr Zimmer und springt ihr bei!" — Bald darauf schickte er heimlich, nach ihrem Befinden zu fragen. Man bracht' ihm die Nachricht, daß zwar ihre erste Ohnmacht vorüber wäre, aber noch immer Schwächen auf Schwächen folgten, die so häufig kämen und so lange anhielten, daß man Ursache hätte, für ihr Leben zu zittern. Eine Stunde darauf schickte er, so heimlich wie das erste Mal, wieder. Sie lag in schrecklichen Beängstigungen, zu welchen sich ein gichterischer Schlucken gesellte, der von der Gasse herauf gehört werden konnte. Als er das dritte Mal schickte, welches den folgenden Morgen war, kam die Antwort, daß sie sehr viel geweint habe und die übrigen Zufälle sich nach und nach zu legen anfingen.

Jetzt ließ er anspannen und verschwand vierzehn Tage lang, daß kein Mensch um seinen Aufenthalt wußte. Vor seiner Abreise hatte er Sorge getragen, daß Mutter und Tochter mit dem Notwendigsten versehen wurden, und seine Dienerschaft hatte Befehl, der Mutter wie ihm selbst zu gehorchen.

Während der ganzen Zeit, daß er abwesend war, wohnten die beiden, beinahe ohne sich zu sprechen, in der traurigsten Verstimmung nebeneinander. Die junge Frau zerfloß ohne Aufhören in Seufzer und Thränen oder fing plötzlich laut zu schreien an, rang die Hände, raufte sich die Haare aus, daß selbst ihre Mutter es nicht wagen durfte, sich ihr zu nähern und ihr Trost zuzusprechen. Diese zeigte nichts als Verhärtung, jene war das traurigste Bild der Reue, des Schmerzens, der Verzweiflung.

Tausendmal rief sie: „Kommen Sie, Mama, lassen Sie uns fliehen, lassen Sie uns vor seiner Rache uns schützen!" Tausendmal

widersetzte sich die Alte und erwiderte: „Nicht doch, mein Kind! Laß uns bleiben, laß uns abwarten, wie weit er es treiben wird! Umbringen kann uns dieser Mensch doch nicht.“ — „O daß er's möchte!“ rief jene wieder, „daß er's längst schon gethan haben möchte!“ — „Schweig'“, sagte die Mutter, „und hör' einmal auf, wie eine Närrin zu plaudern!“

Der Marquis kam zurück und schloß sich in sein Kabinett ein, von wo aus er zwei Briefe, den einen an seine Frau, den andern an seine Schwiegermutter, schrieb. Die letztere reiste noch an eben dem Tag in ein Kloster ab, wo sie nicht lange darauf starb. Die Tochter kleidete sich an und wankte nach dem Zimmer ihres Gemahls, wohin er sie beschieden hatte. An der Schwelle sank sie auf die Knie. Er befahl ihr, aufzustehen. Sie stand nicht auf, sondern wälzte sich in dieser Stellung näher zu ihm hin. Alle ihre Glieder zitterten. Ihre Haare waren losgebunden. Ihr Leib hing zur Erde, ihr Kopf war emporgerichtet, und ihre Augen, die von Thränen flossen, begegneten den seinigen.

„Ich sehe, gnädiger Herr“, rief sie schluchzend aus, „ich sehe es, Ihre Wut ist besänftigt, so gerecht sie war. Ich unterstehe mich, zu hoffen, daß ich endlich noch Barmherzigkeit erhalte. Aber nein! Übereilen Sie sich nicht! So viele tugendhafte Mädchen wurden lasterhafte Frauen; lassen Sie mich versuchen, ob ich ein Beispiel des Gegenteils werden kann! Noch bin ich es nicht würdig, die Ihrige zu sein; aber nur die Hoffnung entziehen Sie mir nicht! Lassen Sie mich ferne von Ihnen wohnen, seien Sie wachsam auf meinen Wandel und richten Sie mich dann! — Glücklich, ja unaussprechlich glücklich werd' ich sein, wenn Sie sich's nur zuweilen gefallen lassen wollen, daß ich vor Ihnen erscheinen darf. Nennen Sie mir einen düstern Winkel in Ihrem Hause, den ich bewohnen soll: ohne Murren will ich dort gefangen sitzen. — Schwachheit, Verführung, Ansehen, Drohungen haben mich zu dieser schimpflichen That hingerissen; aber lasterhaft bin ich niemals gewesen. Wär' ich das, wie hätt' ich es wagen können, mich Ihnen zu zeigen, wie könnt' ich es jetzt wagen, Sie anzusehen, wagen, mit Ihnen zu reden? Könnten Sie in meiner Seele lesen, könnten Sie sich überzeugen, wie meine vorigen Verbrechen

ferne von meinem Herzen sind, wie abscheulich mir die Sitten derer sind, die ich einst meinesgleichen nannte! — Die Verführung hat meinen Wandel befleckt; aber mein Herz hat sie nicht vergiftet. Ich kenne mich, mein Herr. Hätte man mir Freiheit gelassen, nur ein Wort hätt' es mir gekostet, und Sie hätten um den ganzen Betrug gewußt. Entscheiden Sie nach Gefallen über mich! Rufen Sie Ihre Bedienten! Lassen Sie mir diesen Schmuck, diese Kleider abreißen! Lassen Sie mich in nächtlicher Stunde auf die Straßen werfen! Alles, alles will ich leiden. Welches Schicksal Sie mir auflegen wollen, ich unterwerfe mich. Die Einsamkeit auf dem Lande, die Stille eines Klosters werden mich Ihren Augen auf ewig entreißen. Befehlen Sie, und ich gehe! Ihre Glückseligkeit ist noch nicht ohne Rettung verloren. Sie können mich ja noch vergessen."

„Stehen Sie auf!" rief der Marquis mit sanfter Stimme, „ich vergebe Ihnen; stehen Sie auf! Mitten im gräßlichen Gefühl meiner erlittenen Schande vergaß ich es nicht, meine Gemahlin in Ihnen zu ehren. Kein Laut kam über meine Lippen, der Sie erniedrigt hätte, und wäre das, so bin ich bereit, es Ihnen abzubitten, und gebe Ihnen mein Wort, daß Sie keinen mehr hören sollen. Denken Sie stets daran, daß Sie Ihren Gemahl nicht unglücklich machen können, ohne es selbst zu werden. Seien Sie edel und gut — seien Sie glücklich, und sorgen Sie dafür, daß auch ich es werde! Stehen Sie auf, ich bitte Sie, Sie sind nicht an Ihrer Stelle, Marquisin, stehen Sie auf! — Steh auf, meine Gemahlin, und laß dich umarmen!"

Während daß der Marquis das sagte, lag sie noch immer, den Kopf auf seine Knie gebeugt, ihr Gesicht in seinen Händen verborgen. Aber auf den Namen seiner Gemahlin sprang sie lebhaft auf, warf sich ihm um den Hals und drückte ihn mit wütender Entzückung in ihre Arme. Gleich darauf ließ sie von neuem ihn los, stürzte zur Erde und war willens, seine Füße zu küssen.

„Was wollen Sie?" unterbrach er sie sehr bewegt. „Habe ich Ihnen nicht schon alles vergeben? Warum glauben Sie mir denn nicht?"

„Lassen Sie, lassen Sie!" gab sie zur Antwort. „Ich kann es nicht, ich darf es nicht glauben."

„Bei Gott!“ rief der Marquis, „ich fange an zu mutmaßen, daß ich niemals bereuen werde. Diese Frau von P . . . hat mir Verdruß und Leiden zugedacht; aber ich sehe ein, sie hat mir Seligkeit bereitet. Kommen Sie, meine Gemahlin! Kleiden Sie sich an, unterdessen daß ich Anstalten zu unsrer Abreise mache. Wir ziehen auf meine Güter, wo wir so lange bleiben wollen, bis die Zeit eine Rinde über das Vergangene gezogen hat.“

Drei ganzer Jahre lang lebten sie ferne von Paris — das glücklichste Ehepaar ihrer Zeiten.

Leser oder Leserin — ich sehe dich bei dem Namen der Frau von P . . . unwillig auffahren; ich höre dich ausrufen: „Welche abscheuliche Frau! welche Bübin und Heuchlerin!“ — Keine Aufwallung, lieber Leser, keine Parteilichkeit! Laß die Wage der Gerechtigkeit entscheiden!

Schwärzere Thaten, als diese war, geschehen täglich unter dem Monde, nur mit weniger Absicht und Seele. Hassen und fürchten kannst du die Marquisin, doch verachten wirst du sie nie. Gräßlich und unerhört war ihre Rache; aber Eigennutz befleckte sie nicht. Hätte diese Dame eben das und noch mehr gethan, ihrem rechtmäßigen Gemahl Belohnungen auszuwirken — hätte sie ihre Tugend einem Staatsminister oder auch nur seinem ersten Schreiber geopfert, ein Ordensband oder ein Regiment für ihn zu erwuchern — hätte sie sich einem Pfründenvergeber für eine reiche Präbende überlassen, das alles würdest du sehr natürlich finden: die Allgewalt der Gewohnheit spräche dafür. Aber jetzt, jetzt, da sie an einem Treulosen Rache nimmt, empören sich deine Gefühle. Nicht, weil dein Herz für diese Handlung zu weich ist — weil du es der Mühe nicht wert achtest, in die Tiefe ihres Kummers hinabzusteigen, weil du zu stolz bist, weibliche Tugend anzuerkennen, findest du ihre Ahndung abscheulich. Hast du dich auch wohl erinnert, welche Opfer sie ihrem Liebling gebracht hatte? Ich will nicht in Anschlag bringen, daß ihre Schatulle jederzeit die seinige war, daß er jahrelang ihre Tafel genoß, jahrelang in ihrem Hause wie in dem seinigen aus und ein ging. Vielleicht spottest du darüber; aber sie hatte sich zugleich

nach allen seinen Launen geschmiegt, hatte seinem Geschmacke sklavisch gehuldigt; ihm gefällig zu sein, hatte sie den ganzen Plan ihres Lebens zerstört. Ganz Paris sprach ehedem mit Ehrfurcht von ihrer Tugend — jetzt war sie ihm zulieb zu dem gemeinen Haufen heruntergestürzt. Jetzt murmelte die Verleumdung sich in die Ohren: „Endlich ist diese P . . ., dieses Wunder der Welt, geworden wie unsereine!“

Sie hatte dieses höhnische Lächeln mit ihren Augen gesehen, diese Schmähreden mit ihren Ohren gehört und oft genug mit Schamröte den Blick zur Erde geschlagen. Jede Bitterkeit hatte sie verschlungen, welche die Lästerung für eine Frau in Bereitschaft hat, deren fleckenfreie Tugend die benachbarten Laster um so sichtbarer machte. Sie hatte das laute Gelächter ertragen, womit sich der mutwillige Hause an den lächerlichen Spröden rächt, die ihre Tugend marktschreierisch an alle Pfeiler schlagen — stolz und empfindlich, wie sie war, hätte sie lieber in toter Dunkelheit ihr Leben hinweggeseufzt, als noch einmal den Schauplatz einer Welt betreten, wo ihre verscherzte Ehre nur schadenfrohe Lacher, ihre verschmähte Liebe nur peinigende Tröster fand. Sie näherte sich einer Epoche, wo der Verlust eines Liebhabers nicht so schnell mehr ersetzt wird: ein Herz wie das ihrige konnte dieses Schicksal nur in gramvoller Einsamkeit ausbluten.

Wenn ein Mensch den andern eines zweideutigen Blicks wegen niederstößt, warum wollen wir es einer Frau von Ehre zum Frevel machen, daß sie den Verführer ihres Herzens, den Mörder ihrer Ehre, den Verräter ihrer Liebe — einer Buhldirne in die Arme wirft? Wahrlich, lieber Leser, du bist ebenso streng in deinem Tadel, als du oft in deinem Lobe flüchtig bist. „Aber“, wirfst du ein, „nicht die Rache selbst, nur die Wahl der Rache find' ich so verdammenswert. Mein Gefühl sträubt sich gegen ein so weitläuftiges Gewebe durchdachter Abscheulichkeit, gegen diese zusammenhängende Kette von Lügen, die beinahe schon ein Jahr durchdauert.“ — Also der ersten augenblicklichen Aufwallung vergibst du alles? Wie nun aber, wenn die erste Aufwallung einer Frau von P . . . und einer Dame ihres Charakters ihr ganzes Leben lang währte?

Ich sehe hier nichts als eine Verräterei, die nur weniger alltäglich ist; und willkommen sei mir das Gesetz, welches jeden gewissenlosen Buben, der eine ehrliche Frau zu Fall bringt und dann verläßt, zu einer Dirne verdammt — den gemeinen Mann zu gemeinen Weibern!

Diderots ganze Beredsamkeit wird dennoch schwerlich den Abscheu hinwegräsonnieren, den diese unnatürliche That notwendig erwecken muß. Aber die kühne Neuheit dieser Intrigue, die unverkennbare Wahrheit der Schilderung, die schmucklose Eleganz der Beschreibung haben mich in Versuchung geführt, eine Übersetzung davon zu wagen, welche freilich die Eigentümlichkeit des Originals nicht erreicht haben wird. Das Ganze ist aus einem (so viel ich weiß, in Deutschland noch unbekannten) Aufsatz des Herrn Diderot: „Jakob und sein Herr, oder der Fatalismus"[1] genannt. Der Freiherr von Dalberg zu Mannheim besitzt die Originalschrift, und seiner Gefälligkeit danke ich es auch, daß ich in dieser „Thalia" Gebrauch davon machen durfte.

---

5. Spiel des Schicksals.

Ein Bruchstück aus einer wahren Geschichte.

Aloysius von G***[2] war der Sohn eines Bürgerlichen von Stande in ***schen Diensten, und die Keime seines glücklichen Genies wurden durch eine liberale Erziehung frühzeitig entwickelt. Noch sehr jung, aber mit gründlichen Kenntnissen versehen, trat er in Militärdienste bei seinem Landesherrn, dem er als ein junger Mann von großen Verdiensten und noch größern Hoffnungen nicht lange verborgen blieb. G*** war in vollem Feuer der Jugend, der Fürst war es auch; G*** war rasch, unternehmend; der Fürst, der es auch war, liebte solche Charaktere. Durch eine reiche Ader von Witz und eine Fülle von Wissenschaft wußte G*** seinen Umgang zu beseelen, jeden Zirkel, in den er sich mischte,

[1] Der Titel ist ungenau; vgl. die Einleitung, S. 4.

[2] Gemeint ist der Geheime Kriegsrat und Oberst Philipp Friedrich Rieger, Sohn eines württembergischen Geistlichen. Vgl. die Einleitung zu „Kabale und Liebe", Bd. II, S. 304, und Bd. IX, S. 91.

durch eine immer gleiche Jovialität aufzuheitern und über alles, was sich ihm darbot, Reiz und Leben auszugießen; und der Fürst verstand sich darauf, Tugenden zu schätzen, die er in einem hohen Grade selbst besaß. Alles, was er unternahm, seine Spielereien selbst, hatten einen Anstrich von Größe; Hindernisse schreckten ihn nicht, und kein Fehlschlag konnte seine Beharrlichkeit besiegen. Den Wert dieser Eigenschaften erhöhte eine empfehlende Gestalt, das volle Bild blühender Gesundheit und herkulischer Stärke, durch das beredte Spiel eines regen Geistes beseelt; im Blick, Gang und Wesen eine anerschaffene natürliche Majestät, durch eine edle Bescheidenheit gemildert. War der Prinz von dem Geiste seines jungen Gesellschafters bezaubert, so riß diese verführerische Außenseite seine Sinnlichkeit unwiderstehlich hin. Gleichheit des Alters, Harmonie der Neigungen und der Charaktere stifteten in kurzem ein Verhältnis zwischen beiden, das alle Stärke von der Freundschaft und von der leidenschaftlichen Liebe alles Feuer und alle Heftigkeit besaß. G*** flog von einer Beförderung zur andern; aber diese äußerlichen Zeichen schienen sehr weit hinter dem, was er dem Fürsten in der That war, zurückzubleiben. Mit erstaunlicher Schnelligkeit blühte sein Glück empor, weil der Schöpfer desselben sein Anbeter, sein leidenschaftlicher Freund war. Noch nicht zweiundzwanzig Jahr alt, sah er sich auf einer Höhe, womit die Glücklichsten sonst ihre Laufbahn beschließen. Aber sein thätiger Geist konnte nicht lange im Schoß müßiger Eitelkeit rasten noch sich mit dem schimmernden Gefolge einer Größe begnügen, zu deren gründlichem Gebrauch er sich Mut und Kräfte genug fühlte. Während daß der Fürst nach dem Ringe des Vergnügens[1] flog, vergrub sich der junge Günstling unter Akten und Büchern und widmete sich mit lasttragendem Fleiß den Geschäften, deren er sich endlich so geschickt und so vollkommen

---

[1] Der Ausdruck ist entlehnt aus Sterne, „Yoriks empfindsame Reise“. Aus dem Englischen übersetzt (von Bode), Bremen 1776, Bd. I, S. 131: „Ich sah ... die ganze Welt nach dem Ringe des Vergnügens rennen [engl. running at the ring of pleasure], die Alten mit gebrochenen Lanzen und Helmen, wovon das Visier verloren gegangen, die Jungen in Waffen, schimmernd wie Gold ... Alle stießen darauf zu wie die Ritter mit verbundenen Augen in den alten Turnierspielen um Ruhm und Liebe.“ Derselbe Ausdruck im „Tristram Shandy“ von Sterne (deutsche Übersetzung, Berlin 1774), VII, S. 103.

bemächtigte, daß jede Angelegenheit, die nur einigermaßen von Belange war, durch seine Hände ging. Aus einem Gespielen seiner Vergnügen wurde er bald erster Rat und Minister und endlich Beherrscher seines Fürsten. Bald war kein Weg mehr zu diesem als durch ihn. Er vergab alle Ämter und Würden; alle Belohnungen wurden aus seinen Händen empfangen.

G*** war in zu früher Jugend und mit zu raschen Schritten zu dieser Größe emporgestiegen, um ihrer mit Mäßigung zu genießen. Die Höhe, worauf er sich erblickte, machte seinen Ehrgeiz schwindeln; die Bescheidenheit verließ ihn, sobald das letzte Ziel seiner Wünsche erstiegen war. Die demutsvolle Unterwürfigkeit, welche von den Ersten des Landes, von allen, die durch Geburt, Ansehen und Glücksgüter so weit über ihn erhoben waren, welche von Greisen selbst ihm, einem Jünglinge, gezollt wurde, berauschte seinen Hochmut, und die unumschränkte Gewalt, von der er Besitz genommen, machte bald eine gewisse Härte in seinem Wesen sichtbar, die von jeher als Charakterzug in ihm gelegen hatte und ihm auch durch alle Abwechselungen seines Glückes geblieben ist. Keine Dienstleistung war so mühevoll und groß, die ihm seine Freunde nicht zumuten durften; aber seine Feinde mochten zittern; denn so sehr er auf der einen Seite sein Wohlwollen übertrieb, so wenig Maß hielt er in seiner Rache. Er gebrauchte sein Ansehen weniger, sich selbst zu bereichern, als viele Glückliche zu machen, die ihm, als dem Schöpfer ihres Wohlstandes, huldigen sollten; aber Laune, nicht Gerechtigkeit wählte die Subjekte. Durch ein hochfahrendes, gebieterisches Wesen entfremdete er selbst die Herzen derjenigen von sich, die er am meisten verpflichtet hatte, indem er zugleich alle seine Nebenbuhler und heimlichen Neider in ebenso viele unversöhnliche Feinde verwandelte.

Unter denen, welche jeden seiner Schritte mit Augen der Eifersucht und des Neides bewachten und in der Stille schon die Werkzeuge zu seinem Untergange zurichteten, war ein piemontesischer Graf, Joseph Martinengo[1], von der Suite des Fürsten, den G*** selbst, als eine unschädliche und ihm ergebene Kreatur, in diesen

[1] Graf Monmartin, seit 1758 Minister. Vgl. Bd. II, S. 303.

Posten eingeschoben hatte, um ihn bei den Vergnügungen seines Herrn den Platz ausfüllen zu lassen, dessen er selbst überdrüssig zu werden anfing, und den er lieber mit einer gründlichern Beschäftigung vertauschte. Da er diesen Menschen als ein Werk seiner Hände betrachtete, das er, sobald es ihm nur einfiele, in das Nichts wieder zurückwerfen könnte, woraus er es gezogen, so hielt er sich desselben durch Furcht sowohl als durch Dankbarkeit versichert und verfiel dadurch in eben den Fehler, den Richelieu beging, da er Ludwig dem Dreizehnten den jungen Le Grand zum Spielzeug überließ.[1] Aber ohne diesen Fehler mit Richelieus Geiste verbessern zu können, hatte er es mit einem verschlageneren Feinde zu thun, als der französische Minister zu bekämpfen gehabt hatte. Anstatt sich seines guten Glücks zu überheben und seinen Wohlthäter fühlen zu lassen, daß man seiner nun entübrigt sei, war Martinengo vielmehr aufs sorgfältigste bemüht, den Schein dieser Abhängigkeit zu unterhalten und sich mit verstellter Unterwürfigkeit immer mehr und mehr an den Schöpfer seines Glücks anzuschließen. Zu gleicher Zeit aber unterließ er nicht, die Gelegenheit, die sein Posten ihm verschaffte, öfters um den Fürsten zu sein, in ihrem ganzen Umfang zu benutzen und sich diesem nach und nach notwendig und unentbehrlich zu machen. In kurzer Zeit wußte er das Gemüt seines Herrn auswendig; alle Zugänge zu seinem Vertrauen hatte er ausgespäht und sich unvermerkt in seine Gunst eingestohlen. Alle jene Künste, die ein edler Stolz und eine natürliche Erhabenheit der Seele den Minister verachten gelehrt hatte, wurden von dem Italiener in Anwendung gebracht, der zu Erreichung seines Zwecks auch das niedrigste Mittel nicht verschmähte. Da ihm sehr gut bewußt war, daß der Mensch nirgends mehr eines Führers und Gehilfen bedarf als auf dem Wege des Lasters, und daß nichts zu kühneren Vertraulichkeiten berechtigt als eine Mitwissenschaft geheim-

[1] Gemeint ist der bekannte Günstling Ludwigs XIII., Marquis de Cinq Mars, der 1638, achtzehn Jahre alt, von Richelieu als Gesellschafter des Königs eingeführt wurde. Er stieg so schnell in Ludwigs Gunst, daß er schon 1639 die Stellung eines Grand ecuyer de France (Oberstallmeister) erhielt, weshalb er in den Hofkreisen einfach Monsieur le Grand hieß. Als er aber auch politisch nach Einfluß strebte und gegen Richelieu, der ihn nur zum Spielzeug des Königs wollte, eine Verschwörung anzettelte, wurde er 1642 hingerichtet.

gehaltener Blößen, so weckte er Leidenschaften bei dem Prinzen, die bis jetzt noch in ihm geschlummert hatten, und dann drang er sich ihm selbst zum Vertrauten und Helfershelfer dabei auf. Er riß ihn zu solchen Ausschweifungen hin, die die wenigsten Zeugen und Mitwisser dulden, und dadurch gewöhnte er ihn unvermerkt, Geheimnisse bei ihm niederzulegen, wovon jeder Dritte ausgeschlossen war. So gelang es ihm endlich, auf die Verschlimmerung des Fürsten seinen schändlichen Glücksplan zu gründen, und eben darum, weil das Geheimnis ein wesentliches Mittel dazu war, so war das Herz des Fürsten sein, ehe sich G*** auch nur träumen ließ, daß er es mit einem andern teilte.

Man dürfte sich wundern, daß eine so wichtige Veränderung der Aufmerksamkeit des letztern entging; aber G*** war seines eigenen Wertes zu gewiß, um sich einen Mann wie Martinengo als Nebenbuhler auch nur zu denken, und dieser sich selbst zu gegenwärtig, zu sehr auf seiner Hut, um durch irgend eine Unbesonnenheit seinen Gegner aus dieser stolzen Sicherheit zu reißen. Was Tausende vor ihm auf dem glatten Grunde der Fürstengunst straucheln gemacht hat, brachte auch G*** zum Falle: zu große Zuversicht zu sich selbst. Die geheimen Vertraulichkeiten zwischen Martinengo und seinem Herrn beunruhigten ihn nicht. Gerne gönnte er einem Aufkömmling ein Glück, das er selbst im Herzen verachtete, und das nie das Ziel seiner Bestrebungen gewesen war. Nur weil sie allein ihm den Weg zu der höchsten Gewalt bahnen konnte, hatte die Freundschaft des Fürsten einen Reiz für ihn gehabt, und leichtsinnig ließ er die Leiter hinter sich fallen, sobald sie ihm auf die erwünschte Höhe geholfen hatte.

Martinengo war nicht der Mann, sich mit einer so untergeordneten Rolle zu begnügen. Mit jedem Schritte, den er in der Gunst seines Herrn vorwärts that, wurden seine Wünsche kühner, und sein Ehrgeiz fing an, nach einer gründlichern Befriedigung zu streben. Die künstliche Rolle von Unterwürfigkeit, die er bis jetzt noch immer gegen seinen Wohlthäter beibehalten hatte, wurde immer drückender für ihn, je mehr das Wachstum seines Ansehens seinen Hochmut weckte. Da das Betragen des Ministers gegen ihn sich nicht nach den schnellen Fortschritten

verfeinerte, die er in der Gunst des Fürsten machte, im Gegenteil oft sichtbar genug darauf eingerichtet schien, seinen aufsteigenden Stolz durch eine heilsame Rückerinnerung an seinen Ursprung niederzuschlagen, so wurde ihm dieses gezwungene und widersprechende Verhältnis endlich so lästig, daß er einen ernstlichen Plan entwarf, es durch den Untergang seines Nebenbuhlers auf einmal zu endigen. Unter dem undurchdringlichsten Schleier der Verstellung brütete er diesen Plan zur Reife. Noch durfte er es nicht wagen, sich mit seinem Nebenbuhler in offenbarem Kampfe zu messen; denn obgleich die erste Blüte von G***s Favoritschaft dahin war, so hatte sie doch zu frühzeitig angefangen und zu tiefe Wurzeln im Gemüte des jungen Fürsten geschlagen, um so schnell daraus verdrängt zu werden. Der kleinste Umstand konnte sie in ihrer ersten Stärke zurückbringen; darum begriff Martinengo wohl, daß der Streich, den er ihm beibringen wollte, ein tödlicher Streich sein müsse. Was G*** an des Fürsten Liebe vielleicht verloren haben mochte, hatte er an seiner Ehrfurcht gewonnen; je mehr sich letzterer den Regierungsgeschäften entzog, desto weniger konnte er des Mannes entraten, der, selbst auf Unkosten des Landes, mit der gewissenhaftesten Ergebenheit und Treue seinen Nutzen besorgte — und so teuer er ihm ehedem als Freund gewesen war, so wichtig war er ihm jetzt als Minister.

Was für Mittel es eigentlich gewesen, wodurch der Italiener zu seinem Zwecke gelangte, ist ein Geheimnis zwischen den wenigen geblieben, die der Schlag traf, und die ihn führten. Man mutmaßt, daß er dem Fürsten die Originalien einer heimlichen und sehr verdächtigen Korrespondenz vorgelegt, welche G*** mit einem benachbarten Hofe soll unterhalten haben[1]; ob echt oder unterschoben, darüber sind die Meinungen geteilt. Wie dem aber auch gewesen sein möge, so erreichte er seine Absicht in einem fürchterlichen Grade. G*** erschien in den Augen des Fürsten als der undankbarste und schwärzeste Verräter, dessen Verbrechen so außer

[1] Besonders soll den Zorn Karl Eugens ein Brief Riegers an den Prinzen Karl Friedrich, einen Oheim des Herzogs, erregt haben, worin er lebhaft für Preußen eingetreten sei und Karl Eugen, der bekanntlich auf Seite Österreichs stand, sehr scharf mitgenommen habe Auch direkte verräterische Verbindungen mit Preußen wurden ihm schuld gegeben.

allen Zweifel gesetzt war, daß man ohne fernere Untersuchung sogleich gegen ihn verfahren zu dürfen glaubte. Das Ganze wurde unter dem tiefsten Geheimnis zwischen Martinengo und seinem Herrn verhandelt, daß G*** auch nicht einmal von ferne das Gewitter merkte, das über seinem Haupte sich zusammenzog. In dieser verderblichen Sicherheit verharrte er bis zu dem schrecklichen Augenblick, wo er von einem Gegenstande der allgemeinen Anbetung und des Neides zu einem Gegenstande der höchsten Erbarmung heruntersinken sollte.

Als dieser entscheidende Tag[1] erschienen war, besuchte G*** nach seiner Gewohnheit die Wachparade. Vom Fähnrich war er in einem Zeitraum von wenigen Jahren bis zum Rang eines Obristen hinaufgerückt; und auch dieser Posten war nur ein bescheidener Name für die Ministerwürde, die er in der That bekleidete, und die ihn über die Ersten im Lande hinaussetzte. Die Wachparade war der gewöhnliche Ort, wo sein Stolz die allgemeine Huldigung einnahm, wo er in einer kurzen Stunde einer Größe und Herrlichkeit genoß, für die er den ganzen Tag über Lasten getragen hatte. Die Ersten vom Range nahten sich ihm hier nicht anders als mit ehrerbietiger Schüchternheit, und die sich seiner Wohlgewogenheit nicht ganz sicher wußten, mit Zittern. Der Fürst selbst, wenn er sich je zuweilen hier einfand, sah sich neben seinem Vezier vernachlässigt, weil es weit gefährlicher war, diesem letztern zu mißfallen, als es Nutzen brachte, jenen zum Freunde zu haben. Und eben dieser Ort, wo er sich sonst als einem Gott hatte huldigen lassen, war jetzt zu dem schrecklichen Schauplatz seiner Erniedrigung erkoren.

Sorglos trat er in den wohlbekannten Zirkel, der sich, ebenso unwissend über das, was kommen sollte, als er selbst, heute wie immer ehrerbietig vor ihm aufthat, seine Befehle erwartend. Nicht lange, so erschien in Begleitung einiger Adjutanten Martinengo, nicht mehr der geschmeidige, tiefgebückte, lächelnde Höfling — frech und baurenstolz, wie ein zum Herrn gewordener Lakai, mit trotzigem, festem Tritte schreitet er ihm entgegen, und

---

[1] Es war der 28. November 1762.

mit bedecktem Haupte steht er vor ihm still, im Namen des Fürsten seinen Degen fodernd. Man reicht ihm diesen mit einem Blicke schweigender Bestürzung; er stemmt die entblößte Klinge gegen den Boden, sprengt sie durch einen Fußtritt entzwei und läßt die Splitter zu G***s Füßen fallen. Auf dieses gegebene Signal fallen beide Adjutanten über ihn her, der eine beschäftigt, ihm das Ordenskreuz von der Brust zu schneiden, der andere, beide Achselbänder nebst den Aufschlägen der Uniform abzulösen und Kordon und Federbusch von dem Hute zu reißen. Während dieser ganzen schrecklichen Operation, die mit unglaublicher Schnelligkeit von statten geht, hört man von mehr als fünfhundert Menschen, die dicht umherstehen, nicht einen einzigen Laut, nicht einen einzigen Atemzug in der ganzen Versammlung. Mit bleichen Gesichtern, mit klopfendem Herzen und in totenähnlicher Erstarrung steht die erschrockne Menge im Kreis um ihn herum, der in dieser sonderbaren Ausstaffierung — ein seltsamer Anblick von Lächerlichkeit und Entsetzen! — einen Augenblick durchlebt, den man ihm nur auf dem Hochgericht nachempfindet. Tausend andere an seinem Platze würde die Gewalt des ersten Schreckens sinnlos zu Boden gestreckt haben; sein robuster Nervenbau und seine starke Seele dauerten diesen fürchterlichen Zustand aus und ließen ihn alles Gräßliche desselben erschöpfen.

Kaum ist die Operation geendigt, so führt man ihn durch die Reihen zahlloser Zuschauer bis ans äußerste Ende des Paradeplatzes, wo ein bedeckter Wagen ihn erwartet. Ein stummer Wink befiehlt ihm, in denselben zu steigen; eine Eskorte von Husaren begleitet ihn. Das Gerücht dieses Vorgangs hat sich unterdessen durch die ganze Residenz verbreitet; alle Fenster öffnen sich, alle Straßen sind von Neugierigen erfüllt, die schreiend dem Zuge folgen und unter abwechselnden Ausrufungen des Hohnes, der Schadenfreude und einer noch weit kränkendern Bedauernis seinen Namen wiederholen. Endlich sieht er sich im Freien; aber ein neuer Schrecken wartet hier auf ihn. Seitab von der Heerstraße lenkt der Wagen einen wenig befahrnen, menschenleeren Weg — den Weg nach dem Hochgerichte, gegen welches man ihn auf einen ausdrücklichen Befehl des Fürsten langsam heranfährt. Hier, nach-

dem man ihm alle Qualen der Todesangst zu empfinden gegeben, lenkt man wieder nach einer Straße ein, die von Menschen besucht wird. In der sengenden Sonnenhitze, ohne Labung, ohne menschlichen Zuspruch bringt er sieben schreckliche Stunden in diesem Wagen zu, der endlich mit Sonnenuntergang an dem Ort seiner Bestimmung, der Festung —[1], stille hält. Des Bewußtseins beraubt, in einem mittlern Zustand zwischen Leben und Tod (ein zwölfstündiges Fasten und der brennende Durst hatten endlich seine Riesennatur überwältigt), zieht man ihn aus dem Wagen, und in einer scheußlichen Grube unter der Erde wacht er wieder auf. Das erste, was sich, als er die Augen zum neuen Leben wieder aufschlägt, ihm darbietet, ist eine grauenvolle Kerkerwand, durch einige Mondesstrahlen matt erleuchtet, die in einer Höhe von neunzehn Klaftern durch schmale Ritzen auf ihn herunterfallen. An seiner Seite findet er ein dürftiges Brot nebst einem Wasserkrug und daneben eine Schütte Stroh zu seinem Lager. In diesem Zustand verharrt er bis zum folgenden Mittag, wo endlich in der Mitte des Turmes ein Laden sich aufthut und zwei Hände sichtbar werden, von welchen in einem hängenden Korbe dieselbe Kost, die er gestern hier gefunden, heruntergelassen wird. Jetzt, seit diesem ganzen fürchterlichen Glückswechsel zum erstenmal, entrissen ihm Schmerz und Sehnsucht einige Fragen: wie er hieher komme? und was er verbrochen habe? Aber keine Antwort von oben; die Hände verschwinden, und der Laden geht wieder zu. Ohne das Gesicht eines Menschen zu sehen, ohne auch nur eines Menschen Stimme zu hören, ohne irgend einen Aufschluß über dieses entsetzliche Schicksal, über Künftiges und Vergangenes in gleich fürchterlichen Zweifeln, von keinem warmen Lichtstrahl erquickt, von keinem gesunden Lüftchen erfrischt, aller Hilfe unerreichbar und vom allgemeinen Mitleid vergessen, zählt er in diesem Ort der Verdammnis vierhundertundneunzig gräßliche Tage an den kümmerlichen Broten ab, die ihm von einer Mittagsstunde zur andern in trauriger Einförmigkeit heruntergereicht werden. Aber eine Entdeckung, die er schon in den ersten

[1] Es war die Festung Hohentwiel, die neben dem Hohenasperg zur Bewahrung von Staatsgefangenen diente.

Tagen seines Hierseins macht, vollendet das Maß seines Elends. Er kennt diesen Ort. Er selbst war es, der ihn, von einer niedrigen Rachgier getrieben, wenige Monate vorher neu erbaute, um einen verdienten Offizier darin verschmachten zu lassen, der das Unglück gehabt hatte, seinen Unwillen auf sich zu laden. Mit erfinderischer Grausamkeit hatte er selbst die Mittel angegeben, den Aufenthalt in diesem Kerker grauenvoller zu machen. Er hatte vor nicht gar langer Zeit in eigner Person eine Reise hieher gethan, den Bau in Augenschein zu nehmen und die Vollendung desselben zu beschleunigen. Um seine Marter aufs äußerste zu treiben, muß es sich fügen, daß derselbe Offizier, für den dieser Kerker zugerichtet worden, ein alter würdiger Oberster, dem eben verstorbenen Kommandanten der Festung im Amte nachfolgt und aus einem Schlachtopfer seiner Rache der Herr seines Schicksals wird. So floh ihn auch der letzte traurige Trost, sich selbst zu bemitleiden und das Schicksal, so hart es ihn auch behandelte, einer Ungerechtigkeit zu zeihen. Zu dem sinnlichen Gefühl seines Elends gesellte sich noch eine wütende Selbstverachtung und der Schmerz, der für stolze Herzen der bitterste ist, von der Großmut eines Feindes abzuhängen, dem er keine gezeigt hatte.

Aber dieser rechtschaffene Mann war für eine niedre Rache zu edel. Unendlich viel kostete seinem menschenfreundlichen Herzen die Strenge, die seine Instruktion ihm gegen den Gefangenen auflegte; aber als ein alter Soldat gewöhnt, den Buchstaben seiner Ordre mit blinder Treue zu befolgen, konnte er weiter nichts, als ihn bedauren. Einen thätigeren Helfer fand der Unglückliche an dem Garnisonprediger der Festung, der, von dem Elend des gefangenen Mannes gerührt, wovon er nur spät und nur durch dunkle, unzusammenhängende Gerüchte Wissenschaft bekam, sogleich den festen Entschluß faßte, etwas zu seiner Erleichterung zu thun. Dieser achtungswürdige Geistliche, dessen Namen ich ungern unterdrücke, glaubte seinem Hirtenberufe nicht besser nachkommen zu können, als wenn er ihn jetzt zum Besten eines unglücklichen Mannes geltend machte, dem auf keinem andern Wege mehr zu helfen war.

Da er von dem Kommandanten der Festung nicht erhalten

konnte, zu dem Gefangenen gelassen zu werden, so machte er sich in eigner Person auf den Weg nach der Hauptstadt, sein Gesuch dort unmittelbar bei dem Fürsten zu betreiben. Er that einen Fußfall vor demselben und flehte seine Erbarmung für den unglücklichen Menschen an, der ohne die Wohlthaten des Christentums, von denen auch das ungeheuerste Verbrechen nicht ausschließen könne, hülflos verschmachte und der Verzweiflung vielleicht nahe sei. Mit aller Unerschrockenheit und Würde, die das Bewußtsein erfüllter Pflicht verleiht, foderte er einen freien Zutritt zu dem Gefangenen, der ihm als Beichtkind angehöre, und für dessen Seele er dem Himmel verantwortlich sei. Die gute Sache, für die er sprach, machte ihn beredt, und den ersten Unwillen des Fürsten hatte die Zeit schon in etwas gebrochen. Er bewilligte ihm seine Bitte, den Gefangenen mit einem geistlichen Besuch erfreuen zu dürfen.

Das erste Menschenantlitz, das der unglückliche G*** nach einem Zeitraum von sechzehn Monaten erblickte, war das Gesicht seines Helfers. Den einzigen Freund, der ihm in der Welt lebte, dankte er seinem Elend; sein Wohlstand hatte ihm keinen erworben. Der Besuch des Predigers war für ihn eines Engels Erscheinung. Ich beschreibe seine Empfindungen nicht. Aber von diesem Tage an flossen seine Thränen gelinder, weil er sich von einem menschlichen Wesen beweint sah.

Entsetzen hatte den Geistlichen ergriffen, da er in die Mordgrube hineintrat. Seine Augen suchten einen Menschen — und ein grauenerweckendes Scheusal kroch aus einem Winkel ihm entgegen, der mehr dem Lager eines wilden Tieres als dem Wohnort eines menschlichen Geschöpfes glich. Ein blasses, totenähnliches Gerippe, alle Farbe des Lebens aus einem Angesicht verschwunden, in welches Gram und Verzweiflung tiefe Furchen gerissen hatten, Bart und Nägel durch eine so lange Vernachlässigung bis zum Scheußlichen gewachsen, vom langen Gebrauche die Kleidung halb vermodert und aus gänzlichem Mangel der Reinigung die Luft um ihn verpestet — so fand er diesen Liebling des Glücks, und diesem allem hatte seine eiserne Gesundheit widerstanden! Von diesem Anblick noch außer sich gesetzt, eilte der

Prediger auf der Stelle zu dem Gouverneur, um auch noch die zweite Wohlthat für den armen Unglücklichen auszuwirken, ohne welche die erste für keine zu rechnen war.

Da sich dieser abermals mit dem ausdrücklichen Buchstaben seiner Instruktion entschuldigt, entschließt er sich großmütig zu einer zweiten Reise nach der Residenz, die Gnade des Fürsten noch einmal in Anspruch zu nehmen. Er erklärt, daß er sich, ohne die Würde des Sakraments zu verletzen, nimmermehr entschließen könnte, irgend eine heilige Handlung mit seinem Gefangenen vorzunehmen, wenn ihm nicht zuvor die Ähnlichkeit mit Menschen zurückgegeben würde. Auch dieses wird bewilligt, und erst von diesem Tage an lebte der Gefangene wieder.

Noch viele Jahre brachte G*** auf dieser Festung zu, aber in einem weit leidlicheren Zustand, nachdem der kurze Sommer des neuen Günstlings verblüht war und andre an seinem Posten wechselten, welche menschlicher dachten oder doch keine Rache an ihm zu sättigen hatten. Endlich, nach einer zehnjährigen Gefangenschaft[1], erschien ihm der Tag der Erlösung, aber keine gerichtliche Untersuchung, keine förmliche Losspreehung. Er empfing seine Freiheit als ein Geschenk aus den Händen der Gnade; zugleich ward ihm auferlegt, das Land auf ewig zu räumen.

Hier verlassen mich die Nachrichten, die ich bloß aus mündlichen Überlieferungen über seine Geschichte habe sammeln können, und ich sehe mich gezwungen, über einen Zeitraum von zwanzig Jahren hinwegzuschreiten.[2] Während desselben fing G*** in fremden Kriegsdiensten von neuem seine Laufbahn an, die ihn endlich auch dort auf eben den glänzenden Gipfel führte, wovon er in seinem Vaterlande so schrecklich heruntergestürzt war. Die Zeit endlich, die Freundin der Unglücklichen, die eine langsame, aber unausbleibliche Gerechtigkeit übt, nahm endlich auch diesen Rechtshandel über sich. Die Jahre der Leidenschaften waren bei dem Fürsten vorüber, und die Menschheit fing allgemach an, einen

---

[1] Thatsächlich hat seine Gefangenschaft nur etwas über vier Jahre gedauert, da er 1767 auf Verwendung der Stände aus der Haft entlassen wurde.

[2] Die Zeitangabe ist auch hier ungenau. Rieger durfte schon 1772 nach Württemberg zurückkehren und wurde bald darauf Kommandant der Feste Asperg.

Wert bei ihm zu erlangen, wie seine Haare sich bleichten. Noch am Grabe erwachte in ihm eine Sehnsucht nach dem Lieblinge seiner Jugend. Um wo möglich dem Greis die Kränkungen zu vergüten, die er auf den Mann gehäuft hatte, lud er den Vertriebenen freundlich in seine Heimat zurück, nach welcher auch in G***s Herzen schon längst eine stille Sehnsucht zurückgekehrt war. Rührend war dieses Wiedersehen, warm und täuschend der Empfang, als hätte man sich gestern erst getrennt. Der Fürst ruhte mit einem nachdenkenden Blick auf dem Gesichte, das ihm so wohlbekannt und doch wieder so fremd war; es war, als zählte er die Furchen, die er selbst darein gegraben hatte. Forschend suchte er in des Greisen Gesicht die geliebten Züge des Jünglings wieder zusammen; aber was er suchte, fand er nicht mehr. Man zwang sich zu einer frostigen Vertraulichkeit. Beider Herzen hatten Scham und Furcht auf immer und ewig getrennt. Ein Anblick, der ihm seine schwere Übereilung wieder in seine Seele rief, konnte dem Fürsten nicht wohlthun; G*** konnte den Urheber seines Unglücks nicht mehr lieben. Doch getröstet und ruhig sah er in die Vergangenheit, wie man sich eines überstandenen schweren Traumes erfreut.

Nicht lange, so erblickte man G*** wieder im vollkommenen Besitz aller seiner vorigen Würden, und der Fürst bezwang seine innere Abneigung, um ihm für das Vergangene einen glänzenden Ersatz zu geben. Aber konnte er ihm auch das Herz dazu wiedergeben, das er auf immer für den Genuß des Lebens verstümmelte? Konnte er ihm die Jahre der Hoffnungen wiedergeben oder für den abgelebten Greis ein Glück erdenken, das auch nur von weitem den Raub ersetzte, den er an dem Manne begangen hatte?

Noch neunzehn Jahre genoß G*** diesen heitern Abend seines Lebens. Nicht Schicksale, nicht die Jahre hatten das Feuer der Leidenschaft bei ihm aufzehren noch die Jovialität seines Geistes ganz bewölken können. Noch in seinem siebenzigsten Jahre haschte er nach dem Schatten eines Guts, das er im zwanzigsten wirklich besessen hatte. Er starb endlich — als Befehlshaber von der Festung ***, wo Staatsgefangene aufbewahrt wurden. Man wird

erwarten, daß er gegen diese eine Menschlichkeit geübt, deren Wert er an sich selbst hatte schätzen lernen müssen. Aber er behandelte sie hart und launisch, und eine Aufwallung des Zorns gegen einen derselben streckte ihn auf den Sarg in seinem achtzigsten Jahre.[1]

---

6. Haoh-Kiöh-Tschuen.

Erstes Buch.

Zu Tahming, einer großen Stadt des chinesischen Reiches, lebte ein vornehmer Jüngling, Tiehtschongu genannt, der den Wissenschaften oblag. Seine Gestalt war schön, seine Seele großmütig und edel; er liebte die Gerechtigkeit bis zur Leidenschaft, und seine Freude war, dem Unterdrückten beizustehen. Da war er rasch und kühn und scheute kein Ansehen; nichts konnte seine Hitze mäßigen, wenn er eine Gewaltthat zu rächen hatte.

Sein Vater, der Tieh-ying hieß, war ein Mandarin der Gerechtigkeit und verwaltete ein richterliches Amt zu Peking am Hofe des Kaisers. Weil er aber die heftige Gemütsart seines Sohnes fürchtete, so ließ er denselben in der Entfernung vom Hofe seine Studien treiben. Als Tiehtschongu das sechzehnte Jahr erreicht hatte, dachten seine Eltern darauf, ihn zu verheiraten; er erklärte aber, daß er sich nicht entschließen könne, dieses unauflösliche Band zu knüpfen, bis er ein Frauenzimmer gefunden, das alle Vorzüge der Gestalt und des Geistes in sich vereinigte.

Er war zwanzig Jahr alt, als er in einem Geschichtsbuche von einem Kaiser las, der das Herz eines seiner Mandarinen verlangte, um der Kaiserin, welche krank war, eine Arznei daraus zu bereiten. Pikang, so hieß der Mandarin, ließ sich sogleich zu dieser Operation willig finden. Diese hohe Selbstverleugnung setzte den Jüngling in Erstaunen und erinnerte ihn an die Unterwerfung, die er seinen Eltern schuldig wäre und bisher so wenig geleistet hatte. Die Vorwürfe seines Gewissens ließen ihn die ganze Nacht nicht schlafen; er entschloß sich, unverzüglich zu ihnen

---

[1] Rieger starb am 15. Mai 1782 an einem Schlagfluß Er hat also nur noch zehn Jahre in der Heimat gelebt.

zu reisen und sie wegen seiner bisherigen Halsstarrigkeit um Vergebung zu bitten.

Er stand mit diesem Entschluß frühe auf und machte sich, nur von einem einzigen Diener, Siautan, begleitet, auf den Weg. Nachdem er zwei Tagereisen, beinah' ohne auszuruhen, zurückgelegt, fand er sich abends vor einem großen Dorfe und hielt vor einer schlechten Hütte still. Eine alte Frau kam heraus, und da sie ihn in der Tracht eines Studierenden erblickte, sagte sie zu ihm: „Junger Herr, Sie kommen gewiß, unseren jungen Gelehrten Wey zu besuchen." Er kenne keine solche Person, sagte er, er habe seinen Weg verloren und bitte sie um ein Nachtlager. Die Alte nahm ihn aufs bereitwilligste auf und bedauerte nur, daß sie ihn nicht standesgemäß bewirten könnte. Sein Diener Siautan mußte nun sein Bette und übriges Reisegeräte ins Haus tragen, sie selbst ging, sein Zimmer mit Stroh zu belegen und ihm Thee zu bereiten.

Tiehtschongu erkundigte sich nun, wer der junge Gelehrte sei, dessen sie vorhin gedacht habe. „Sie wissen vielleicht nicht", versetzte die Alte, „daß dieses Dorf nicht immer Wey-tsioün hieß wie jetzt, sondern diesen Namen von einer Familie hat, die allhier wohnet, die sonst in großem Ansehen gestanden, jetzt aber sehr heruntergekommen ist. Dem Himmel sei Dank, noch ein einziger aus derselben hat studiert, ob er sich gleich in großer Dürftigkeit befindet. Er reiste nach Hof, um sich prüfen zu lassen, dort lernte ihn ein gelehrter Mann, Namens Hanyuen, kennen und gewann ihn so lieb, daß er ihm seine Tochter zur Ehe gab. Aber ein vornehmer Mandarin verliebte sich in sie und wollte sie zu seiner Nebenfrau machen; als die Eltern ihre Einwilligung nicht gaben, ließ er die Tochter mit Gewalt entführen und nachher auch Vater und Mutter aufheben. Niemand weiß, wo sie hingekommen sind; Wey ist darüber in Verzweiflung und will sich das Leben nehmen."

Sie redete noch, als ein Auflauf auf der Straße entstand. Sie sahen mitten unter dem Volk einen jungen Menschen stehen, der blau gekleidet war und bitterlich weinte. „Das ist er", sagte die Alte. Tiehtschongu fragte nun, ob die Frau des Studenten

bei Tag oder bei Nacht entführt worden. Bei Tage, war die Antwort. Es hätten es verschiedene Personen gesehen, aber weil es ein so mächtiger Mandarin sei, so wolle niemand gegen ihn zeugen.

„Vielleicht", sagte Tiehtschongu, „wißt Ihr den wahren Verlauf der Sachen nicht und wollt mich mit Lügen berichten." — „Ganz und gar nicht", versetzte die Alte, ärgerlich über seinen Unglauben. „Ein Vetter von mir, der Stroh nach der Stadt brachte, war gegenwärtig, als die junge Frau nebst ihren Eltern in den Palast des Mandarins geschleppt wurde." — „Warum gabt Ihr dem jungen Ehemann keine Nachricht davon?" fragte Tiehtschongu. — „Was hätte dieses geholfen?" versetzte sie. „Alles Widersetzen ist vergebens. Der Palast, in den man sie gebracht, ist ein Geschenk des Kaisers, er ist unverletzlich und heilig, und niemand, als wer vom Kaiser dazu Erlaubnis hat, darf ihn betreten."

Am folgenden Morgen beurlaubte sich Tiehtschongu von der Alten und ließ ihr fünf Tsien (einen Gulden unseres Geldes) auszahlen. Sie bat ihn beim Abschiede aufs angelegentlichste, sie nicht unglücklich zu machen und sich ja nichts von dem merken zu lassen, was sie ihm anvertraut habe. „Was geht mich die Sache an?" erwiderte jener. „Eure höfliche Aufnahme ist's, was ich im Andenken zu behalten habe."

Er war kaum etliche Lys oder Stimmweiten fortgeritten, als er . . .

Philosophie, Ästhetik.

Einleitung des Herausgebers.

1. Der Aufsatz „Über das gegenwärtige teutsche Theater" erschien im „Wirtembergischen Repertorium" 1782, Körner nahm ihn 1812 in die Werke auf. Er beruht durchaus auf dem Grundgedanken, daß die Bühne eine moralische, eine erziehende Wirkung ausüben solle; ob diese in der That erreicht werde, das hängt nach Schiller von der mehr oder minder vollkommenen Beschaffenheit der drei Bestandteile ab, die für die höchste Wirkung des Schauspiels harmonisch ineinandergreifen müssen: Dichter, Publikum, Schauspieler. Mit scharfem Urteil und dabei mit auffallend reifer Beobachtung der Theaterwelt zeigt der einundzwanzigjährige Verfasser, worin auf allen drei Seiten die Schäden bestehen, die den vom Ideal geforderten erzieherischen Wert der Bühne seiner Zeit beeinträchtigen. Doch tröstet er sich schließlich mit dem Gedanken, daß auch die „würdigeren Schwestern" der Kunst, Moral und Religion, über die Befleckung des blöden und schmutzigen Haufens nicht erhaben sind, und daß doch immerhin auch unter den gegenwärtigen Umständen jener Einfluß der Bühne nicht ganz ausbleibe.

2. Die zweite Abhandlung führte ursprünglich den Titel „Was kann eine gute stehende Schaubühne eigentlich wirken?" Sie wurde, nachdem der Verfasser sie am 26. Juni 1784 in der kurfürstlich deutschen Gesellschaft zu Mannheim vorgelesen hatte, zuerst im 1. Heft der „Rheinischen Thalia" veröffentlicht, und Schiller nahm sie unter Weglassung des Eingangs und mit Unterdrückung einiger weniger Stellen (die der Leser am Schluß des Bandes findet) 1802 in den 4. Teil seiner kleineren prosaischen Schriften auf. Sie geht in ihren Grundgedanken von derselben Anschauung aus wie der eben besprochene, drei Jahre ältere Aufsatz, führt diese aber weit umfassender und glänzender aus: Das Theater soll den höchsten Zielen der Bildung dienen und ein Mittel zur Veredelung des Menschen sein. Es erfüllt uns mit Liebe zur Tugend, mit Abscheu vor dem Laster, beschämt die

Thoren durch Scherz und Spott und wird zugleich, indem es uns ein Spiegelbild des Lebens vorhält, eine Schule praktischer Weisheit, die uns Nachsicht gegen Fehlende, Duldung gegen Andersdenkende und Läuterung der eignen Leidenschaften lehrt. Besonders bemerkenswert ist, wie Schiller in diesem Zusammenhang die Wirkung der Bühne auf den „Nationalgeist" hervorhebt, ein Abschnitt, den er mit folgenden für jene Zeit erstaunlichen Worten schließt: „Wenn in allen unsern Stücken ein Hauptzug herrschte, wenn unsre Dichter unter sich einig werden und einen festen Bund zu diesem Endzweck errichten wollten, wenn strenge Auswahl ihre Arbeiten leitete, ihr Pinsel nur Volksgegenständen sich weihte, mit einem Wort, wenn wir es erlebten, eine Nationalbühne zu haben, so würden wir auch eine Nation." Lessing hatte am Schluß der „Hamburgischen Dramaturgie" bitter über den „gutherzigen Einfall" gespottet, „den Deutschen ein Nationaltheater zu verschaffen, da wir Deutsche noch keine Nation sind". Schiller, der in unserm Aufsatz so vielfach in Lessings Spuren wandelt, kehrt den Gedanken um und macht dadurch aus der unmutigen Klage eine mutige und hoffnungsvolle Prophezeiung. Die schönste Wirkung der Bühne aber liegt ihm darin, daß sie uns von dem Druck des täglichen Lebens befreit, daß sie die innere Harmonie in uns herstellt, eine Mittlerin zwischen den beiden Seiten der menschlichen Natur, so daß wir nur der einen Empfindung Raum geben: ein Mensch zu sein. Wie im Keime liegen hier die ästhetisch-ethischen Grundgedanken, die der gereifte Denker später in den Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen entwickelte.

3. Der „Antikensaal zu Mannheim" ist das einzige Stück aus dem 1. Heft der „Rheinischen Thalia", das sich mit der bildenden Kunst beschäftigt. Bei dem „reisenden Dänen" hat Schiller wohl an seinen Freund Rahbeck gedacht, der im Juli 1784 vierzehn Tage in Mannheim lebte; aber der Brief selbst ist nach Inhalt und Ausdruck völlig Schillers Eigentum. Wir begegnen hier zum erstenmal einer lebhafteren Teilnahme für die bildende Kunst und zugleich einer schwärmerischen Huldigung für den griechischen Geist, die wenige Jahre später in den „Göttern Griechenlands" auch dichterisch zum Ausdruck kam.

4. Mit den „Philosophischen Briefen", die im 3. Heft der „Thalia" 1786 erschienen, treten wir aus der Mannheimer in die Dresdener Zeit. Freilich liegt die Entstehung dieser Schrift viel weiter zurück. Die „Briefe des Julius an Raphael" werden schon in der „Anthologie" erwähnt, indem das Gedicht „Die Freundschaft" aus diesem „noch unge-

druckten Roman" entnommen war. Er sollte damals wohl bloß aus Briefen des Julius bestehen, worin er seine „Theosophie" entwickelte; ob und in welcher Weise eine Art Roman hineingelegt werden sollte, ist nicht ersichtlich. Jetzt dagegen wurde auch Raphael redend eingeführt, als der Reifere, Überlegene dem noch unfertig ringenden Julius gegenüber, eine Rolle, die der neugewonnene Freund Körner, an Jahren und Entwickelung dem Dichter voran, übernahm. Doch blieb der Freund mit seinen Beiträgen stark im Rückstand[1], und so wurde die Veröffentlichung eigentlich nur der Rahmen, um die „Theosophie des Julius" vorzuführen. Diese stammt dem wesentlichen Inhalt nach ohne Zweifel aus der Zeit der „Anthologie", wenn sie auch jetzt in der Darstellung gewiß manche Änderung erfuhr. Mit der ganzen schwärmerischen Glut der Jugend und als ein echter „Theosoph", der auch gelegentlich in der Sprache an die Mystiker und Alchemisten anklingt (vgl. S. 121), will der Verfasser der Lösung des Welträtsels sich nicht sowohl wissenschaftlich nähern, als sie vielmehr unmittelbar erschauen: „Gott und Natur sind zwei Größen, die sich vollkommen gleich sind", „die Natur ist ein unendlich geteilter Gott". Das Band zwischen ihnen bildet die Liebe, durch die das Endliche dem Unendlichen gleich sein kann: „Seid vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist, sagt der Stifter unsers Glaubens. Die schwache Menschheit erblaßte bei diesem Gebote, darum erklärte er sich deutlicher: Liebet euch untereinander!" — Ein letzter Brief Raphael-Körners, der drei Jahre später, 1789 in der „Thalia" erschien, steht im Anhang dieses Bandes, obgleich ihn freilich Schiller im 1. Bande der kleineren prosaischen Schriften mit abdrucken ließ.

5. Der Aufsatz „Vom Erhabenen" bildete ursprünglich, im 3. Bande der „Neuen Thalia" 1793, den ersten Teil zu der Abhandlung „Über das Pathetische" (vgl. Bd. VIII, S. 119); Schiller ließ ihn aber bei der Sammlung seiner kleinen prosaischen Schriften fort, wohl weil er ihn, wie auch die Überschrift andeutet, nur als eine Ausführung Kantischer Ideen ansah. Allerdings knüpft er ja unmittelbar an die „Kritik der Urteilskraft" an und steht an einzelnen Stellen auch dem dortigen Ausdruck sehr nahe, aber seine Entwickelung ist trotzdem so selbständig und eigenartig, daß die Schrift immerhin ihre ursprüngliche Stelle hätte behalten können. Außerdem bildet sie so sehr die Grundlage für die Erörterungen über das Pathetische, daß man auch aus diesem Grunde

[1] Vgl. die scherzhafte Anspielung darauf Band IX, S. 245.

ihren Wegfall bedauern muß. Sie schließt mit den „beiden Fundamentalgesetzen aller tragischen Kunst", erstens „Darstellung der leidenden Natur" und zweitens „Darstellung der moralischen Selbständigkeit im Leiden". Und genau mit demselben Gedanken setzt die andre Abhandlung ein.[1]

6. Das „Schema über den Dilettantismus" stammt aus dem Jahre 1799. Unter dieser Jahreszahl berichtet Goethe in den „Tag- und Jahresheften": „Erwarben auf diese Weise die Weimarischen Kunstfreunde sich einiges Zutrauen der Außenwelt, so war auch Schiller aufgeregt, unablässig die Betrachtung über Natur, Kunst und Sitten gemeinschaftlich anzustellen. Hier fühlten wir immer mehr die Notwendigkeit von tabellarischer und symbolischer Behandlung. Wir zeichneten zusammen jene Temperamentenrose wiederholt; auch der nützliche und schädliche Einfluß des Dilettantismus auf alle Künste ward tabellarisch weiter ausgearbeitet, wovon die Blätter beidhändig noch vorliegen. Überhaupt wurden solche methodische Entwürfe durch Schillers philosophischen Ordnungsgeist, zu welchem ich mich symbolisierend hinneigte, zur angenehmsten Unterhaltung." Das Schema wurde zuerst von Hoffmeister im 4. Bande seiner „Nachlese" 1841 veröffentlicht. Mit Recht urteilte er, der Goethesche Entwurf sei weit ausgeführter und reicher an Thatsachen und treffenden Bemerkungen, wogegen sich Schillers tabellarische Übersicht durch begriffsmäßige Bestimmtheit entschieden auszeichne. Daß freilich theoretisch oder praktisch wirklich ein Gewinn von solchen Zusammenstellungen zu erwarten war, darf man wohl trotz der angeführten Worte Goethes bezweifeln.

7. Die kurzen Abschnitte aus Schillers Nachlaß stammen aus der Zeit seiner Universitätsvorlesungen und sind zuerst von Goedeke (Band X) nach den Originalhandschriften veröffentlicht worden. Sie hätten der Zeitfolge nach vor Nr. 6 stehen müssen und sind nur aus äußeren Gründen an die letzte Stelle getreten.

---

[1] Über Schillers Begriff des Erhabenen vgl. Band VIII, S. 6 und 447.

Philosophie, Ästhetik

1. Über das gegenwärtige teutsche Theater.

Der Geist des gegenwärtigen Jahrzehents in Teutschland zeichnet sich auch vorzüglich dadurch von den vorigen aus, daß er dem Drama beinah' in allen Provinzen des Vaterlands einen lebhaftern Schwung gab; und es ist merkwürdig, daß man noch nie so oft Seelengröße zu beklatschen und Schwachheiten auszupfeifen gefunden hat als eben in dieser Epoche. Schade, daß dies nur auf der Bühne ist! Die Ägyptier bestellten für jedes Glied einen eigenen Arzt, und der Kranke ging unter dem Gewicht seiner Ärzte zu Grunde. Wir halten jeder Leidenschaft ihren eigenen Henker und haben täglich irgend ein unglückliches Opfer derselben zu beweinen. Jede Tugend findet bei uns ihren Lobredner, und wir scheinen sie über ihrer Bewunderung zu vergessen. Mich deucht, es verhalte sich damit wie mit den unterirdischen Schätzen in den Gespenstermärchen: Beschreiet den Geist nicht! ist die ewige Bedingung des Beschwörers. Mit Stillschweigen erhebt man das Gold — ein Laut über die Zunge, und hinunter sinkt zehntausend Klafter die Kiste.

Allerdings sollte man denken, ein offener Spiegel des menschlichen Lebens, auf welchem sich die geheimsten Winkelzüge des Herzens illuminiert und fresko[1] zurückwerfen, wo alle Evolutionen von Tugend und Laster, alle verworrensten Intriguen des Glücks, die merkwürdige Ökonomie der obersten Fürsicht, die sich im wirklichen Leben oft in langen Ketten unabsehbar verliert, wo, sage ich, dieses alles, in kleinern Flächen und Formen auf-

[1] Vgl. zu „Fiesko" I, 13 (Bd. II, S. 201).

gefaßt, auch dem stumpfesten Auge übersehbar zu Gesichte liegt, ein Tempel, wo der wahre, natürliche Apoll, wie einst zu Dodona und Delphos, goldne Orakel mündlich zum Herzen redet — eine solche Anstalt, möchte man erwarten, sollte die reinern Begriffe von Glückseligkeit und Elend um so nachdrücklicher in die Seele prägen, als die sinnliche Anschauung lebendiger ist denn nur Tradition und Sentenzen. Sollte, sage ich — und was sollten die Waren nicht, wenn man den Verkäufer höret? Was sollten jene Tropfen und Pulver nicht, wenn nur der Magen des Patienten sie verdaute, wenn nur seinem Gaum nicht davor ekelte? — So viele Don Quixotes sehen ihren eigenen Narrenkopf aus dem Savoyardenkasten der Komödie gucken, so viele Tartuffes ihre Masken, so viele Falstaffe ihre Hörner; und doch deutet[1] einer dem andern ein Eselsohr und beklatscht den witzigen Dichter, der seinem Nachbar eine solche Schlappe anzuhängen gewußt hat. Gemälde voll Rührung, die einen ganzen Schauplatz in Thränen auflösen, Gruppen des Entsetzens, unter deren Anblick die zarten Spinneweben eines hysterischen Nervensystems reißen, Situationen voll schwankender Erwartung, die den leisern Odem fesselt und das beklommene Herz in ungewissen Schlägen wiegt — alles dieses, was wirkt es denn mehr als ein buntes Farbenspiel auf der Fläche, gleich dem lieblichen Zittern des Sonnenlichts auf der Welle? Der ganze Himmel scheint in der Flut zu liegen, ihr stürzt euch wonnetrunken hinein und — und tappt in kalt Wasser. Wenn der teufelische Macbeth, die kalten Schweißtropfen auf der Stirne, bebenden Fußes, mit hinschauerndem Auge aus der Schlafkammer wanket, wo er die That gethan hat[2] — welchem Zuschauer laufen nicht eiskalte Schauer durch die Gebeine? Und doch, welcher Macbeth unter dem Volke läßt seinen Dolch aus dem Kleide fallen, eh' er die That thut? oder seine Larve, wenn sie gethan ist? Es ist ja eben König Dunkan nicht, den er zu verderben eilet! — Werden darum weniger Mädchen verführt, weil Sara Samson ihren Fehltritt mit Gifte büßet? Eifert ein einziger Ehmann weniger,

[1] Vgl. Bd. II, S 67, Anmerkung 1.
[2] Vgl Bd. XI, S. 224.

weil der Mohr von Venedig sich so tragisch übereilte? Tyrannisiert etwa die Konvenienz die Natur darum weniger, weil jene unnatürliche Mutter, nach der That reuig, vor euren Ohren das rasende Gelächter trillert?[1] — Ich könnte die Beispiele häufen. Wenn Odoardo den Stahl, noch dampfend vom Blute des geopferten Kindes, zu den Füßen des fürstlichen armen Sünders wirft, dem er seine Maitresse so zugeführt hat — welcher Fürst gibt dem Vater seine geschändete Tochter wieder? Glücklich genug, wenn euer Spiel sein getroffenes Herz unter dem Ordensbande zwei= oder dreimal stärker schüttelt. Bald schwemmt ein lärmendes Allegro die leichte Rührung hinweg. Ja, glücklich genug, wenn eure Emilia, wenn sie so verführerisch jammert, so nachlässig schön dahinsinkt, so voll Delikatesse und Grazie ausröchelt, nicht noch mit sterbenden Reizen die wollüstige Lunte entzündet und eurer tragischen Kunst aus dem Stegreif hinter den Coulissen ein demütigendes Opfer gebracht wird. Beinahe möchte man den Marionetten wieder das Wort reden und die Maschinisten ermuntern, die Garrickischen Künste in ihre hölzerne Helden zu verpflanzen, so würde doch die Aufmerksamkeit des Publikums, die sich gewöhnlichermaßen in den Inhalt, den Dichter und Spieler dritteilt, von dem letztern zurücktreten und sich mehr auf dem ersten versammeln. Eine abgefeimte italienische Iphigenia, die uns vielleicht durch ein glückliches Spiel nach Aulis gezaubert hatte, weißt[2] mit einem schelmischen Blick durch die Maske ihr eigenes Zauberwerk wohlbedacht wieder zu zerstören, Iphigenia und Aulis sind weggehaucht, die Sympathie stirbt in der Bewunderung ihrer Erweckerin. Wir sollten ja die Neigungen des schönen Geschlechtes aus seiner Meisterin kennen; die hohe Elisabeth[3] hätte eher eine Verletzung ihrer Majestät als einen Zweifel gegen ihre Schönheit vergeben. Sollte eine

---

[1] Bezieht sich auf Heinrich Leopold Wagners Schauspiel „Die Reue nach der That" (Frankfurt 1775), an dessen Schluß die „unnatürliche Mutter", die Justizrätin, unter anderm sagt: „Kein Mensch will lachen, und ich bin doch so aufgeräumt — tral — tal — de — ral — de — tal — lera", worauf sie sich selbst zu erschießen versucht.

[2] Wegen der Form „weißt" für „weiß" vgl. Bd. IX, S. 91, Anm. 1.

[3] Königin Elisabeth von England.

Aktrice philosophischer denken? Sollte diese, wenn der Fall der Aufopferung käme, mehr auf ihren Ruhm außerhalb den Coulissen als hinter denselben bedacht sein? Ich zweifle gewaltig. Solang' die Schlachtopfer der Wollust durch die Töchter der Wollust gespielt werden, solang' die Szenen des Jammers, der Furcht und des Schreckens mehr dazu dienen, den schlanken Wuchs, die netten Füße, die Grazienwendungen der Spielerin zu Markte zu tragen, mit einem Wort, solang' die Tragödie mehr die Gelegenheitsmacherin verwöhnter Wollüste spielen muß — ich will weniger sagen — solang' das Schauspiel weniger Schule als Zeitvertreib ist, mehr dazu gebraucht wird, die eingähnende Langeweile zu beleben, unfreundliche Winternächte zu betrügen und das große Heer unserer süßen Müßiggänger mit dem Schaume der Weisheit, dem Papiergeld der Empfindung und galanten Zoten zu bereichern, solang' es mehr für die Toilette und die Schenke arbeitet: so lange mögen immer unsere Theaterschriftsteller der patriotischen Eitelkeit entsagen, Lehrer des Volks zu sein. Bevor das Publikum für seine Bühne gebildet ist, dörfte wohl schwerlich die Bühne ihr Publikum bilden.

Aber daß wir auch hier nicht zu weit gehen, daß wir dem Publikum nicht die Fehler des Dichters zur Last legen! Ich bemerke zwei vorzügliche Moden im Drama, die zwei äußersten Enden, zwischen welchen Wahrheit und Natur inne liegen. Die Menschen des Peter Corneille sind frostige Behorcher ihrer Leidenschaft, altkluge Pedanten ihrer Empfindung. Den bedrängten Roderich[1] hör' ich auf offener Bühne über seine Verlegenheit Vorlesung halten und seine Gemütsbewegungen sorgfältig wie eine Pariserin ihre Grimassen vor dem Spiegel durchmustern. Der leidige Anstand in Frankreich hat den Naturmenschen verschnitten. Ihr Kothurn ist in einen niedlichen Tanzschuh verwandelt. In England und Deutschland (doch auch hier nicht bälder, als bis Goethe die Schleichhändler des Geschmacks über den Rhein zurückgejagt hatte[2]), deckt man der Natur, wenn ich so reden darf,

---

[1] Don Rodrigo, der Held des Trauerspiels „Cid" von Corneille.

[2] Gedacht ist an Goethes „Götz", der dem französischen Geschmack im Drama ein Ende machte.

ihre Scham auf, vergrößert ihre Finnen und Leberflecken unter dem Hohlspiegel eines unbändigen Witzes; die mutwillige Phantasie glühender Poeten lügt sie zum Ungeheuer und trommelt von ihr die schändlichsten Anekdoten aus. Zu Paris liebt man die glatten, zierlichen Puppen, von denen die Kunst alle kühne Natur hinwegschliff. Man wägt die Empfindung nach Granen und schneidet die Speisen des Geists diätetisch vor, den zärtlichen Magen einer schmächtigen Marquisin zu schonen; wir Deutsche muten uns wie die starkherzigen Britten kühnere Dosen zu, unsere Helden gleichen einem Goliath auf alten Tapeten, grob und gigantisch, für die Entfernung gemalt. Zu einer guten Kopie der Natur gehört beides, eine edelmütige Kühnheit, ihr Mark auszusaugen und ihre Schwungkraft zu erreichen, aber zugleich auch eine schüchterne Blödigkeit, um die krassen Züge, die sie sich in großen Wandstücken erlaubt, bei Miniatürgemälden zu mildern. Wir Menschen stehen vor dem Universum wie die Ameise vor einem großen majestätischen Palaste. Es ist ein ungeheures Gebäude, unser Insektenblick verweilet auf diesem Flügel und findet vielleicht diese Säulen, diese Statuen übel angebracht; das Auge eines bessern Wesens umfaßt auch den gegenüberstehenden Flügel und nimmt dort Statuen und Säulen gewahr, die ihren Kamerädinnen hier symmetrisch entsprechen. Aber der Dichter male für Ameisenaugen und bringe auch die andere Hälfte in unsern Gesichtskreis verkleinert herüber; er bereite uns von der Harmonie des Kleinen auf die Harmonie des Großen, von der Symmetrie des Teils auf die Symmetrie des Ganzen, und lasse uns letztere in der erstern bewundern. Ein Versehen in diesem Punkt ist eine Ungerechtigkeit gegen das ewige Wesen, das nach dem unendlichen Umriß der Welt, nicht nach einzelnen herausgehobenen Fragmenten beurteilt sein will.

Bei der getreuesten Kopie der Natur, so weit unsere Augen sie verfolgen, wird die Vorsehung verlieren, die auf das angefangene Werk in diesem Jahrhundert vielleicht erst im folgenden das Siegel drückt.

Aber auch der Dichter kann schuldlos sein, wenn der Zweck des Dramas mißlinget. Man trete auf die Bühne selbst und gebe

acht, wie sich die Geschöpfe der Phantasie im Spieler verkörpern. Es sind diesem zwei Dinge schwer, aber notwendig. Einmal muß er sich selbst und die horchende Menge vergessen, um in der Rolle zu leben; dann muß er wiederum sich selbst und den Zuschauer gegenwärtig denken, auf den Geschmack des letztern reflektieren und die Natur mäßigen. Zehnmal finde ich das erste dem zweiten aufgeopfert, und doch — wenn das Genie des Akteurs nicht beides ausreichen[1] kann, möchte er immerhin gegen dieses zum Vorteil jenes verstoßen. Von Empfindung zum Ausdruck der Empfindung herrscht eben die schnelle und ewig bestimmte Succession als von Wetterleuchten zu Donnerschlag, und bin ich des Affektes voll, so darf ich so wenig den Körper nach seinem Tone stimmen, daß es mir vielmehr schwer, ja unmöglich werden dörfte, den freiwilligen Schwung des letztern zurückzuhalten. Der Schauspieler befindet sich einigermaßen im Fall eines Nachtwandlers, und ich beobachte zwischen beiden eine merkwürdige Ähnlichkeit. Kann der letztere bei einer anscheinenden völligen Abwesenheit des Bewußtseins in der Grabesruhe der äußern Sinne auf seinem mitternächtlichen Pfade mit der unbegreiflichsten Bestimmtheit jeden Fußtritt gegen die Gefahr abwägen, die die größeste Geistesgegenwart des Wachenden auffordern würde; kann die Gewohnheit seine Tritte so wunderbar sichern; kann — wenn wir doch, um das Phänomen zu erklären, zu etwas mehr unsere Zuflucht nehmen müssen — kann eine Sinnesdämmerung, eine superficielle[2] und flüchtige Bewegung der Sinne so viel zu stande bringen: warum sollte der Körper, der doch sonst die Seele in allen ihren Veränderungen so getreulich begleitet, in diesem Falle so zügellos über seine Linien schweifen, daß er ihren Ton mißstimmte? Erlaubt sich die Leidenschaft keine Extravagation (und das kann sie nicht, wenn sie echt ist, und das soll sie nicht in einer gebildeten Seele), so weiß ich gewiß, daß auch die Organe in kein Monstrum verirren. Sollte dann bei der größesten Abwesenheit der Perception, deren die Illusion den Spieler nur

---

[1] Im Sinne von erreichen oder ausfüllen, wie in der Vorrede zu den „Räubern", Bd. II, S. 15,6.

[2] Oberflächliche

fähig macht, nicht ebensogut wie dort eine unmerkliche Wahrnehmung des Gegenwärtigen fortdauern, die den Spieler ebenso leicht an dem Überspannten und Unanständigen vorbei über die schmale Brücke der Wahrheit und Schönheit führt? Ich sehe die Unmöglichkeit nicht. Hingegen welcher Übelstand auf der andern Seite, wenn der Spieler das Bewußtsein seiner gegenwärtigen Lage sorgsam und ängstlich unterhält und das künstliche Traumbild durch die Idee der wirklich ihn umgebenden Welt zernichtet! Schlimm für ihn, wenn er weißt, daß vielleicht tausend und mehr Augen an jeder seiner Gebärden hangen, daß ebensoviel Ohren jeden Laut seines Mundes verschlingen! Ich war einst zugegen, als dieser unglückliche Gedanke „Man beobachtet mich!" den zärtlichen Romeo mitten aus dem Arm der Entzückung schleuderte. Es war gerade der Sturz des Nachtwandlers, den ein warnender Zuruf auf gäher Dachspitze schwindelnd packt. Die verborgene Gefahr war ihm keine, aber der steilen Höhe plötzlicher Anblick warf ihn tödlich herunter. Der erschrockene Spieler stand steif und albern, die natürliche Grazie der Stellung entartete in eine Beugung, als ob er sich eben ein Kleid wollte anmessen lassen. Die Sympathie der Zuschauer verpuffte in ein Gelächter.

Gewöhnlich haben unsere Spieler für jedes Genus von Leidenschaft eine aparte Leibesbewegung einstudiert, die sie mit einer Fertigkeit, die zuweilen gar — dem Affekte vorspringt, an den Mann zu bringen wissen. Dem Stolz fehlt das Kopfdrehen auf eine Achsel und das Anstemmen des Ellenbogens selten. Der Zorn sitzt in einer geballten Faust und im Knirschen der Zähne. Die Verachtung habe ich auf einem gewissen Theater ordentlicherweise durch einen Stoß mit dem Fuße charakterisieren gesehen; die Traurigkeit der Theaterheldinnen retiriert sich hinter ein weißgewaschenes Schnupftuch, und der Schrecken, der noch am kürzesten wegkommt, wirft sich auf dem nächsten, dem besten Block seine Bürde und dem Publikum einen — Stümper vom Halse. Die Spieler starker tragischer Rollen — und dies sind gewöhnlich die Bassisten, die Matadore der Bühne — pflegen ihre Empfindung murrköpfisch herzuzanken und ihre schlechte Bekanntschaft mit dem Affekt, den sie wie einen Missethäter von

unten auf rädern, mit einem Gepolter der Stimme und der Glieder zu überlärmen, wenn im Gegenteil die sanften, rührenden Spieler ihre Zärtlichkeit und Wehmut in einem monotonischen Gewimmer schleifen, das die Ohren zum Ekel ermüdet. Deklamation ist immer die erste Klippe, woran unsere mehreste Schauspieler scheitern gehen, und Deklamation wirkt immer zwei Dritteile der ganzen Illusion. Der Weg des Ohrs ist der gangbarste und nächste zu unsern Herzen. Musik hat den rauhen Eroberer Bagdads bezwungen[1], wo Mengs und Correggio alle Malerkraft vergebens erschöpft hätten. Auch kommt es uns leichter an, die beleidigten Augen zu schließen, als die mißhandelten Ohren — mit Baumwolle zu verstopfen.*

Wenn denn nun freilich Dichter, Spieler und Publikum fallieren, so dörfte leicht von der vollwichtigen Summe, die ein patriotischer Verfechter der Bühne auf dem Papiere erhebt, ein garstiger Bruch zurückbleiben. Sollte das dieser verdienstvollen Anstalt einen Augenblick unsere Aufmerksamkeit entziehen? Das Theater tröste sich mit seinen würdigern Schwestern, der Moral und — furchtsam wage ich die Vergleichung — der Religion, die, ob sie schon in heiligem Kleide kommen, über die Befleckung

* Es ist noch die Frage, ob eine Rolle durch einen bloßen Liebhaber nicht mehr als durch einen Schauspieler von Handwerk gewinne. Bei dem letztern wenigstens geht die Empfindung so bald als bei einem okkupierten Praktikus in der Heilkunst das Judicium über die Krankheit verloren. Es bleibt nichts zurück als eine mechanische Fertigkeit, eine Affektation, eine Koketterie mit den Grimassen der Leidenschaft. Man wird sich erinnern, wie glücklich die Rolle der Zaire[2] in Frankreich und England durch angehende und ungeübte Spielerinnen geraten ist. (Lessings „Hamburgische Dramaturgie", XVI. Stück, S. 121, 122.) Möchte man allerorten von dem Vorurteile zurückkommen, daß theatralische Übungen Personen von Stand und Ehre schänden; gewiß würde dies den guten Geschmack allgemeiner verbreiten und die Empfindung des Schönen, Guten und Wahren durchgängig mehr beleben und verfeinern, sowie zugleich auch Spieler von Profession mit einem schärfern Wetteifer, den Ruhm ihres Standes zu erhalten, sich befleißen würden.

[1] Ein solcher Zug scheint von keinem der zahlreichen Eroberer Bagdads überliefert zu sein. Der Kalif Hady (Bruder Harun al Raschids), der trotz seiner furchtbaren Blutgier oft von der Musik bis zu Thränen gerührt worden sein soll, war zwar Beherrscher, aber nicht Eroberer Bagdads.

[2] In Voltaires Trauerspiel dieses Namens.

des blöden und schmutzigen Haufens nicht erhaben sind. Verdienst genug, wenn hie und da ein Freund der Wahrheit und gesunden Natur hier seine Welt wiederfindet, sein eigen Schicksal in fremdem Schicksal verträumt, seinen Mut an Szenen des Leidens erhärtet und seine Empfindung an Situationen des Unglücks übet. Ein edles, unverfälschtes Gemüt fängt neue belebende Wärme vor dem Schauplatz — beim rohern Haufen summt doch zum mindesten eine verlassene Saite der Menschheit verloren noch nach.

---

2. Die Schaubühne als eine moralische Anstalt betrachtet.

(Vorgelesen in einer öffentlichen Sitzung der kurfürstlichen deutschen Gesellschaft zu Mannheim im Jahre 1784.[1])

Ein allgemeiner unwiderstehlicher Hang nach dem Neuen und Außerordentlichen, ein Verlangen, sich in einem leidenschaftlichen Zustande zu fühlen, hat nach Sulzers[2] Bemerkung der Schaubühne die Entstehung gegeben. Erschöpft von den höhern Anstrengungen des Geistes, ermattet von den einförmigen, oft niederdrückenden Geschäften des Berufs und von Sinnlichkeit gesättigt, mußte der Mensch eine Leerheit in seinem Wesen fühlen, die dem ewigen Trieb nach Thätigkeit zuwider war. Unsre Natur, gleich unfähig, länger im Zustande des Tieres fortzudauren, als die feinern Arbeiten des Verstandes fortzusetzen, verlangte einen mittleren Zustand, der beide widersprechende Enden vereinigte, die harte Spannung zu sanfter Harmonie herabstimmte und den wechselsweisen Übergang eines Zustandes in den andern erleichterte. Diesen Nutzen leistet überhaupt nun der ästhetische Sinn oder das Gefühl für das Schöne. Da aber eines weisen Gesetzgebers erstes Augenmerk sein muß, unter zwo Wirkungen die höchste herauszulesen, so wird er sich nicht begnügen, die Nei-

---

[1] Die Vorlesung fand am 26. Juni 1784 statt. Schiller war im Januar desselben Jahres als ordentliches Mitglied in die Gesellschaft aufgenommen worden. Vgl. Bd. I, „Schillers Leben und Werke", S. 35.

[2] Johann Georg Sulzer (1720—1779), der damals als Ästhetiker das höchste Ansehen genoß, hatte in seiner „Allgemeinen Theorie der schönen Künste" und in dem Aufsatze „Über die Nützlichkeit der dramatischen Dichtkunst" diesen Gedanken ausgesprochen.

gungen seines Volks nur entwaffnet zu haben; er wird sie auch, wenn es irgend nur möglich ist, als Werkzeuge höherer Plane gebrauchen und in Quellen von Glückseligkeit zu verwandeln bemüht sein, und darum wählte er vor allen andern die Bühne, die dem nach Thätigkeit dürstenden Geist einen unendlichen Kreis eröffnet, jeder Seelenkraft Nahrung gibt, ohne eine einzige zu überspannen, und die Bildung des Verstandes und des Herzens mit der edelsten Unterhaltung vereinigt.

Derjenige, welcher zuerst die Bemerkung machte, daß eines Staats festeste Säule Religion sei, daß ohne sie die Gesetze selbst ihre Kraft verlieren, hat vielleicht, ohne es zu wollen oder zu wissen, die Schaubühne von ihrer edelsten Seite verteidigt. Eben diese Unzulänglichkeit, diese schwankende Eigenschaft der politischen Gesetze, welche dem Staat die Religion unentbehrlich macht, bestimmt auch den sittlichen Einfluß der Bühne. Gesetze, wollte er sagen, drehen sich nur um verneinende Pflichten, Religion dehnt ihre Foderungen auf wirkliches Handeln aus. Gesetze hemmen nur Wirkungen, die den Zusammenhang der Gesellschaft auflösen, Religion befiehlt solche, die ihn inniger machen. Jene herrschen nur über die offenbaren Äußerungen des Willens, nur Thaten sind ihnen unterthan, diese setzt ihre Gerichtsbarkeit bis in die verborgensten Winkel des Herzens fort und verfolgt den Gedanken bis an die innerste Quelle. Gesetze sind glatt und geschmeidig, wandelbar wie Laune und Leidenschaft, Religion bindet streng und ewig. Wenn wir nun aber auch voraussetzen wollten, was nimmermehr ist, wenn wir der Religion diese große Gewalt über jedes Menschen Herz einräumen, wird sie oder kann sie die ganze Bildung vollenden? Religion (ich trenne hier ihre politische Seite von ihrer göttlichen), Religion wirkt im ganzen mehr auf den sinnlichen Teil des Volks, sie wirkt vielleicht durch das Sinnliche allein so unfehlbar. Ihre Kraft ist dahin, wenn wir ihr dieses nehmen — und wodurch wirkt die Bühne? Religion ist dem größern Teile der Menschen nichts mehr, wenn wir ihre Bilder, ihre Probleme[1] vertilgen, wenn wir

[1] Ihre ungelösten Rätsel, mit denen sich die Phantasie beschäftigt.

ihre Gemälde von Himmel und Hölle zernichten, und doch sind es nur Gemälde der Phantasie, Rätsel ohne Auflösung, Schreckbilder und Lockungen aus der Ferne. Welche Verstärkung für Religion und Gesetze, wenn sie mit der Schaubühne in Bund treten, wo Anschauung und lebendige Gegenwart ist, wo Laster und Tugend, Glückseligkeit und Elend, Thorheit und Weisheit in tausend Gemälden faßlich und wahr an dem Menschen vorübergehen, wo die Vorsehung ihre Rätsel auflöst, ihren Knoten vor seinen Augen entwickelt, wo das menschliche Herz auf den Foltern der Leidenschaft seine leisesten Regungen beichtet, alle Larven fallen, alle Schminke verfliegt und die Wahrheit unbestechlich wie Rhadamanthus[1] Gericht hält.

Die Gerichtsbarkeit der Bühne fängt an, wo das Gebiet der weltlichen Gesetze sich endigt. Wenn die Gerechtigkeit für Gold verblindet und im Solde der Laster schweigt, wenn die Frevel der Mächtigen ihrer Ohnmacht spotten und Menschenfurcht den Arm der Obrigkeit bindet, übernimmt die Schaubühne Schwert und Wage und reißt die Laster vor einen schrecklichen Richterstuhl. Das ganze Reich der Phantasie und Geschichte, Vergangenheit und Zukunft stehen ihrem Wink zu Gebot. Kühne Verbrecher, die längst schon im Staub vermodern, werden durch den allmächtigen Ruf der Dichtkunst jetzt vorgeladen und wiederholen zum schauervollen Unterricht der Nachwelt ein schändliches Leben. Ohnmächtig, gleich den Schatten in einem Hohlspiegel, wandeln die Schrecken ihres Jahrhunderts vor unsern Augen vorbei, und mit wollüstigem Entsetzen verfluchen wir ihr Gedächtnis. Wenn keine Moral mehr gelehrt wird, keine Religion mehr Glauben findet, wenn kein Gesetz mehr vorhanden ist, wird uns Medea noch anschauern, wenn sie die Treppen des Palastes herunterwankt und der Kindermord jetzt geschehen ist. Heilsame Schauer werden die Menschheit ergreifen, und in der Stille wird jeder sein gutes Gewissen preisen, wenn Lady Macbeth, eine schreckliche Nachtwandlerin, ihre Hände wäscht und alle Wohlgerüche Arabiens herbeiruft, den häßlichen Mordgeruch zu vertilgen. So gewiß

[1] Bei den Alten bekanntlich einer der Richter in der Unterwelt.

sichtbare Darstellung mächtiger wirkt als toter Buchstab und kalte Erzählung, so gewiß wirkt die Schaubühne tiefer und daurender als Moral und Gesetze.

Aber hier unterstützt sie die weltliche Gerechtigkeit nur — ihr ist noch ein weiteres Feld geöffnet. Tausend Laster, die jene ungestraft duldet, straft sie; tausend Tugenden, wovon jene schweigt, werden von der Bühne empfohlen. Hier begleitet sie die Weisheit und die Religion. Aus dieser reinen Quelle schöpft sie ihre Lehren und Muster und kleidet die strenge Pflicht in ein reizendes, lockendes Gewand. Mit welch herrlichen Empfindungen, Entschlüssen, Leidenschaften schwellt sie unsere Seele, welche göttliche Ideale stellt sie uns zur Nacheiferung aus! Wenn der gütige August dem Verräter Cinna, der schon den tödlichen Spruch auf seinen Lippen zu lesen meint, groß wie seine Götter, die Hand reicht: „Laß uns Freunde sein, Cinna!"[1] — wer unter der Menge wird in dem Augenblick nicht gern seinem Todfeind die Hand drücken wollen, dem göttlichen Römer zu gleichen? Wenn Franz von Sickingen[2] auf dem Wege, einen Fürsten zu züchtigen und für fremde Rechte zu kämpfen, unversehens hinter sich schaut und den Rauch aufsteigen sieht von seiner Feste, wo Weib und Kind hilflos zurückblieben, und er — weiter zieht, Wort zu halten — wie groß wird mir da der Mensch, wie klein und verächtlich das gefürchtete, unüberwindliche Schicksal!

Ebenso häßlich, als liebenswürdig die Tugend, malen sich die Laster in ihrem furchtbaren Spiegel ab. Wenn der hilflose kindische Lear in Nacht und Ungewitter vergebens an das Haus seiner Töchter pocht, wenn er sein weißes Haar in die Lüfte streut und den tobenden Elementen erzählt, wie unnatürlich seine Regan gewesen, wenn sein wütender Schmerz zuletzt in den schrecklichen Worten von ihm strömt: „Ich gab euch alles!" — wie abscheulich zeigt sich uns da der Undank, wie feierlich geloben wir Ehrfurcht und kindliche Liebe!

---

[1] Berühmte Worte des Augustus in Corneilles „Cinna" V, 3: „Soyons amis, Cinna, c'est moi qui t'en convie".

[2] Wahrscheinlich von dem Dichter Anton von Klein, mit dem Schiller in Mannheim näher bekannt war. Vgl. Minor II, 238 und 289.

Aber der Wirkungskreis der Bühne dehnt sich noch weiter aus. Auch da, wo Religion und Gesetze es unter ihrer Würde achten, Menschenempfindungen zu begleiten, ist sie für unsere Bildung noch geschäftig. Das Glück der Gesellschaft wird ebensosehr durch Thorheit als durch Verbrechen und Laster gestört. Eine Erfahrung lehrt es, die so alt ist als die Welt, daß im Gewebe menschlicher Dinge oft die größten Gewichte an den kleinsten und zärtesten Fäden hangen, und wenn wir Handlungen zu ihrer Quelle zurück begleiten, wir zehenmal lächeln müssen, ehe wir uns einmal entsetzen. Mein Verzeichnis von Bösewichtern wird mit jedem Tage, den ich älter werde, kürzer und mein Register von Thoren vollzähliger und länger. Wenn die ganze moralische Verschuldung des einen Geschlechtes aus einer und eben der Quelle hervorspringt, wenn alle die ungeheuren Extreme von Laster, die es jemals gebrandmarkt haben, nur veränderte Formen, nur höhere Grade einer Eigenschaft sind, die wir zuletzt alle einstimmig belächeln und lieben, warum sollte die Natur bei dem andern Geschlechte nicht die nämliche Wege gegangen sein? Ich kenne nur ein Geheimnis, den Menschen vor Verschlimmerung zu bewahren, und dieses ist — sein Herz gegen Schwächen zu schützen.

Einen großen Teil dieser Wirkung können wir von der Schaubühne erwarten. Sie ist es, die der großen Klasse von Thoren den Spiegel vorhält und die tausendfachen Formen derselben mit heilsamem Spott beschämt. Was sie oben durch Rührung und Schrecken wirkte, leistet sie hier (schneller vielleicht und unfehlbarer) durch Scherz und Satire. Wenn wir es unternehmen wollten, Lustspiel und Trauerspiel nach dem Maß der erreichten Wirkung zu schätzen, so würde vielleicht die Erfahrung dem ersten den Vorrang geben. Spott und Verachtung verwunden den Stolz des Menschen empfindlicher, als Verabscheuung sein Gewissen foltert. Vor dem Schrecklichen verkriecht sich unsere Feigheit, aber eben diese Feigheit überliefert uns dem Stachel der Satire. Gesetz und Gewissen schützen uns oft für Verbrechen und Lastern — Lächerlichkeiten verlangen einen eigenen feinern Sinn, den wir nirgends mehr als vor dem Schauplatze üben. Vielleicht, daß wir einen Freund bevollmächtigen, unsre Sitten und unser Herz

anzugreifen, aber es kostet uns Mühe, ihm ein einziges Lachen zu vergeben. Unsre Vergehungen ertragen einen Aufseher und Richter, unsre Unarten kaum einen Zeugen. Die Schaubühne allein kann unsre Schwächen belachen, weil sie unsrer Empfindlichkeit schont und den schuldigen Thoren nicht wissen will.[1] Ohne rot zu werden, sehen wir unsre Larve aus ihrem Spiegel fallen und danken insgeheim für die sanfte Ermahnung.

Aber ihr großer Wirkungskreis ist noch lange nicht geendigt. Die Schaubühne ist mehr als jede andere öffentliche Anstalt des Staats eine Schule der praktischen Weisheit, ein Wegweiser durch das bürgerliche Leben, ein unfehlbarer Schlüssel zu den geheimsten Zugängen der menschlichen Seele. Ich gebe zu, daß Eigenliebe und Abhärtung des Gewissens nicht selten ihre beste Wirkung vernichten, daß sich noch tausend Laster mit frecher Stirne vor ihrem Spiegel behaupten, tausend gute Gefühle vom kalten Herzen des Zuschauers fruchtlos zurückfallen — ich selbst bin der Meinung, daß vielleicht Molieres Harpagon[2] noch keinen Wucherer besserte, daß der Selbstmörder Beverley[3] noch wenige seiner Brüder von der abscheulichen Spielsucht zurückzog, daß Karl Moors unglückliche Räubergeschichte die Landstraßen nicht viel sicherer machen wird. Aber wenn wir auch diese große Wirkung der Schaubühne einschränken, wenn wir so ungerecht sein wollen, sie gar aufzuheben — wie unendlich viel bleibt noch von ihrem Einfluß zurück! Wenn sie die Summe der Laster weder tilgt noch vermindert, hat sie uns nicht mit denselben bekannt gemacht? Mit diesen Lasterhaften, diesen Thoren müssen wir leben. Wir müssen ihnen ausweichen oder begegnen, wir müssen sie untergraben oder ihnen unterliegen. Jetzt aber überraschen sie uns nicht mehr. Wir sind auf ihre Anschläge vorbereitet. Die Schaubühne hat uns das Geheimnis verraten, sie ausfindig und unschädlich zu machen. Sie zog dem Heuchler die künstliche Maske ab und entdeckte das Netz, womit uns List und Kabale umstrickten. Betrug

---

[1] D. h. nicht nach dem Namen dessen fragt, der sich von ihr getroffen fühlt.

[2] Im „Geizigen“.

[3] In Friedrich Ludwig Schröders Schauspiel „Beverley oder der Spieler“.

und Falschheit riß sie aus krummen Labyrinthen hervor und zeigte ihr schreckliches Angesicht dem Tag. Vielleicht, daß die sterbende Sara nicht einen Wollüstling schreckt, daß alle Gemälde gestrafter Verführung seine Glut nicht erkälten, und daß selbst die verschlagene Spielerin diese Wirkung ernstlich zu verhüten bedacht ist[1] — glücklich genug, daß die arglose Unschuld jetzt seine Schlingen kennt, daß die Bühne sie lehrte, seinen Schwüren mißtrauen und vor seiner Anbetung zittern.

Nicht bloß auf Menschen und Menschencharakter, auch auf Schicksale macht uns die Schaubühne aufmerksam und lehrt uns die große Kunst, sie zu ertragen. Im Gewebe unsers Lebens spielen Zufall und Plan eine gleich große Rolle; den letztern lenken wir, dem erstern müssen wir uns blind unterwerfen. Gewinn genug, wenn unausbleibliche Verhängnisse uns nicht ganz ohne Fassung finden, wenn unser Mut, unsre Klugheit sich einst schon in ähnlichen übten und unser Herz zu dem Schlag sich gehärtet hat. Die Schaubühne führt uns eine mannigfaltige Szene menschlicher Leiden vor. Sie zieht uns künstlich in fremde Bedrängnisse und belohnt uns das augenblickliche Leiden mit wollüstigen Thränen und einem herrlichen Zuwachs an Mut und Erfahrung. Mit ihr folgen wir der verlassenen Ariadne[2] durch das widerhallende Naxos, steigen mit ihr in den Hungerturm Ugolinos[3] hinunter, betreten mit ihr das entsetzliche Blutgerüste und behorchen mit ihr die feierliche Stunde des Todes. Hier hören wir, was unsre Seele in leisen Ahndungen fühlte, die überraschte Natur laut und unwidersprechlich bekräftigen. Im Gewölbe des Towers verläßt den betrogenen Liebling die Gunst seiner Königin.[4] Jetzt, da er sterben soll, entfliegt dem geängstigten Moor seine treulose sophistische Weisheit. Die Ewigkeit entläßt einen

---

[1] Vgl. oben S. 79_{5-16}.

[2] Es ist wohl an Heinrich Wilhelm von Gerstenbergs Kantate „Ariadne auf Naxos" gedacht. Doch gibt es auch eine Tragödie „Ariadne" von Thomas Corneille.

[3] In Gerstenbergs berühmter Tragödie „Ugolino".

[4] Graf Essex, ein Günstling der Königin Elisabeth. Sein Schicksal ist von verschiedenen Dichtern dramatisch dargestellt worden, von denen Lessing in der „Dramaturgie" eingehend die Stücke von Thomas Corneille (1625—1709), von Banks (um 1700) und einem ungenannten spanischen Dichter bespricht.

Toten, Geheimnisse zu offenbaren, die kein Lebendiger wissen kann, und der sichere Bösewicht verliert seinen letzten gräßlichen Hinterhalt, weil auch Gräber noch ausplaudern.

Aber nicht genug, daß uns die Bühne mit Schicksalen der Menschheit bekannt macht, sie lehrt uns auch, gerechter gegen den Unglücklichen sein und nachsichtsvoller über ihn richten. Dann nur, wenn wir die Tiefe seiner Bedrängnisse ausmessen, dürfen wir das Urteil über ihn aussprechen. Kein Verbrechen ist schändender als das Verbrechen des Diebs; aber mischen wir nicht alle eine Thräne des Mitleids in unsern Verdammungsspruch, wenn wir uns in den schrecklichen Drang verlieren, worin Eduard Ruhberg[1] die That vollbringt? Selbstmord wird allgemein als Frevel verabscheut; wenn aber, bestürmt von den Drohungen eines wütenden Vaters, bestürmt von Liebe, von der Vorstellung schrecklicher Klostermauern, Mariane[2] den Gift trinkt, wer von uns will der Erste sein, der über dem beweinenswürdigen Schlachtopfer einer verruchten Maxime den Stab bricht? Menschlichkeit und Duldung fangen an, der herrschende Geist unsrer Zeit zu werden; ihre Strahlen sind bis in die Gerichtssäle und noch weiter — in das Herz unsrer Fürsten gedrungen. Wie viel Anteil an diesem göttlichen Werk gehört unsern Bühnen? Sind sie es nicht, die den Menschen mit dem Menschen bekannt machten und das geheime Räderwerk aufdeckten, nach welchem er handelt?

Eine merkwürdige Klasse von Menschen hat Ursache, dankbarer als alle übrigen gegen die Bühne zu sein. Hier nur hören die Großen der Welt, was sie nie oder selten hören — Wahrheit; was sie nie oder selten sehen, sehen sie hier — den Menschen.

So groß und vielfach ist das Verdienst der bessern Bühne um die sittliche Bildung: kein geringeres gebührt ihr um die ganze Aufklärung des Verstandes. Eben hier in dieser höhern Sphäre weiß der große Kopf, der feurige Patriot sie erst ganz zu gebrauchen.

Er wirft einen Blick durch das Menschengeschlecht, vergleicht Völker mit Völkern, Jahrhunderte mit Jahrhunderten und findet,

---

[1] Die Hauptperson in Ifflands „Verbrechen aus Ehrsucht".
[2] In dem bürgerlichen Trauerspiel dieses Namens von Gotter.

wie sklavisch die größere Masse des Volks an Ketten des Vorurteils und der Meinung gefangen liegt, die seiner Glückseligkeit ewig entgegenarbeiten, daß die reinern Strahlen der Wahrheit nur wenige einzelne Köpfe beleuchten, welche den kleinen Gewinn vielleicht mit dem Aufwand eines ganzen Lebens erkaufen. Wodurch kann der weise Gesetzgeber die Nation derselben teilhaftig machen?

Die Schaubühne ist der gemeinschaftliche Kanal, in welchen von dem denkenden, bessern Teile des Volks das Licht der Weisheit herunterströmt und von da aus in milderen Strahlen durch den ganzen Staat sich verbreitet. Richtigere Begriffe, geläuterte Grundsätze, reinere Gefühle fließen von hier durch alle Adern des Volks; der Nebel der Barbarei, des finstern Aberglaubens verschwindet, die Nacht weicht dem siegenden Licht. Unter so vielen herrlichen Früchten der bessern Bühne will ich nur zwo auszeichnen. Wie allgemein ist nur seit wenigen Jahren die Duldung der Religionen und Sekten geworden! Noch ehe uns Nathan der Jude und Saladin der Sarazene beschämten[1] und die göttliche Lehre uns predigten, daß Ergebenheit in Gott von unserm Wähnen über Gott so gar nicht abhängig sei, ehe noch Joseph der Zweite die fürchterliche Hyder des frommen Hasses bekämpfte, pflanzte die Schaubühne Menschlichkeit und Sanftmut in unser Herz; die abscheulichen Gemälde heidnischer Pfaffenwut lehrten uns Religionshaß vermeiden; in diesem schrecklichen Spiegel wusch das Christentum seine Flecken ab. Mit ebenso glücklichem Erfolge würden sich von der Schaubühne Irrtümer der Erziehung bekämpfen lassen; das Stück ist noch zu hoffen, wo dieses merkwürdige Thema behandelt wird. Keine Angelegenheit ist dem Staat durch ihre Folgen so wichtig als diese, und doch ist keine so preisgegeben, keine dem Wahne, dem Leichtsinne des Bürgers so uneingeschränkt anvertraut, wie es diese ist. Nur die Schaubühne könnte die unglücklichen Schlachtopfer vernachlässigter Erziehung in rührenden, erschütternden Gemälden an ihm vorüberführen; hier könnten unsre Väter eigensinnigen Maxi-

[1] Sehr auffallend, da dies ja gerade eine Wirkung der Schaubühne ist.

men entsagen, unsre Mütter vernünftiger lieben lernen. Falsche Begriffe führen das beste Herz des Erziehers irre; desto schlimmer, wenn sie sich noch mit Methode brüsten und den zarten Schößling in Philanthropinen[1] und Gewächshäusern systematisch zu Grunde richten.

Nicht weniger ließen sich, verstünden es die Oberhäupter und Vormünder des Staats, von der Schaubühne aus die Meinungen der Nation über Regierung und Regenten zurechtweisen. Die gesetzgebende Macht spräche hier durch fremde Symbolen zu dem Unterthan, verantwortete sich gegen seine Klagen, noch ehe sie laut werden, und bestäche seine Zweifelsucht, ohne es zu scheinen. Sogar Industrie und Erfindungsgeist könnten und würden vor dem Schauplatze Feuer fangen, wenn die Dichter es der Mühe wert hielten, Patrioten zu sein, und der Staat sich herablassen wollte, sie zu hören.

Unmöglich kann ich hier den großen Einfluß übergehen, den eine gute stehende Bühne auf den Geist der Nation haben würde. Nationalgeist eines Volks nenne ich die Ähnlichkeit und Übereinstimmung seiner Meinungen und Neigungen bei Gegenständen, worüber eine andere Nation anders meint und empfindet. Nur der Schaubühne ist es möglich, diese Übereinstimmung in einem hohen Grad zu bewirken, weil sie das ganze Gebiet des menschlichen Wissens durchwandert, alle Situationen des Lebens erschöpft und in alle Winkel des Herzens hinunterleuchtet, weil sie alle Stände und Klassen in sich vereinigt und den gebahntesten Weg zum Verstand und zum Herzen hat. Wenn in allen unsern Stücken ein Hauptzug herrschte, wenn unsre Dichter unter sich einig werden und einen festen Bund zu diesem Endzweck errichten wollten, wenn strenge Auswahl ihre Arbeiten leitete, ihr Pinsel nur Volksgegenständen sich weihte — mit einem Wort, wenn wir es erlebten, eine Nationalbühne zu haben, so würden wir auch eine Nation. Was kettete Griechenland so fest aneinander? Was zog das Volk so unwiderstehlich nach seiner Bühne? Nichts anders als der vaterländische Inhalt der Stücke, der griechische

[1] Gedacht ist an das „Philanthropinum“, die von Basedow in Dessau gegründete Erziehungsanstalt.

Geist, das große überwältigende Interesse des Staats, der besseren Menschheit, das in denselbigen atmete.

Noch ein Verdienst hat die Bühne, ein Verdienst, das ich jetzt um so lieber in Anschlag bringe, weil ich vermute, daß ihr Rechtshandel mit ihren Verfolgern ohnehin schon gewonnen sein wird. Was bis hieher zu beweisen unternommen worden, daß sie auf Sitten und Aufklärung wesentlich wirke, war zweifelhaft — daß sie unter allen Erfindungen des Luxus und allen Anstalten zur gesellschaftlichen Ergetzlichkeit den Vorzug verdiene, haben selbst ihre Feinde gestanden. Aber was sie hier leistet, ist wichtiger, als man gewohnt ist zu glauben.

Die menschliche Natur erträgt es nicht, ununterbrochen und ewig auf der Folter der Geschäfte zu liegen; die Reize der Sinne sterben mit ihrer Befriedigung. Der Mensch, überladen von tierischem Genuß, der langen Anstrengung müde, vom ewigen Triebe nach Thätigkeit gequält, dürstet nach bessern, auserlesenern Vergnügungen oder stürzt zügellos in wilde Zerstreuungen, die seinen Hinfall beschleunigen und die Ruhe der Gesellschaft zerstören. Bacchantische Freuden, verderbliches Spiel, tausend Rasereien, die der Müßiggang ausheckt, sind unvermeidlich, wenn der Gesetzgeber diesen Hang des Volks nicht zu lenken weiß. Der Mann von Geschäften ist in Gefahr, ein Leben, das er dem Staat so großmütig hinopferte, mit dem unseligen Spleen abzubüßen, der Gelehrte, zum dumpfen Pedanten herabzusinken, der Pöbel zum Tier. Die Schaubühne ist die Stiftung, wo sich Vergnügen mit Unterricht, Ruhe mit Anstrengung, Kurzweil mit Bildung gattet, wo keine Kraft der Seele zum Nachteil der andern gespannt, kein Vergnügen auf Unkosten des Ganzen genossen wird. Wenn Gram an dem Herzen nagt, wenn trübe Laune unsre einsamen Stunden vergiftet, wenn uns Welt und Geschäfte anekeln, wenn tausend Lasten unsre Seele drücken und unsre Reizbarkeit unter Arbeiten des Berufs zu ersticken droht, so empfängt uns die Bühne: in dieser künstlichen Welt träumen wir die wirkliche hinweg, wir werden uns selbst wiedergegeben, unsre Empfindung erwacht, heilsame Leidenschaften erschüttern unsre schlummernde Natur und treiben das Blut in frischeren Wallungen. Der Un-

glückliche weint hier mit fremdem Kummer seinen eigenen aus, der Glückliche wird nüchtern und der Sichere besorgt. Der empfindsame Weichling härtet sich zum Manne, der rohe Unmensch fängt hier zum erstenmal zu empfinden an. Und dann endlich — welch ein Triumph für dich, Natur! so oft zu Boden getretene, so oft wieder auferstehende Natur! — wenn Menschen aus allen Kreisen und Zonen und Ständen, abgeworfen jede Fessel der Künstelei und der Mode, herausgerissen aus jedem Drange des Schicksals, durch eine allwebende Sympathie verbrüdert, in ein Geschlecht wieder aufgelöst, ihrer selbst und der Welt vergessen und ihrem himmlischen Ursprung sich nähern! Jeder Einzelne genießt die Entzückungen aller, die verstärkt und verschönert aus hundert Augen auf ihn zurückfallen, und seine Brust gibt jetzt nur einer Empfindung Raum — es ist diese: ein Mensch zu sein.

---

3. Der Antikensaal zu Mannheim.[1]

Brief eines reisenden Dänen.

Mannheim.

Der heutige Tag war mein seligster, solang' ich Deutschland durchreise. Du weißt es, mein Lieber, ich habe die herrliche Schöpfung im glücklichen Süden genossen, den lachenden Himmel und die lachende Erde, wo der mildere Sonnenstrahl zu fröhlicher Weisheit einladet, die freudegebende Traube kocht und die göttlichen Früchte des Genies und der Begeisterung zeitigt. Ich habe vielleicht das Höchste der Pracht und des Reichtums gesehen. Der Triumph einer Menschenhand über die hartnäckige Gegenwehr der Natur überraschte mich öfters, aber das nahe wohnende Elend steckte bald meine wollüstige Verwunderung an. Eine hohläugige Hungerfigur, die mich in den blumigten Promenaden eines fürstlichen Lustgartens anbettelt, eine sturzdrohende

---

[1] Der Kurfürst Karl Theodor von Bayern hatte 1767 in Mannheim eine Galerie antiker Bildwerke eingerichtet, die in ihrer Zeit zu den besten Sammlungen dieser Art gehörte. Goethe besuchte sie auf der Rückreise von Straßburg: „In Mannheim angelangt", erzählt er, „eilte ich mit größter Begierde, den Antikensaal zu sehen, von dem man viel Rühmens machte." Schiller lernte ihn 1784 kennen.

Schindelhütte, die einem prahlerischen Palast gegenübersteht — wie schnell schlägt sie meinen auffliegenden Stolz zu Boden! Meine Einbildung vollendet das Gemälde. Ich sehe jetzt die Flüche von Tausenden gleich einer gefräßigen Würmerwelt in dieser großsprechenden Verwesung wimmeln. Das Große und Reizende wird mir abscheulich. Ich entdecke nichts mehr als einen siechen, hinschwindenden Menschenkörper, dessen Augen und Wangen von fiebrischer Röte brennen und blühendes Leben heucheln, während daß Brand und Fäulung in den röchelnden Lungen wüten.

Dies, mein Bester, sind so oft meine Empfindungen bei den Merkwürdigkeiten, die man in jedem Land einem Reisenden zu bewundern gibt. Ich habe nun einmal das Unglück, mir jede in die Augen fallende Anstalt in Beziehung auf die Glückseligkeit des Ganzen zu denken, und wie viele Größen werden in diesem Spiegel so klein, wie viele Schimmer erlöschen!

Heute endlich habe ich eine unaussprechlich angenehme Überraschung gehabt. Mein ganzes Herz ist davon erweitert. Ich fühle mich edler und besser.

Ich komme aus dem Saal der Antiken zu Mannheim. Hier hat die warme Kunstliebe eines deutschen Souveräns die edelsten Denkmäler griechischer und römischer Bildhauerkunst in einem kurzen, geschmackvollen Auszug versammelt. Jeder Einheimische und Fremde hat die uneingeschränkteste Freiheit, diesen Schatz des Altertums zu genießen, denn der kluge und patriotische Kurfürst ließ diese Abgüsse nicht deswegen mit so großem Aufwand aus Italien kommen, um allenfalls des kleinen Ruhmes teilhaftig zu werden, eine Seltenheit mehr zu besitzen, oder, wie so viele andere Fürsten, den durchziehenden Reisenden um ein Almosen von Bewunderung anzusprechen. Der Kunst selbst brachte er dieses Opfer, und die dankbare Kunst wird seinen Namen verewigen.

Schon die Aufstellung der Figuren erleichtert ihren Genuß um ein großes. Lessing selbst, der hier gegenwärtig war, wollte behaupten, daß ein Aufenthalt in diesem Antikensaal dem studierenden Künstler mehrere Vorteile gewährte als eine Wallfahrt

zu ihren Originalien nach Rom, welche großenteils zu finster oder zu hoch oder auch unter den schlechteren zu versteckt stünden, als daß sie der Kenner, der sie umgehen, befühlen und aus mehrern Augenpunkten beobachten will, gehörig benutzen könnte.[1]

Empfangen von dem allmächtigen Wehen des griechischen Genius, trittst du in diesen Tempel der Kunst. Schon deine erste Überraschung hat etwas Ehrwürdiges, Heiliges. Eine unsichtbare Hand scheint die Hülle der Vergangenheit vor deinem Aug' wegzustreifen, zwei Jahrtausende versinken vor deinem Fußtritt, du stehst auf einmal mitten im schönen, lachenden Griechenland, wandelst unter Helden und Grazien und betest an wie sie vor romantischen Göttern.

Dein erster Blick fällt auf die kolossalische Figur des farnesischen Herkules, die ungeheuer schöne Darstellung männlicher Kraft. Welche Kühnheit, Größe, Vollkommenheit, Wahrheit, die auch die strengste Prüfung des Anatomikers nicht fürchtet! Wer hat den starren, widerstrebenden Stein in so weiche, so geschmeidige Fleischmassen hingegossen? Die Figur ruht — der Bildhauer ergriff seinen Herkules im Momente schlafender (vielleicht erschöpfter) Kraft, und dennoch berechnet in dieser Erschlaffung das ungeübteste Auge die ganze furchtbare Summe von Wirkungen. Meine Phantasie leiht dem Kolossen Bewegung. Ich sehe eine Figur wie diese auf den nemäischen Löwen fallen, und Schrecken und Erstaunen reißen mich schwindelnd fort.

Zunächst an dieser fesselt dich die unnachahmliche Gruppe des Laokoon. Ich werde dir über dies Meisterstück der antiken Kunst wenig Neues mehr sagen; du kennst sie bereits, und der Anblick selbst überwältigt alle Beschreibungskraft. Dieser hohe Schmerz im Aug', in den Lippen, die emporgetriebene, arbeitende Brust — ein Augenblick, ein Zustand, wo die Natur selbst sich so gern vergißt, so gern ins Gräßliche ausartet, bei aller Wahrheit so angenehm, bei aller Treue so delikat behandelt, daß sich

[1] Lessing war, als er wegen Leitung des Mannheimer Theaters in Unterhandlungen stand, die sich jedoch zerschlugen, im Januar 1777 einige Wochen in Mannheim. Eine Äußerung dieser Art findet sich in seinen Schriften nicht, mag aber mündlich dort bekannt gewesen sein.

das verwöhnteste Auge mit Trunkenheit darauf heften kann. Und wie schmelzend wird dann die ganze Idee durch die untergeordnete Figuren der hilflosen Kinder, welche durch die schreckliche Schlange an den Vater gepreßt werden. Der Ausdruck der Leidenschaft und die ganze Gruppierung lassen dem forschenden Aug' nichts mehr zu beobachten übrig; und nun vertilge in Gedanken diesen ganzen Ausdruck des Leidens, denke dir eben diese Figuren außer dem gewaltsamen Zustande des Affekts, und noch immer werden sie Muster der höchsten Wahrheit und Schönheit sein. Der griechische Künstler hat nichts aufgeopfert, die unbeschreibliche Harmonie der Gruppe kostet uns auch nicht das leiseste Mißfallen über vernachlässigte Teile in den beiden Knaben. So schuf das Altertum.

Unter allen Figuren, die dieser Saal enthält, ist der vatikanische Apoll die vollkommenste. Zwei Blicke auf denselben sind genug, dir mit entscheidender Gewißheit zu sagen, du stehest vor einem Unsterblichen. Die reizendste Jünglingsfigur, die sich eben jetzt in den Mann verliert, Leichtigkeit, Freiheit, Rundung und die reinste Harmonie aller Teile zu einem unnachahmlichen Ganzen erklären ihn zu dem ersten der Sterblichen, Kopf und Hals verraten den Gott. Diese himmlische Mischung von Freundlichkeit und Strenge, von Liebenswürdigkeit und Ernst, Majestät und Milde kann keinen Sohn der Erde bezeichnen. Die hochgewölbte Brust ist nach dem übereinstimmenden Gefühl aller Künstler die vollkommenste, die je ein Meißel geschaffen hat, Schenkel und Füße ein Muster der edelsten Schönheit. Den geübtesten Zeichner wird es ermüden, die herrlichen Formen, die durch kontrastierende Schlangenlinien ineinander schmelzen, *nur* für das Aug' nachzuahmen; denn der griechische Meister hat ebenso delikat für das Gefühl gearbeitet; das Auge erkennt die *Schönheit*, das Gefühl die *Wahrheit*. Die letztere ist der ersteren untergeordnet, und obgleich kein Muskel vergessen ist, so hat doch der Künstler die feinere Nüancen dem Gesicht entzogen und der Berührung vorbehalten. Die Statue schwebt — alle Muskeln wirken aufwärts und scheinen sie sichtbar emporzutragen. Der Künstler ergriff den Augenblick, wo der zürnende Gott auf den

Drachen Python einen Pfeil abgeschossen hatte. Der rechte Arm fliegt eben vom Bogen zurück, der linke behält noch einige Härte und Spannung. Im Auge ist hoher Unwille und feste Zielung, in der hervortretenden Unterlippe Verachtung des Ungeheuers, in dem schlankgestreckten Halse Triumph und göttliche Ehre.

Das ist Phöbos, welchen die Götter im Hause Kronions
Fürchten, dem sie sich alle von ihren Sitzen erheben,
Wenn er sich naht und wenn er spannt den strahlenden Bogen.[1]

Homers Hymnen.

In Absicht des Stils kann dieser Apollo dem Torso[2] und Laokoon nachgesetzt werden, aber der gefühlvolle Kenner vergißt diese Vernachlässigung im Genusse höherer Schönheit.

Eine der vorzüglichsten Statuen ist ein sterbender Sohn der Niobe, den Apollo erschossen hat. Der Kopf gleicht ganz in die Niobische Familie, edel und rührend ist der Ausdruck des Sterbens in seinem Gesichte; die Brust besonders ist in großen und schönen Maßen emporgetrieben, der untere Leib sinkt mit sehr vieler Wahrheit unter den letzten Krämpfen des Todes. Der Stil ist markigt und hat mit dem äußerst delikaten Stil des Kastor und Pollux sehr viel Ähnliches.

Unter die besten Stücke in diesem Saal zähle ich noch den Antinous; schade, daß durch einen fehlerhaften Abguß die Figur nach den Hüften und Schenkeln zu ein wenig krumm geworden; den borghesischen Fechter, eine Figur, woran ich vorzüglich die Wahrheit des Muskelspiels bewundre, die Zwillinge Kastor und Pollux, Kaunus und Byblis[3], den Faun, den Schleifer, besonders wegen dem forschenden Ausdruck des Gesichts und der Formen seiner beiden Arme, den Hermaphrodit, die mediceische Venus, den sterbenden Fechter, den Römer Germanicus und noch einige andre, von denen ich dir in meinem nächsten Brief mehr sagen werde.

---

[1] Anfang des homerischen Hymnus auf Apoll nach Christian von Stolbergs Übersetzung.

[2] Der zuerst besprochene Herkules.

[3] Vgl. die szenische Bemerkung zum Anfang des „Don Karlos" nach der ersten Fassung, Bd. IX, S. 285.

Merkwürdig waren mir auch die Büsten der großen Griechen und Römer, der Kopf eines sterbenden Alexanders, der Niobe, einer Tochter der Niobe, der Kleopatra, des Nero und Caligula, der Faustina und einige mehr. Der Zufall hatte den blinden Homeruskopf und den Kopf des Herrn von Voltaire nebeneinander gestellt. Ich weiß keine beißendere Satire auf unser Zeitalter. Voltaire — ich glaube, daß man das jetzt in Deutschland laut sagen darf — Voltaire war ein wahrhaftig großer Geist, aber warum war mir sein Kopf in dieser Gesellschaft so lächerlich?

Ich werfe noch einen Blick auf diese Statuen.

Warum zielen alle redende und zeichnende Künste des Altertums so sehr nach Veredlung?

Der Mensch brachte hier etwas zu stande, das mehr ist, als er selbst war, das an etwas Größeres erinnert als seine Gattung; beweist das vielleicht, daß er weniger ist, als er sein wird? So könnte uns ja dieser allgemeine Hang nach Verschönerung jede Spekulation über die Fortdauer der Seele ersparen. Wenn der Mensch nur Mensch bleiben sollte, bleiben könnte, wie hätte es jemals Götter und Schöpfer dieser Götter gegeben?

Die Griechen philosophierten trostlos, glaubten noch trostloser und handelten — gewiß nicht minder edel als wir. Man denke ihren Kunstwerken nach, und das Problem wird sich lösen. Die Griechen malten ihre Götter nur als edlere Menschen und näherten ihre Menschen den Göttern. Es waren Kinder einer Familie.

Ich kann diesen Saal nicht verlassen, ohne mich noch einmal an dem Triumph zu ergetzen, den die schöne Kunst Griechenlands über das Schicksal einer ganzen Erdkugel feiert. Hier stehe ich vor dem berühmten Rumpfe, den man aus den Trümmern des alten Roms einst hervorgrub. In dieser zerschmetterten Steinmasse liegt unergründliche Betrachtung! Freund, dieser Torso erzählt mir, daß vor zwei Jahrtausenden ein großer Mensch dagewesen, der so etwas schaffen konnte, daß ein Volk dagewesen, das einem Künstler, der so etwas schuf, Ideale gab, daß dieses Volk an Wahrheit und Schönheit glaubte, weil einer aus seiner

Mitte Wahrheit und Schönheit fühlte, daß dieses Volk edel gewesen, weil Tugend und Schönheit nur Schwestern der nämlichen Mutter sind. Siehe, Freund, so habe ich Griechenland in dem Torso geahndet.

Unterdessen wanderte die Welt durch tausend Verwandlungen und Formen. Throne stiegen, stürzten ein. Festes Land trat aus den Wassern, Länder wurden Meer. Barbaren schmolzen zu Menschen, Menschen verwilderten zu Barbaren. Der milde Himmelstrich des Peloponnes entartete mit seinen Bewohnern; wo einst die Grazien hüpften, die Anakreon scherzten und Sokrates für die Weisheit starb, weiden jetzt Ottomannen. Und doch, Freund, lebt jene goldene Zeit noch in diesem Apoll, dieser Niobe, diesem Antinous, und dieser Rumpf liegt da — unerreicht — unvertilgbar — eine unwidersprechliche ewige Urkunde des göttlichen Griechenlandes, eine Ausforderung dieses Volks an alle Völker der Erde.

Etwas geschaffen zu haben, das nicht untergeht, fortzudauern, wenn alles sich aufreibt ringsherum — o Freund, ich kann mich der Nachwelt durch keine Obelisken, keine eroberte Länder, keine entdeckte Welten aufdringen, ich kann sie durch kein Meisterstück an mich mahnen, ich kann keinen Kopf zu diesem Torso erschaffen — aber vielleicht eine schöne That ohne Zeugen thun!

T . . . . ee.

4. Philosophische Briefe.

Vorerinnerung.

Die Vernunft hat ihre Epochen, ihre Schicksale wie das Herz, aber ihre Geschichte wird weit seltener behandelt. Man scheinet sich damit zu begnügen, die Leidenschaften in ihren Extremen, Verirrungen und Folgen zu entwickeln, ohne Rücksicht zu nehmen, wie genau sie mit dem Gedankensysteme des Individuums zusammenhängen. Die allgemeine Wurzel der moralischen Verschlimmerung ist eine einseitige und schwankende Philosophie, um

so gefährlicher, weil sie die umnebelte Vernunft durch einen Schein von Rechtmäßigkeit, Wahrheit und Überzeugung blendet und eben deswegen von dem eingebornen sittlichen Gefühle weniger in Schranken gehalten wird. Ein erleuchteter Verstand hingegen veredelt auch die Gesinnungen der Kopf muß das Herz bilden.

In einer Epoche wie die jetzige, wo Erleichterung und Ausbreitung der Lektüre den denkenden Teil des Publikums so erstaunlich vergrößert, wo die glückliche Resignation der Unwissenheit einer halben Aufklärung Platz zu machen anfängt und nur wenige mehr da stehen bleiben wollen, wo der Zufall der Geburt sie hingeworfen, scheint es nicht so ganz unwichtig zu sein, auf gewisse Perioden der erwachenden und fortschreitenden Vernunft aufmerksam zu machen, gewisse Wahrheiten und Irrtümer zu berichtigen, welche sich an die Moralität anschließen und eine Quelle von Glückseligkeit und Elend sein können, und wenigstens die verborgenen Klippen zu zeigen, an denen die stolze Vernunft schon gescheitert hat. Wir gelangen nur selten anders als durch Extreme zur Wahrheit, wir müssen den Irrtum — und oft den Unsinn — zuvor erschöpfen, ehe wir uns zu dem schönen Ziele der ruhigen Weisheit hinaufarbeiten.

Einige Freunde, von gleicher Wärme für die Wahrheit und die sittliche Schönheit beseelt, welche sich auf ganz verschiedenen Wegen in derselben Überzeugung vereinigt haben und nun mit ruhigerem Blick die zurückgelegte Bahn überschauen, haben sich zu dem Entwurfe verbunden, einige Revolutionen und Epochen des Denkens, einige Ausschweifungen der grübelnden Vernunft in dem Gemälde zweier Jünglinge von ungleichen Charakteren zu entwickeln und in Form eines Briefwechsels der Welt vorzulegen. Folgende Briefe sind der Anfang dieses Versuchs.

Meinungen, welche in diesen Briefen vorgetragen werden, können also auch nur beziehungsweise wahr oder falsch sein, gerade so, wie sich die Welt in dieser Seele und keiner andern spiegelt. Die Fortsetzung des Briefwechsels wird es ausweisen, wie diese einseitigen, oft überspannten, oft widersprechenden Behauptungen endlich in eine allgemeine, geläuterte und festgegründete Wahrheit sich auflösen.

Skeptizismus und Freidenkerei sind die Fieberparoxysmen des menschlichen Geistes und müssen durch eben die unnatürliche Erschütterung, die sie in gut organisierten Seelen verursachen, zuletzt die Gesundheit befestigen helfen. Je blendender, je verführender der Irrtum, desto mehr Triumph für die Wahrheit; je quälender der Zweifel, desto größer die Aufforderung zu Überzeugung und fester Gewißheit. Aber diese Zweifel, diese Irrtümer vorzutragen, war notwendig; die Kenntnis der Krankheit mußte der Heilung vorangehen. Die Wahrheit verliert nichts, wenn ein heftiger Jüngling sie verfehlt, ebensowenig als die Tugend und die Religion, wenn ein Lasterhafter sie verleugnet.

Dies mußte vorausgesagt werden, um den Gesichtspunkt anzugeben, aus welchem wir den folgenden Briefwechsel gelesen und beurteilt wünschen.

Julius an Raphael.

Im Oktober.

Du bist fort, Raphael, und die schöne Natur geht unter, die Blätter fallen gelb von den Bäumen, ein trüber Herbstnebel liegt wie ein Bahrtuch über dem ausgestorbenen Gefilde. Einsam durchirre ich die melancholische Gegend, rufe laut deinen Namen aus und zürne, daß mein Raphael mir nicht antwortet.

Ich hatte deine letzten Umarmungen überstanden. Das traurige Rauschen des Wagens, der dich von hinnen führte, war endlich in meinem Ohre verstummt. Ich Glücklicher hatte schon einen wohlthätigen Hügel von Erde über den Freuden der Vergangenheit aufgehäuft, und jetzt stehest du gleich deinem abgeschiedenen Geiste von neuem in diesen Gegenden auf und meldest dich mir auf jedem Lieblingsplatz unserer Spaziergänge wieder. Diesen Felsen habe ich an deiner Seite erstiegen, an deiner Seite diese unermeßliche Perspektive durchwandert. Im schwarzen Heiligtum dieser Buchen ersannen wir zuerst das kühne Ideal unsrer Freundschaft. Hier war's, wo wir den Stammbaum der Geister zum erstenmal auseinanderrollten und Julius einen so nahen Verwandten in Raphael fand. Hier ist keine Quelle, kein Gebüsche, kein Hügel, wo nicht irgend eine Erinnerung entflohener Seligkeit

auf meine Ruhe zielte. Alles, alles hat sich gegen meine Genesung verschworen. Wohin ich nur trete, wiederhole ich den bangen Auftritt unsrer Trennung.

Was hast du aus mir gemacht, Raphael? Was ist seit kurzem aus mir geworden? Gefährlicher großer Mensch! daß ich dich niemals gekannt hätte oder niemals verloren! Eile zurück, auf den Flügeln der Liebe komm wieder, oder deine zarte Pflanzung ist dahin! Konntest du mit deiner sanften Seele es wagen, dein angefangenes Werk zu verlassen, noch so ferne von seiner Vollendung? Die Grundpfeiler deiner stolzen Weisheit wanken in meinem Gehirne und Herzen, alle die prächtigen Paläste, die du bautest, stürzen ein, und der erdrückte Wurm wälzt sich wimmernd unter den Ruinen.

Selige, paradiesische Zeit, da ich noch mit verbundenen Augen durch das Leben taumelte wie ein Trunkener, da all mein Fürwitz und alle meine Wünsche an den Grenzen meines väterlichen Horizonts wieder umkehrten, da mich ein heiterer Sonnenuntergang nichts Höheres ahnden ließ als einen schönen morgenden Tag, da mich nur eine politische Zeitung an die Welt, nur die Leichenglocke an die Ewigkeit, nur Gespenstermärchen an eine Rechenschaft nach dem Tode erinnerten, da ich noch vor einem Teufel bebte und desto herzlicher an der Gottheit hing! Ich empfand und war glücklich. Raphael hat mich denken gelehrt, und ich bin auf dem Wege, meine Erschaffung zu beweinen.

Erschaffung? — Nein, das ist ja nur ein Klang ohne Sinn, den meine Vernunft nicht gestatten darf. Es gab eine Zeit, wo ich von nichts wußte, wo von mir niemand wußte; also sagt man, ich war nicht. Jene Zeit ist nicht mehr; also sagt man, daß ich erschaffen sei. Aber auch von den Millionen, die vor Jahrhunderten da waren, weiß man nun nichts mehr, und doch sagt man, sie sind. Worauf gründen wir das Recht, den Anfang zu bejahen und das Ende zu verneinen? Das Aufhören denkender Wesen, behauptet man, widerspricht der unendlichen Güte. Entstand denn diese unendliche Güte erst mit der Schöpfung der Welt? Wenn es eine Periode gegeben hat, wo noch keine Geister waren, so war die unendliche Güte ja eine ganze vorhergehende Ewigkeit

unwirksam? Wenn das Gebäude der Welt eine Vollkommenheit des Schöpfers ist, so fehlte ihm ja eine Vollkommenheit vor Erschaffung der Welt? Aber eine solche Voraussetzung widerspricht der Idee des vollendeten Gottes, also war keine Schöpfung. — Wo bin ich hingeraten, mein Raphael? Schrecklicher Irrgang meiner Schlüsse! Ich gebe den Schöpfer auf, sobald ich an einen Gott glaube. Wozu brauche ich einen Gott, wenn ich ohne den Schöpfer ausreiche?

Du hast mir den Glauben gestohlen, der mir Frieden gab. Du hast mich verachten gelehrt, wo ich anbetete. Tausend Dinge waren mir so ehrwürdig, ehe deine traurige Weisheit sie mir entkleidete. Ich sah eine Volksmenge nach der Kirche strömen, ich hörte ihre begeisterte Andacht zu einem brüderlichen Gebet sich vereinigen; zweimal stand ich vor dem Bette des Todes, sahe zweimal — mächtiges Wunderwerk der Religion! — die Hoffnung des Himmels über die Schrecknisse der Vernichtung siegen und den frischen Lichtstrahl der Freude im gebrochenen Auge des Sterbenden sich entzünden.

Göttlich, ja göttlich muß die Lehre sein, rief ich aus, die die besten unter den Menschen bekennen, die so mächtig siegt und so wunderbar tröstet. Deine kalte Weisheit löschte meine Begeisterung. Ebenso viele, sagtest du mir, drängten sich einst um die Irmensäule und zu Jupiters Tempel. Ebenso viele haben ebenso freudig ihrem Brahma zu Ehren den Holzstoß bestiegen. Was du am Heidentum so abscheulich findest, soll das die Göttlichkeit deiner Lehre beweisen?

Glaube niemand als deiner eigenen Vernunft, sagtest du weiter. Es gibt nichts Heiliges als die Wahrheit. Was die Vernunft erkennt, ist die Wahrheit. Ich habe dir gehorcht, habe alle Meinungen aufgeopfert, habe gleich jenem verzweifelten Eroberer alle meine Schiffe in Brand gesteckt[1], da ich an dieser Insel landete, und alle Hoffnung zur Rückkehr vernichtet. Ich kann mich nie mehr mit einer Meinung versöhnen, die ich einmal belachte. Meine Vernunft ist mir jetzt alles, meine einzige Gewährleistung

[1] Dies wird von Ferdinand Cortez, dem Eroberer Mexikos, erzählt.

für Gottheit, Tugend, Unsterblichkeit. Wehe mir von nun an, wenn ich diesem einzigen Bürgen auf einem Widerspruche begegne! wenn meine Achtung vor ihren Schlüssen sinkt! wenn ein zerrissener Faden in meinem Gehirn ihren Gang verrückt! Meine Glückseligkeit ist von jetzt an dem harmonischen Takt meines Sensoriums anvertraut. Wehe mir, wenn die Saiten dieses Instruments in den bedenklichen Perioden meines Lebens falsch angeben, wenn meine Überzeugungen mit meinem Aderschlag wanken!

Julius an Raphael.

Deine Lehre hat meinem Stolze geschmeichelt. Ich war ein Gefangener. Du hast mich herausgeführt an den Tag; das goldne Licht und die unermeßliche Freie haben meine Augen entzückt. Vorhin genügte mir an dem bescheidenen Ruhme, ein guter Sohn meines Hauses, ein Freund meiner Freunde, ein nützliches Glied der Gesellschaft zu heißen; du hast mich in einen Bürger des Universums verwandelt. Meine Wünsche hatten noch keinen Eingriff in die Rechte der Großen gethan. Ich duldete diese Glücklichen, weil Bettler mich duldeten. Ich errötete nicht, einen Teil des Menschengeschlechts zu beneiden, weil noch ein größerer übrig war, den ich beklagen mußte. Jetzt erfuhr ich zum erstenmal, daß meine Ansprüche auf Genuß so vollwichtig wären als die meiner übrigen Brüder. Jetzt sah ich ein, daß eine Schichte über dieser Atmosphäre ich gerade so viel und so wenig gelte als die Beherrscher der Erde. Raphael schnitt alle Bande der Übereinkunft und der Meinung entzwei. Ich fühlte mich ganz frei; denn die Vernunft, sagte mir Raphael, ist die einzige Monarchin in der Geisterwelt; ich trug meinen Kaiserthron in meinem Gehirne. Alle Dinge im Himmel und auf Erden haben keinen Wert, keine Schätzung, als so viel meine Vernunft ihnen zugesteht. Die ganze Schöpfung ist mein, denn ich besitze eine unwidersprechliche Vollmacht, sie ganz zu genießen. Alle Geister — eine Stufe tiefer unter dem vollkommensten Geist — sind meine Mitbrüder, weil wir alle einer Regel gehorchen, einem Oberherrn huldigen.

Wie erhaben und prächtig klingt diese Verkündigung! Welcher Vorrat für meinen Durst nach Erkenntnis! Aber — unglückseliger Widerspruch der Natur! — dieser freie, emporstrebende Geist ist in das starre, unwandelbare Uhrwerk eines sterblichen Körpers geflochten, mit seinen kleinen Bedürfnissen vermengt, seinen kleinen Schicksalen angejocht, dieser Gott ist in eine Welt von Würmern verwiesen. Der ungeheure Raum der Natur ist seiner Thätigkeit aufgethan, aber er darf nur nicht zwei Ideen zugleich denken. Seine Augen tragen ihn bis zu dem Sonnenziele der Gottheit, aber er selbst muß erst träge und mühsam durch die Elemente der Zeit ihm entgegenkriechen. Einen Genuß zu erschöpfen, muß er jeden andern verloren geben; zwei unumschränkte Begierden sind seinem kleinen Herzen zu groß. Jede neu erworbene Freude kostet ihn die Summe aller vorigen. Der jetzige Augenblick ist das Grabmal aller vergangenen. Eine Schäferstunde der Liebe ist ein aussetzender Aderschlag in der Freundschaft.

Wohin ich nur sehe, Raphael, wie beschränkt ist der Mensch! Wie groß der Abstand zwischen seinen Ansprüchen und ihrer Erfüllung! O beneide[1] ihm doch den wohlthätigen Schlaf! Wecke ihn nicht! Er war so glücklich, bis er anfing zu fragen, wohin er gehen müsse und woher er gekommen sei. Die Vernunft ist eine Fackel in einem Kerker. Der Gefangene wußte nichts von dem Lichte, aber ein Traum der Freiheit schien über ihm wie ein Blitz in der Nacht, der sie finsterer zurückläßt. Unsere Philosophie ist die unglückselige Neugier des Ödipus, der nicht nachließ zu forschen, bis das entsetzliche Orakel sich auflöste.

„Möchtest du nimmer erfahren, wer du bist!"[2]

Ersetzt mir deine Weisheit, was sie mir genommen hat? Wenn du keinen Schlüssel zum Himmel hattest, warum mußtest du mich der Erde entführen? Wenn du voraus wußtest, daß der Weg zu der Weisheit durch den schrecklichen Abgrund der Zweifel führt,

---

[1] Hier nicht gleich „mißgönnen", sondern gleich „glücklich preisen".

[2] Sophokles, „König Ödipus" 1068; nicht etwa der Inhalt des Orakels; sondern die Worte, mit denen dort Jokaste den Ödipus zurückhalten will, seinem Ursprung weiter nachzuforschen, richten sich hier in derselben Absicht an den Menschen, der ebenso verblendet verfährt.

warum wagtest du die ruhige Unschuld deines Julius auf diesen bedenklichen Wurf?

„Wenn an das Gute,
Das ich zu thun vermeine, allzu nah'
Was gar zu Schlimmes grenzt, so thu' ich lieber
Das Gute nicht."[1]

Du hast eine Hütte niedergerissen, die bewohnt war, und einen prächtigen toten Palast auf die Stelle gegründet.

Raphael, ich fordre meine Seele von dir. Ich bin nicht glücklich. Mein Mut ist dahin. Ich verzweifle an meinen eigenen Kräften. Schreibe mir bald! Nur deine heilende Hand kann Balsam in meine brennende Wunde gießen.

Raphael an Julius.

Ein Glück wie das unsrige, Julius, ohne Unterbrechung, wäre zu viel für ein menschliches Los. Mich verfolgte schon oft dieser Gedanke im vollen Genuß unsrer Freundschaft. Was damals meine Seligkeit verbitterte, war heilsame Vorbereitung, mir meinen jetzigen Zustand zu erleichtern. Abgehärtet in der strengen Schule der Resignation, bin ich noch empfänglicher für den Trost, in unsrer Trennung ein leichtes Opfer zu sehen, um die Freuden der künftigen Vereinigung dem Schicksal abzuverdienen. Du wußtest bis jetzt noch nicht, was Entbehrung sei. Du leidest zum ersten Male.

Und doch ist's vielleicht Wohlthat für dich, daß ich gerade jetzt von deiner Seite gerissen bin. Du hast eine Krankheit zu überstehen, von der du nur allein durch dich selbst genesen kannst, um vor jedem Rückfall sicher zu sein. Je verlassner du dich fühlst, desto mehr wirst du alle Heilkräfte in dir selbst aufbieten; je weniger augenblickliche Linderung du von täuschenden Palliativen empfängst, desto sichrer wird es dir gelingen, das Übel aus dem Grunde zu heben.

Daß ich aus deinem süßen Traume dich erweckt habe, reut mich noch nicht, wenngleich dein jetziger Zustand peinlich ist. Ich

[1] Aus Lessings „Nathan" IV, 7.

habe nichts gethan, als eine Krisis beschleunigt, die solchen Seelen wie die deinige früher oder später unausbleiblich bevorsteht, und bei der alles darauf ankommt, in welcher Periode des Lebens sie ausgehalten wird. Es gibt Lagen, in denen es schrecklich ist, an Wahrheit und Tugend zu verzweifeln. Wehe dem, der im Sturme der Leidenschaft noch mit den Spitzfindigkeiten einer klügelnden Vernunft zu kämpfen hat! Was dies heiße, habe ich in seinem ganzen Umfang empfunden, und dich vor einem solchen Schicksale zu bewahren, blieb mir nichts übrig, als diese unvermeidliche Seuche durch Einimpfung unschädlich zu machen.

Und welchen günstigeren Zeitpunkt konnte ich dazu wählen, mein Julius? In voller Jugendkraft standst du vor mir, Körper und Geist in der herrlichsten Blüte, durch keine Sorgen gedrückt, durch keine Leidenschaften gefesselt, frei und stark den großen Kampf zu bestehen, wovon die erhabene Ruhe der Überzeugung der Preis ist. Wahrheit und Irrtum waren noch nicht in dein Interesse verwebt. Deine Genüsse und deine Tugenden waren unabhängig von beiden. Du bedurftest keine Schreckbilder, dich von niedrigen Ausschweifungen zurückzureißen. Gefühl für edlere Freuden hatte sie dir verekelt. Du warst gut aus Instinkt, aus unentweihter sittlicher Grazie. Ich hatte nichts zu fürchten für deine Moralität, wenn ein Gebäude einstürzte, auf welchem sie nicht gegründet war. Und noch schrecken mich deine Besorgnisse nicht. Was dir auch immer eine melancholische Laune eingeben mag, ich kenne dich besser, Julius!

Undankbarer! Du schmähst die Vernunft, du vergissest, was sie dir schon für Freuden geschenkt hat. Hättest du auch für dein ganzes Leben den Gefahren der Zweifelsucht entgehen können, so war es Pflicht für mich, dir Genüsse nicht vorzuenthalten, deren du fähig und würdig warest. Die Stufe, worauf du standest, war deiner nicht wert. Der Weg, auf dem du emporklimmtest, bot dir Ersatz für alles, was ich dir raubte. Ich weiß noch, mit welcher Entzückung du den Augenblick segnetest, da die Binde von deinen Augen fiel. Jene Wärme, mit der du die Wahrheit auffaßtest, hat deine alles verschlingende Phantasie vielleicht an Abgründe geführt, wovor du erschrocken zurückschauderst.

Ich muß dem Gang deiner Forschungen nachspüren, um die Quellen deiner Klagen zu entdecken. Du hast sonst die Resultate deines Nachdenkens aufgeschrieben. Schicke mir diese Papiere, und dann will ich dir antworten.

Julius an Raphael.

Diesen Morgen durchstöre ich meine Papiere. Ich finde einen verlornen Aufsatz wieder, entworfen in jenen glücklichen Stunden meiner stolzen Begeisterung. Raphael, wie ganz anders finde ich jetzo das alles! Es ist das hölzerne Gerüste der Schaubühne, wenn die Beleuchtung dahin ist. Mein Herz suchte sich eine Philosophie, und die Phantasie unterschob ihre Träume. Die wärmste war mir die wahre.

Ich forsche nach den Gesetzen der Geister, schwinge mich bis zu dem Unendlichen, aber ich vergesse zu erweisen, daß sie wirklich vorhanden sind. Ein kühner Angriff des Materialismus stürzt meine Schöpfung.

Du wirst dieses Fragment durchlesen, mein Raphael. Möchte es dir gelingen, den erstorbenen Funken meines Enthusiasmus wieder anzuflammen, mich wieder auszusöhnen mit meinem Genius! Aber mein Stolz ist so tief gesunken, daß auch Raphaels Beifall ihn kaum mehr emporraffen wird.

Theosophie des Julius.

Die Welt und das denkende Wesen.

Das Universum ist ein Gedanke Gottes. Nachdem dieses idealische Geistesbild in die Wirklichkeit hinübertrat und die geborne Welt den Riß ihres Schöpfers erfüllte — erlaube mir diese menschliche Vorstellung — so ist der Beruf aller denkenden Wesen, in diesem vorhandenen Ganzen die erste Zeichnung wiederzufinden, die Regel in der Maschine, die Einheit in der Zusammensetzung, das Gesetz in dem Phänomen aufzusuchen und das Gebäude rückwärts auf seinen Grundriß zu übertragen. Also gibt es für mich nur eine einzige Erscheinung in der Natur, das denkende Wesen.

Die große Zusammensetzung, die wir Welt nennen, bleibt mir jetzt nur merkwürdig, weil sie vorhanden ist, mir die mannigfaltigen Äußerungen jenes Wesens symbolisch zu bezeichnen. Alles in mir und außer mir ist nur Hieroglyphe einer Kraft, die mir ähnlich ist. Die Gesetze der Natur sind die Chiffern, welche das denkende Wesen zusammenfügt, sich dem denkenden Wesen verständlich zu machen — das Alphabet, vermittelst dessen alle Geister mit dem vollkommensten Geist und mit sich selbst unterhandeln. Harmonie, Wahrheit, Ordnung, Schönheit, Vortrefflichkeit geben mir Freude, weil sie mich in den thätigen Zustand ihres Erfinders, ihres Besitzers versetzen, weil sie mir die Gegenwart eines vernünftig empfindenden Wesens verraten und meine Verwandtschaft mit diesem Wesen mich ahnden lassen. Eine neue Erfahrung in diesem Reiche der Wahrheit, die Gravitation, der entdeckte Umlauf des Blutes[1], das Natursystem des Linnäus heißen mir ursprünglich eben das, was eine Antike, in Herculanum hervorgegraben — beides nur Widerschein eines Geistes, neue Bekanntschaft mit einem mir ähnlichen Wesen. Ich bespreche mich mit dem Unendlichen durch das Instrument der Natur, durch die Weltgeschichte — ich lese die Seele des Künstlers in seinem Apollo.

Willst du dich überzeugen, mein Raphael, so forsche rückwärts. Jeder Zustand der menschlichen Seele hat irgend eine Parabel[2] in der physischen Schöpfung, wodurch er bezeichnet wird, und nicht allein Künstler und Dichter, auch selbst die abstraktesten Denker haben aus diesem reichen Magazine geschöpft. Lebhafte Thätigkeit nennen wir Feuer; die Zeit ist ein Strom, der reißend von hinnen rollt; die Ewigkeit ist ein Zirkel; ein Geheimnis hüllt sich in Mitternacht, und die Wahrheit wohnt in der Sonne. Ja, ich fange an zu glauben, daß sogar das künftige Schicksal des menschlichen Geistes im dunkeln Orakel der körperlichen Schöpfung vorher verkündigt liegt. Jeder kommende Frühling, der die Sprößlinge der Pflanzen aus dem Schoße der Erde treibt, gibt mir Erläuterung über das bange Rätsel des Todes und widerlegt meine

---

[1] Die erstere von Isaak Newton, der andere von Albrecht von Haller entdeckt.

[2] Vergleichung, vergleichende Bezeichnung.

ängstliche Besorgnis eines ewigen Schlafs. Die Schwalbe, die wir im Winter erstarret finden und im Lenze wieder aufleben sehen, die tote Raupe, die sich, als Schmetterling neu verjüngt, in die Luft erhebt, reichen uns ein treffendes Sinnbild unsrer Unsterblichkeit.

Wie merkwürdig wird mir nun alles! Jetzt, Raphael, ist alles bevölkert um mich herum. Es gibt für mich keine Einöde in der ganzen Natur mehr. Wo ich einen Körper entdecke, da ahnde ich einen Geist, wo ich Bewegung merke, da rate ich auf einen Gedanken.

„Wo kein Toter begraben liegt, wo kein Auferstehn sein wird",[1]

redet ja noch die Allmacht durch ihre Werke zu mir, und so verstehe ich die Lehre von einer Allgegenwart Gottes.

Idee.

Alle Geister werden angezogen von Vollkommenheit. Alle — es gibt hier Verirrungen, aber keine einzige Ausnahme — alle streben nach dem Zustand der höchsten freien Äußerung ihrer Kräfte, alle besitzen den gemeinschaftlichen Trieb, ihre Thätigkeit auszudehnen, alles an sich zu ziehen, in sich zu versammeln, sich eigen zu machen, was sie als gut, als vortrefflich, als reizend erkennen. Anschauung des Schönen, des Wahren, des Vortrefflichen ist augenblickliche Besitznehmung dieser Eigenschaften. Welchen Zustand wir wahrnehmen, in diesen treten wir selbst. In dem Augenblicke, wo wir sie uns denken, sind wir Eigentümer einer Tugend, Urheber einer Handlung, Erfinder einer Wahrheit, Inhaber einer Glückseligkeit. Wir selber werden das empfundene Objekt. Verwirre mich hier durch kein zweideutiges Lächeln, mein Raphael — diese Voraussetzung ist der Grund, worauf ich alles Folgende gründe, und einig müssen wir sein, ehe ich Mut habe, meinen Bau zu vollenden.

Etwas ähnliches sagt einem jeden schon das innere Gefühl. Wenn wir z. B. eine Handlung der Großmut, der Tapferkeit, der Klugheit bewundern, regt sich da nicht ein geheimes Bewußt-

[1] Aus Klopstocks „Messias" I, 596, nach der ersten Fassung Jetzt lautet der Vers: „Wo sie keinen Toten begruben und keiner erstehn wird".

sein in unserm Herzen, daß wir fähig wären, ein Gleiches zu thun? Verrät nicht schon die hohe Röte, die bei Anhörung einer solchen Geschichte unsre Wangen färbt, daß unsre Bescheidenheit vor der Bewunderung zittert, daß wir über dem Lobe verlegen sind, welches uns diese Veredlung unsres Wesens erwerben muß? Ja, unser Körper selbst stimmt sich in diesem Augenblick in die Gebärden des handelnden Menschen und zeigt offenbar, daß unsre Seele in diesen Zustand übergegangen sei. Wenn du zugegen warst, Raphael, wo eine große Begebenheit vor einer zahlreichen Versammlung erzählt wurde, sahest du es da dem Erzähler nicht an, wie er selbst auf den Weihrauch wartete, er selbst den Beifall aufzehrte, der seinem Helden geopfert wurde, und wenn du der Erzähler warst, überraschtest du dein Herz niemals auf dieser glücklichen Täuschung? Du hast Beispiele, Raphael, wie lebhaft ich sogar mit meinem Herzensfreund um die Vorlesung einer schönen Anekdote, eines vortrefflichen Gedichtes mich zanken kann, und mein Herz hat mir's leise gestanden, daß es dir dann nur den Lorbeer mißgönnte, der von dem Schöpfer auf den Vorleser übergeht. Schnelles und inniges Kunstgefühl für die Tugend[1] gilt darum allgemein für ein großes Talent zu der Tugend, wie man im Gegenteil kein Bedenken trägt, das Herz eines Mannes zu bezweifeln, dessen Kopf die moralische Schönheit schwer und langsam faßt.

Wende mir nicht ein, daß bei lebendiger Erkenntnis einer Vollkommenheit nicht selten das entgegenstehende Gebrechen sich finde, daß selbst den Bösewicht oft eine hohe Begeisterung für das Vortreffliche anwandele, selbst den Schwachen zuweilen ein Enthusiasmus hoher herkulischer Größe durchflamme. Ich weiß z. B., daß unser bewunderter Haller, der das geschätzte Nichts der eitlen Ehre so männlich entlarvte[2], dessen philosophischer Größe ich so viel Bewunderung zollte, daß eben dieser das noch eitlere Nichts eines Rittersternes, der seine Größe beleidigte, nicht zu verachten

[1] D. h. Gefühl für die Schönheit der Tugend.

[2] Anspielung auf Hallers Gedicht „Über die Ehre", dessen Anfang lautet: „Geschätztes Nichts der eitlen Ehre, | Dir baut das Altertum Altäre, | Du bist noch heut der Gott der Welt! | Bezaubrend Unding, Kost der Ohren. | Des Wahnes Tochter, Wunsch der Thoren, | Was hast du denn, das uns gefällt?"

im stande war. Ich bin überzeugt, daß in dem glücklichen Momente des Ideals der Künstler, der Philosoph und der Dichter die großen und guten Menschen wirklich sind, deren Bild sie entwerfen; aber diese Veredlung des Geistes ist bei vielen nur ein unnatürlicher Zustand, durch eine lebhaftere Wallung des Bluts, einen rascheren Schwung der Phantasie gewaltsam hervorgebracht, der aber auch eben deswegen so flüchtig wie jede andere Bezauberung dahinschwindet und das Herz der despotischen Willkür niedriger Leidenschaften desto ermatteter überliefert. Desto ermatteter, sage ich, denn eine allgemeine Erfahrung lehrt, daß der rückfällige Verbrecher immer der wütendere ist, daß die Renegaten der Tugend sich von dem lästigen Zwange der Reue in den Armen des Lasters nur desto süßer erholen.

Ich wollte erweisen, mein Raphael, daß es unser eigener Zustand ist, wenn wir einen fremden empfinden, daß die Vollkommenheit auf den Augenblick unser wird, worin wir uns eine Vorstellung von ihr erwecken, daß unser Wohlgefallen an Wahrheit, Schönheit und Tugend sich endlich in das Bewußtsein eigner Veredlung, eigner Bereicherung auflöset, und ich glaube, ich habe es erwiesen.

Wir haben Begriffe von der Weisheit des höchsten Wesens, von seiner Güte, von seiner Gerechtigkeit, aber keinen von seiner Allmacht. Seine Allmacht zu bezeichnen, helfen wir uns mit der stückweisen Vorstellung dreier Successionen: Nichts, sein Wille und Etwas. Es ist wüste und finster — Gott ruft „Licht!" — und es wird Licht. Hätten wir eine Realidee seiner wirkenden Allmacht, so wären wir Schöpfer wie er.

Jede Vollkommenheit also, die ich wahrnehme, wird mein eigen; sie gibt mir Freude, weil sie mein eigen ist; ich begehre sie, weil ich mich selbst liebe. Vollkommenheit in der Natur ist keine Eigenschaft der Materie, sondern der Geister. Alle Geister sind glücklich durch ihre Vollkommenheit. Ich begehre das Glück aller Geister, weil ich mich selbst liebe. Die Glückseligkeit, die ich mir vorstelle, wird meine Glückseligkeit; also liegt mir daran, diese Vorstellungen zu erwecken, zu vervielfältigen, zu erhöhen — also liegt mir daran, Glückseligkeit um mich her zu verbreiten. Welche

Schönheit, welche Vortrefflichkeit, welchen Genuß ich außer mir hervorbringe, bringe ich in mir hervor; welchen ich vernachlässige, zerstöre, zerstöre ich mir, vernachlässige ich mir. Ich begehre fremde Glückseligkeit, weil ich meine eigne begehre. Begierde nach fremder Glückseligkeit nennen wir Wohlwollen, Liebe.

Liebe.

Jetzt, bester Raphael, laß mich herumschauen. Die Höhe ist erstiegen, der Nebel ist gefallen; wie in einer blühenden Landschaft stehe ich mitten im Unermeßlichen. Ein reineres Sonnenlicht hat alle meine Begriffe geläutert.

Liebe also — das schönste Phänomen in der beseelten Schöpfung, der allmächtige Magnet in der Geisterwelt, die Quelle der Andacht und der erhabensten Tugend — Liebe ist nur der Widerschein dieser einzigen Kraft, eine Anziehung des Vortrefflichen, gegründet auf einen augenblicklichen Tausch der Persönlichkeit, eine Verwechslung der Wesen.

Wenn ich hasse, so nehme ich mir etwas; wenn ich liebe, so werde ich um das reicher, was ich liebe. Verzeihung ist das Wiederfinden eines veräußerten Eigentums, Menschenhaß ein verlängerter Selbstmord, Egoismus die höchste Armut eines erschaffenen Wesens.

Als Raphael sich meiner letzten Umarmung entwand, da zerriß meine Seele, und ich weine um den Verlust meiner schöneren Hälfte. An jenem seligen Abend — du kennest ihn — da unsere Seelen sich zum erstenmal feurig berührten, wurden alle deine großen Empfindungen mein, machte ich nur mein ewiges Eigentumsrecht auf deine Vortrefflichkeit gelten, stolzer darauf, dich zu lieben, als von dir geliebt zu sein, denn das erste hatte mich zu Raphael gemacht.

„War's nicht dies allmächtige Getriebe,
Das zum ew'gen Jubelbund der Liebe
    Unsre Herzen aneinander zwang?
Raphael, an deinem Arm — o Wonne! —
Wag' auch ich zur großen Geistersonne
    Freudig den Vollendungsgang.

„Glücklich! Glücklich! Dich hab' ich gefunden,
Hab' aus Millionen dich umwunden,
Und aus Millionen mein bist du.
Laß das wilde Chaos wiederkehren,
Durcheinander die Atomen stören,
Ewig fliehn sich unsre Herzen zu.

„Muß ich nicht aus deinen Flammenaugen
Meiner Wollust Widerstrahlen saugen?
Nur in dir bestaun' ich mich.
Schöner malt sich mir die schöne Erde,
Heller spiegelt in des Freunds Gebärde,
Reizender der Himmel sich.

„Schwermut wirft die bangen Thränenlasten,
Süßer von des Leidens Sturm zu rasten,
In der Liebe Busen ab.
Sucht nicht selbst das folternde Entzücken,
Raphael, in deinen Seelenblicken
Ungeduldig ein wollüst'ges Grab?

„Stünd' im All der Schöpfung ich alleine,
Seelen träumt' ich in die Felsensteine,
Und umarmend küßt' ich sie.
Meine Klagen stöhnt' ich in die Lüfte,
Freute mich, antworteten die Klüfte,
Thor genug, der süßen Sympathie."

Liebe findet nicht statt unter gleichtönenden Seelen, aber unter harmonischen. Mit Wohlgefallen erkenne ich meine Empfindungen wieder in dem Spiegel der deinigen, aber mit feuriger Sehnsucht verschlinge ich die höheren, die mir mangeln. Eine Regel leitet Freundschaft und Liebe. Die sanfte Desdemona liebt ihren Othello wegen der Gefahren, die er bestanden; der männliche Othello liebt sie um der Thräne willen, die sie ihm weinte.

Es gibt Augenblicke im Leben, wo wir aufgelegt sind, jede Blume und jedes entlegene Gestirn, jeden Wurm und jeden geahndeten höheren Geist an den Busen zu drücken — ein Umarmen der ganzen Natur, gleich unsrer Geliebten. Du verstehst mich, mein Raphael. Der Mensch, der es so weit gebracht hat, alle Schönheit, Größe, Vortrefflichkeit im Kleinen und Großen der

Natur aufzulesen und zu dieser Mannigfaltigkeit die große Einheit zu finden, ist der Gottheit schon sehr viel näher gerückt. Die ganze Schöpfung zerfließt in seine Persönlichkeit. Wenn jeder Mensch alle Menschen liebte, so besäße jeder einzelne die Welt.

Die Philosophie unsrer Zeiten — ich fürchte es — widerspricht dieser Lehre. Viele unsrer denkenden Köpfe[1] haben es sich angelegen sein lassen, diesen himmlischen Trieb aus der menschlichen Seele hinwegzuspotten, das Gepräge der Gottheit zu verwischen und diese Energie, diesen edlen Enthusiasmus im kalten, tötenden Hauch einer kleinmütigen Indifferenz aufzulösen. Im Knechtsgefühle ihrer eignen Entwürdigung haben sie mit dem gefährlichen Feinde des Wohlwollens, dem Eigennutz, sich abgefunden, ein Phänomen zu erklären, das ihren begrenzten Herzen zu göttlich war. Aus einem dürftigen Egoismus haben sie ihre trostlose Lehre gesponnen und ihre eigene Beschränkung zum Maßstab des Schöpfers gemacht — entartete Sklaven, die unter dem Klang ihrer Ketten die Freiheit verschreien. Swift, der den Tadel der Thorheit bis zur Infamie der Menschheit getrieben[2] und an den Schandpfahl, den er dem ganzen Geschlechte bauete, zuerst seinen eigenen Namen schrieb, Swift selbst konnte der menschlichen Natur keine so tödliche Wunde schlagen als diese gefährlichen Denker, die mit allem Aufwande des Scharfsinns und des Genies den Eigennutz ausschmücken und zu einem Systeme veredeln.

Warum soll es die ganze Gattung entgelten, wenn einige Glieder an ihrem Werte verzagen?

Ich bekenne es freimütig, ich glaube an die Wirklichkeit einer uneigennützigen Liebe. Ich bin verloren, wenn sie nicht ist; ich gebe die Gottheit auf, die Unsterblichkeit und die Tugend. Ich habe keinen Beweis für diese Hoffnungen mehr übrig, wenn ich aufhöre, an die Liebe zu glauben. Ein Geist, der sich allein liebt, ist ein schwimmender Atom im unermeßlichen leeren Raume.

---

[1] Es ist wohl vornehmlich an die französischen Encyklopädisten und ihre materialistische Weltanschauung gedacht.

[2] D. h. er ging in seinem Tadel bis zur Beschimpfung. Der berühmte englische Satiriker Jonathan Swift (1667–1745), am bekanntesten durch sein Werk „Gullivers Reisen", zeigt in seinen Schriften die bitterste Menschenverachtung. Sein Privatleben war nicht einwandfrei.

Aufopferung.

Aber die Liebe hat Wirkungen hervorgebracht, die ihrer Natur zu widersprechen scheinen.

Es ist denkbar, daß ich meine eigene Glückseligkeit durch ein Opfer vermehre, das ich fremder Glückseligkeit bringe — aber auch noch dann, wenn dieses Opfer mein Leben ist? Und die Geschichte hat Beispiele solcher Opfer, und ich fühle es lebhaft, daß es mich nichts kosten sollte, für Raphaels Rettung zu sterben. Wie ist es möglich, daß wir den Tod für ein Mittel halten, die Summe unsrer Genüsse zu vermehren? Wie kann das Aufhören meines Daseins sich mit Bereicherung meines Wesens vertragen?

Die Voraussetzung von einer Unsterblichkeit hebt diesen Widerspruch — aber sie entstellt auch auf immer die hohe Grazie dieser Erscheinung. Rücksicht auf eine belohnende Zukunft schließt die Liebe aus. Es muß eine Tugend geben, die auch ohne den Glauben an Unsterblichkeit auslangt, die auch auf Gefahr der Vernichtung das nämliche Opfer wirkt.

Zwar ist es schon Veredlung einer menschlichen Seele, den gegenwärtigen Vorteil dem ewigen aufzuopfern — es ist die edelste Stufe des Egoismus — aber Egoismus und Liebe scheiden die Menschheit in zwei höchst unähnliche Geschlechter, deren Grenzen nie ineinander fließen. Egoismus errichtet seinen Mittelpunkt in sich selber, Liebe pflanzt ihn außerhalb ihrer in die Achse des ewigen Ganzen. Liebe zielt nach Einheit, Egoismus ist Einsamkeit. Liebe ist die mitherrschende Bürgerin eines blühenden Freistaats, Egoismus ein Despot in einer verwüsteten Schöpfung. Egoismus sät für die Dankbarkeit, Liebe für den Undank. Liebe verschenkt, Egoismus leiht — einerlei vor dem Thron der richtenden Wahrheit, ob auf den Genuß des nächstfolgenden Augenblicks oder die Aussicht einer Märtyrerkrone — einerlei, ob die Zinsen in diesem Leben oder im andern fallen!

Denke dir eine Wahrheit, mein Raphael, die dem ganzen Menschengeschlecht auf entfernte Jahrhunderte wohl thut — setze hinzu, diese Wahrheit verdammt ihren Bekenner zum Tode, diese Wahrheit kann nur erwiesen werden, nur geglaubt werden, wenn

er stirbt. Denke dir dann den Mann mit dem hellen umfassenden Sonnenblicke des Genies, mit dem Flammenrad der Begeisterung, mit der ganzen erhabenen Anlage zu der Liebe. Laß in seiner Seele das vollständige Ideal jener großen Wirkung emporsteigen, laß in dunkler Ahndung vorübergehen an ihm alle Glückliche, die er schaffen soll, laß die Gegenwart und die Zukunft zugleich in seinem Geist sich zusammendrängen — und nun beantworte dir: bedarf dieser Mensch der Anweisung auf ein anderes Leben?

Die Summe aller dieser Empfindungen wird sich verwirren mit seiner Persönlichkeit, wird mit seinem Ich in eins zusammenfließen. Das Menschengeschlecht, das er jetzt sich denket, ist er selbst. Es ist ein Körper, in welchem sein Leben, vergessen und entbehrlich, wie ein Blutstropfen schwimmt — wie schnell wird er ihn für seine Gesundheit verspritzen!

Gott.

Alle Vollkommenheiten im Universum sind vereinigt in Gott. Gott und Natur sind zwei Größen, die sich vollkommen gleich sind.

Die ganze Summe von harmonischer Thätigkeit, die in der göttlichen Substanz zusammen existiert, ist in der Natur, dem Abbilde dieser Substanz, zu unzähligen Graden und Maßen und Stufen vereinzelt. Die Natur (erlaube mir diesen bildlichen Ausdruck), die Natur ist ein unendlich geteilter Gott.

Wie sich im prismatischen Glase ein weißer Lichtstreif in sieben dunklere Strahlen spaltet, hat sich das göttliche Ich in zahllose empfindende Substanzen gebrochen. Wie sieben dunklere Strahlen in einen hellen Lichtstreif wieder zusammenschmelzen, würde aus der Vereinigung aller dieser Substanzen ein göttliches Wesen hervorgehen. Die vorhandene Form des Naturgebäudes ist das optische Glas und alle Thätigkeiten der Geister nur ein unendliches Farbenspiel jenes einfachen göttlichen Strahles. Gefiel' es der Allmacht dereinst, dieses Prisma zu zerschlagen, so stürzte der Damm zwischen ihr und der Welt ein, alle Geister würden in einem Unendlichen untergehen, alle Akkorde in einer Harmonie ineinander fließen, alle Bäche in einem Ozean aufhören.

Die Anziehung der Elemente brachte die körperliche Form der Natur zu stande. Die Anziehung der Geister, ins Unendliche vervielfältigt und fortgesetzt, müßte endlich zur Aufhebung jener Trennung führen, oder (darf ich es aussprechen, Raphael?) Gott hervorbringen. Eine solche Anziehung ist die Liebe.

Also Liebe, mein Raphael, ist die Leiter, worauf wir emporklimmen zur Gottähnlichkeit. Ohne Anspruch, uns selbst unbewußt, zielen wir dahin.

„Tote Gruppen sind wir, wenn wir hassen,
Götter, wenn wir liebend uns umfassen,
Lechzen nach dem süßen Fesselzwang.
Aufwärts durch die tausendfachen Stufen
Zahlenloser Geister, die nicht schufen,
Waltet göttlich dieser Drang.

„Arm in Arme, höher stets und höher,
Vom Barbaren bis zum griech'schen Seher,
Der sich an den letzten Seraph reiht,
Wallen wir einmüt'gen Ringeltanzes,
Bis sich dort im Meer des ew'gen Glanzes
Sterbend untertauchen Maß und Zeit.

„Freundlos war der große Weltenmeister,
Fühlte Mangel; darum schuf er Geister,
Sel'ge Spiegel seiner Seligkeit.
Fand das höchste Wesen schon kein Gleiches,
Aus dem Kelch des ganzen Wesenreiches
Schäumt ihm die Unendlichkeit."

Liebe, mein Raphael, ist das wuchernde Arkan, den entadelten König des Goldes aus dem unscheinbaren Kalke wieder herzustellen[1], das Ewige aus dem Vergänglichen, und aus dem zerstörenden Brande der Zeit das große Orakel der Dauer zu retten.

Was ist die Summe von allem Bisherigen?

Laßt uns Vortrefflichkeit einsehen, so wird sie unser. Laßt uns vertraut werden mit der hohen idealischen Einheit, so werden

[1] Die Ausdrücke sind der alchimistischen Lehre entlehnt. Wie durch ein Geheimmittel (arcanum) aus den geringeren, unreinen Substanzen das reine Gold, in der alchimistischen Sprache der „König" genannt, ausgeschieden wird, so befreit die Liebe unsre Seele von allen Schlacken.

wir uns mit Bruderliebe anschließen aneinander. Laßt uns Schönheit und Freude pflanzen, so ernten wir Schönheit und Freude. Laßt uns helle denken, so werden wir feurig lieben. „Seid vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist", sagt der Stifter unsers Glaubens. Die schwache Menschheit erblaßte bei diesem Gebote, darum erklärte er sich deutlicher: „Liebet euch untereinander!"

„Weisheit mit dem Sonnenblick,
Große Göttin, tritt zurück,
Weiche vor der Liebe!

„Wer die steile Sternenbahn
Ging dir heldenkühn voran
Zu der Gottheit Sitze?
Wer zerriß das Heiligtum,
Zeigte dir Elysium
Durch des Grabes Ritze?

„Lockte sie uns nicht hinein,
Möchten wir unsterblich sein?
Suchten auch die Geister
Ohne sie den Meister?
Liebe, Liebe leitet nur
Zu dem Vater der Natur,
Liebe nur, die Geister."

Hier, mein Raphael, hast du das Glaubensbekenntnis meiner Vernunft, einen flüchtigen Umriß meiner unternommenen Schöpfung. So wie du hier findest, ging der Samen auf, den du selber in meine Seele streutest. Spotte nun oder freue dich oder erröte über deinen Schüler. Wie du willst — aber diese Philosophie hat mein Herz geadelt und die Perspektive meines Lebens verschönert. Möglich, mein Bester, daß das ganze Gerüste meiner Schlüsse ein bestandloses Traumbild gewesen. Die Welt, wie ich sie hier malte, ist vielleicht nirgends als im Gehirne deines Julius wirklich; vielleicht daß nach Ablauf der tausend tausend Jahre jenes Richters, wo der versprochene weisere Mann auf dem Stuhle sitzt[1], ich bei Erblickung des wahren Originales

[1] Bekannte Worte am Schluß von Nathans Ringerzählung (III, 6).

meine schülerhafte Zeichnung schamrot in Stücken reiße — alles dies mag eintreffen, ich erwarte es; dann aber, wenn die Wirklichkeit meinem Traume auch nicht einmal ähnelt, wird mich die Wirklichkeit um so entzückender, um so majestätischer überraschen. Sollten meine Ideen wohl schöner sein als die Ideen des ewigen Schöpfers? Wie? Sollte der es wohl dulden, daß sein erhabenes Kunstwerk hinter den Erwartungen eines sterblichen Kenners zurückbliebe? Das eben ist die Feuerprobe seiner großen Vollendung und der süßeste Triumph für den höchsten Geist, daß auch Fehlschlüsse und Täuschung seiner Anerkennung nicht schaden, daß alle Schlangenkrümmungen der ausschweifenden Vernunft in die gerade Richtung der ewigen Wahrheit zuletzt einschlagen, zuletzt alle abtrünnigen Arme ihres Stromes nach der nämlichen Mündung laufen. Raphael, welche Idee erweckt mir der Künstler, der in tausend Kopien anders entstellt, in allen tausenden dennoch sich ähnlich bleibt, dem selbst die verwüstende Hand eines Stümpers die Anbetung nicht entziehen kann!

Übrigens könnte meine Darstellung durchaus verfehlt, durchaus unecht sein — noch mehr, ich bin überzeugt, daß sie es notwendig sein muß, und dennoch ist es möglich, daß alle Resultate daraus eintreffen. Unser ganzes Wissen läuft endlich, wie alle Weltweisen übereinkommen, auf eine konventionelle Täuschung hinaus, mit welcher jedoch die strengste Wahrheit bestehen kann. Unsre reinsten Begriffe sind keineswegs Bilder der Dinge, sondern bloß ihre notwendig bestimmten und koëxistierenden Zeichen. Weder Gott noch die menschliche Seele noch die Welt sind das wirklich, was wir davon halten. Unsre Gedanken von diesen Dingen sind nur die endemischen[1] Formen, worin sie uns der Planet überliefert, den wir bewohnen. Unser Gehirn gehört diesem Planeten, folglich auch die Idiome unsrer Begriffe[2], die darin aufbewahrt liegen. Aber die Kraft der Seele ist eigentümlich, notwendig und immer sich selbst gleich; das Willkürliche der Materialien, woran sie sich äußert, ändert nichts an den ewigen

---

[1] Landläufigen, volkstümlichen.

[2] Der besondere Ausdruck unserer Begriffe, die *sprachliche Form*, mit der wir beim Denken und Schließen verfahren.

Gesetzen, wornach sie sich äußert, solang' dieses Willkürliche mit sich selbst nicht im Widerspruch steht, solang' das Zeichen dem Bezeichneten durchaus getreu bleibt. So wie die Denkkraft die Verhältnisse der Idiome entwickelt, müssen diese Verhältnisse in den Sachen auch wirklich vorhanden sein. Wahrheit ist also keine Eigenschaft der Idiome, sondern der Schlüsse, nicht die Ähnlichkeit des Zeichens mit dem Bezeichneten, des Begriffs mit dem Gegenstand, sondern die Übereinstimmung dieses Begriffs mit den Gesetzen der Denkkraft. Ebenso bedient sich die Größenlehre der Chiffern, die nirgends als auf dem Papiere vorhanden sind, und findet damit, was vorhanden ist, in der wirklichen Welt. Was für eine Ähnlichkeit haben z. B. die Buchstaben A und B, die Zeichen: und =, + und — mit dem Faktum, das gewonnen werden soll? Und doch steigt der vor Jahrhunderten verkündigte Komet am entlegenen Himmel auf, doch tritt der erwartete Planet vor die Scheibe der Sonne! Auf die Unfehlbarkeit seines Kalkuls geht der Weltentdecker Columbus die bedenkliche Wette mit einem unbefahrenen Meere ein, die fehlende zweite Hälfte zu der bekannten Hemisphäre, die große Insel Atlantis zu suchen, welche die Lücke auf seiner geographischen Karte ausfüllen sollte. Er fand sie, diese Insel seines Papiers, und seine Rechnung war richtig. Wäre sie es etwa minder gewesen, wenn ein feindlicher Sturm seine Schiffe zerschmettert oder rückwärts nach ihrer Heimat getrieben hätte? — Einen ähnlichen Kalkul macht die menschliche Vernunft, wenn sie das Unsinnliche mit Hülfe des Sinnlichen ausmißt und die Mathematik ihrer Schlüsse auf die verborgene Physik des Übermenschlichen anwendet. Aber noch fehlt die letzte Probe zu ihren Rechnungen, denn kein Reisender kam aus jenem Lande zurück, seine Entdeckung zu erzählen. Ihre eigne Schranken hat die menschliche Natur, seine eigene jedes Individuum. Über jene wollen wir uns wechselsweise trösten, diese wird Raphael dem Knabenalter seines Julius vergeben. Ich bin arm an Begriffen, ein Fremdling in manchen Kenntnissen, die man bei Untersuchungen dieser Art als unentbehrlich voraussetzt. Ich habe keine philosophische Schule gehört und wenig gedruckte Schriften gelesen. Es mag sein, daß ich dort und

da meine Phantasien strengern Vernunftschlüssen unterschiebe, daß ich Wallungen meines Blutes, Ahndungen und Bedürfnisse meines Herzens für nüchterne Weisheit verkaufe; auch das, mein Guter, soll mich dennoch den verlornen Augenblick nicht bereuen lassen. Es ist wirklicher Gewinn für die allgemeine Vollkommenheit, es war die Vorhersehung des weisesten Geistes, daß die verirrende Vernunft auch selbst das chaotische Land der Träume bevölkern und den kahlen Boden des Widerspruchs urbar machen sollte. Nicht der mechanische Künstler nur, der den rohen Demant zum Brillanten schleift — auch der andre ist schätzbar, der gemeinere Steine bis zur scheinbaren Würde des Demants veredelt. Der Fleiß in den Formen kann zuweilen die massive Wahrheit des Stoffes vergessen lassen. Ist nicht jede Übung der Denkkraft, jede feine Schärfe des Geistes eine kleine Stufe zu seiner Vollkommenheit, und jede Vollkommenheit mußte Dasein erlangen in der vollständigen Welt. Die Wirklichkeit schränkt sich nicht auf das absolut Notwendige ein, sie umfaßt auch das bedingungsweise Notwendige; jede Geburt des Gehirnes, jedes Gewebe des Witzes hat ein unwidersprechliches Bürgerrecht in diesem größeren Sinne der Schöpfung. Im unendlichen Risse der Natur durfte keine Thätigkeit ausbleiben, zur allgemeinen Glückseligkeit kein Grad des Genusses fehlen. Derjenige große Haushalter seiner Welt, der ungenützt keinen Splitter fallen, keine Lücke unbevölkert läßt, wo noch irgend ein Lebensgenuß Raum hat, der mit dem Gifte, das den Menschen anfeindet, Nattern und Spinnen sättigt, der in das tote Gebiet der Verwesung noch Pflanzungen sendet, die kleine Blüte von Wollust, die im Wahnwitze sprossen kann, noch wirtschaftlich ausspendet, der Laster und Thorheit zur Vortrefflichkeit noch endlich verarbeitet und die große Idee des weltbeherrschenden Roms aus der Lüsternheit des Tarquinius Sextus[1] zu spinnen wußte — dieser erfinderische Geist sollte nicht auch den Irrtum zu seinen großen Zwecken verbrauchen und diese weitläuftige Weltstrecke in der Seele des Men-

[1] Sextus Tarquinius, ein Sohn de Königs Tarquinius Superbus, wurde durch seine Schandthat an der Lukretia der Anlaß zur Vertreibung der Könige und Gründung der Republik.

schen verwildert und freudenleer liegen lassen? Jede Fertigkeit der Vernunft, auch im Irrtum, vermehrt ihre Fertigkeit zur Empfängnis der Wahrheit.

Laß, teurer Freund meiner Seele, laß mich immerhin zu dem weitläuftigen Spinngewebe der menschlichen Weisheit auch das meinige tragen. Anders malt sich das Sonnenbild in dem Tautropfen des Morgens, anders im majestätischen Spiegel des erdumgürtenden Ozeans. Schande aber dem trüben, wolkigten Sumpfe, der es niemals empfängt und niemals zurückgibt! Millionen Gewächse trinken von den vier Elementen der Natur. Eine Vorratskammer steht offen für alle; aber sie mischen ihren Saft millionenfach anders, geben ihn millionenfach anders wieder. Die schöne Mannigfaltigkeit verkündigt einen reichen Herrn dieses Hauses. Vier Elemente sind es, woraus alle Geister schöpfen: ihr Ich, die Natur, Gott und die Zukunft. Alle mischen sie millionenfach anders, geben sie millionenfach anders wieder; aber *eine* Wahrheit ist es, die gleich einer festen Achse gemeinschaftlich durch alle Religionen und alle Systeme geht: „Nähert euch dem Gott, den ihr meinet!“

---

5. Vom Erhabenen.

(Zur weitern Ausführung einiger Kantischen Ideen.[1])

Erhaben nennen wir ein Objekt, bei dessen Vorstellung unsere sinnliche Natur ihre Schranken, unsre vernünftige Natur aber ihre Überlegenheit, ihre Freiheit von Schranken fühlt; gegen das wir also *physisch* den kürzern ziehen, über welches wir uns aber *moralisch*, d. i. durch Ideen, erheben.

Nur als Sinnenwesen sind wir abhängig, als Vernunftwesen sind wir frei.

Der erhabene Gegenstand gibt uns *erstlich* als Naturwesen unsre Abhängigkeit zu empfinden, indem er uns *zweitens* mit der Unabhängigkeit bekannt macht, die wir als Vernunftwesen über die Natur, sowohl *in* uns als *außer* uns, behaupten.

---

[1] Diese Ideen sind von Kant in der „Kritik der Urteilskraft“ entwickelt, insbesondere im zweiten Buch: „Analytik des Erhabenen“.

Wir sind abhängig, insofern etwas außer uns den Grund enthält, warum etwas in uns möglich wird.

Solange die Natur außer uns den Bedingungen konform ist, unter welchen in uns etwas möglich wird, so lange können wir unsre Abhängigkeit nicht fühlen. Sollen wir uns derselben bewußt werden, so muß die Natur mit dem, was uns Bedürfnis und doch nur durch ihre Mitwirkung möglich ist, als streitend vorgestellt werden, oder, was ebensoviel sagt, sie muß sich mit unsern Trieben im Widerspruch befinden.

Nun lassen sich alle Triebe, die in uns als Sinnenwesen wirksam sind, auf zwei Grundtriebe zurückführen. Erstlich besitzen wir einen Trieb, unsern Zustand zu verändern, unsre Existenz zu äußern, wirksam zu sein, welches alles darauf hinausläuft, uns Vorstellungen zu erwerben, also Vorstellungstrieb, Erkenntnistrieb heißen kann.[1] Zweitens besitzen wir einen Trieb, unsern Zustand zu erhalten, unsere Existenz fortzusetzen, welches Trieb der Selbsterhaltung genannt wird.

Der Vorstellungstrieb geht auf Erkenntnis, der Selbsterhaltungstrieb auf Gefühle, also auf innere Wahrnehmungen der Existenz.

Wir stehen also durch diese zweierlei Triebe in zweifacher Abhängigkeit von der Natur. Die erste wird uns fühlbar, wenn es die Natur an den Bedingungen fehlen läßt, unter welchen wir zu Erkenntnissen gelangen; die zweite wird uns fühlbar, wenn sie den Bedingungen widerspricht, unter welchen es uns möglich ist, unsre Existenz fortzusetzen. Ebenso behaupten wir durch unsere Vernunft eine zweifache Unabhängigkeit von der Natur, erstlich indem wir (im Theoretischen) über Naturbedingungen hinausgehen und uns mehr denken können, als wir erkennen; zweitens, indem wir (im Praktischen) uns über Naturbedingungen hinwegsetzen und durch unsern Willen unsrer Begierde widersprechen können. Ein Gegenstand, bei dessen Wahrnehmung

---

[1] Diese Zusammenfassung der Triebe nach Änderung und Wirksamkeit zum „Erkenntnistrieb" ist willkürlich und sachlich nicht zu rechtfertigen, aber auch ohne Bedeutung für das Folgende, das sich bloß auf dem Gegensatz des Erkenntnistriebes und Selbsterhaltungstriebes aufbaut.

wir das erste erfahren, ist *theoretisch groß*, ein Erhabenes der Erkenntnis. Ein Gegenstand, der uns die Unabhängigkeit unsers Willens zu empfinden gibt, ist *praktisch groß*, ein Erhabenes der Gesinnung.

Bei dem Theoretischerhabenen steht die Natur als *Objekt der Erkenntnis* im Widerspruch mit dem Vorstellungstriebe. Bei dem Praktischerhabenen steht sie als *Objekt der Empfindung* im Widerspruch mit dem Erhaltungstrieb. Dort wurde sie bloß als ein Gegenstand betrachtet, der unsre Erkenntnis erweitern sollte; hier wird sie als eine Macht vorgestellt, die *unsern* eigenen Zustand bestimmen kann. Kant nennt daher das Praktischerhabene das Erhabene der Macht oder das Dynamischerhabene im Gegensatz von dem Mathematischerhabenen. Weil aber aus den Begriffen *dynamisch* und *mathematisch* gar nicht erhellen kann, ob die Sphäre des Erhabenen durch diese Einteilung erschöpft sei oder nicht, so habe ich die Einteilung in das *Theoretisch*- und *Praktischerhabene* vorgezogen.[1]

Auf was Art wir in Erkenntnissen von Naturbedingungen abhängig sind und dieser Abhängigkeit uns bewußt werden, wird bei Entwicklung des Theoretischerhabenen hinreichend ausgeführt werden. Daß unsre Existenz als Sinnenwesen von Naturbedingungen außer uns abhängig gemacht ist, wird wohl kaum eines eigenen Beweises bedürfen. Sobald die Natur außer uns das bestimmte Verhältnis zu uns ändert, auf welches unser physischer Wohlstand gegründet ist, so wird auch sogleich unsre Existenz in der Sinnenwelt, die an diesem physischen Wohlstande haftet, angefochten und in Gefahr gesetzt. Die Natur hat also die Bedingungen in ihrer Gewalt, unter denen wir existieren; und damit wir dieses zu unserm Dasein so unentbehrliche Naturverhältnis in acht nehmen sollten, so ist unserm physischen Leben an dem *Selbsterhaltungstriebe* ein wachsamer Hüter, diesem Triebe aber an dem *Schmerz* ein Warner gegeben worden. Sobald

[1] Kants Einteilung des Erhabenen geht ebenfalls aus dem Gegensatz des Erkenntnisvermögens und des Begehrungsvermögens hervor. Was das erstere übersteigt (an Größe, Zahl), ist mathematisch erhaben; was sich dem zweiten entgegenstellt, indem es unser physisches Dasein bedroht, ist dynamisch erhaben. Im ersten Falle ist es nur die *Quantität*, die uns entgegentritt, im zweiten die *Qualität*.

daher unser physischer Zustand eine Veränderung erleidet, die ihn zu seinem Gegenteil zu bestimmen droht, so erinnert der Schmerz an die Gefahr, und der Trieb der Selbsterhaltung wird durch ihn zum Widerstand aufgefordert.

Ist die Gefahr von *der* Art, daß unser Widerstand vergeblich sein würde, so muß *Furcht* entstehen. Ein Objekt also, dessen Existenz den Bedingungen der unsrigen widerstreitet, ist, wenn wir uns ihm an Macht nicht gewachsen fühlen, ein Gegenstand der Furcht, *furchtbar*.

Aber es ist nur furchtbar für uns als Sinnenwesen, denn nur als solche hängen wir ab von der Natur. Dasjenige in uns, was nicht Natur, was dem Naturgesetz nicht unterworfen ist, hat von der Natur außer uns, als Macht betrachtet, nichts zu befahren. Die Natur, vorgestellt als eine Macht, die zwar unsern physischen Zustand bestimmen kann, aber auf unsern Willen keine Gewalt hat, ist *dynamisch* oder *praktisch* erhaben.

Das Praktischerhabene unterscheidet sich also darin von dem Theoretischerhabenen, daß es den Bedingungen unsrer Existenz, dieses nur den Bedingungen der Erkenntnis widerstreitet. Theoretischerhaben ist ein Gegenstand, insofern er die Vorstellung der Unendlichkeit mit sich führet, deren Darstellung sich die Einbildungskraft nicht gewachsen fühlt. Praktischerhaben ist ein Gegenstand, insofern er die Vorstellung einer Gefahr mit sich führt, welche zu besiegen sich unsre physische Kraft nicht vermögend fühlt. Wir erliegen an dem Versuch, uns von dem ersten eine Vorstellung zu machen. Wir erliegen an dem Versuch, uns der Gewalt des zweiten zu widersetzen. Ein Beispiel des ersten ist der Ozean in Ruhe, der Ozean im Sturm ein Beispiel des zweiten. Ein ungeheuer hoher Turm oder Berg kann ein Erhabenes der Erkenntnis abgeben. Bückt er sich zu uns herab, so wird er sich in ein Erhabenes der Gesinnung verwandeln. Beide haben aber wieder das miteinander gemein, daß sie gerade durch ihren Widerspruch mit den Bedingungen unsers Daseins und Wirkens diejenige Kraft in uns aufdecken, die an keine dieser Bedingungen sich gebunden fühlt — eine Kraft also, die einerseits sich mehr denken kann, als der Sinn faßt, und die andrerseits für ihre

Unabhängigkeit nichts fürchtet und in ihren Äußerungen keine Gewalt erleidet, wenn auch ihr sinnlicher Gefährte unter der furchtbaren Naturmacht erliegen sollte.

Ob aber gleich beide Arten des Erhabenen ein gleiches Verhältnis zu unserer Vernunftkraft haben, so stehen sie doch in einem ganz verschiedenen Verhältnis zu unsrer Sinnlichkeit, welches einen wichtigen Unterschied, sowohl der Stärke als des Interesse, zwischen ihnen begründet.

Das Theoretischerhabene widerspricht dem Vorstellungstrieb, das Praktischerhabene dem Erhaltungstrieb. Bei dem ersten wird nur eine einzelne Äußerung der sinnlichen Vorstellungskraft, bei dem zweiten aber wird der letzte Grund aller möglichen Äußerungen desselben, nämlich die Existenz, angefochten.

Nun ist zwar jedes mißlingende Bestreben nach Erkenntnis mit Unlust verbunden, weil einem thätigen Trieb dadurch widersprochen wird. Aber bis zum Schmerz kann die Unlust nie steigen, solange wir unsere Existenz von dem Gelingen oder Mißlingen einer solchen Erkenntnis unabhängig wissen und unsere Selbstachtung nicht dabei leidet.

Ein Gegenstand aber, der den Bedingungen unsers Daseins widerstreitet, der in der unmittelbaren Empfindung *Schmerz* erregen würde, erregt in der Vorstellung *Schrecken*; denn die Natur mußte zu Erhaltung der Kraft selbst ganz andere Anstalten treffen, als sie zu Unterhaltung der Thätigkeit nötig fand. Unsre Sinnlichkeit ist also bei dem furchtbaren Gegenstand ganz anders interessiert als bei dem Unendlichen; denn der Trieb der Selbsterhaltung erhebt eine viel lautere Stimme als der Vorstellungstrieb. Es ist ganz etwas anders, ob wir um den Besitz einer einzelnen Vorstellung oder ob wir um den Grund aller möglichen Vorstellungen, unsere Existenz in der Sinnenwelt, ob wir für das Dasein selbst oder für eine einzelne Äußerung desselben zu fürchten haben.

Eben deswegen aber, weil der furchtbare Gegenstand unsere sinnliche Natur gewaltsamer angreift als der unendliche, so wird auch der Abstand zwischen dem sinnlichen und übersinnlichen Vermögen dabei um so lebhafter gefühlt, so wird die Überlegenheit

der Vernunft und die innere Freiheit des Gemüts desto hervorstechender. Da nun das ganze Wesen des Erhabenen auf dem Bewußtsein dieser unsrer Vernunftfreiheit beruht und alle Lust am Erhabenen gerade nur auf dieses Bewußtsein sich gründet, so folgt von selbst (was auch die Erfahrung lehrt), daß das Furchtbare in der ästhetischen Vorstellung lebhafter und angenehmer rühren müsse als das Unendliche, und daß also das Praktischerhabene der Stärke der Empfindung nach einen sehr großen Vorzug vor dem Theoretischen voraus habe.

Das Theoretischgroße erweitert eigentlich nur unsre Sphäre, das Praktischgroße, das Dynamischerhabene unsre Kraft. Unsere wahre und vollkommene Unabhängigkeit von der Natur erfahren wir eigentlich nur durch das letztere; denn es ist ganz etwas anders, in der bloßen Handlung des Vorstellens und in seinem ganzen innern Dasein sich von Naturbedingungen unabhängig fühlen, als sich über das Schicksal, über alle Zufälle, über die ganze Naturnotwendigkeit hinweggesetzt und erhaben fühlen. Nichts liegt dem Menschen als Sinnenwesen näher an als die Sorge für seine Existenz, und keine Abhängigkeit ist ihm drückender als diese, die Natur als diejenige Macht zu betrachten, die über sein Dasein zu gebieten hat. Und von dieser Abhängigkeit fühlt er sich frei bei Betrachtung des Praktischerhabenen. „Die unwiderstehliche Macht der Natur", sagt Kant[1], „gibt uns, als Sinnenwesen betrachtet, zwar unsre Ohnmacht zu erkennen, aber entdeckt zugleich in uns ein Vermögen, uns als von ihr unabhängig zu beurteilen, und eine Überlegenheit über die Natur, worauf sich eine Selbsterhaltung von ganz andrer Art gründet, als diejenige ist, die von der Natur außer uns angefochten und in Gefahr gebracht werden kann, dabei die Menschheit in unserer Person unerniedrigt bleibt, obgleich der Mensch jener Gewalt unterliegen müßte. Auf solche Weise", fährt er fort, „wird die furchtbare Macht der Natur ästhetisch von uns als erhaben beurteilt, weil sie unsre Kraft, die nicht Natur ist, in uns aufruft, um

[1] In dem Abschnitt „Vom Dynamisch-Erhabenen in der Natur", § 28 „Von der Natur als einer Macht". Die folgenden Sätze sind dem Sinne nach getreu, aber im Ausdruck hier und da etwas frei citiert.

alles dasjenige, wofür wir als Sinnenwesen besorgt sind, Güter, Gesundheit und Leben als klein anzusehen und deswegen auch jene Macht der Natur — der wir in Ansehung dieser Güter allerdings unterworfen sind — für uns und unsre Persönlichkeit dennoch als keine Gewalt zu betrachten, unter die wir uns zu beugen hätten, wenn es auf unsre höchsten Grundsätze und deren Behauptung oder Verlassung ankäme. Also", endigt er, „heißt die Natur hier erhaben, weil sie die Einbildungskraft zu Darstellung derjenigen Fälle erhebt, in denen das Gemüt sich die eigene Erhabenheit seiner Bestimmung fühlbar machen kann."

Diese Erhabenheit unserer Vernunftbestimmung, diese unsre praktische Unabhängigkeit von der Natur muß von derjenigen Überlegenheit wohl unterschieden werden, die wir entweder durch unsere körperlichen Kräfte oder durch unsern Verstand über sie als Macht in einzelnen Fällen zu behaupten wissen, und welche zwar auch etwas Großes, aber gar nichts Erhabenes an sich hat. Ein Mensch z. B., der mit einem wilden Tiere streitet und es durch die Stärke seines Arms oder auch durch List überwindet; ein reißender Strom wie der Nil, dessen Macht durch Dämme gebrochen wird, und den der menschliche Verstand aus einem schädlichen Gegenstand sogar in einen nützlichen verwandelt, indem er seinen Überfluß in Kanälen auffängt und dürre Felder damit wässert; ein Schiff auf dem Meere, das durch seine künstliche Einrichtung imstand ist, allem Ungestüm des wilden Elements zu trotzen: kurz alle diejenigen Fälle, wo der Mensch durch seinen erfinderischen Verstand die Natur auch da, wo sie ihm als Macht überlegen und zu seinem Untergange bewaffnet ist, gezwungen hat, ihm zu gehorchen und seinen Zwecken zu dienen — alle diese Fälle, sage ich, erwecken kein Gefühl des Erhabenen, ob sie gleich etwas Analoges damit haben und deswegen auch in der ästhetischen Beurteilung gefallen. Warum sind sie aber nicht erhaben, da sie doch die Überlegenheit des Menschen über die Natur vorstellig machen?

Wir müssen hier zum Begriff des Erhabenen zurückgehen, worin sich der Grund leicht entdecken lassen wird. Zufolge dieses Begriffs ist nur derjenige Gegenstand erhaben, gegen den wir als Naturwesen erliegen, von dem wir uns aber als Vernunft-

wesen, als nicht zur Natur gehörige Wesen absolut unabhängig fühlen. Alle natürliche Mittel also, die der Mensch anwendet, um der Naturmacht zu widerstehen, sind durch diesen Begriff des Erhabenen ausgeschlossen; denn dieser Begriff verlangt schlechterdings, daß wir dem Gegenstande als Naturwesen nicht gewachsen sein sollen, daß wir uns aber durch das, was in uns nicht Natur ist (und dies ist nichts anders als reine Vernunft), als von ihm unabhängig fühlen sollen. Nun sind aber alle jene angeführten Mittel, durch welche der Mensch der Natur überlegen wird (Geschicklichkeit, List und physische Stärke), aus der Natur genommen, kommen ihm also als Naturwesen zu; er widersteht also diesen Gegenständen nicht als Intelligenz, sondern als Sinnenwesen, nicht moralisch durch seine innere Freiheit, sondern physisch durch Anwendung natürlicher Kräfte. Er unterliegt auch deswegen diesen Gegenständen nicht, sondern er ist ihnen schon als Sinnenwesen überlegen. Wo er aber mit seinen physischen Kräften ausreicht, da ist nichts da, was ihn nötigen könnte, zu seinem intelligenten Selbst, zu der innern Selbständigkeit seiner Vernunftkraft seine Zuflucht zu nehmen.

Zum Gefühl des Erhabenen wird also schlechterdings erfordert, daß wir uns von jedem physischen Widerstehungsmittel völlig verlassen sehen und in unserm nicht physischen Selbst dagegen Hülfe suchen. Furchtbar muß also ein solcher Gegenstand für unsre Sinnlichkeit sein, und das ist er nicht mehr, sobald wir uns ihm durch natürliche Kräfte gewachsen fühlen.

Auch wird dieses von der Erfahrung bestätigt. Die mächtigste Naturkraft ist in eben dem Grad weniger erhaben, als sie von dem Menschen gebändigt erscheint, und sie wird wieder schnell erhaben, sobald sie die Kunst des Menschen zu Schanden macht. Ein Pferd, das noch frei und ungebändigt in den Wäldern herumläuft, ist uns als eine uns überlegene Naturkraft furchtbar und kann einen Gegenstand für eine erhabene Schilderung abgeben. Eben dieses Pferd, gezähmt, an das Joch oder vor den Wagen gespannt, verliert seine Furchtbarkeit und mit ihr auch alles Erhabene. Zerreißt aber dieses gebändigte Pferd seine Zügel, bäumt es sich entrüstet unter seinem Reiter, gibt es sich seine

Freiheit gewaltsam wieder, so ist seine Furchtbarkeit wieder da, und es wird aufs neue erhaben.

Die physische Überlegenheit des Menschen über die Naturkräfte ist also so wenig ein Grund des Erhabenen, daß sie fast überall, wo sie angetroffen wird, die Erhabenheit des Gegenstandes schwächt oder ganz vernichtet. Zwar können wir uns mit merklichem Vergnügen bei der Betrachtung der menschlichen Geschicklichkeit verweilen, die sich die wildesten Naturkräfte zu unterwerfen gewußt hat, aber die Quelle dieses Vergnügens ist logisch und nicht ästhetisch; es ist eine Wirkung des Nachdenkens und wird nicht durch die unmittelbare Vorstellung eingeflößt.

Praktischerhaben ist also die Natur nirgends, als wo sie furchtbar ist. Aber nun entsteht die Frage: ist dies auch umgekehrt so? Ist sie überall, wo sie furchtbar ist, auch praktisch erhaben?

Hier müssen wir abermals zum Begriff des Erhabenen zurückgehen. So eine wesentliche Erfordernis es dazu ist, daß wir uns als Sinnenwesen von dem Gegenstand abhängig fühlen, so wesentlich gehört auf der andern Seite dazu, daß wir uns als Vernunftwesen von demselben unabhängig fühlen. Wo das erste nicht ist, wo der Gegenstand gar nichts Furchtbares für unsere Sinnlichkeit hat, da ist keine Erhabenheit möglich. Wo das zweite fehlt, wo er bloß furchtbar ist, wo wir uns ihm als Vernunftwesen nicht überlegen fühlen, da ist sie ebensowenig möglich.

Innere Gemütsfreiheit gehört schlechterdings dazu, um das Furchtbare erhaben zu finden und Wohlgefallen daran zu haben; denn es kann ja bloß dadurch erhaben sein, daß es unsre Unabhängigkeit, unsre Gemütsfreiheit zu empfinden gibt. Nun hebt aber die wirkliche und ernstliche Furcht alle Gemütsfreiheit auf.

Das erhabene Objekt muß also zwar furchtbar sein, aber wirkliche Furcht darf es nicht erregen. Furcht ist ein Zustand des Leidens und der Gewalt; das Erhabene kann allein in der freien Betrachtung und durch das Gefühl innerer Thätigkeit gefallen. Entweder darf also das furchtbare Objekt seine Macht gar nicht gegen uns richten, oder wenn dies geschieht, so muß

unser Geist frei bleiben, indem[1] unsere Sinnlichkeit überwältigt wird. Dieser letztere Fall ist aber höchst selten und erfordert eine Erhebung der menschlichen Natur, die kaum in einem Subjekt als möglich gedacht werden kann. Denn da, wo wir uns wirklich in Gefahr befinden, wo wir selbst der Gegenstand einer feindseligen Naturmacht sind, da ist es um die ästhetische Beurteilung geschehen. So erhaben ein Meersturm, vom Ufer aus betrachtet, sein mag, so wenig mögen die, welche sich auf dem Schiff befinden, das von demselben zertrümmert wird, aufgelegt sein, dieses ästhetische Urteil darüber zu fällen.

Wir haben es also bloß mit dem ersten Fall zu thun, wo das furchtbare Objekt uns zwar seine Macht sehen läßt, aber sie nicht gegen uns richtet, wo wir uns vor demselben sicher wissen. Wir versetzen uns alsdann bloß in der Einbildung in den Fall, wo diese Macht uns selbst treffen könnte und aller Widerstand vergeblich sein würde. Das Schreckliche ist also bloß in der Vorstellung, aber auch schon die bloße Vorstellung der Gefahr bringt, wenn sie einigermaßen lebhaft ist, den Erhaltungstrieb in Bewegung, und es erfolgt etwas dem Analoges, was die wirkliche Empfindung hervorbringen würde. Ein Schauer ergreift uns, ein Gefühl von Bangigkeit regt sich, unsere Sinnlichkeit wird empört. Und ohne diesen Anfang des wirklichen Leidens, ohne diesen ernstlichen Angriff auf unsre Existenz würden wir bloß mit dem Gegenstande spielen; und es muß Ernst sein, wenigstens in der Empfindung, wenn die Vernunft zur Idee ihrer Freiheit ihre Zuflucht nehmen soll. Auch kann das Bewußtsein unserer innern Freiheit nur insofern einen Wert haben und etwas gelten, als es damit Ernst ist; es kann aber nicht damit Ernst sein, wenn wir mit der Vorstellung der Gefahr bloß spielen.

Ich habe gesagt, daß wir uns in Sicherheit befinden müssen, wenn das Furchtbare uns gefallen soll. Nun gibt es aber Unglücksfälle und Gefahren, vor denen sich der Mensch niemals sicher wissen kann, und die in der Vorstellung doch erhaben sein können und es auch wirklich sind. Der Begriff der Sicherheit

[1] Während dagegen.

kann also nicht darauf eingeschränkt werden, daß man sich der Gefahr physisch entzogen weiß, wie z. B. wenn man von einem hohen und wohlbefestigten Geländer in eine große Tiefe oder von einer Anhöhe auf die stürmende See hinabsieht. Hier freilich gründet sich die Furchtlosigkeit auf die Überzeugung von der Unmöglichkeit, daß man getroffen werden kann. Aber worauf wollte man seine Sicherheit vor dem Schicksal, vor der allgegenwärtigen Macht der Gottheit, vor schmerzhaften Krankheiten, vor empfindlichen Verlusten, vor dem Tode gründen? Hier ist gar kein physischer Grund der Beruhigung vorhanden; und wenn wir uns das Schicksal in seiner Furchtbarkeit denken, so müssen wir uns zugleich sagen, daß wir derselben nichts weniger als entzogen sind.

Es gibt also einen zweifachen Grund der Sicherheit. Vor solchen Übeln, denen zu entfliehn in unserm physischen Vermögen steht, können wir äußere physische Sicherheit haben; vor solchen Übeln aber, denen wir auf natürlichem Weg nicht zu widerstehen noch auszuweichen im stande sind, können wir bloß innere oder moralische Sicherheit haben. Dieser Unterschied ist besonders in Beziehung auf das Erhabene wichtig.

Die physische Sicherheit ist ein unmittelbarer Beruhigungsgrund für unsere Sinnlichkeit, ohne alle Beziehung auf unsern innern oder moralischen Zustand. Es wird daher auch gar nichts dazu erfodert, ein Objekt ohne Furcht zu betrachten, vor welchem man sich in dieser physischen Sicherheit befindet. Daher bemerkt man auch unter den Menschen eine bei weitem größere Einstimmigkeit der Urteile über das Erhabene solcher Objekte, deren Anblick mit dieser physischen Sicherheit verbunden ist, als derjenigen, vor denen man nur moralische Sicherheit hat. Die Ursache ist in die Augen fallend. Physische Sicherheit kommt jedem auf gleiche Art zu gut; moralische hingegen setzt einen Gemütszustand voraus, der nicht in allen Subjekten sich findet. Aber weil diese physische Sicherheit bloß für die Sinnlichkeit gilt, so hat sie für sich selbst nichts, was der Vernunft gefallen könnte, und ihr Einfluß ist bloß negativ, indem sie bloß verhindert, daß der Selbsterhaltungstrieb nicht aufgeschreckt und die Gemütsfreiheit aufgehoben wird.

Ganz anders ist es mit der innern oder moralischen Sicherheit. Diese ist zwar auch ein Beruhigungsgrund für die Sinnlichkeit (sonst wäre sie selbst erhaben), aber sie ist es nur mittelbar durch Ideen der Vernunft. Wir sehen das Furchtbare ohne Furcht an, weil wir uns der Macht desselben über uns als Naturwesen entweder durch das Bewußtsein unserer Unschuld oder durch den Gedanken an die Unzerstörbarkeit unsers Wesens entzogen fühlen. Diese moralische Sicherheit postuliert also, wie wir sehen, Religionsideen, denn nur die Religion, nicht aber die Moral, stellt Beruhigungsgründe für unsere Sinnlichkeit auf. Die Moral verfolgt die Vorschrift der Vernunft unerbittlich und ohne alle Rücksicht auf das Interesse unserer Sinnlichkeit; die Religion aber ist es, die zwischen den Foderungen der Vernunft und dem Anliegen der Sinnlichkeit eine Aussöhnung, eine Übereinkunft zu stiften sucht. Zur moralischen Sicherheit reicht es also gar nicht hin, daß wir eine moralische Gesinnung besitzen, sondern es wird noch dazu erfodert, daß wir die Natur in Einstimmung mit dem Moralgesetz, oder was hier einerlei ist, daß wir sie uns unter dem Einfluß eines reinen Vernunftwesens denken. Der Tod z. B. ist ein solcher Gegenstand, vor dem wir nur moralische Sicherheit haben. Die lebhafte Vorstellung aller Schrecknisse des Todes, verbunden mit der Gewißheit, ihm nicht entfliehen zu können, würde es den meisten Menschen, weil die meisten doch weit mehr Sinnenwesen als Vernunftwesen sind, durchaus unmöglich machen, mit dieser Vorstellung so viel Ruhe zu verbinden, als zu einem ästhetischen Urteil erfodert wird — wenn nicht der Vernunftglaube an eine Unsterblichkeit, auch noch selbst für die Sinnlichkeit, eine leidliche Auskunft wüßte.

Aber man muß dies nicht so verstehen, als ob die Vorstellung des Todes, wenn sie mit Erhabenheit verbunden ist, diese Erhabenheit durch die Idee der Unsterblichkeit erhielte. Nichts weniger. Die Idee der Unsterblichkeit, so wie ich sie hier annehme, ist ein Beruhigungsgrund für unsern Trieb nach Fortdauer, also für unsere Sinnlichkeit, und ich muß einmal für allemal bemerken, daß bei allem, was einen erhabenen Eindruck machen soll, die Sinnlichkeit mit ihren Foderungen schlechterdings

abgewiesen worden sein und aller Beruhigungsgrund nur in der Vernunft zu suchen sein müsse. Diejenige Idee der Unsterblichkeit also, wobei die Sicherheit gewissermaßen noch ihre Rechnung findet (wie sie in allen positiven Religionen aufgestellt ist), kann gar nichts dazu beitragen, die Vorstellung des Todes zu einem erhabenen Gegenstand zu machen. Vielmehr muß diese Idee nur gleichsam im Hintergrunde stehen, um bloß der Sinnlichkeit zu Hülfe zu kommen, wenn diese sich allen Schrecknissen der Zernichtung trost- und wehrlos bloßgestellt fühlte und unter diesem heftigen Angriff zu erliegen drohte. Wird diese Idee der Unsterblichkeit aber die herrschende im Gemüt, so verliert der Tod das Furchtbare, und das Erhabene verschwindet.

Die Gottheit, vorgestellt in ihrer Allwissenheit, die alle Krümmungen des menschlichen Herzens durchleuchtet, in ihrer Heiligkeit, die keine unreine Regung duldet, und in ihrer Macht, die unser physisches Schicksal in ihrer Gewalt hat, ist eine furchtbare Vorstellung und kann deswegen zu einer erhabenen Vorstellung werden. Vor den Wirkungen dieser Macht können wir keine physische Sicherheit haben, weil es uns gleich unmöglich ist, derselben auszuweichen und Widerstand zu thun. Also bleibt uns nur moralische Sicherheit übrig, die wir auf die Gerechtigkeit dieses Wesens und auf unsre Unschuld gründen. Wir sehen die schreckhaften Erscheinungen, durch welche sie ihre Macht zu erkennen gibt, ohne Schrecken an, weil das Bewußtein unserer Schuldlosigkeit uns davor sicher stellt. Diese moralische Sicherheit macht es uns möglich, bei der Vorstellung dieser grenzenlosen, unwiderstehlichen und allgegenwärtigen Macht unsre Gemütsfreiheit nicht völlig zu verlieren, denn wo diese dahin ist, da ist das Gemüt zu keiner ästhetischen Beurteilung aufgelegt. Sie kann aber die Ursache des Erhabenen nicht sein, weil dieses Gefühl der Sicherheit, ob es gleich auf moralischen Gründen beruht, doch zuletzt nur einen Beruhigungsgrund für die Sinnlichkeit abgibt und den Trieb der Selbsterhaltung befriedigt, das Erhabene aber niemals auf Befriedigung unsrer Triebe sich gründet. Soll die Vorstellung der Gottheit praktisch (dynamisch) erhaben werden, so dürfen wir das Gefühl unsrer Sicherheit nicht auf

unser Dasein, sondern auf unsre Grundsätze beziehen. Es muß uns gleichgültig sein, wie wir als Naturwesen dabei fahren, wenn wir uns nur als Intelligenzen von den Wirkungen ihrer Macht unabhängig fühlen. Wir fühlen uns aber als Vernunftwesen selbst von der Allmacht unabhängig, insofern selbst die Allmacht unsre Autonomie nicht aufheben, unsern Willen nicht gegen unsre Grundsätze bestimmen kann. Nur insofern also, als wir der Gottheit allen Natureinfluß auf unsere Willensbestimmungen absprechen, ist die Vorstellung ihrer Macht dynamisch erhaben. In seinen Willensbestimmungen sich von der Gottheit unabhängig fühlen, heißt aber nichts anders, als sich bewußt sein, daß die Gottheit nie als eine Macht auf unsern Willen wirken könne. Weil aber der reine Wille jederzeit mit dem Willen der Gottheit koincidieren muß, so kann der Fall nie eintreten, daß wir uns aus reiner Vernunft gegen den Willen der Gottheit bestimmen. Wir sprechen ihr also bloß insofern den Einfluß auf unsern Willen ab, als wir uns bewußt sind, daß sie durch nichts anders als durch ihre Einstimmigkeit mit dem reinen Vernunftgesetz in uns, also nicht durch Autorität, nicht durch Belohnung oder Strafe, nicht durch Hinsicht auf ihre Macht, in unsere Willensbestimmungen einfließen könne. Unsre Vernunft verehrt in der Gottheit nichts als ihre Heiligkeit und fürchtet auch nichts von ihr als ihre Mißbilligung — und auch diese nur insofern, als sie in der göttlichen Vernunft ihre eigenen Gesetze erkennt. Es steht aber nicht in der göttlichen Willkür, unsre Gesinnungen zu mißbilligen oder zu billigen, sondern das wird durch unser Betragen bestimmt. In dem einzigen Falle also, wo die Gottheit für uns furchtbar werden könnte, nämlich in ihrer Mißbilligung, hängen wir nicht von ihr ab. Die Gottheit also, vorgestellt als eine Macht, die unsre Existenz zwar aufheben, aber, solange wir diese Existenz noch haben, auf die Handlungen unsrer Vernunft keinen Einfluß haben kann, ist dynamisch erhaben — und auch nur diejenige Religion, welche uns diese Vorstellung von der Gottheit gibt, trägt das Siegel der Erhabenheit in sich.*

* „Wider diese Auflösung des Begriffs vom Dynamischerhabenen", sagt Kant, „scheint zu streiten, daß wir Gott im Ungewitter, Erdbeben u. s. f. als

Der Gegenstand des Praktischerhabenen muß für die Sinnlichkeit furchtbar sein; unserm physischen Zustand muß ein Übel drohen, und die Vorstellung der Gefahr muß den Selbsterhaltungstrieb in Bewegung setzen.

Unser *intelligibles Selbst*, dasjenige in uns, was nicht Natur ist, muß sich bei jener Affektion des Erhaltungstriebs von dem sinnlichen Teil unsers Wesens unterscheiden und seiner Selbständigkeit, seiner Unabhängigkeit von allem, was die physische Natur treffen kann, kurz, seiner Freiheit sich bewußt werden.

Diese Freiheit ist aber schlechterdings nur moralisch, nicht physisch. Nicht durch unsre natürliche Kräfte, nicht durch unsern Verstand, nicht als Sinnenwesen dürfen wir uns dem furchtbaren Gegenstand überlegen fühlen; denn da würde unsre Sicherheit immer nur durch physische Ursachen, also empirisch, bedingt sein und also immer noch eine Abhängigkeit von der Natur übrigbleiben. Sondern es muß uns völlig gleichgültig sein, wie wir als Sinnenwesen dabei fahren, und bloß darin muß unsre Freiheit bestehen, daß wir unsern physischen Zustand, der durch die Natur bestimmt werden kann, gar nicht zu unserm *Selbst*

---

eine zürnende Macht und dennoch als erhaben vorzustellen pflegen, wobei es von unsrer Seite Thorheit sowohl als Frevel sein würde, uns eine Überlegenheit des Gemüts über die Wirkungen einer solchen Macht einzubilden. Hier scheint kein Gefühl der Erhabenheit unsrer eignen Natur, sondern vielmehr Niedergeschlagenheit und Unterwerfung die Gemütsstimmung zu sein, die sich für die Erscheinung eines solchen Gegenstandes schickt. In der Religion überhaupt scheint Niederwerfen, Anbetung mit zerknirschten, angstvollen Gebärden das einzig schickliche Benehmen in Gegenwart der Gottheit zu sein, welches daher auch die meisten Völker angenommen haben. Aber", fährt er fort, „diese Gemütsstimmung ist mit der Idee der *Erhabenheit* einer Religion bei weitem nicht so notwendig verbunden. Der Mensch, der sich seiner Schuld bewußt ist und also Ursache hat, sich zu fürchten, ist in gar keiner Gemütsstimmung, um die göttliche Größe zu bewundern; nur alsdann, wenn sein Gewissen rein ist, dienen jene Wirkungen der göttlichen Macht dazu, ihm eine erhabene Idee von der Gottheit zu geben, sofern er durch das Gefühl seiner eigenen erhabenen Gesinnung über die *Furcht* vor den Wirkungen dieser Macht erhoben wird. Er hat Ehrfurcht, nicht Furcht vor der Gottheit, dahingegen die Superstition bloße Furcht und Angst vor der Gottheit fühlt, ohne sie hochzuschätzen, woraus nie eine Religion des guten Wandels, bloß Gunstbewerbung und Einschmeichlung entstehen kann." *Kants „Kritik der ästhetischen Urteilskraft", „Analytik des Erhabenen".*

rechnen, sondern als etwas Auswärtiges und Fremdes betrachten, was auf unsre moralische Person keinen Einfluß hat.

Groß ist, wer das Furchtbare überwindet. Erhaben ist, wer es, auch selbst unterliegend, nicht fürchtet.

Hannibal war theoretisch groß, da er sich über die unwegsamen Alpen den Durchgang nach Italien bahnte; praktisch groß oder erhaben war er nur im Unglück.

Groß war Herkules, da er seine zwölf Arbeiten unternahm und beendigte.

Erhaben war Prometheus, da er, am Kaukasus angeschmiedet, seine That nicht bereute und sein Unrecht nicht eingestand.

Groß kann man sich im Glück, erhaben nur im Unglück zeigen.

Praktisch erhaben ist also jedweder Gegenstand, der uns zwar unsre Ohnmacht als Naturwesen zu bemerken gibt, zugleich aber ein Widerstehungsvermögen von ganz andrer Art in uns aufdeckt, welches zwar von unsrer physischen Existenz die Gefahr nicht entfernt, aber (welches unendlich mehr ist) unsere physische Existenz selbst von unsrer Persönlichkeit absondert.[1] Es ist also keine materiale und bloß einen einzelnen Fall betreffende, sondern eine idealische und über alle möglichen Fälle sich erstreckende Sicherheit, deren wir uns bei Vorstellung des Erhabenen bewußt werden. Dieses gründet sich also ganz und gar nicht auf Überwindung oder Aufhebung einer uns drohenden Gefahr, sondern auf Wegräumung der letzten Bedingung, unter der es allein Gefahr für uns geben kann, indem es uns den sinnlichen Teil unsers Wesens, der allein der Gefahr unterworfen ist, als ein auswärtiges Naturding betrachten lehrt, das unsre wahre Person, unser moralisches Selbst, gar nichts angeht.

Nach Festsetzung des Begriffs vom Praktischerhabenen sind wir im stande, es nach Verschiedenheit der Gegenstände, durch die es erregt wird, und nach Verschiedenheit der Verhältnisse, in welchen wir zu diesen Gegenständen stehen, unter Klassen zu bringen.

[1] Ein solches Erhabene ist also z. B. das „große gigantische Schicksal, welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt".

In der Vorstellung des Erhabenen unterscheiden wir dreierlei. Erstlich einen Gegenstand der Natur als Macht. Zweitens eine Beziehung dieser Macht auf unser physisches Widerstehungsvermögen. Drittens eine Beziehung derselben auf unsere moralische Person. Das Erhabene ist also die Wirkung dreier aufeinander folgender Vorstellungen: 1) einer objektiven physischen Macht, 2) unsrer subjektiven physischen Ohnmacht, 3) unsrer subjektiven moralischen Übermacht. Ob aber gleich bei jeder Vorstellung des Erhabenen diese drei Bestandstücke wesentlich und notwendig sich vereinigen müssen, so ist es dennoch zufällig, wie wir zu der Vorstellung derselben gelangen, und darauf gründet sich nun ein zweifacher Hauptunterschied des Erhabenen der Macht.[1]

1.

Entweder wird bloß ein Gegenstand als Macht, die objektive Ursache des Leidens, aber nicht das Leiden selbst in der Anschauung gegeben, und es ist das urteilende Subjekt, welches die Vorstellung des Leidens in sich erzeugt und den gegebenen Gegenstand durch Beziehung auf den Erhaltungstrieb in ein Objekt der Furcht und durch Beziehung auf seine moralische Person in ein Erhabenes verwandelt.

2.

Oder außer dem Gegenstand als Macht wird zugleich seine Furchtbarkeit für den Menschen, das Leiden selbst, objektiv vorgestellt, und dem beurteilenden Subjekt bleibt nichts übrig, als die Anwendung davon auf seinen moralischen Zustand zu machen und aus dem Furchtbaren das Erhabene zu erzeugen.

Ein Objekt der ersten Klasse ist kontemplativ, ein Objekt der zweiten pathetisch erhaben.

I.

Das Kontemplativerhabene der Macht.

Gegenstände, welche uns weiter nichts als eine Macht der Natur zeigen, die der unsrigen weit überlegen ist, im übrigen aber es uns selbst anheimstellen, ob wir eine Anwendung davon

[1] Schiller braucht hier doch den Kantischen Ausdruck, für den er sonst das „Praktischerhabene" sagt.

auf unsern physischen Zustand oder auf unsre moralische Person machen wollen, sind bloß kontemplativ erhaben. Ich nenne sie deswegen so, weil sie das Gemüt nicht so gewaltsam ergreifen, daß es nicht in einem Zustand ruhiger Betrachtung dabei verharren könnte. Bei dem Kontemplativerhabenen kommt auf die Selbstthätigkeit des Gemüts das meiste an, weil von außen nur eine Bedingung gegeben wird, die zwei andern aber von dem Subjekt selbst erfüllt werden müssen. Aus diesem Grund ist das Kontemplativerhabene weder von so intensiv starker noch von so ausgebreiteter Wirkung als das Pathetischerhabene. Nicht von so ausgebreiteter, weil nicht alle Menschen Einbildungskraft genug haben, um eine lebhafte Vorstellung der Gefahr in sich hervorzubringen, nicht alle selbständige moralische Kraft genug haben, um einer solchen Vorstellung nicht lieber auszuweichen. Nicht von so starker Wirkung, weil die Vorstellung der Gefahr, auch wenn sie noch so lebhaft erweckt wird, in diesem Falle doch immer freiwillig ist und das Gemüt leichter über eine Vorstellung Meister bleibt, die es selbstthätig erzeugte. Das Kontemplativerhabene verschafft daher einen geringern, aber auch weniger gemischten Genuß.

Die Natur gibt zum Kontemplativerhabenen nichts her als einen Gegenstand als Macht, aus dem etwas Furchtbares für die Menschheit zu machen, der Einbildungskraft überlassen bleibt. Je nachdem nun der Anteil groß oder klein ist, den die Phantasie an Hervorbringung dieses Furchtbaren hat, je nachdem sie ihr Geschäft aufrichtiger oder verdeckter verwaltet, muß auch das Erhabene verschieden ausfallen.

Ein Abgrund, der sich zu unsern Füßen aufthut, ein Gewitter, ein brennender Vulkan, eine Felsenmasse, die über uns herabhängt, als wenn sie eben niederstürzen wollte, ein Sturm auf dem Meere, ein rauher Winter der Polargegend, ein Sommer der heißen Zone, reißende oder giftige Tiere, eine Überschwemmung u. dgl. sind solche Mächte der Natur, gegen welche unser widerstehendes Vermögen für nichts zu rechnen ist, und die mit unsrer physischen Existenz doch im Widerspruche stehen. Selbst gewisse idealische Gegenstände, wie z. B. die Zeit, als eine Macht

betrachtet, die still, aber unerbittlich wirkt, die Notwendigkeit, deren strengem Gesetze kein Naturwesen sich entziehen kann, selbst die moralische Idee der Pflicht, die sich nicht selten gegen unsre physische Existenz als eine feindliche Macht verhält, sind furchtbare Gegenstände, sobald die Einbildungskraft sie auf den Erhaltungstrieb bezieht; und sie werden erhaben, sobald die Vernunft sie auf ihre höchsten Gesetze anwendet. Weil aber in allen diesen Fällen die Phantasie erst das Furchtbare hinzuthut und es ganz bei uns steht, eine Idee zu unterdrücken, die unser eigenes Werk ist, so gehören diese Gegenstände in die Klasse des Kontemplativerhabenen.

Aber die Vorstellung der Gefahr hat hier doch einen realen Grund, und es bedarf bloß der einfachen Operation, die Existenz dieser Dinge mit unsrer physischen Existenz in eine Vorstellung zu verknüpfen, so ist das Furchtbare da. Die Phantasie braucht aus ihrem eigenen Mittel nichts hineinzulegen, sondern sie hält sich nur an das, was ihr gegeben ist.

Aber nicht selten werden an sich gleichgültige Gegenstände der Natur durch Dazwischenkunft der Phantasie subjektiv in furchtbare Mächte verwandelt, und es ist die Phantasie selbst, die das Furchtbare nicht bloß durch Vergleichung entdeckt, sondern es, ohne einen hinreichenden objektiven Grund dazu zu haben, eigenmächtig erschafft. Dies ist der Fall beim Außerordentlichen und beim Unbestimmten.

Dem Menschen im Zustand der Kindheit, wo die Einbildungskraft am ungebundensten wirkt, ist alles schreckhaft, was ungewöhnlich ist. In jeder unerwarteten Erscheinung der Natur glaubt er einen Feind zu erblicken, der gegen sein Dasein gerüstet ist, und der Erhaltungstrieb ist sogleich geschäftig, dem Angriff zu begegnen. Der Erhaltungstrieb ist in dieser Periode sein unumschränkter Gebieter, und weil dieser Trieb ängstlich und feig ist, so ist die Herrschaft desselben ein Reich des Schreckens und der Furcht. Der Aberglaube, der in dieser Epoche sich bildet, ist daher schwarz und fürchterlich, und auch die Sitten tragen diesen feindseligen, finstern Charakter. Man findet den Menschen früher bewaffnet als bekleidet, und sein erster Griff ist an das Schwert,

wenn er einem Fremdling begegnet. Die Gewohnheit der alten Taurier, jeden Ankömmling, den das Unglück an ihre Küste führte, der Diana zu opfern, hat schwerlich einen andern Ursprung als die *Furcht*, denn so verwildert ist nur der *schiefgebildete*, nicht der *ungebildete* Mensch, daß er gegen dasjenige wütete, was ihm nicht schaden kann.

Diese Furcht vor allem, was außerordentlich ist, verliert sich nun zwar im Zustand der Kultur, aber nicht so ganz, daß in der *ästhetischen* Betrachtung der Natur, wo sich der Mensch dem Spiel der Phantasie freiwillig hingibt, nicht eine Spur davon übrigbleiben sollte. Das wissen die Dichter sehr gut und unterlassen daher nicht, das *Außerordentliche* wenigstens als ein Ingrediens des Furchtbaren zu gebrauchen. Eine tiefe Stille, eine große Leere, eine plötzliche Erhellung der Dunkelheit sind an sich sehr gleichgültige Dinge, die sich durch nichts als das Außerordentliche und Ungewöhnliche auszeichnen. Dennoch erregen sie ein Gefühl des Schreckens oder verstärken wenigstens den Eindruck desselben und sind daher tauglich zum Erhabenen.

Wenn uns Virgil mit Grausen über das Höllenreich erfüllen will[1], so macht er uns vorzüglich auf die Leerheit und Stille desselben aufmerksam. Er nennt es loca nocte late tacentia, weitschweigende Gefilde der Nacht, domos vacuas Ditis et inania regna, leere Behausungen und hohle Reiche des Pluto.

Bei den Einweihungen in die Mysterien der Alten wurde vorzüglich auf einen furchtbaren, feierlichen Eindruck gesehen, und dazu bediente man sich besonders auch des Stillschweigens. Eine tiefe Stille gibt der Einbildungskraft einen freien Spielraum und spannt die Erwartung auf etwas Furchtbares, welches kommen soll. Bei Übungen der Andacht ist das Stillschweigen einer ganzen versammelten Gemeine ein sehr wirksames Mittel, der Phantasie einen Schwung zu geben und das Gemüt in eine feierliche Stimmung zu setzen. Selbst der Volksaberglaube macht bei seinen Träumereien davon Gebrauch, denn bekanntlich muß eine tiefe Stille beobachtet werden, wenn man einen Schatz zu erheben hat. In den bezauberten Palästen, die in Feenmärchen vorkom-

[1] „Äneis" VI, 265 ff., wo Äneas in die Unterwelt steigt.

men, herrscht ein totes Schweigen, welches Grauen erweckt, und es gehört zur Naturgeschichte der bezauberten Wälder, daß nichts Lebendiges sich darin regt. Auch die Einsamkeit ist etwas Furchtbares, sobald sie anhaltend und unfreiwillig ist, wie z. B. die Verbannung in eine unbewohnte Insel. Eine weitausgebreitete Wüste, ein einsamer, viele Meilen langer Wald, das Herumirren auf der grenzenlosen See sind lauter Vorstellungen, welche Grauen erregen und in der Dichtkunst zum Erhabenen zu gebrauchen sind. Hier aber (bei der Einsamkeit) ist doch schon ein objektiver Grund der Furcht, weil die Idee einer großen Einsamkeit auch die Idee der Hülflosigkeit mit sich führt.

Noch weit geschäftiger beweist sich die Phantasie, aus dem Geheimen, Unbestimmten und Undurchdringlichen einen Gegenstand des Schrecklichen zu machen. Hier ist sie eigentlich in ihrem Element, denn da ihr die Wirklichkeit keine Grenzen setzt und ihre Operationen auf keinen besondern Fall eingeschränkt werden, so steht ihr das weite Reich der Möglichkeiten offen. Daß sie sich aber gerade zum Schrecklichen hinneigt und von dem Unbekannten mehr fürchtet als hofft, liegt in der Natur des Erhaltungstriebs, der sie leitet. Die Verabscheuung wirkt ungleich schneller und mächtiger als die Begierde, und daher kommt es, daß wir hinter dem Unbekannten mehr Schlimmes vermuten als Gutes erwarten.

Die Finsternis ist schrecklich und eben darum zum Erhabenen tauglich. Sie ist aber nicht an sich selbst schrecklich, sondern weil sie uns die Gegenstände verbirgt und uns also der ganzen Gewalt der Einbildungskraft überliefert. Sobald die Gefahr deutlich ist, verschwindet ein sehr großer Teil der Furcht. Der Sinn des Gesichts, der erste Wächter unsers Daseins, versagt uns in der Dunkelheit seine Dienste, und wir fühlen uns der verborgenen Gefahr wehrlos bloßgestellt. Darum setzt der Aberglaube alle Geistererscheinungen in die Mitternachtsstunde, und das Reich des Todes wird vorgestellt als ein Reich der ewigen Nacht. In den Dichtungen Homers, wo die Menschheit noch ihre natürlichste Sprache redet, wird die Dunkelheit als eins der größten Übel dargestellt.

Allda liegt das Land und die Stadt der cimmerischen Männer.
Diese tappen beständig in Nacht und Nebel, und niemals
Schauet strahlend auf sie der Gott der leuchtenden Sonne,
Sondern schreckliche Nacht umhüllt die elenden Menschen.
Odyssee, eilfter Gesang.[1]

„Jupiter", ruft der tapfere Ajax im Dunkel der Schlacht aus, „befreie die Griechen von dieser Finsternis, laß es Tag werden, laß diese Augen sehen, und dann, wenn du willst, laß mich im Lichte fallen." Ilias.

Auch das Unbestimmte ist ein Ingrediens des Schrecklichen, und aus keinem andern Grunde, als weil es der Einbildungskraft Freiheit gibt, das Bild nach ihrem eigenen Gutdünken auszumalen. Das Bestimmte hingegen führt zu deutlicher Erkenntnis und entzieht den Gegenstand dem willkürlichen Spiel der Phantasie, indem es ihn dem Verstand unterwirft.

Homers Darstellung der Unterwelt wird eben dadurch, daß sie gleichsam in einem Nebel schwimmt, desto furchtbarer, und die Geistergestalten im Ossian sind nichts als luftige Wolkengebilde, denen die Phantasie nach Willkür den Umriß gibt.

Alles, was verhüllt ist, alles Geheimnisvolle, trägt zum Schrecklichen bei und ist deswegen der Erhabenheit fähig. Von dieser Art ist die Aufschrift, welche man zu Sais in Ägypten über dem Tempel der Isis las: „Ich bin alles, was ist, was gewesen ist, und was sein wird. Kein sterblicher Mensch hat meinen Schleier aufgehoben." Eben dieses Ungewisse und Geheimnisvolle gibt den Vorstellungen der Menschen von der Zukunft nach dem Tode etwas Grauenvolles; diese Empfindungen sind in dem bekannten Selbstgespräch Hamlets sehr glücklich ausgedrückt.

Die Beschreibung, die uns Tacitus von dem feierlichen Aufzug der Göttin Hertha macht[2], wird durch das Dunkel, das er

[1] V 14 ff., nach J. H. Voß. Die folgende Stelle, „Ilias" 17, 645 ff., ist in Prosa angeführt, da Voß' Übersetzung der „Ilias" noch nicht erschienen war.

[2] Im 40. Kapitel der „Germania". Er beschreibt, wie die Göttin Nerthus (früher nach falscher Lesart Hertha genannt) nach geheimnisvollen Zeremonien in einem See auf einer Insel des Ozeans gebadet werde, und schließt seine Schilderung: „Sklaven leisten dabei Dienste, und diese verschlingt sogleich derselbe See. Daher kommt der geheime Schauder und die heilige Unkenntnis, was das sein möge, was nur solche sehen, die dem Tode geweiht sind."

darüber verbreitet, furchtbar erhaben. Der Wagen der Göttin verschwindet im Innersten des Waldes, und keiner von denen, die zu diesem geheimnisvollen Dienst gebraucht werden, kommt lebend zurück. Mit Schauder fragt man sich, was das wohl sein möge, welches dem, der es sieht, das Leben kostet, quod tantum morituri vident.

Alle Religionen haben ihre Mysterien, welche ein heiliges Grauen unterhalten, und so wie die Majestät der Gottheit hinter dem Vorhang im Allerheiligsten wohnet, so pflegt sich auch die Majestät der Könige mit Geheimnis zu umgeben, um die Ehrfurcht ihrer Unterthanen durch diese künstliche Unsichtbarkeit in fortdauernder Spannung zu erhalten.

Dies sind die vorzüglichsten Unterarten des Kontemplativerhabenen der Macht, und da sie in der moralischen Bestimmung des Menschen gegründet sind, welche allen Menschen gemein ist, so ist man berechtigt, eine Empfänglichkeit dafür bei allen menschlichen Subjekten vorauszusetzen, und der Mangel derselben kann nicht wie bei bloß sinnlichen Rührungen durch ein Spiel der Natur entschuldigt, sondern darf als eine Unvollkommenheit dem Subjekt zugerechnet werden. Zuweilen findet man das Erhabene der Erkenntnis mit dem Erhabenen der Macht verbunden, und die Wirkung ist um so größer, wenn nicht bloß das sinnliche Widerstehungsvermögen, sondern auch selbst das Darstellungsvermögen an einem Objekt seine Schranken findet und die Sinnlichkeit mit ihrer doppelten Foderung abgewiesen wird.

II.

Das Pathetischerhabene.

Wenn uns ein Gegenstand nicht bloß als Macht überhaupt, sondern zugleich als eine dem Menschen verderbliche Macht objektiv gegeben wird, wenn er also seine Gewalt nicht bloß *zeigt*, sondern sie wirklich feindlich *äußert*, so steht es der Einbildungskraft nicht mehr frei, ihn auf den Erhaltungstrieb zu beziehen, sondern sie *muß*, sie wird objektiv dazu genötigt. Wirkliches Leiden aber gestattet kein ästhetisches Urteil, weil es die Freiheit des Geistes aufhebt. Also darf es nicht das urteilende

Subjekt sein, an welchem der furchtbare Gegenstand seine zerstörende Macht beweist, d. i. wir dürfen nicht *selbst*, sondern bloß *sympathetisch* leiden. Aber auch das sympathetische Leiden ist für die Sinnlichkeit schon zu angreifend, wenn das Leiden *außer* uns Existenz hat. Der teilnehmende Schmerz überwiegt allen ästhetischen Genuß. Nur alsdann, wenn das Leiden entweder bloße Illusion und Erdichtung ist, oder (im Fall, daß es in der Wirklichkeit stattgefunden hätte) wenn es nicht unmittelbar den Sinnen, sondern der Einbildungskraft vorgestellt wird, kann es ästhetisch werden und ein Gefühl des Erhabenen erregen. Die Vorstellung eines fremden Leidens, verbunden mit Affekt und mit dem Bewußtsein unsrer innern moralischen Freiheit, ist *pathetisch erhaben*.

Die Sympathie oder der teilnehmende (mitgeteilte) Affekt ist keine freie Äußerung unsers Gemüts, die wir erst selbstthätig in uns hervorbringen müßten, sondern eine unwillkürliche, durch das Naturgesetz bestimmte Affektion des Gefühlvermögens. Es kommt gar nicht auf unsern Willen an, ob wir Leiden eines Geschöpfs mitempfinden wollen. Sobald wir eine Vorstellung davon haben, *müssen* wir es. Die *Natur*, nicht unsre *Freiheit* handelt, und die Gemütsbewegung eilt dem Entschluß zuvor.

Sobald wir also objektiv die Vorstellung eines Leidens erhalten, so muß vermöge des unveränderlichen Naturgesetzes der Sympathie in uns selbst ein Nachgefühl dieses Leidens erfolgen. Dadurch machen wir es gleichsam zu dem unsrigen. *Wir leiden mit.* Nicht bloß die teilnehmende Betrübnis, das Gerührtsein über fremdes Unglück, heißt *Mitleiden*, sondern jeder traurige Affekt ohne Unterschied, den wir einem andern nachempfinden; also gibt es so viele Arten des Mitleidens, als es verschiedene Arten des ursprünglichen Leidens gibt: mitleidende Furcht, mitleidenden Schrecken, mitleidende Angst, mitleidende Entrüstung, mitleidende Verzweiflung.

Wenn aber das Affekterregende (oder Pathetische) einen Grund des Erhabenen abgeben soll, so darf es nicht bis zum wirklichen *Selbstleiden* getrieben werden. Auch mitten im heftigsten Affekt müssen wir uns von dem selbstleidenden Subjekt

unterscheiden, denn es ist um die Freiheit des Geistes geschehen, sobald die Täuschung sich in völlige Wahrheit verwandelt.

Wird das Mitleiden zu einer solchen Lebhaftigkeit erhöht, daß wir uns mit dem Leidenden ernstlich verwechseln, so beherrschen wir den Affekt nicht mehr, sondern er beherrscht uns. Bleibt hingegen die Sympathie in ihren ästhetischen Grenzen, so vereinigt sie zwei Hauptbedingungen des Erhabenen: sinnlich lebhafte Vorstellung des Leidens, mit dem Gefühl eigner Sicherheit verbunden.

Aber dieses Gefühl der Sicherheit bei der Vorstellung fremder Leiden ist ganz und gar nicht der Grund des Erhabenen und überhaupt nicht die Quelle des Vergnügens, das wir aus dieser Vorstellung schöpfen. Erhaben wird das Pathetische bloß allein durch das Bewußtsein unsrer moralischen, nicht unsrer physischen Freiheit. Nicht weil wir uns durch unser gutes Geschick diesem Leiden entzogen sehen (denn da würden wir noch immer einen sehr schlechten Gewährsmann für unsere Sicherheit haben), sondern weil wir unser moralisches Selbst der Kausalität dieses Leidens, nämlich seinem Einfluß auf unsre Willensbestimmung, entzogen fühlen, erhebt es unser Gemüt und wird pathetisch erhaben.

Es ist nicht schlechterdings nötig, daß man die Seelenstärke wirklich in sich fühle, bei ernstlich eintretender Gefahr seine moralische Freiheit zu behaupten. Nicht von dem, was geschieht, sondern von dem, was geschehen soll und kann, ist hier die Rede, von unsrer Bestimmung, nicht von unserm wirklichen Thun, von der Kraft, nicht von Anwendung derselben. Indem wir ein schwerbeladenes Frachtschiff im Sturm untergehen sehen, so können wir uns an der Stelle des Kaufmanns, dessen ganzer Reichtum hier von dem Wasser verschlungen wird, recht sehr unglücklich fühlen. Aber zugleich fühlen wir doch auch, daß dieser Verlust nur zufällige Dinge betrifft, und daß es Pflicht ist, sich darüber zu erheben. Es kann aber nichts Pflicht sein, was unerfüllbar ist, und was geschehen soll, muß notwendig geschehen können. Daß wir uns aber über einen Verlust hinwegsetzen können, der uns als Sinnenwesen mit Recht so empfindlich ist, beweist ein Vermögen in uns, welches nach ganz andern Gesetzen handelt als das sinnliche und mit dem Naturtrieb nichts gemein

hat. Erhaben aber ist alles, was dieses Vermögen in uns zum Bewußtsein bringt.

Man kann sich also recht gut sagen, daß man den Verlust dieser Güter nichts weniger als gelassen ertragen werde. Dieses hindert das Gefühl des Erhabenen gar nicht — wenn man nur fühlt, daß man sich darüber hinwegsetzen sollte, und daß es Pflicht ist, ihnen keinen Einfluß auf die Selbstbestimmung der Vernunft zu gestatten. Wer freilich auch nicht einmal dafür Sinn hat, an dem ist alle ästhetische Kraft des Großen und Erhabenen verloren.

Es erfodert also doch wenigstens eine Fähigkeit des Gemüts, sich seiner Vernunftbestimmung bewußt zu werden, und eine Empfänglichkeit für die Idee der Pflicht, wenn man auch gleich die Schranken erkennt, welche die schwache Menschheit[1] ihrer Ausübung setzen dürfte. Es würde überhaupt um das Wohlgefallen am Guten sowohl als am Erhabenen mißlich stehen, wenn man nur Sinn für das haben könnte, was man selber erreicht hat oder zu erreichen sich zutraut. Aber es ist ein achtungswerter Charakterzug der Menschheit, daß sie sich wenigstens in ästhetischen Urteilen zu der guten Sache bekennt, auch wenn sie gegen sich selbst sprechen müßte, und daß sie den reinen Ideen der Vernunft in der Empfindung wenigstens huldigt, wenn sie gleich nicht immer Stärke genug hat, wirklich darnach zu handeln.

Zum Pathetischerhabenen werden also zwei Hauptbedingungen erfodert. Erstlich eine lebhafte Vorstellung des Leidens, um den mitleidenden Affekt in der gehörigen Stärke zu erregen. Zweitens eine Vorstellung des Widerstandes gegen das Leiden, um die innere Gemütsfreiheit ins Bewußtsein zu rufen. Nur durch das erste wird der Gegenstand pathetisch, nur durch das zweite wird das Pathetische zugleich erhaben.

Aus diesem Grundsatz fließen die beiden Fundamentalgesetze aller tragischen Kunst. Diese sind erstlich Darstellung der leidenden Natur, zweitens Darstellung der moralischen Selbständigkeit im Leiden.

---

[1] D. h. die menschliche Natur.

6. Schema über den

Hauptgesetz: Dilettantismus ist unschuldiger,

Fach.	Nutzen fürs Subjekt.	Schaden fürs Subjekt.	Nutzen fürs Ganze.	Schaden fürs Ganze.
Poesie. Lyrisch. Pragmatisch.[2]	Ästhetische Ausbildung.	Flachheit.	Geselligkeit. Idealität.	Mittelmäßigkeit.
Zeichnen, Malen und Skulptur.	Ausbildung des Sehorgans, die komplizierten Formen zu bemerken.		Strengere Forderung an Richtigkeit der Formen.	Falsche Kennerschaft.
Musik. Hervorbringung, Ausübung.	Zeitvertreib mit einem gewissen Ernst aus mechanischer Applikation.[4] Ausbildung des Sinns.	Gedankenleerheit. Sinnlichkeit.	Gesellschaftlichkeit und augenblickliche Verbindung ohne Interesse.[5]	Schlechte Nachbarschaft. Leerheit.
Tanz.	Ausbildung des Körpers.	Falsche Bildung des Körpers.	Allgemeine Gesellschaftlichkeit mit Lebhaftigkeit.	Unmäßigkeit und wildes Vergnügen.
Architektur.	Richtung nach mathematischen Formen, die ins Ästhetische übergehen.	Nichtübergang zum Schönen und vollständig Gesetzlichen, welches doch bei dieser Kunst unerläßlich ist. Nicht so beim Tanz.	Findet nur in rohen Verhältnissen statt.	Nicht nützlich und nicht schön. Perennierende Unform und Verderbnis des Geschmacks.
Gartenkunst.	Ideales im Realen.[8] Spazierengehen.	Phantastische und sentimentalische Nullität. Reales wird als ein Phantasiewerk behandelt.	Geselliges Lokal.	Vorliebnehmen mit dem Schein. Vermischung von Kunst und Natur.
Theater.	Dem Tanz ähnlich. Anstand. Sprache. Gegenwart.[9]	Karikatur der eigenen Fehler wegen der Rollenwahl nach der Individualität.	Findet nur in rohen Verhältnissen statt.	Summa.

Dilettantismus.[1] (Fußnoten s. S. 154.)

ja er wirkt bildend in solchen Künsten, wo

Alte Zeit (in Deutschland)	Neue Zeit (in Deutschland)	Ausland.
Pedantismus.	Schöngeisterei.	Französische Ausbildung in eigner Sprache (?). Latein der Engländer (?).
	Zeichnen nach der Natur.	Frankreich: Miniatur.[3] England: Landschaften und Skizzen.
Größerer Einfluß aufs leidenschaftliche Leben durch tragbare Saiteninstrumente. Medium der Galanterie.[6]	Klimpern.	Besonderer Fall in Italien, wo die größere Vokalität[7] der Nation der Pfuscherei mehr widerstrebt. Gilt auch von bildenden Künsten.
Charakter und symbolische Bedeutung.	Bauerntanz.	Französische Tänze gesellig und anständig. Refrains. Englische freier, ohne Refrains, sans façon. In Italien herrscht noch das Charakteristische und ist mehr Beziehung auf Kunst. Polnischer Tanz eine anständige Promenade in vornehmer Gesellschaft. Fandango und formalischer Tanz, mechanisch, künstlich und sinnlich.
Keine Liebhaberei. Handwerk.	Reisen nach Italien und Frankreich und besonders Gartenliebhaberei haben diesen Dilettantismus sehr befördert.	
Bloße Rücksicht auf die Pflanzung selbst; Nützlichkeit.	Englischer Geschmack. Chinesischer.	
	Ursachen, warum diese Liebhaberei jetzt so überhand nimmt. Gelegenheit dazu.	In Frankreich weniger Pfuscherei beim Dilettantismus wegen ausgebildeter Sprache, Tanz und einer obligateren Theaterkunst.[10]

7. Aus Schillers Nachlaß.

a) Methode.

Naturrecht, Politik, Moral, Ästhetik, wie gut sie sich auch im System ausnehmen, gestatten so wenig Anwendung auf Welt, Leben und Kunstschöpfung. Kommt es nicht daher, weil der Philosoph immer von Gesetzen und rationalen Prinzipien, die Natur aber immer von blinden Gewalten und von der That ausgeht?

Der Philosoph kommt freilich am besten zu seinem Zweck, wenn er den Menschen gleich als vernünftig voraussetzt; aber der Mensch ist nicht vernünftig, er wird es erst spät, und wenn die Welt schon eingerichtet ist. Der Mensch ist mächtig, gewaltsam, er ist listig und kann geistreich sein, lang' eh' er vernünftig wird. Aus dieser seiner Natur und nicht aus seiner vernünftigen müßte das Naturrecht und die Politik deduziert werden, wenn durch sie das Leben erklärt werden und wenn sie einen wirksamen Einfluß aufs Leben haben sollten.

---

b) Bildungsstufen.

Ich habe oft bemerkt, daß die Halbkenner und unreifen Köpfe viel schwerer zu befriedigen sind als die Meister und die Kenner,

---

Noten zur Tabelle S. 152 und 153:

[1] Hervorgegangen aus gemeinschaftlichen Betrachtungen mit Goethe und Meyer im Jahre 1799. Vgl. Goethes Aufsatz: „Über den sogenannten Dilettantismus oder die praktische Liebhaberei in Künsten. 1799."

[2] Hier zusammenfassend für Epos und Drama.

[3] Von minium (Mennig, rote Farbe), eigentlich der damit gemalte Bilderschmuck geschriebener Bücher, wie er im Mittelalter üblich war, kolorierte Initialen u. dgl. Daß diese Kunst besonders in Frankreich ausgebildet worden sei, ist nicht zutreffend.

[4] Fleiß in der mechanischen Einübung.

[5] D. h. ohne Rücksicht auf persönlichen Nutzen. Goethe: „Ohne bestimmtes Interesse."

[6] Dieser Abschnitt fast wörtlich ebenso bei Goethe. Es ist an Ständchen u. dgl. zu denken.

[7] Anlage zum Gesang.

[8] Wörtlich so bei Goethe.

[9] Etwa: Geistesgegenwart. Goethe: „Aufmerksamkeit auf die Repräsentation seiner selbst."

[10] Obligat ist, was man nicht fortlassen, nicht umgehen kann; also: die Schauspielkunst ist in Frankreich mehr ein wirkliches Studium.

bei welchen sich immer eine gewisse Großmut und Liberalität des Urteils findet. Im Schauspielhause z. B. geben sich die letztern dem Künstler und seinem Werk bereitwillig hin, da die erstern sich zur Wehre setzen und auf alle Art widerstreben. Bei Kunstausstellungen freut sich der rechte Meister über die kleinste Spur des Guten; er sucht sie auf, da der Klügling nur das Fehlerhafte sucht und findet. So ist's in der ganzen Welt. Wer reich ist und innere Fülle besitzt, kann auch andern geben, ohne daß er sich dadurch arm macht. Wer aber selbst arm ist, der fühlt sich einen Augenblick reich, wenn er andern nimmt.

So findet man den Menschen im Durchschnitt auf diesen drei Stufen der Bildung. Auf der ersten, wo seine Kultur noch nicht angefangen, ist er bloß sinnlich rührbar, ohne Reflexion; die Neuheit erweckt ihn, die Abwechslung ergötzt ihn, ihn reizt das Glänzende; aber auch an dem Barocken, Grotesken, Seltsamen, Abenteuerlichen findet er Vergnügen. Er ist ganz ohne Wahl, und alles erfreut ihn, was ihn beschäftigt. Gutes und Schlechtes wird in diesem Zustand mit gleicher Zufriedenheit von ihm aufgenommen, er ist dankbar für jede Gabe, das Feierliche und das Läppische findet bei ihm gleichen Eingang. Gott Vater und Hanswurst kann man ihm beide gegeneinander stellen. Glücklich ist der Schauspieldirektor, der ein solches Publikum antrifft. Er ist willkommen mit allem, was er bringt. Der Prediger auf der Kanzel kann sich kein besseres wünschen. In diesem Zustande befinden sich im ganzen noch viele Städte Deutschlands, selbst von den größten, gegenüber der Kunst und den Schriftstellern. Deswegen haben wir in Deutschland so viele große Genies, so viele vortreffliche Männer und Werke. Es geht den Deutschen mit berühmten Namen wie dem alten heidnischen Römer mit den Gottheiten. Er nimmt alle bereitwillig auf, den Jupiter der Griechen und den Anubis der Ägypter; in dem weiten Pantheon der Vielgötterei ist Raum für alle.

---

c) Wohlgefallen am Schönen.

Das Wohlgefallen an der reinen Form, am Schönen, ist ein unbegreiflicher Schritt, den der Mensch thut; in keiner Ge-

schichte der Menschheit habe ich diesen Übergang nachgewiesen gefunden.

Man findet bei dem Kind und bei wilden Völkern zwar eine Neigung zum Schmuck und Putz, etwas, das über das Bedürfnis hinausgeht; aber diese Neigung ist ganz nur sinnlich, es ist der Glanz der Farben, welcher anzieht, es ist die Eitelkeit, welche sich auszeichnen, es ist der Reichtum, welcher großthun will. Deswegen hängt sich der Wilde Ringe in Nasen, Ohren und Lippen, tattowiert sich, färbt sich Lippen und Nägel, besteckt sich mit bunten Steinen, Federn, ja mit Knochen und Zähnen. Aber von allem diesen ist kein Übergang zu einem freien Wohlgefallen an der schönen Gestalt.

Schwerlich würde der Mensch je das Schöne gesucht haben, wenn er es nicht schon als fertig vorgefunden hätte, ohne es zu suchen. Die Natur fängt immer mit der That an. In Ländern, wo die Natur schöne Gestalten erzeugt, entstand auch die Foderung des Schönen; das Ideal, welches man in sich trägt, bildet sich nach den Eindrücken, die man empfangen. Und in solchen Ländern, wo es die Natur zu schönen Gestalten bringt, schafft sie auch edlere Organisationen. Hier, wo der Mensch schöner gebaut ist, ist er auch zärter fühlend, empfänglicher, geistreicher. Hier also findet sich das Subjekt zum Objekt und umgekehrt. Es ist eine Form da, den Sinn zu wecken und zu stimmen. Es ist ein Sinn da, die schöne Form zu ergreifen.

Von den korbartigen Hütten und den schmutzigen Zelten von Tierhäuten, unter welchen sich der Wilde so erbärmlich behilft, zu der griechischen Säulenordnung, zu den Tempeln und Portikus — was für ein Schritt!

---

d) Tragödie und Komödie.

Das Gemüt in Freiheit zu setzen, erzielen beide; die Komödie leistet es aber durch die moralische Indifferenz, die Tragödie durch die Autonomie.

In der Komödie muß alles von dem moralischen Forum auf das physische gespielt werden; denn das moralische erlaubt keine

Indifferenz. Behandelt die Komödie etwas, was unser moralisches Gefühl interessiert, so liegt ihr ob, es zu neutralisieren, d. i. es in die Klasse natürlicher Dinge zu versetzen, welche nach der Kausalität notwendig erfolgen.

Undank z. B. ist an sich etwas, was unser moralisches Gefühl affiziert. Undank kann tragisch behandelt werden, so im „Lear“ der Undank der Töchter gegen den Vater, und da ist es eine moralische Rührung. Wir werden dadurch moralisch verletzt, das kann und soll uns nicht erspart werden, denn die Tragödie fodert, daß wir leiden; durch den Schmerz führt sie uns zur Freiheit.

Undank kann aber auch in der Komödie behandelt werden; aber dann muß er als eine natürliche Sache erscheinen; und wenn wir in der Tragödie mit demjenigen Mitleiden haben, der Undank erleidet, so muß uns die Komödie den lächerlich machen, welcher Dank erwartet.

Man hat den Molière getadelt, daß er in dem „Tartüffe“ den Heuchler zum Gegenstand einer Komödie gemacht; ein Charakter, der immer Abscheu errege und folglich für die Heiterkeit des Lustspiels nicht geeignet sei. Wenn Molière wirklich durch Darstellung seines Heuchlers unsre Indignation, unsern Abscheu erregt, so hat er freilich unrecht, und in diesem Fall hätte ihn der Genius der Komödie verlassen. Auch den Heuchler kann die Komödie behandeln; aber dann muß es so geschehen, daß nicht er abscheulich, sondern die, welche er betrügt, lächerlich werden.

Welche von beiden, die Komödie oder die Tragödie, höher stehe, ist öfters gefragt worden. Man müßte untersuchen, welche das Höhere erzielt; aber dann wird man finden, daß beide aus so verschiedenen Punkten ausgehen und nach so verschiedenen Punkten wirken, daß sie sich nicht vergleichen lassen. Im ganzen kann man sagen: die Komödie setzt uns in einen höhern Zustand, die Tragödie in eine höhere Thätigkeit. Unser Zustand in der Komödie ist ruhig, klar, frei, heiter, wir fühlen uns weder thätig noch leidend, wir schauen an, und alles bleibt außer uns; dies ist der Zustand der Götter, die sich um nichts Menschliches bekümmern, die über allem frei schweben, die kein Schicksal berührt, die kein Gesetz zwingt.

Aber wir sind Menschen, wir stehen unter dem Schicksal, wir sind unter dem Zwang von Gesetzen. Es muß also eine höhere, rüstigere Kraft in uns aufgeweckt und geübt werden, damit wir uns wiederherstellen können, wenn jenes glückliche Gleichgewicht, worin die Komödie uns fand, aufgehoben ist. Dort brauchten wir diese Kraft nicht, weil wir mit nichts zu kämpfen hatten; aber hier müssen wir siegen und bedürfen also der Kraft. Die Tragödie macht uns nicht zu Göttern, weil Götter nicht leiden können; sie macht uns zu Heroen, d. i. zu göttlichen Menschen, oder, wenn man will, zu leidenden Göttern, zu Titanen. Prometheus, der Held einer der schönsten Tragödien[1], ist gewissermaßen ein Sinnbild der Tragödie selbst.

e) Nathan der Weise.

Lessing hat im Saladin gar keinen Sultan geschildert, und doch ist die Intention Saladins mit Nathan, wie er ihm die Frage wegen der drei Religionen vorlegt, ganz sultanisch. Deswegen erscheint uns dieses Motiv plump, ja ganz unpassend; es gehört einem andern Saladin zu, als wie wir ihn im Stück sehen. Der Dichter hat nicht verstanden, jene derbe Farbe zu vertreiben und die Handlungsweise des historischen Saladins mit dem Saladin seines Stücks zu vereinbaren. Daß Saladin bloß aus Eingebung der Sittah handelt, ist bloß ein Behelf, der die Sache um nichts besser macht.

[1] „Der gefesselte Prometheus" von Äschylos.

Vorreden, Ankündigungen, Recensionen.

Einleitung des Herausgebers.

Die dritte Abteilung des 13. Bandes ist weitaus die reichhaltigste und gibt ein vielseitiges Bild von Schillers journalistischer Thätigkeit; diese zeigt sich vor allem in den verschiedenen Zeitschriften, die er in einem Zeitraum von 16 Jahren (1782—97) herausgab und meist in erster Linie durch seine eigenen Beiträge bestritt: 1) das „Wirtembergische Repertorium der Litteratur". Es trägt auf den beiden ersten 1782 erschienenen Stücken die Bezeichnung „Eine Vierteljahrsschrift". Das dritte Stück (1783) ist nicht mehr von Schiller redigiert, der damals Württemberg schon verlassen hatte, sondern von seinem Freunde, dem Bibliothekar Petersen; ein viertes Stück ist nie erschienen. 2) Die „Rheinische Thalia", erstes (einziges) Heft. Lenzmonat 1785. 3) Nach Schillers Übersiedelung nach Dresden: „Thalia", in Leipzig bei Göschen 1787—90. 4) „Neue Thalia", ebenfalls bei Göschen 1791—1793. 5) Die „Horen, eine Monatsschrift", bei Cotta in Tübingen 1795—97. Dieses letzte, mit so großen Erwartungen und Ansprüchen begonnene Unternehmen hielt sich doch nicht länger als drei Jahrgänge hindurch. Am 26. Januar 1798 schreibt Schiller an Goethe: „Eben habe ich das Todesurteil der drei Göttinnen Eunomia, Dike und Irene förmlich unterschrieben. Weihen Sie diesen edlen Toten eine fromme christliche Thräne, die Kondolenz aber wird verbeten." Er fügt hinzu: „Da sich die Erscheinung des zwölften Stücks 1797 ohnehin bis in den März verzögert, so werden sie von selbst selig einschlafen. Sonst hätten wir auch in dieses zwölfte Stück einen tollen politisch-religiösen Aufsatz können setzen lassen, der ein Verbot der ‚Horen' veranlaßt hätte; und wenn Sie mir einen solchen wissen, so ist noch Platz dafür." Man hört es diesen wehmütig-drolligen Worten an, daß die Periode der Zeitschriften-Redaktion für ihn hiermit vorbei war; in der That hat er seitdem nichts Journalistisches mehr unternommen, nur der „Musenalmanach", den er seit 1796 alljährlich herausgab, wurde noch bis 1800 fortgesetzt.

Von den 37 Nummern sind die meisten nur kleinere Stücke, die keiner besonderen Einleitung bedürfen. Was über den ersten Druck oder die Art der Veröffentlichung zu bemerken ist, wird im einzelnen unter dem Text angegeben. Nur auf einige Stücke ist hier näher einzugehen.

1) Über die erste Vorrede zu den „Räubern" (Nr. 1) berichtet Streicher S. 29: „Die von der Presse schon ganz fertig gelieferte Vorrede wurde unterdrückt und eine neue mit gemilderten Ausdrücken an deren Stelle gesetzt." Eine Vergleichung lehrt, daß es sich hier wirklich vornehmlich nur um Milderung des Ausdrucks handelte, denn Sinn und Gedankenfolge sind dieselben geblieben. Daß einzelne Worte wohlanständiger gewählt wurden, die „Mistpantscher" z. B. nunmehr „Gassenkehrer" hießen, ist wohl das wenigste; aber die ganze Ausdrucksweise ist in der ersten Fassung kühner, ungezügelter, unmittelbarer, obgleich diese Vorzüge auch der späteren Vorrede immer noch ausreichend eigen sind. Am meisten wird man den Wegfall der schlagenden Satire gegen das gewöhnliche Theaterpublikum (S. 170₁–₁₄) bedauern. Den Verzicht auf die Aufführung des Stückes, den beide Vorreden gleichmäßig enthalten, wird, wie Weltrich S. 355 mit Recht bemerkt, wohl niemand ernst genommen haben.

2) Die Recension von Stäudlins „Proben einer deutschen Äneis" (Nr. 3) erschien in der Zeitschrift „Zustand der Wissenschaften und Künste in Schwaben. Zweites Stück". 1781. Daß Schiller der Verfasser sei, vermutete zuerst Stäudlin selbst in der Einleitung zu seinem „Musenalmanach" 1783 (vgl. Minor I, S. 585). Die Darstellung widerspricht nicht, obgleich der Inhalt mehr philologisch genaues Eingehen auf Einzelheiten zeigt, als sonst Schillers Art ist. In eine Ausgabe von Schillers Werken war das Stück bisher noch nicht aufgenommen.

3) Die Selbstrecension der „Räuber" (Nr. 5) ist bewunderungswürdig wegen des freien, unbefangenen Tones, mit dem der Verfasser über sein eigenes Werk spricht, wobei besonders einzelne ironische Wendungen, z. B. am Schluß des Ganzen, äußerst glücklich wirken. Er geht weder im Lob noch im Tadel über die natürliche Grenze hinaus und weiß das sichere, frohe Selbstbewußtsein des jugendlichen, krafterfüllten Genius mit Selbsterkenntnis und Bescheidenheit zu paaren. Dagegen verliert seine Darstellung wesentlich dadurch, daß er noch ganz unter dem Banne seiner eben vollendeten Umarbeitung steht, deren Änderungen er fast durchweg für Verbesserungen ausgibt.

4) Die „Briefe über Don Karlos" (Nr. 25) erschienen in zwei

Abteilungen im Juliheft und im Dezemberheft des „Teutschen Merkur" 1788. Sie sind mit Schillers sonstigen Selbstrecensionen ein bewunderungswürdiger Beweis, wie sehr er es verstand, sich außerhalb seines Werkes zu stellen. Körner, der in einem Briefe vom 11. August 1788 erklärt, sie seien ihm eines der liebsten von Schillers prosaischen Produkten, fügt schlicht und treffend hinzu: „Der Ton gefällt mir sehr, weder affektierte Bescheidenheit noch Selbstlob." Der wichtigste Inhalt der Briefe ist der Nachweis einer Einheit in dem umfangreichen Stücke. Schiller zeigt, daß weder die Liebe noch die Freundschaft den Einheitspunkt des Dramas bilden könne, sondern allein die politischen Freiheitsideen der beiden Freunde. Dieser Nachweis, den er unter Widerlegung vielfacher irrtümlicher Auffassungen führt, ist ihm ohne Zweifel glänzend gelungen, und es wird seitdem schwerlich einen Leser gegeben haben, der ernstlich eine der beiden andern Ideen als grundlegend für das Stück verfochten hätte. Anders dagegen steht es mit seiner Rechtfertigung der Handlungsweise des Marquis Posa in den letzten beiden Akten. Hier kann man nicht behaupten, daß er die schweren Bedenken, die sich dem Leser aufdrängen, wirklich gelöst habe. Für die Beurteilung seiner Ausführungen ist auf die Einleitung zum „Don Karlos" im III. Bande sowie auf „Schillers Dramen" I, S. 254 u. 260 ff., zu verweisen.

5) Die Recension des „Egmont" (Nr. 28) war die erste Gelegenheit, bei der Schiller öffentlich ein Urteil über Goethe abgab. Er hatte das Buch als „recensendum" schon Anfang Mai 1788 von der „Jenaischen Litteraturzeitung" erhalten und schreibt am 15. Mai an Körner: „Ich freue mich auf die Recension des ‚Egmont'; jetzt habe ich nur einen Blick hineinwerfen können und schon viel Vortreffliches entdeckt." Die Besprechung ist durchzogen und durchwärmt von aufrichtiger Bewunderung des Goetheschen Dichtergeistes, doch spricht der Verfasser daneben auch seine Ausstellungen bestimmt und ohne Rückhalt aus und begründet sie in sachlichster Weise durch allgemeine Sätze über das Wesen der dramatischen Poesie. Daß er einen eigentlichen „dramatischen Plan" vermißt, ist nur ein Nebenpunkt, da er das Stück unter diejenigen Tragödien rechnet, deren Augenmerk vornehmlich auf Darstellung des C h a r a k t e r s gerichtet ist. Schwerer wiegt sein Haupteinwurf, daß nämlich Egmont, der in der Geschichte kein großer Charakter sei und es auch in dem Trauerspiel nicht werde, vom Dichter allzusehr unter dem zulässigen Maß des Bedeutenden gehalten werde: „Er legt ihm eine Menschlichkeit über die andere bei, um ja seinen Helden zu uns

herabzuziehen, daß er ihm endlich nicht einmal so viel Größe und Ernst mehr übrig läßt, als unsrer Meinung nach unumgänglich erfordert wird, diesen Menschlichkeiten selbst das höchste Interesse zu verschaffen." Vor allem nimmt er daran Anstoß, daß Egmont nach dem ernsten Gespräch mit Oranien nicht einen Augenblick die drohende Lage des Vaterlandes und die eigne Sicherheit ins Auge faßt, sondern nur daran denkt, „die sinnenden Runzeln von seiner Stirn durch ein freundliches Mittel wegzubaden". Man wird das Zutreffende von Schillers Bemerkungen hier schwerlich in Abrede stellen können. Von viel geringerer Erheblichkeit und von zweifelhafter Berechtigung ist der Tadel gegen den „opernhaften Schluß". Daß uns der Dichter „einen Traum sehen läßt", ist an sich durchaus nicht dramatisch unzulässig. Auch Richard III. sieht die „Geister seiner Erwürgten" vor sich, und mit Recht hat man darauf hingewiesen, daß Schiller selbst im „Demetrius" eine ganz ähnliche Szene beabsichtigte, indem er den gefangenen Romanow eine Vision erblicken ließ, die ihn trösten und erheben sollte.

6) Die Beurteilung von Bürgers Gedichten (Nr. 30) ist von allen Aufsätzen dieser Abteilung wohl am berühmtesten geworden. Schiller hatte den Dichter anderthalb Jahre vorher kennen gelernt; er schreibt am 30. April 1789 an Körner: „Bürger war vor einigen Tagen hier, und ich habe seine Bekanntschaft gemacht. Sein Äußerliches verspricht wenig, es ist plan und fast gemein; dieser Charakter seiner Schriften ist in seinem Wesen angegeben. Aber ein gerader, ehrlicher Kerl scheint er zu sein, mit dem sich allenfalls leben ließe." Er hatte sogar einen „kleinen Wettkampf" mit ihm verabredet, dieselbe Stelle aus Vergil in verschiedenem Versmaße zu übersetzen (vgl. Bd. XI, S. 3). — In der Recension geht Schiller von dem Gedanken aus, daß es gerade bei dem lyrischen Dichter, der uns nicht Handlungen, sondern lediglich die eignen Empfindungen gibt, besonders darauf ankomme, daß er selbst eine Persönlichkeit sei, die es „wert sei, vor Welt und Nachwelt ausgestellt zu werden". „Seine Individualität so sehr als möglich zu veredeln, zur reinsten, herrlichsten Menschheit hinaufzuläutern, ist sein erstes und wichtigstes Geschäft, ehe er es unternehmen darf, die Vortrefflichen zu rühren." „Kein noch so großes Talent kann dem einzelnen Kunstwerk verleihen, was dem Schöpfer desselben gebricht, und Mängel, die aus dieser Quelle entspringen, kann selbst die Feile nicht wegnehmen." Wenn er nun diesen Maßstab an Bürgers Gedichte anlegt, so kommt er zu dem Urteil, daß der Geist, der sich in diesen Gedichten darstelle, kein gereifter,

kein vollendeter Geist sei, daß seinen Produkten nur deswegen die letzte Hand fehle, weil sie ihm selbst fehle. Daß Schiller mit dieser Bemerkung den Kern alles dessen, was man über Bürgers Gedichte sagen kann, schlagend getroffen hat, ist unbestreitbar. Es war dem unglücklichen Dichter nicht beschieden gewesen, teils durch die Schuld unglücklicher Verhältnisse, teils auch aus Mangel eigener sittlicher Kraft, sich zu einem festen, männlich klaren Charakter und zu reinem, sicherem Geschmack durchzuringen. Und daraus erklären sich gerade die Seiten seiner Poesie, die Schiller am meisten tadelt: der „sinnliche, oft gemeinsinnliche Charakter" vieler Gedichte, der zuwe len „unmännliche, kindische Ton", die Spielereien des Wortklanges und Reimes. Aber freilich war es sehr hart und schonungslos, dies Urteil, das nicht den Dichter allein, sondern den Menschen traf, so stark auszusprechen. Man muß sich vergegenwärtigen, mit welcher sittlichen Energie des Wollens und Denkens Schiller selbst gerade in den letzten Jahren an sich gearbeitet hatte, um dies erklärlich zu finden. Aber es ist begreiflich, daß Bürger, der, als die Recension ihn traf, schon ein innerlich gebrochener Mann war, sich dadurch in tiefster Seele verwundet fühlte und die Verbitterung dieser Kränkung nicht wieder überwunden hat bis an seinen drei Jahre später erfolgten Tod. — Gegen manche andre Ausführungen Schillers kann man gerechte Einwendungen erheben, vor allem gegen den Grundsatz, daß der Dichter stets nur das Allgemeine, niemals das Individuelle darstellen solle, wodurch er über manche Gedichte, die aus Bürgers ganz individueller, drückender Lage hervorgingen, entschieden ungerecht urteilte. Das, was Bürger in seiner „Antikritik" leidenschaftlich erregt vorbrachte, war freilich nicht geeignet, Schiller zu widerlegen, sondern veranlaßte ihn nur zu seiner scharfen Antwort. — Um gerecht zu sein, darf man aber auch nicht verschweigen, daß Schiller wiederholt und mit starken Worten Bürgers große Vorzüge und sein reiches und ungewöhnliches Talent hervorhebt, daß er von seinen Balladen sagt, in dieser Dichtungsart werde es ihm nicht leicht ein deutscher Dichter zuvorthun, daß er seine Sonette „Muster in ihrer Art" nennt, „die sich auf den Lippen des Deklamators in Musik verwandeln", daß er zur Rechtfertigung seiner Strenge ausdrücklich erklärt, „nur das große Dichtergenie sei im stande, den Freund des Schönen an die höchsten Forderungen der Kunst zu erinnern". Äußerst treffend urteilte Goethe fast vierzig Jahre später in einem Brief an Zelter vom 6. November 1830: „Bürgers Talent war ein entschieden deutsches Talent,

aber ohne Grund und ohne Geschmack, so platt wie sein Publikum. Schiller hielt ihm freilich den ideellgeschliffenen Spiegel schroff entgegen, und in diesem Sinne kann man sich Bürgers annehmen; indessen konnte Schiller dergleichen Gemeinheiten unmöglich neben sich leiden, weil er etwas andres wollte, was er auch erreicht hat." — Als zwei Jahre nach Bürgers Tod die „Xenien" erschienen, zeigte das auf Bürger bezügliche Distichon schon durch seine bloße Überschrift die Achtung, die Schiller dem Toten zollte: es ist der Name des Homerischen Helden, der neben dem göttergleichen Achill (Lessing) unbestritten der erste war:

„Ajax, Telamons Sohn! So mußtest du selbst nach dem Tode
Noch forttragen den Groll wegen der Recension!"

7) Kehrte die eben besprochene Recension den Tadel einigermaßen einseitig hervor, so wird dagegen in der Besprechung von Matthissons Gedichten (Nr. 33) das Lob sehr reichlich bemessen. Es überrascht, daß der durch und durch männliche Schiller in diesen schwächlichen und zum Teil recht unbedeutenden Gedichten so viele Vorzüge findet. Er war nach wiedergewonnener Genesung, aus Schwaben zurückkehrend (wo er den liebenswürdigen Dichter in Ludwigsburg kennen gelernt hatte), etwa in einer Stimmung, wie er sie im Eingang seiner Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung beschreibt, wo wir der Natur, „bloß weil sie Natur ist, eine Art von Liebe und rührender Achtung widmen". Darum sprechen ihn die freundlichen und schwärmerischen Landschaftsbilder Matthissons an, in denen überall sanfte Stimmung und nichts von Ungeschmack oder Wildheit herrscht. Er leitet auch hier sein Urteil aus allgemeinen Grundsätzen ab, wonach auch Gegenstände der unbelebten Natur vom Dichter dargestellt werden können. Aber so richtig dies ist, so entsteht doch wahrhafte Poesie erst, wenn die Empfindung des Dichters das Bild beseelt, und ein Gedicht wie Matthissons „Abendlandschaft" (S. 371) gibt uns mit all seinen genauen und keineswegs ungefälligen Schilderungen keinen Schimmer von dem ergreifenden Eindruck einer Mondlandschaft, der uns Herz und Phantasie schwellt, wenn wir bei Goethe lesen: „Füllest wieder Busch und Thal u. s. w."

Auch das war ein Irrtum Schillers, daß der Dichter wohl „seine Grenzen noch nicht erreicht habe". Matthisson hat niemals etwas gedichtet, was über diesen engen Kreis der Wirkung hinausging.

Vorreden, Ankündigungen, Recensionen.

1. Erste (unterdrückte) Vorrede zu den „Räubern“.[1]

Es mag beim ersten in die Hand Nehmen auffallen, daß dieses Schauspiel niemals das Bürgerrecht auf dem Schauplatz bekommen wird. Wenn nun dieses ein unentbehrliches Requisitum zu einem Drama sein soll, so hat freilich das meinige einen großen Fehler mehr.

Nun weiß ich aber nicht, ob ich mich dieser Forderung so schlechtweg unterwerfen soll. Sophokles und Menander[2] mögen sich wohl die sinnliche Darstellung zum Hauptaugenmerk gemacht haben, denn es ist zu vermuten, daß diese sinnliche Vorbildung erst auf die Idee des Dramas geführt habe; in der Folge aber fand sich's, daß schon allein die dramatische Methode, auch ohne Hinsicht auf theatralische Verkörperung, vor allen Gattungen der rührenden und unterrichtenden Poesie einen vorzüglichen Wert habe. Da sie uns ihre Welt gleichsam gegenwärtig stellt und uns die Leidenschaften und geheimsten Bewegungen des Herzens in *eigenen Äußerungen* der Personen schildert, so wird sie auch gegen die beschreibende Dichtkunst um so mächtiger wirken, als die lebendige Anschauung kräftiger ist denn die historische Erkenntnis. Wenn der unbändige Grimm in dem entsetzlichen Ausbruch: „Er hat keine Kinder!“ aus Macduff[3] redet, ist dies nicht wahrer und herzeinschneidender, als wenn der alte Diego[4] seinen Sackspiegel herauslangt und sich auf offenem Theater begucket — ô rage, ô désespoir!

---

[1] Diese Vorrede, noch während des Druckes (vgl. Bd. II, S. 6) von Schiller durch eine andere ersetzt, hat sich in ganz vereinzelten Exemplaren erhalten.

[2] Griechischer Lustspieldichter um 310 v. Chr. — [3] „Macbeth“ 1872 (Bd XI, S.274).

[4] Der Vater des Hauptshelden in Corneilles Trauerspiel „Der Cid“, I, 7.

Wirklich ist dieses große Vorrecht der dramatischen Manier, die Seele gleichsam bei ihren verstohlensten Operationen zu ertappen, für den Franzosen durchaus verloren. Seine Menschen sind, wo nicht gar Historiographen und Heldendichter ihres eigenen hohen Selbsts, doch selten mehr als eiskalte Zuschauer ihrer Wut oder altkluge Professore ihrer Leidenschaft.

Wahr also ist es, daß der echte Genius des Dramas, welchen Shakespeare, wie Prospero seinen Ariel[1], in seiner Gewalt mag gehabt haben, daß, sage ich, der wahre Geist des Schauspiels tiefer in die Seele gräbt, schärfer ins Herz schneidet und lebendiger belehrt als Roman und Epopee, und daß es der sinnlichen Vorspiegelung gar nicht einmal bedarf, uns diese Gattung von Poesie vorzüglich zu empfehlen. Ich kann demnach eine Geschichte dramatisch abhandeln, ohne darum ein Drama schreiben zu wollen. Das heißt, ich schreibe einen dramatischen Roman und kein theatralisches Drama. Im ersten Fall darf ich mich nur den allgemeinen Gesetzen der Kunst, nicht aber den besondern des theatralischen Geschmackes unterwerfen.

Nun auf die Sache selbst zu kommen, so muß ich bekennen, daß nicht sowohl die körperliche Ausdehnung meines Schauspiels als vielmehr sein Inhalt ihm Sitz und Stimm' auf dem Schauplatze absprechen.

Die Ökonomie desselben machte es notwendig, daß mancher Charakter auftreten mußte, der das feinere Gefühl der Tugend beleidigt und die Zärtlichkeit unserer Sitten empört. (Ich wünschte zur Ehre der Menschheit, daß ich hier nichts denn Karikaturen geliefert hätte, muß aber gestehen, so fruchtbarer meine Weltkenntnis wird, so ärmer wird mein Karikaturenregister.) Noch mehr. Diese unmoralische Charaktere mußten von gewissen Seiten glänzen, ja oft von seiten des Geists gewinnen, was sie von seiten des Herzens verlieren. Jeder dramatische Schriftsteller ist zu dieser Freiheit berechtigt, ja sogar genötigt, wenn er anders der getreue Kopist der wirklichen Welt sein soll. Auch ist, wie Garve lehrt[2],

---

[1] Im „Sturm".

[2] Christian Garve (1742—98) in seinen „Anmerkungen zu Fergusons Moralphilosophie" 1772, S. 377.

kein Mensch durchaus unvollkommen; auch der Lasterhafteste hat noch viele Ideen, die richtig, viele Triebe, die gut, viele Thätigkeiten, die edel sind. Er ist nur minder vollkommen.

Man trifft hier Bösewichter an, die Erstaunen abzwingen, ehrwürdige Missethäter, Ungeheuer mit Majestät, Geister, die das abscheuliche Laster reizet um der Größe willen, die ihm anhänget, um der Kraft willen, die es erfordert, um der Gefahren willen, die es begleiten. Man stößt auf Menschen, die den Teufel umarmen würden, weil er der Mann ohne seines gleichen ist, die auf dem Weg zur höchsten Vollkommenheit die Unvollkommensten werden, die Unglückseligsten auf dem Wege zum höchsten Glück, wie sie es wähnen. Mit einem Wort, man wird sich auch für meine Jagos interessieren, man wird meinen Mordbrenner bewundern, ja fast sogar lieben. Niemand wird ihn verabscheuen, jeder darf ihn bedauren. Aber eben darum möchte ich selbst nicht geraten haben, dieses mein Trauerspiel auf der Bühne zu wagen. Die Kenner, die den Zusammenhang des Ganzen befassen und die Absicht des Dichters erraten, machen immer das dünnste Häuflein aus. Der Pöbel hingegen (worunter ich s. v. v.[1] nicht die Mistpantscher allein, sondern auch, und noch viel mehr, manchen Federhut und manchen Tressenrock und manchen weißen Kragen zu zählen Ursache habe), der Pöbel, will ich sagen, würde sich durch eine schöne Seite bestechen lassen, auch den häßlichen Grund zu schätzen, oder wohl gar eine Apologie des Lasters darin finden und seine eigene Kurzsichtigkeit den armen Dichter entgelten lassen, dem man gemeiniglich alles, nur nicht Gerechtigkeit widerfahren läßt.

Es ist das ewige Dacapo mit Abdera und Demokrit, und unsere gute Hippokrate müßten ganze Plantagen Nieswurz erschöpfen, wenn sie diesem Unwesen durch einen heilsamen Kräutertrank abhelfen wollten.[2] Noch so viele Freunde der Wahrheit und Tugend mögen zusammenstehen, ihren Mitbürgern auf offener Bühne Schule zu halten, der Pöbel hört nie auf, Pöbel zu sein, und wenn Sonne und Mond sich wandeln und Himmel und

[1] D. h. sit venia verbo, mit Erlaubnis zu sagen.
[2] Vgl. die Anmerkungen Bd. II, S. 15.

Erde veralten wie ein Kleid; die Narren bleiben immer sich selbst gleich wie die Tugend. „Mort de ma vie“, sagt Herr Eisenfresser, „das heiß’ ich einen Sprung!“ — „Fy, fy“, flüstert die Mamsell, „die Coiffure der kleinen Sängerin war viel zu altmodisch.“ — „Sacre Dieu“, sagt der Friseur, „welche göttliche Symphonie! da führen die Deutsche Hunde dagegen!“ — „Sternhagelbataillion, den Kerl hättest du sehen sollen das rosenfarbene Mädel hinter die spanische Wand schmeißen“, sagt der Kutscher zum Lakaien, der sich vor Frieren und Langeweile in die Komödie eingeschlichen hatte. „Sie fiel recht artig“, sagt die gnädige Tante, „recht gustös, sur mon honneur (und spreitet ihren damastenen Schlamp[1] weit aus) — was kostet Sie diese éventaille[2], mein Kind? — Und auch mit viel expression, viel submission — Fahr’ zu, Kutscher!“

Nun gehe man hin und frage! — Sie haben die „Emilia“ gespielt.

Dies könnte mich allenfalls schon entschuldigen, daß mir’s gar nicht darum zu thun war, für die Bühne zu schreiben. Nicht aber das Auditorium allein, auch selbst das Theater schröckte mich ab. Wehe genug würde es mir thun, wenn ich so manche lebendige Leidenschaft mit allen Vieren zerstampfen, so manchen großen und edlen Zug erbärmlich massakrieren und meines Räubers Majestät in der Stellung eines Stallknechts müßte erzwingen sehen. Ich würde mich übrigens glücklich schätzen, wenn mein Schauspiel die Aufmerksamkeit eines deutschen Roscius[3] verdiente.

Schließlich will ich nicht bergen, daß ich der Meinung bin, der Applausus des Zuschauers sei nicht immer der Maßstab für den Wert eines Dramas. Der Zuschauer, vom gewaltigen Licht der Sinnlichkeit geblendet, übersieht oft ebensowohl die feinsten Schönheiten als die untergeflossenen Flecken, die sich nur dem Auge des bedachtsamen Lesers entblößen. Vielleicht ist das größte Meisterstück des britischen Äschylus nicht am meisten beklatscht worden, vielleicht muß er in seiner rohen scythischen Pracht denen

---

[1] Schleppe.

[2] Fächer.

[3] Quintus Roscius Gallus, berühmter römischer Schauspieler zur Zeit Ciceros

à la mode (verschönerten oder verhunzten?) Kopien von Gotter, Weiße und Stephanie[1] weichen.

So viel von meiner Versündigung gegen den Schauplatz. Eine Rechtfertigung über die Ökonomie meines Schauspiels selbst würde wohl keine Vorrede erschöpfen. Ich überlasse sie daher ihrem eigenen Schicksal, weit entfernt, meine Richter mit zierlichen Worten zu bestechen, wenn ich ihre Strenge zu befürchten fände, oder auf Schönheiten aufmerksam zu machen, wenn ich irgend welche darin gefunden hätte.

Geschrieben in der Ostermesse
1781.

Der Herausgeber.

---

2. Vorrede zur zwoten Auflage.[2]

Die achthundert Exemplarien der ersten Auflage meiner Räuber sind bälder zerstreut worden, als alle Liebhaber zu dem Stück konnten befriedigt werden. Man unternahm daher eine zwote, die sich von der ersten an Pünktlichkeit des Drucks und Vermeidung derjenigen Zweideutigkeiten ausnimmt, die dem feinern Teil des Publikums auffallend gewesen waren. Eine Verbesserung in dem Wesen des Stücks, die den Wünschen meiner Freunde und Kritiker entspräche, durfte die Absicht dieser Auflage nicht sein.

Es sind dieser zwoten Auflage zerschiedene Klavierstücke zugeordnet, die ihren Wert bei einem großen Teil des musikliebenden Publikums erheben werden. Ein Meister[3] setzte die Arien, die darin vorkommen, in Musik, und ich bin überzeugt, daß man den Text bei der Musik vergessen wird.

Stuttgart, den 5. Jan. 1782.

Dr. Schiller.

---

[1] Übersetzer und Bearbeiter Shakespearischer Stücke: Friedrich Wilhelm Gotter (1746—97) „Romeo und Julie", Christian Felix Weiße (1726—1804) „Richard III.", „Romeo und Julie", Gottlieb Stephanie (1741—1800) „Macbeth".

[2] Der „Räuber".

[3] Zumsteeg, Schillers Freund und Genosse auf der Militärakademie.

3. Proben einer deutschen Äneis nebst lyrischen Gedichten.

Von Gotthold Friedrich Stäudlin.[1]

Stuttgart 1781.

So muß doch Virgil immer hinter sein griechisches Original anschließen und solches auch in seinen Verwandlungen begleiten, so wie er ihm im Werke selbst nie von der Seite weicht! Kaum legen wir den teutschen Homer aus den Händen, so hat auch schon Maro unser Bürgerrecht und empfiehlt sich uns in vaterländischer Heldensprache.

Herr Stäudlin, ein junger Odendichter voll Hoffnung, hat es gewagt, den Flug des Römers zu fliegen, und versucht itzt vor teutschem Publikum seine epische Kraft. Es deucht mich der Mühe zu verlohnen, diesem alles versprechenden Dichter auf seine der Welt gleichsam vorgelegte Frage: „Bin ich der Mann, euch den Maro zu verteutschen?" mit teutscher Wahrheit und teutscher Freundschaft zu antworten.

Zuvörderst erlaube er mir zu sagen, daß es kein geringes Wagstück ist, das Abenteuer mit dem delikaten Lateiner zu bestehen, der, wie Herr Übersetzer selbst in der Vorrede gesteht, sich besonders durch Harmonie und Eleganz ausnimmt. (Ich möchte sagen: der wohl seine ganze Größe in dem Ausdruck Homerischer Schildereien hat.) In einer Übersetzung fällt dies alles weg; hier finden wir den erst angebeteten Meister als einen gewöhnlichen Kopf, der die kühnen, freien Naturgemälde des Griechen mit nicht seltener ängstlicher Kunst kopiert oder gar durch unrechte Stellungen herabgewürdigt und aus dem unerschöpflichen Magazin seines Vorgängers romantische Helden und Wundermärchen zusammengestoppelt hat, ohne genug philosophischen Zusammenhang, ohne jene große erhabene Einfalt des Iliumsängers, die auf Geist und Herz so gewaltig wirkt. Nacket und unbeschützt liegen jetzt seine Mängel vor unsern kritischen Augen, die sich vorhin in das reizende Kleid des Ausdrucks versteckt hatten. Da steht der große Virgil wie ein federloser Pfau, gegen den Mann Homer ein unbärtiger Knabe.

---

[1] Über Stäudlin und sein Verhältnis zu Schiller vgl. Bd. IX, S. 3 f.

Dies aber mußte Herr Stäudlin vorausgesehen haben, wenn er, wie ich nicht zweifle, sein Original kannte — und doch hat er Hand an die Übersetzung gelegt? Hat er darum nicht ein bißchen unüberlegt gehandelt, da er im voraus wissen konnte: Virgil wird auch im teutschen Gewand den Teutschen ewig unerkannt bleiben, Virgil wird und muß in jeder Übersetzung unendlich verlieren. Hat Herr Übersetzer nicht ein bißchen ungerecht gegen sein eigen vortrefflich Dichtertalent gehandelt, daß er es an einer undankbaren Arbeit ermüdete, statt es in eigenen Welten zu üben?

Aber vielleicht soll gerade diese Übersetzung zu einem Beweise des Gegenteils dienen, vielleicht wollte auch Herr Stäudlin durch diese Probeblätter zu erkennen geben, daß Virgil so wenig in der Übersetzung leide, daß er vielmehr in der männlichen Tracht der Teutonen erstarke? Hievon möchte nun wohl das Publikum genauere Kundschaft einziehen: wir sprechen uns also über das Werk selbst.

Von einer Übersetzung fordere ich, daß sie Treue mit Wohlklang verbinde, daneben den Genius der Sprache, in der sie geschrieben ist, nicht aber den der Originalsprache atme. Also gehört zu einem guten Übersetzer genaue Philologie einer doppelten Sprache. Ich nehme die teutsche zuerst vor. Herr Stäudlin hat den Hexameter zu seinem Verse gewählt, und wie mich deucht, wählte er recht. Ein starker, ernster und feierlicher Gang macht diesen vorzüglich zur Epopee geschickt. Aber bei dem Hexameter ist eben das Bedenkliche, daß er so gern ermüdet, wenn man nicht genug Wortfülle und Sprachgewalt, nicht genug metrisches Ohr und poetische Musik hat, ihm eine unterhaltende Mannigfaltigkeit zu geben. Darin nur hat unser Klopstock seinesgleichen nicht — sein Hexameter ist ein Proteus, der sich in so viel Formen, als Schilderungen sind, hineinzuschmiegen weißt, bald, wie die Hölle um ihre Pole, fliegt, bald schwer und langsam wie sie, auf und nieder schreitet. Es geschieht uns nicht anders, als hörten wir die bezauberndste Symphonie, den herrlichsten Wechsel vom Andante zum Presto, vom Schwung zum Adagio. Auch ist sein Hexameter so gar nicht der Nachhall des Homerischen; er scheint, wie aus dem Schoß unserer Muttersprache selbst geboren, hervorzuspringen und dieser allein ausschließend eigen zu sein. Pater Denis,

Zachariä und neulich Graf von Stolberg[1] wollten's Klopstocken nachmachen, haben uns aber durch ihr Beispiel sattsam überzeugt, daß es der Geist des Dichters gewesen, der unsere Sprache in diesen musikalischen Fluß zu zwingen gewußt hat. Einzelne ihrer Hexameter sind unverbesserlich, aber das Ganze spielt nicht gut ineinander; oft werden wir wie über Steinhaufen geschottelt, oft wird in der Mitte des Stroms ein unerträglich Halt gemacht, und meistens leiert uns die Monotonie (worin, beiläufig zu sagen, der Daktylus mißbraucht wird) einem sanften Schlaf entgegen. Der Hexameter kann kurze Perioden am wenigsten ertragen, daher war es ein böser Genius, der es dem Pater Denis einblies, seinen Ossian in diese Form zu plagen.

Herr Stäudlin ist, wenn ich es teutsch heraussagen soll, nicht viel glücklicher gewesen als alle Hexametristen nach Klopstock und in viele ihrer Fehler gefallen. Seine Verse sind um viel zu lateinisch und beleidigen nicht selten das teutsche Ohr.

[2]Dido, der schrecklichen That entgegenzitternd und wütend,
Fürchterlich wälzt sie die blutigen Augen u. s. w.
Siehe, sie stürzt in den Hof u. s. w.

Dies alles soll *eine* Periode sein, und es sind doch drei.

Wiederum wird sein Vers durch die vielen Partizipien allzu prosaisch, und die erhabensten Stellen ermatten. Man höre:

[3]Auf der Höhe thront mit dem Zepter
Äolus, dämpft den Ungestüm, söhnt die trotzigen Herzen.
Thät' er's nicht, sie rissen das Meer, die Erde, den Himmel
Unaufhaltsam mit sich und schleppten sie hin durch den Äther.
Solches befürchtend verschloß u. s. w.

Weiter:

[4]Plötzlich umdunkeln Wolken den Himmel und rauben der Teukrer
Blicken den Tag; die Finsternis ruht dicht über den Wassern.

---

[1] Alle drei Dichter folgten Klopstocks Beispiel im Gebrauch des Hexameters: der Jesuitenpater Joseph Michael *Denis* (1729–1800) besonders in einer Übersetzung des Ossian (Wien 1768), Friedrich Wilhelm *Zachariä* (1726–77) in seinen späteren epischen Gedichten, Friedrich Leopold von *Stolberg* namentlich in seiner Übersetzung des Homer.

[2] Virgil, Äneis IV, 642 ff.

[3] Äneis I, 56 ff.

[4] Äneis I, 88 ff.

Donnernd krachten die Pol', und Blitze durchflammten den Äther,
Ringsum und überall sichtbarer Tod den Schiffenden dräuend.

Einiger rauh klingenden Apostrophen, einiger widerlichen Hinweglassung der Artikel, der unanständigen und unpoetischen Wortversetzungen gedenk' ich nicht, weil sie als Kleiderflecken in der Masse des Guten verloren gehen.

Nun aber fragen wir: hat der Übersetzer sein Original verstanden und getroffen? Ich durchlaufe das Gedicht nochmals und finde: 1) daß er es hie und da falsch verstanden und 2) mit einer gewissen Leichtigkeit behandelt hat, die ich ihm um so weniger verzeihen kann, da der Römer oft Monate der Präzision eines Verses aufgeopfert haben soll. Z. E.

Gleich zu Anfang ist dem Text unrecht mitgespielt worden:

Trojae qui primus ab oris
Italiam venit fato profugus.

Der Mann, den jagend des Schicksals (das vermaledeite Partizipieren!)
Hand aus Ilium erst nach Italien u. s. w. . . . geführt.

Übersetzer meint, der Dichter wolle damit sagen: der Mann, der zuerst von Troja abreiste, dann nach Italien zog. Aber Virgil will ganz etwas anders. Er mußte seinen Helden gleich anfangs den Römern wichtig machen und sagt deswegen von ihm: Ich singe euch den Mann, der der erste war, so von Troja aus Fuß in Italien faßte:

Krieg ist mein Lied, und der Mann, der von Iliums Lande der erste,
Vom Verhängnis gejagt, am Ufer Latiums ausstieg u. s. w.

Ebenso im 4. Buch, p. 87:

[1]Dido se ex oculis avertit et aufert
Linquens multa metu cunctantem et multa parantem
Dicere (Aeneam)
. . . sie verschwindet urplötzlich dem Auge,
Manches gedachte sie noch, sie zitterte manches zu sagen.

Ist hier nicht offenbar die Rede von Äneas? — Ferner auf dem nächsten Blatt, p. 89:

[2]Sola viri molles aditus et tempora noras
Dir entdeckt er die Stund' und Weise der schlauen Entdeckung

[1] Äneis IV, 389 f. — [2] IV, 423.

Soll das nicht vielmehr heißen: du allein kennst seine Launen und weißt den Weg zu seinem Herzen. — Weiter auf der andern Seite, p. 90:

[1]Quam mihi (veniam) cum dederit Aeneas
Hörst du die Bitte ...

Es soll heißen: Hört er die Bitte. Wiederum p. 94:

[2]Haec se carminibus promittit solvere mentes
Quas velit, ast aliis duras immittere curas.
Diese verspricht mit Zaubergesängen vom Kummer der Liebe
Zu entfesseln die Herzen, jetzt ihre Flammen zu wecken.

Im Original ist cura dura dem Ausdruck mentem solvere sehr schön entgegengesetzt. In der Übersetzung reutet eine Metapher die andere aus. Herzen entfesseln und Herzen entflammen stehen nicht in einer Allegorie beisammen. — Gleich der nächste Vers:

[3]Sistere aquam fluviis et vertere sidera retro
Ströme hemmt sie im Lauf und dreht und wirbelt die Sterne.

Warum nicht wörtlich „und dreht die Sterne zurücke"? — Auf eben der Seite:

[4]... lectumque iugalem, quo perii ...
und das Bett, wo meine Keuschheit ihr Grab fand.

Der Lateiner sagt weit mehr: und das Brautbett, das mich zu Grund richtet.

[5]latet sub classibus aequor.
Die See rollt unter den Schiffen.

Besser: Die See verschwindet unter der Flotte.

Ich merke schließlich nur noch hie und da einige Stellen, wo der Text in der Übersetzung gelitten hat:

p. 4. [6]volvere casus. Warum nicht wörtlich „Lasten wälzen"?
p. 9. [7]ponto nox incubat atra. Warum nicht das nachdrückliche Wort „Die Nacht liegt brütend über dem Meere"?
p. 9. [8]in gurgite vasto. Weite Fläche drückt dies nicht aus.
p. 13. [9]dicto citius. Ist gar nicht übersetzt.

Und so im 4. Buche: [10]Gravi saucia cura.

---

[1] Äneis IV, 436. — [2] IV, 487. — [3] IV, 489. — [4] IV, 496. — [5] IV, 582. — [6] I, 9. — [7] I, 89. — [8] I, 118. — [9] I, 142 — [10] IV, 1.

Warum blutigen Kummer? Noch ist es nichts als Liebe, noch nicht unglückliche Liebe. Sie soll den blutigen Kummer aufsparen, bis sie Ursache hat. Wann man die starken Ausdrücke bei geringeren Anlässen verpraßt, wo will man die wichtigen bedienen? p. ead.

[1]recursat gentis honos

Das Wörtchen „schweben" sagt das gar nicht.

p. 72. [2]Fama parva metu primo
Erst nur klein und verzagt

Soll heißen: Erst für Furcht noch klein. p. ead.

[3]Tam ficti pravique tenax
Gleich geschäftig verkündet sie schnöde Lügen.

Die Kraft des Wortes geht hier verloren. u. s. w.

Und dergleichen Beispiele findet man mehrere, die man ohnmöglich alle rügen kann. Ich muß gestehen, daß ich das Los des Römers bedauren würde, wenn er in der Grundsprache unterging'. Man liest nichts Harmonischeres als einen Virgilischen Vers; und nun sage man: muß es uns nicht verdrießen, wenn wir dieser ganzen herrlichen Musik in einer Übersetzung, sie sei auch so gut sie wolle, zu Grabe gehen müssen? Wo ist je etwas vollkommener gesungen worden?

[4]Et iam prima novo spargebat lumine terras
Tithoni croceum linquens aurora cubile.
Regina e speculis ut primum albescere lucem
Vidit et aequatis classem procedere velis
Littoraque et vacuos sensit sine remige portus,
Terque quaterque manu pectus percussa decorum
Flaventesque abscissa comas, Proh Jupiter, ibit etc.

Nun die Übersetzung, die immer noch die beste ist:

Itzo sandte Aurora, dem Safranbette des Tithon
Eben entschlüpft, die Erstlingsstrahlen herab zu der Erde.
Als die Königin rötend den Tag von der Warte des Schlosses
Sah und die Segel der Flotte gleichschwellend im günstigen Winde,
Öd' das Ufer erblickt und schiffeledig den Hafen,

---

[1] Äneis IV, 3. — [2] IV, 176. — [3] IV, 188. — [4] IV, 584 ff Die Stelle ist später von Schiller besonders schön übersetzt worden: „Und jetzo windet sich aus Tithons goldnem Schoß | Des Morgens junge Göttin los" ꝛc. Vgl. Bd. XI, S. 68.

Da zerschlug sie die reizende Brust mit wütenden Schlägen,
Raufte die goldenen Haare sich aus: Ach Jupiter! fliehen! &c.

Man pflegt gemeiniglich den Schriftsteller, den man in der Kritik ein bißchen scharf mitgenommen hat, durch eine Anpreisung seiner Schönheiten wiederum versöhnt nach Hause zu schicken. Ich habe dieses hier nicht nötig und brauche dem Herrn Verfasser nur dieses Wenige zu sagen: Hätte ich sein Produkt für das Produkt eines gemeinen Kopfes gehalten, so hätte ich mich gewiß der Last nicht unterzogen, es durchzuwaten; und hätte ich des Schattens mehr darin gefunden als des Lichts, so hätte ich nicht den Schatten, sondern das Licht gemerkt.

Ich sehe auch das ganze Produkt für nichts anderes an als den Ausguß eines fruchtbaren Genies, das, weil es seine eigene Welt noch nicht fand, sich mit aller Kraft auf den Römer warf, nicht um ihn in Teutschland bekannter zu machen (ich zweifle, ob der Hr. Verfasser an das gedacht hat), sondern sich selbst in Thätigkeit zu setzen, seine Kraft zu messen, zu üben und vor der Welt zu entwickeln. Gewiß ist es auch das treffendste Mittel, Wunder in einem Fache der Dichtkunst zu thun, sich vorhero mit einem alten Schriftsteller in diesem Fache bekannt zu machen, sich in ihn hineinzustudieren, und wer kann das mehr als der Übersetzer? Dann ist der Weg zur Selbstschöpfung gebahnt und der Ton gewonnen. Diese Absicht hat Herr Stäudlin zuverlässig erreicht, und ich wünsche ihm im Namen eines großen Teils unsers Publikums nichts als einen würdigen Held, den sein Epos unsterblich machen möge.

Nun noch zwei Worte von dem lyrischen Appendix. Niemand wird das Genie des Verfassers hier mißkennen; sie verraten größtenteils viel Dichterglut, gute Lektüre und so wie die Übersetzung eine ungemeine Sprachstärke. Vorzüglich gefiel mir die erste Ode an die Begeisterung. Nur weiß ich nicht, wie ich das verstehen soll:

O Glücklicher! Auf seines Grabes Hügel
Steht weinend die Unsterblichkeit.

Die Dichtkunst, deucht mich, wollte er sagen. Denn die Unsterblichkeit hat ja da am wenigsten Ursache zu weinen, wenn der Dichter stirbt.

Das Lied an die Wollust ist nach meinem Gefühl eines der besten in der Sammlung und eines Meisters nicht unwürdig. Zu dem Wunsch unseres Dichters[1] sage ich Amen von ganzem Herzen, obwohl er ganz und gar nicht der meinige ist; und wenn ich Hoffnung hätte, nicht ohne Erhörung zu wünschen, so wünschte ich dem Herrn Verfasser, daß er besser wünschen lernen möge. Bardenruhmsucht ist in meinen Augen so kindisch als die Eitelkeit unserer Schönen, viele Anbeter zu haben. Es ist beides Toilettenschwachheit. Auch ist dieser gute Wunsch, wo Herr Bibliothekar Petersen als Juratus und Pate assistieren muß, nicht ökonomisch genug eingerichtet: denn man hat der Exempel genug, daß man mit Iliaden und Hudribas[2] verhungern kann. Herr Petersen also hat meinem Bedünken nach so unrecht nicht, wenn er an dieser Thräne etwas auszusetzen gefunden hat.[3]

Das Lied an die Religion ist seines Gegenstandes würdig. Nur finde ich zu tadeln, daß es mehr die Ergießung des Poeten als des Christen ist. Religionsempfindungen sind einfältig und schmucklos — hier malt die Phantasie.

Das Fragment an Gott ist das vortrefflichste und macht dem Geist des Herrn Verfassers so viel Ehre als seinem Herzen.

Nun noch ein Wort an das Herz des jungen Dichters. Ich wünsche ihm nicht Genie — man findet aus diesen Fragmenten, daß Herr Stäudlin zum Dichter geboren ist — ich wünsche seinem brennenden Genie nur Materialien, mehr Stoff zur dichterischen Schöpfung. Ich will es auf mehrere Leser ankommen lassen, ob man nicht von dem ewigen Einklang seiner Empfindungen ein bißchen überladen wird. Immer sehen wir seine Muse um eine und ebendieselbe Idee sich herumwinden, immer

---

[1] Bezieht sich auf das Gedicht „Mein Wunsch. An meinen Freund Petersen", worin Stäudlin in fast anderthalbhundert Versen seine Sehnsucht nach unsterblichem Ruhme ausdrückt. Petersen, so hofft er, werde einst an seinem Grabe stehn und zu seinen Freunden, „sanft und gut wie er", weinend sagen: „Hier ruht im Erdenschoß Ein deutscher Dichter, deutscher Biedermann."

[2] Samuel Butler (geb. 1612), der Verfasser des komischen Heldengedichtes „Hudibras", starb, obwohl seine Satire bei Hofe großen Anklang gefunden hatte, in den ärmlichsten Verhältnissen (1680 in London).

[3] Scherzhafte Anspielung auf die Verse: „Das Auge flammt, und siehe, glühend stürzt | Der edlern Ehrbegierde Thrän' herab! | Und tadelst du die Thräne, Petersen? | Nein, Freund" u. s. w.

an der nämlichen Empfindung käuen, welches dem Leser, der gern gescheiter weggeht, zur Last fallen muß. In seinen Gedichten glüht, pocht, wirbelt alles. Überall strotzt's von jugendlichem Thatendurst, von Unsterblichkeit, von empfindsamen Thränen (welche, incidenter anzumerken, endlich einmal aus der Mode kommen dürften), von Herzklopfen und dergleichen andern Symptomen, die am Ende noch gar in die Medizin einschlagen. Der Dichter bratet uns an seinem Geniefeuer, welches doch ein bißchen zu kannibalisch schmeckt. Seine Empfindungsart ist übrigens edel und würdig genug, daß wir dem Herrn Verfasser Glück wünschen, wenn sie der ungeheuchelte Spiegel seines Herzens ist und es ihm nicht geht wie den meisten Dichtern, die es ebenso gern in ihren moralischen Empfindungen als — in ihren Maschinen sind.

Endlich überströmt der Herr Verfasser gar zu sehr vom Gefühl seines eigenen Dichterwertes, welches dem Leser, der in diesem Punkte gern selbst entscheidet, in sein Recht greifen heißt.

4. Der Verfasser an das Publikum.[1]

Die Räuber — das Gemälde einer verirrten großen Seele — ausgerüstet mit allen Gaben zum Fürtrefflichen, und mit allen Gaben verloren. Zügelloses Feuer und schlechte Kameradschaft verdarben sein Herz, rissen ihn von Laster zu Laster, bis er zuletzt an der Spitze einer Mordbrennerbande stand, Greuel auf Greuel häufte, von Abgrund zu Abgrund stürzte, in alle Tiefen der Verzweifelung — doch erhaben und ehrwürdig, groß und majestätisch im Unglück und durch Unglück gebessert, rückgeführt zum Fürtrefflichen. Einen solchen Mann wird man im Räuber Moor beweinen und hassen, verabscheuen und lieben.

Franz Moor, ein heuchlerischer, heimtückischer Schleicher, entlarvt und gesprengt in seinen eigenen Minen.

Der alte Moor, ein allzu schwacher, nachgebender Vater, Verzärtler und Stifter von Verderben und Elend seiner Kinder.

[1] Zur ersten Aufführung der „Räuber", am 13. Januar 1782, wurde gleichzeitig mit dem Theaterzettel auf Veranlassung Dalbergs diese Ansprache Schillers an das Publikum öffentlich angeschlagen.

In Amalien die Schmerzen schwärmischer Liebe und die Folter herrschender Leidenschaft.

Man wird auch nicht ohne Entsetzen in die innere Wirtschaft des Lasters Blicke werfen und wahrnehmen, wie alle Vergoldungen des Glücks den innern Gewissenswurm nicht töten, und Schrecken, Angst, Reue, Verzweifelung hart hinter seinen Fersen sind. Der Jüngling sehe mit Schrecken dem Ende der zügellosen Ausschweifungen nach, und der Mann gehe nicht ohne den Unterricht von dem Schauspiel, daß die unsichtbare Hand der Vorsicht auch den Bösewicht zu Werkzeugen ihrer Absicht und Gerichte brauchen und den verworrendsten Knoten des Geschicks zum Erstaunen auflösen könne.

---

5. Die Räuber.[1]

Ein Schauspiel von Friedrich Schiller.

1782.

(Ich nehme es nach der neuesten Theaterausgabe, wie es bisher auf der Nationalbühne zu Mannheim ist vorgestellt worden.[2])

Das einzige Schauspiel, auf wirtembergischem Boden gewachsen. Die Fabel des Stücks ist ungefähr diese. Ein fränkischer Graf, Maximilian von Moor, ist Vater von zwei Söhnen, Karl und Franz, die sich an Charakter sehr unähnlich sind. Karl, der ältere, ein Jüngling von Talenten und Edelmut, gerät zu Leipzig in einen Zirkel lüderlicher Brüder, stürzt in Excesse und Schulden, muß zuletzt mit einem Trupp seiner Spießgesellen aus Leipzig entfliehen. Unterdes lebte Franz, der jüngere, zu Hause beim Vater, und da er heimtückischer, schadenfroher Gemütsart war, wußte er die Zeitungen von den Lüderlichkeiten seines Bruders zu seinem eigenen Vorteil zu verschlimmern, seine reuvollen und rührenden Briefe zu unterdrücken, andere nachteiligen Inhalts unterzuschieben und den Vater dergestalt gegen den Sohn zu erbittern, daß er ihm den Fluch gab und ihn enterbte.

---

[1] Selbstrezension. Die Stücke 5—14 sind aus dem „Wirttembergischen Repertorium".

[2] Abgedruckt Bd. XII, S. 237.

Karl, durch diesen Schritt zur Verzweiflung gebracht, verwickelt sich mit seinen Gefährten in ein Räuberkomplott, wird ihr Anführer und führt sie in böhmische Wälder. Der alte Graf hatte eine Nichte im Hause, die den jungen Grafen Karl schwärmerisch liebte. Dieses Mädchen kämpfte mit allen Waffen der Liebe gegen den Zorn des Vaters und hätte auch durch zudringliches Bitten zuletzt ihren Zweck erreicht, wenn nicht Franz, der von diesem Schritt alles zu besorgen hatte, der nebendem noch Absichten auf Amalien hegte, durch eine ersonnene List alles vereitelt hätte. Nämlich er unterrichtete einen seiner Vertrauten, der noch einen Privatgroll auf den alten und jungen Grafen gefaßt hatte, unter dem vorgeblichen Namen eines Freundes von Karln die erdichtete Zeitung vom Tod dieses letztern zu bringen, und versah ihn hiezu mit den tüchtigsten Dokumenten. Der Streich gelang; die Trauerpost überraschte den Vater auf dem Krankenbett und wirkte so stark auf seinen geschwächten Körper, daß er in einen Zustand verfiel, den jedermann für den Tod erklärte. Aber es war nur eine tiefe Ohnmacht. Franz, der sich durch boshafte Streiche zu den abscheulichsten Verbrechen erhärtet hatte, benutzte diesen allgemeinen Wahn, vollzog das Leichenbegängnis und brachte den Vater mit Hülfe seines gedungenen Handlangers in einen abgelegenen Turm, ihn alldort, fern von Menschen, Hungers sterben zu lassen, und trat sodann in den vollkommensten Besitz seiner Güter und Rechte.

Unterdessen hatte sich Karl Moor an der Spitze seiner Rotte durch außerordentliche Streiche weit und breit ruchtbar und furchtbar gemacht. Sein Anhang wuchs, seine Güter stiegen, sein Dolch schreckte die kleineren Tyrannen und autorisierten Beutelschneider; aber sein Beutel war der Notdurft geöffnet und sein Arm zu ihrem Schutze bereit. Niemals erlaubte er sich spitzbübische Dieberei; sein Weg ging gerade; er hätte sich bälder zehen Mordthaten als einen einzigen Diebstahl vergeben. Das Gerücht seiner Thaten foderte die Gerechtigkeit auf; er wurde in einem Walde, wo hinein er sich nach einem Hauptstreich mit seiner ganzen Bande geworfen hatte, umringt; aber der zur Verzweiflung gehetzte Abenteurer schlug sich mit wenigem Verlust herzhaft durch und ent-

rann glücklich aus Böhmen. Jtzt verband sich ein flüchtiger edler Böhme mit ihm, den sein widriges Geschick mit der bürgerlichen Gesellschaft entzweit hatte, dessen unglückliche Liebesgeschichte die schlafende Erinnerung der seinigen wieder aufweckte und ihn zu dem Entschluß bewog, Vaterland und Geliebte wiederzusehen, welchen er auch schleunig ins Werk setzte.

Hier eröffnet sich die zweite Epoche der Geschichte. Franz Moor genoß indes in aller wollüstigen Ruhe die Frucht seiner Büberei; nur Amalia stemmte sich standhaft gegen seine wollüstige Bestürmungen. Karl erscheint unter einem vorgeblichen Namen — wilde Lebensart, Leidenschaft und lange Trennung hatten ihn unkenntlich gemacht; nur die Liebe, die sich niemals verleugnet, verweilt[1] über dem sonderbaren Fremdling. Sinnliches Anschauen überwältigt die Erinnerung. Amalia fängt an, ihren Karl in dem Unbekannten zu lieben — und zu vergessen, und liebt ihn doppelt, eben da sie ihm untreu zu werden fürchtet. Ihr Herz verrät sich dem seinigen, das seinige dem ihrigen, und der scharfsichtigen Furcht entrinnt keines von beiden. Franz wird aufmerksam, vergleicht, errät, überzeugt sich und beschließt das Verderben des Bruders. Zum zweitenmal will er den Arm seines Handlangers dingen, der aber, durch seinen Undank beleidigt, mit angedrohter Entdeckung der Geheimnisse von ihm abspringt. Franz, selbst zu feig, einen Mord auszuführen, verschiebt die unmenschliche That. Unterdes war schon der Eindruck von Karl so tief in das Herz des Mädchens gegangen, daß ein Heldenentschluß auf seiten des ersten vonnöten war, ihn zu vertilgen. Er mußte die verlassen, von der er geliebt war, die er liebte und doch nicht mehr besitzen konnte. Er floh, nachdem sie ihn erkannt, zu seiner Bande zurück. Er traf diese im nächstgelegenen Wald. Es war der nämliche, worin sein Vater im Turme verzweifelte, von dem reuigen und rachsüchtigen Hermann (so hieß Franzens Vertrauter) kümmerlich genährt. Er findet seinen Vater, den er mit Hülfe seiner Raubwerkzeuge befreit. Ein Detachement von Räubern muß den abscheulichen Sohn herbeiholen, der aus dem Brand seines Schlosses, worein er sich aus Verzweiflung gestürzt hatte,

[1] D. h. betrachtet ihn verweilend, hängt mit den Blicken an ihm.

mühsam errettet wird. Karl läßt ihn durch seine Bande richten, die ihn verurteilt, in dem nämlichen Turme zu verhungern. Nun entdeckt sich Karl seinem Vater, doch seine Lebensart nicht. Amalia war dem fliehenden Geliebten in den Wald nachgeflohen und wird hier von den streifenden Banditen aufgefangen und vor den Hauptmann gebracht. Karl ist gezwungen, sein Handwerk zu verraten, wobei der Vater für Entsetzen stirbt. Auch itzt ist ihm seine Amalia noch treu. Er ist im Begriff, der Glücklichste zu werden; aber die schwürige Bande steht wider ihn auf und erinnert ihn an den feierlich geschworenen Eid. Karl, auch im größesten Bedrängnis noch Mann, ermordet Amalien, die er nicht mehr besitzen kann, verläßt die Bande, die er durch dieses unmenschliche Opfer befriedigt hat, und geht hin, sich selbst in die Hände der Justiz zu überliefern.

Man findet aus diesem Generalriß des Stücks, daß es an wahren dramatischen Situationen ungemein fruchtbar ist, daß es selbst aus der Feder eines mittelmäßigen Schriftstellers nicht ganz uninteressant fließen, daß es in den Händen eines bessern Kopfs ein Originalstück werden müsse: fragt sich nun, wie hat es der Dichter bearbeitet?

Zuerst denn von der Wahl der Fabel! Rousseau rühmte es an dem Plutarch, daß er erhabene Verbrecher zum Vorwurf seiner Schilderung wählte.* Wenigstens dünkt es mich, solche bedürfen notwendig einer ebenso großen Dosis von Geisteskraft als die erhabenen Tugendhaften, und die Empfindung des Abscheus vertrage sich nicht selten mit Anteil und Bewunderung. Außerdem daß im Schicksal des großen Rechtschaffenen nach der reinsten Moral durchaus kein Knoten, kein Labyrinth stattfindet, daß sich seine Werke und Schicksale notwendigerweise zu voraus bekannten Zielen lenken, welche beim ersten zu ungewissen Zielen durch krumme Mäander sich schlängeln (ein Umstand, der in der dra-

* Schriften von H. P. Sturz.[1] — In den Denkwürdigkeiten von Rousseau.

[1] Erste Sammlung, Leipzig 1779, S. 145: „Plutarch hat darum so herrliche Biographien geschrieben, weil er keine halb große Menschen wählte, sondern große Tugendhafte und erhabene Verbrecher."

matischen Kunst alles ausmacht), außerdem daß die hitzigsten Angriffe und Kabalen des Lasters nur Binsengefechte gegen die siegende Tugend sind und wir uns so gern auf die Partie der Verlierer schlagen — ein Kunstgriff, wodurch Milton, der Panegyrikus[1] der Hölle, auch den zartfühlendsten Leser einige Augenblicke zum gefallenen Engel macht — außerdem, sage ich, kann ich die Tugend selbst in keinem triumphierendern Glanze zeigen, als wenn ich sie in die Intriguen des Lasters verwickle und ihre Strahlen durch diesen Schatten erhebe. Denn es findet sich nichts Interessanteres in der moralisch-ästhetischen Natur, als wenn Tugend und Laster aneinander sich reiben.

Räuber aber sind die Helden des Stücks, Räuber; und einer, der auch Räuber niederwägt, ein schleichender Teufel. Ich weiß nicht, wie ich es erklären soll, daß wir um so wärmer sympathisieren, je weniger wir Gehilfen darin haben; daß wir dem, den die Welt ausstößt, unsere Thränen in die Wüste nachtragen; daß wir lieber mit Crusoe auf der menschenverlassenen Insel uns einnisten als im drängenden Gewühle der Welt mitschwimmen. Dies wenigstens ist es, was uns in vorliegendem Stück an die so äußerst unmoralische Jaunerhorden festbindet. Eben dieses eigentümliche Korpus, das sie der bürgerlichen Gesellschaft gegenüber formieren, seine Beschränkungen, seine Gebrechen, seine Gefahren, alles lockt uns näher zu ihnen. Aus einer unmerkbaren Grundneigung der Seele zum Gleichgewicht meinen wir durch unsern Beitritt — welches zugleich auch unserm Stolze schmeichelt — ihre leichte, unmoralische Schale so lang' beschweren zu müssen, bis sie wagerecht mit der Gerechtigkeit steht. Je entferntern Zusammenhang sie mit der Welt haben, desto nähern hat unser Herz mit ihnen. Ein Mensch, an den sich die ganze Welt knüpft, der sich wiederum an die ganze Welt klammert, ist ein Fremdling für unser Herz. Wir lieben das Ausschließende in der Liebe und überall.

Der Dichter führte uns also in eine Republik hinein, auf welcher, als auf etwas Außergewöhnlichem, unsere Aufmerksamkeit weilt. Wir haben eine so ziemlich vollständige Ökonomie der

[1] Eigentlich die Lobrede, hier ungewöhnlich für Lobredner.

ungeheuersten Menschenverirrung, selbst ihre Quellen sind aufgedeckt, ihre Ressorts angegeben, ihre Katastrophe ist entfaltet. Allerdings würden wir vor dem kühnen Gemälde der sittlichen Häßlichkeit zurücktreten, wofern nicht der Dichter durch etliche Pinselstriche Menschlichkeit und Erhabenheit hineingebracht hätte. Wir sind geneigter, den Stempel der Gottheit aus den Grimassen des Lasters herauszulesen, als ebendenselben in einem regelmäßigen Gemälde zu bewundern; eine Rose in der sandigten Wüste entzückt uns mehr als deren ein ganzer Hain in den hesperischen Gärten. Bei Verbrechern, denen das Gesetz als Idealen moralischer Häßlichkeit die Menschheit abgerissen hat, erheben wir auch schon einen geringern Grad von Bosheit zur Tugend, so wie wir im Gegenteil all unserm[1] Witz aufbieten, im Glanz eines Heiligen Flecken zu entdecken. Kraft eines ewigen Hangs, alles in dem Kreis unserer Sympathie zu versammeln, ziehen wir Teufel zu uns empor und Engel herunter. Noch einen zweiten Kunstgriff benutzte der Dichter, indem er dem weltverworfenen Sünder einen schleichenden entgegensetzte, der seine scheußlichern Verbrechen mit günstigerem Erfolge und weniger Schande und Verfolgung vollbringt. Auf diese Art legen wir nach unserer strengen Gerechtigkeitsliebe mehr Schuld in die Schale des Begünstigten und vermindern sie in der Schale des Bestraften. Der erste ist um so viel schwärzer, als er glücklicher, der zweite um so viel besser, als er unglücklicher ist. Endlich hat der Verfasser vermittelst einer einzigen Erfindung den fürchterlichen Verbrecher mit tausend Fäden an unser Herz geknüpft: der Mordbrenner liebt und wird wieder geliebt.

Räuber Moor ist nicht Dieb, aber Mörder; nicht Schurke, aber Ungeheuer. Wofern ich mich nicht irre, dankt dieser seltene Mensch seine Grundzüge dem Plutarch und Cervantes*, die durch den eigenen Geist des Dichters nach Shakespearischer Manier in einem neuen, wahren und harmonischen Charakter unter sich

* Jedermann kennt den ehrwürdigen Räuber Roque aus dem „Don Quixote".

[1] Aufbieten mit dem Dativ steht mehrfach in Luthers Bibelübersetzung z. B. 1. Makk. 9, 63: „Er ließ den Jüden aufbieten."

amalgamiert sind. In der Vorrede zum ersten Plan ist der Hauptriß von diesem Charakter entworfen. Die gräßlichsten seiner Verbrechen sind weniger die Wirkung bösartiger Leidenschaften als des zerrütteten Systems der guten. Indem er eine Stadt dem Verderben preisgibt, umfaßt er seinen Roller mit ungeheuerm Enthusiasmus; weil er sein Mädchen zu feurig liebt, als sie verlassen zu können, ermordet er sie; weil er zu edel denkt, als ein Sklave der Leute zu sein, wird er ihr Verderber; jede niedrige Leidenschaft ist ihm fremd; die Privaterbitterung gegen den unzärtlichen Vater wütet in einen Universalhaß gegen das ganze Menschengeschlecht aus. „Reue und kein Erbarmen! — Ich möchte das Meer vergiften, daß sie den Tod aus allen Quellen saufen!"[1] Zu groß für die kleine Neigung niederer Seelen, Gefährten im Laster und Elend zu haben, sagt er zu einem Freiwilligen: „Verlaß diesen schrecklichen Bund! Lern' erst die Tiefe des Abgrunds kennen, eh' du hineinspringst! Folge mir! mir! und mach' dich eilig hinweg!"[2] Eben diese Hoheit der Empfindungen begleitet ein unüberwindlicher Heldenmut und eine erstaunenswerte Gegenwart des Geistes. Man erblicke ihn umzingelt in den böhmischen Wäldern, wie er sich aus der Verzweiflung seiner wenigen eine Armee wirbt! Den großen Mann vollendet ein unersättlicher Durst nach Verbesserung und eine rastlose Thätigkeit des Geistes. Welches drängende Chaos von Ideen mag in dem Kopfe wohnen, der eine Wüste fodert, sich zu sammeln, und eine Ewigkeit, sie zu entwickeln! — Das Aug' wurzelt in den erhabenen armen Sünder, wenn schon lange der Vorhang gefallen ist. Er ging auf wie ein Meteor und schwindet wie eine sinkende Sonne.

Einen überlegenden Schurken, dergleichen Franz, der jüngere Moor, ist, auf die Bühne zu bringen, oder besser (der Verfasser gesteht, daß er nie an die Bühne dachte), ihn zum Gegenstand der bildenden Kunst zu machen, heißt mehr gewagt, als das Ansehen Shakespeares, des größten Menschenmalers, der einen Jago

[1] Vgl. Bd. XII, S. 263 (Bd. II, S. 42) Schiller citiert seine Worte etwas ungenau: statt „Erbarmen" heißt es „Gnade", statt „Meer" „Weltmeer", bzw. „Ozean".
[2] Vgl. Bd. XII, S. 298.

und Richard erschuf, entschuldigen, mehr gewagt, als die unglückseligste Plastik der Natur verantworten kann. Wahr ist es — so gewiß diese letztere an lächerlichen Originalen auch die luxurierendste Phantasie des Karikaturisten hinter sich läßt, so gewiß sie zu den bunten Träumen des Narrenmalers Fratzen genug liefert, daß ihre getreuesten Kopisten nicht selten in den Vorwurf der Übertreibung verfallen, so wenig wird sie jedennoch diese Idee unsers Dichters mit einem einzigen Beispiel zu rechtfertigen wissen. Dazu kommt, wenn auch die Natur nach einer hundert- und tausendjährigen Vorbereitung so unbändig über ihre Ufer träte, wenn ich dies auch zugeben könnte: sündigt nicht der Dichter unverzeihlich gegen ihre ersten Gesetze, der dieses Monstrum der sich selbst befleckenden Natur in eine Jünglingsseele verlegt? Noch einmal zugegeben, es sei so möglich — wird nicht ein solcher Mensch erst tausend krumme Labyrinthe der Selbstverschlimmerung durchkriechen, tausend Pflichten verletzen müssen, um sie geringschätzen zu lernen, tausend Rührungen der zum Vollkommenen strebenden Natur verfälschen müssen, um sie belachen zu können? Mit einem Wort: wird er nicht erst alle Auswege[1] versuchen, alle Verirrungen erschöpfen müssen, um dieses abscheuliche non plus ultra mühsam zu erklettern? Die moralischen Veränderungen kennen ebensowenig einen Sprung als die physischen. Auch liebe ich die Natur meiner Gattung zu sehr, als daß ich nicht lieber zehenmal den Dichter verdamme, eh' ich ihr eine solche krebsartige Verderbnis zumute. Mögen noch so viel Eiferer und ungedungene Prediger der Wahrheit von ihren Wolken herunterrufen: „Der Mensch neigt sich ursprünglich zum Verderblichen!" — ich glaub' es nicht, ich denke vielmehr überzeugt zu sein, daß der Zustand des moralischen Übels im Gemüt eines Menschen ein schlechterdings gewaltsamer Zustand sei, welchen zu erreichen zuvörderst das Gleichgewicht der ganzen geistigen Organisation, wenn ich so sagen darf, aufgehoben sein muß so wie das ganze System der tierischen Haushaltung, Kochung und Scheidung, Puls und Nervenkraft durcheinander geworfen sein müssen, eh'

[1] Im Sinne von Abwege, Irrwege.

die Natur einem Fieber oder Konvulsionen Raum gibt. Unserm Jüngling, aufgewachsen im Kreis einer friedlichen, schuldlosen Familie — woher kam ihm eine so herzverderbliche Philosophie? Der Dichter läßt uns diese Frage ganz unbeantwortet. Wir finden zu all denen abscheulichen Grundsätzen und Werken keinen hinreichenden Grund als das armselige Bedürfnis des Künstlers, der, um sein Gemälde auszustaffieren, die ganze menschliche Natur in der Person eines Teufels, der ihre Bildung usurpiert, an den Pranger gestellt hat.[1]

Es sind nicht sowohl gerade die Werke, die uns an diesem grundbösen Menschen empören; es ist auch nicht die abscheuliche Philosophie — es ist vielmehr die Leichtigkeit, womit ihn diese zu jenen bestimmt. Wir hören vielleicht in einem Kreis Vagabunden dergleichen ausschweifende Bonmots über Moralität und Religion; unser inneres Gefühl empört sich dabei, aber wir glauben noch immer unter Menschen zu sein, solang' wir uns überreden können, daß das Herz niemals so grundverderbt werden kann, als die Zunge es auf sich nimmt. Wiederum liefert uns die Geschichte Subjekte, die unsern Franz an unmenschlichen Thaten weit hinter sich lassen*; und doch schüttelt uns dieser Charakter so sehr. Man kann sagen: dort wissen wir nur die Fakta, unsre Phantasie hat Raum, solche Triebfedern darzu zu träumen, als nur immer dergleichen Teufeleien wohl nicht entschuldigen, doch begreiflich machen können; hier zeichnet uns der Dichter selbst die Schranken vor, indem er uns das Triebwerk enthüllt. Unsre Phantasie wird durch historische Fakta gefesselt; wir entsetzen uns über den gräßlichen Sophismen; aber noch scheinen sie uns zu

* Man erzählt von einem Spitzbuben in unsern Gegenden, der mit Gefahr seines Lebens Personen, die er nicht einmal kannte, auf die abscheulichste Weise massakrierte. Wiederum von einem andern, der, ohne einigen Mangel an Nahrungsmitteln zu haben, die Kinder der Nachbarschaft an sich lockte und verzehrte.[2]

[1] Diese scharfe Verurteilung der Charakterschilderung Franz Moors ist schwerlich ganz ernst gemeint. Vgl. „Schillers Dramen" I, S. 86 f.

[2] Nach Goedeke (II, S. 362) stammen diese Bemerkungen aus „Das Außerordentliche, Seltsame und Merkwürdigste vieler Menschen unserer Zeit", Leipzig 1776, S. 118–120, Nr. 135: „Ein berüchtigter Menschenfresser. Jena 1772." Der Menschenfresser wäre danach ein Hirt Namens Johann Nikolaus Goldschmidt aus Eichelborn gewesen.

leicht und lustig zu sein, als daß sie zu wirklichen Verbrechen — darf ich sagen? — erwärmen könnten. Vielleicht gewinnt das Herz des Dichters auf Unkosten seiner dramatischen Schilderei; tausend Mordthaten zu geloben, tausend Menschen in Gedanken zu vernichten, ist leicht. Aber es ist eine herkulische Arbeit, einen einzigen Totschlag wirklich zu begehen. Franz sagt uns in einem Monologen einen wichtigen Grund: „Verflucht sei die Thorheit unserer Ammen und Wärterinnen, die unsre Phantasie mit schrecklichen Märchen verderben und gräßliche Bilder von Strafgerichten in unser weiches Gehirnmark drücken, daß unwillkürliche Schauer die Glieder des Mannes noch in frostige Angst rütteln, unsere kühnste Entschlossenheit sperren"[1] u. s. f. Aber wer weißt es nicht, daß eben diese Spuren der ersten Erziehung in uns unvertilgbar sind? In der neuen Auflage des Stücks hat sich der Dichter gebessert. Der Bösewicht hat seinen Helfershelfer verloren und ist gezwungen, seine eigenen Hände zu brauchen. „Wie? wenn ich selbst hinginge und ihm den Degen in den Leib bohrte hinterrücks? Ein verwundeter Mann ist ein Knabe! — Frisch! ich will's wagen! (Er geht mit starken Schritten fort, bleibt aber plötzlich in schreckhafter Erschlaffung stehen.) Wer schleicht hinter mir? — Gesichter, wie ich noch keine sah! — Schneidende Triller! (Er läßt den Dolch aus dem Kleide fallen.) Durch meine Knochen Zermalmung! Nein! ich will's nicht thun"[2] u. s. f. Der größeste Weichling kann Tyrann und Mörder sein; aber er wird seinen Bravo an der Seite haben und durch den Arm eines im Handwerk erhärteten Buben freveln. Oft ist dies Feigheit; aber laufen nicht auch Schaueranwandlungen der wiederkehrenden Menschheit mit unter?

Dann sind auch die Räsonnements, mit denen er sein Lastersystem aufzustutzen versteht, das Resultat eines aufgeklärten Denkens und liberalen Studiums. Die Begriffe, die sie voraussetzen, hätten ihn notwendig veredeln sollen, und bald verleitet uns der Dichter, die Musen allgemein zu verdammen, die zu dergleichen Schelmereien jemals die Hände führen konnten.

---

[1] Diese Stelle ist in der Bühnenbearbeitung **nicht** enthalten; Schiller citiert also hier doch nach der ursprünglichen Ausgabe. Vgl. Bd II, S. 113.

[2] Vgl. Bd. XII, S. 309 f.

Doch Klag' und kein Ende! Sonst ist dieser Charakter, so sehr er mit der menschlichen Natur mißstimmt, ganz übereinstimmend mit sich selbst. Der Dichter hat alles gethan, was er thun konnte, nachdem er einmal den Menschen überhüpft hatte. Dieser Charakter ist ein eigenes Universum, das ich gern jenseits der sublunarischen Welt, vielleicht in einen Trabanten der Hölle, einquartiert wissen möchte. Seine untreue Seele schlüpft geschmeidig in alle Masken und schmiegt sich in alle Formen; beim Vater hört man ihn beten, schwärmen neben dem Mädchen und neben dem Handlanger lästern. Kriechend, wo er zu bitten hat, Tyrann, wo er befehlen kann; verständig genug, die Bosheit eines andern zu verachten, nie so gerecht, sie bei sich selbst zu verdammen; an Klugheit dem Räuber überlegen, aber hölzern und feig neben dem empfindsamen Helden; vollgepfropft von schweren, entsetzlichen Geheimnissen, daß er selbst seinen Wahnwitz für einen Verräter hält. „(Nachdem er aus einer Raserei, die sich in Ohnmacht verlor, zu sich selbst gebracht ward:) Was hab' ich gesagt? Merke nicht drauf, ich hab' eine Lüge gesagt, es sei, was es wolle."[1] Endlich in der unglücklichen Katastrophe seiner Intrigue, wo er menschlich leidet? — Wie sehr bestätigt dies die allgemeine Erfahrung wieder! Wir rücken ihm näher, sobald er sich uns nähert; seine Verzweiflung fängt an, uns mit seiner Abscheulichkeit zu versöhnen. Ein Teufel, erblickt auf den Foltern der ewigen Verdammnis, würde Menschen weinen machen; wir zittern für ihn und über eben das, was wir so heißgrimmig auf ihn herabwünschten. Selbst der Dichter scheint sich am Schluß seiner Rolle für ihn erwärmt zu haben. Er versuchte durch einen Pinselstrich ihn auch bei uns zu veredeln: „Hier, nimm diesen Degen! Hurtig! Stoß mir ihn rücklings in den Leib, daß nicht diese Buben kommen und treiben ihren Spott aus mir!"[2] Stirbt er nicht bald wie ein großer Mann,[3] die kleine, kriechende Seele?

Es findet sich in der ganzen Tragödie nur ein Frauenzimmer;

[1] Vgl. Bd. XII, S. 328.

[2] Vgl. Bd. XII, S. 331.

[3] Das paßt allenfalls auf die erste Ausgabe, wo Franz wirklich den Mut findet, sich selbst zu erdrosseln, nicht aber auf die Bühnenbearbeitung, wo er sich lebend vor den Bruder schleppen läßt.

man erwartet also billig im Charakter dieser einzigen gewissermaßen die Repräsentantin ihres ganzen Geschlechts. Wenigstens wird die Aufmerksamkeit des Zuschauers und Lesers um so unverwandter auf ihr haften, je einsamer sie im Kreise der Männer und Abenteurer steht; wenigstens wird man von den wilden, stürmischen Empfindungen, worin uns die Räuberszenen herumwerfen, in ihrer sanften weiblichen Seele auszuruhen gedenken. Aber zum Unglück wollte uns der Dichter hier etwas Außerordentliches zukommen lassen und hat uns um das Natürliche gebracht. „Räuber" war einmal die Parole des Stücks; der lärmende Waffenton hat den leisern Flötengesang überstimmt. Der Geist des Dichters scheint sich überhaupt mehr zum Heroischen und Starken zu neigen als zum Weichen und Niedlichen. Er ist glücklich in vollen, saturierten Empfindungen, gut in jedem höchsten Grade der Leidenschaft und in keinem Mittelweg zu gebrauchen. Daher schuf er uns hier ein weibliches Geschöpf, wobei wir, unbeschadet all der schönen Empfindungen, all der liebenswürdigen Schwärmerei, doch immer das vermissen, was wir zuerst suchen: das sanfte, leidende, schmachtende Ding — das Mädchen. Auch handelt sie im ganzen Stück durchaus zu wenig. Ihr Roman bleibt durch die drei ersten Akte immer auf ebenderselben Stelle stehen (so wie, beiläufig zu sagen, das ganze Schauspiel in der Mitte erlahmt). Sie kann sehr artig über ihren Ritter weinen, um den man sie geprellt hat, sie kann auch den Betrüger aus vollem Halse heruntermachen, der ihn weggebissen hat; und doch auf ihrer Seite kein angelegter Plan, den Herzeinzigen entweder zu haben oder zu vergessen oder durch einen andern zu ersetzen. Ich habe mehr als die Hälfte des Stücks gelesen und weiß nicht, was das Mädchen will, oder was der Dichter mit dem Mädchen gewollt hat, ahnde auch nicht, was etwa mit ihr geschehen könnte. Kein zukünftiges Schicksal ist angekündet oder vorbereitet, und zudem läßt ihr Geliebter bis zur letzten Zeile des — dritten Akts kein halbes Wörtchen von ihr fallen.[1] Dieses ist schlechterdings die tödliche Seite des ganzen Stücks, wobei der Dichter ganz unter

[1] Das ist unrichtig; denn schon I, 4 (Bd. XII, S. 257) spricht Karl davon, daß er „in den Armen seiner Amalia" glücklich zu sein hoffe.

dem Mittelmäßigen geblieben ist. Aber vom vierten Akt an wird er ganz wieder er selbst. Mit der Gegenwart ihres Geliebten fängt die interessante Epoche des Mädchens an. Sie glänzt in seinem Strahle, erwärmt sich an seinem Feuer, schmachtet neben dem Starken und ist ein Weib neben dem Mann. Die Szene im Garten, welche der Verfasser in der neuen Auflage verändert liefert, ist ein wahres Gemälde der weiblichen Natur und ungemein treffend für die drangvolle Situation.[1] Nach einem Selbstgespräch, worin sie gegen die Liebe zu Karln (der unter einem fremden Namen ihr Gast ist) als gegen einen Meineid kämpft, erscheint er selbst:

[2]**Räuber Moor.** Ich kam, um Abschied zu nehmen. Doch, Himmel! auf welcher Wallung muß ich Ihnen begegnen?

Amalia. Gehen Sie, Graf — bleiben Sie — glücklich, glücklich, wären Sie nur jetzt nicht gekommen! Wären Sie nie gekommen!

R. Moor. Glücklich wären Sie dann gewesen? — Leben Sie wohl!

Amalia. Um Gottes willen! bleiben Sie — das war nicht meine Meinung! (Die Hände ringend.) Gott! und warum war sie es nicht? — Graf, was that Ihnen das Mädchen, das Sie zur Verbrecherin machen? Was that Ihnen die Liebe, die Sie zerstören?

R. Moor. Sie ermorden mich, Fräulein!

Amalia. Mein Herz so rein, eh' meine Augen Sie sahen! — O daß sie verblindeten, diese Augen, die mein Herz verkehrt haben!

R. Moor. Mir, mir diesen Fluch, mein Engel! Diese Augen sind unschuldig wie dies Herz.

Amalia. Ganz seine Blicke! — Graf, ich beschwöre Sie, kehren Sie diese Blicke von mir, die mein Innerstes durchwüten! — Ihn — ihn selbst heuchelt sie mir in diesen Blicken vor, Phan-

---

[1] Zur Beurteilung dieser Szene in der alten und neuen Bearbeitung vgl. Bd. XII, S. 241, und „Schillers Dramen" I, S. 94.

[2] Vgl. Bd. XII, S. 311 ff. Das Folgende enthält mancherlei kleinere und größere Ungenauigkeiten im Wortlaut die hier nicht einzeln angemerkt werden.

tasie, die Verräterin. — Gehen Sie! Kommen Sie in Krokodilgestalt wieder, und mir ist besser.

R. Moor (mit dem vollen Blick der Liebe) Du lügst, Mädchen!

Amalia (zärtlicher). Und solltest du falsch sein, Graf? Solltest du kurzweilen mit meinem schwachen weiblichen Herzen? — Doch wie kann Falschheit in einem Auge wohnen, das s e i n e n Augen aus dem Spiegel gleicht? — Ach! und erwünscht, wenn es auch wäre! Glücklich, wenn ich dich hassen müßte! — Weh mir, wenn ich dich nicht lieben könnte!

(R. Moor drückt ihre Hand wütend an den Mund.)

Amalia. Deine Küsse brennen wie Feuer.

R. Moor. Meine Seele brennt in ihnen.

Amalia. Geh, noch ist es Zeit! noch! Stark ist die Seele des Mannes — feure auch mich an mit deinem Mut, Mann mit der starken Seele!

R. Moor. Dein Zittern entnervt den Starken. Ich wurzle hier (das Haupt an ihre Brust gedrückt) — und hier will ich sterben.

Amalia. Weg! laß mich! — Was hast du gemacht, Mann? — Weg mit deinen Lippen! Gottloses Feuer schleicht in meinen Adern. (Sie sträubt sich ohnmächtig gegen seine Bestürmungen.) Und mußtest du kommen aus fernen Landen, eine Liebe zu zerstören, die dem Tode trotzte? (Sie drückt ihn fester an die Brust.) Gott vergebe dir's, Jüngling! u. s. f.

Der Ausgang dieser Szene ist höchst tragisch, so wie sie überhaupt zugleich die rührendste und entsetzlichste ist. Der Graf hat ihr den Trauring, den sie ihm vor vielen Jahren gegeben, an den Finger gespielt, ohne daß sie ihn erkannt hätte. Nun ist er mit ihr am Ziele, wo er sie verlassen und sich ihr zu erkennen geben soll. Eine Erzählung ihrer eigenen Geschichte, die sie für eine andere auslegt, war sehr interessant. Sie verteidigt das unglückliche Mädchen. Die Szene endet also:

R. Moor. Meine Amalia ist ein unglückliches Mädchen.

Amalia. Unglücklich, daß sie dich von sich stieß!

R. Moor. Unglücklicher, weil sie mich zwiefach umwindet.

Amalia. O, dann gewiß unglücklich! — Das liebe Mädchen! Sie sei meine Schwester, und dann noch eine bessere Welt —

R. Moor. Wo die Schleier fallen und die Liebe mit Entsetzen zurückprallt — Ewigkeit heißt ihr Name. — Meine Amalia ist ein unglückliches Mädchen.

Amalia (etwas bitter). Sind es alle, die dich lieben und Amalia heißen?

R. Moor. Alle — wenn sie wähnen, einen Engel zu umhalsen, und ein Totschläger in ihren Armen liegt. — Wehe meiner Amalia! sie ist ein unglückliches Mädchen.

Amalia (im Ausdruck der heftigsten Rührung). Ich beweine sie!

R. Moor (nimmt stillschweigend ihre Hand und hält ihr den Ring vor die Augen). Weine über dich selber! (und stürzt hinaus).

Amalia (niedergesunken). Karl! Himmel und Erde!

Noch wär' ein Wort über die zweideutige Katastrophe der ganzen Liebesgeschichte zu sagen. Man frägt: war es tragisch, daß der Liebhaber sein Mädchen ermordet? war es in dem gegebenen Falle natürlich? war es notwendig? war kein minder schrecklicher Ausweg mehr übrig? — Ich will auf das letzte zuerst antworten: Nein! Möglich war keine Vereinigung mehr, unnatürlich und höchst undramatisch wäre eine Resignation gewesen. Zwar vielleicht diese letzte möglich und schön auf seiten des männlichen Räubers, aber wie äußerst widrig auf seiten des Mädchens! Soll sie heimgehen und sich tröften über das, was sie nicht ändern kann? Dann hätte sie nie geliebt. Soll sie sich selbst erstechen? Mir ekelt vor diesem alltäglichen Behulf der schlechten Dramatiker, die ihre Helden über Hals über Kopf abschlachten, damit dem hungrigen Zuschauer die Suppe nicht kalt werde. Nein, man höre vielmehr den Dichter selbst und beantworte sich dann gelegenheitlich auch die übrige Fragen. R. Moor hat Amalien auf einen Stein gesetzt und entblößt ihr den Busen.

[1]**R. Moor.** Schaut diese Schönheit, Banditen! Schmelzt sie euch nicht? — Schaut mich an, Banditen! Jung bin ich und liebe. Hier werd' ich geliebt, angebetet! Bis ans Thor des Paradieses bin ich gekommen — sollten mich meine Brüder zurückschleudern?

(Räuber stimmen ein Gelächter an.)

[1] Bd. XII, S. 341. Vgl. S. 193 Anm. 2.

R. Moor (entschlossen). Genug! Bis hieher Natur! Itzt fängt der Mann an. Auch ich bin der Mordbrenner einer — und (ihnen entgegen mit Majestät) euer Hauptmann! Mit dem Schwert wollt ihr mit euerm Herrn rechten, Banditen? (Mit gebietender Stimme.) Streckt die Gewehre! Euer Herr spricht mit euch.

(Räuber lassen zitternd ihre Waffen fallen)

R. Moor. Seht! Nun seid ihr nichts mehr als Knaben, und ich — bin frei. Frei muß Moor sein, wenn er groß sein will. Um ein Elysium voll Liebe ist mir dieser Triumph nicht feil. — Nennt es nicht Wahnwitz, Banditen, was ihr das Herz nicht habt, Größe zu nennen! Der Witz des Unglücks überflügelt den Schneckengang der ruhigen Weisheit. Thaten wie diese überlegt man, wenn sie gethan sind. Ich will hernach davon reden. (Er ermordet das Mädchen.)

Die Räuber preisen den Sieg ihres Fürsten. Aber nun seine Empfindungen nach der That!

R. Moor. Nun ist sie mein (indem er sie mit dem Schwerte bewacht), mein — oder die Ewigkeit ist die Grille eines Dummkopfs gewesen. Eingesegnet mit dem Schwert, hab' ich heimgeführt meine Braut, vorüber an all den Zauberhunden meines Feindes Verhängnis. — Und er muß süß gewesen sein, der Tod von Bräutigams Händen? Nicht wahr, Amalia?

Amalia (sterbend im Blut). Süße! (Streckt die Hand aus und stirbt.)

R. Moor (zu der Bande). Nun, ihr erbärmlichen Gesellen! Habt ihr noch was zu fordern? Ihr opfertet mir ein Leben auf, ein Leben, das schon nicht mehr euer war, ein Leben voll Abscheulichkeit und Schande. Ich hab' euch einen Engel geschlachtet, Banditen! Wir sind quitt. Auf dieser Leiche liegt meine Handschrift zerrissen. Euch schenk' ich die eurige, u. s. f.

Offenbar krönt diese Wendung das ganze Stück und vollendet den Charakter des Liebhabers und Räubers.

Schlechter bin ich mit dem Vater zufrieden. Er soll zärtlich und schwach sein — und ist klagend und kindisch. Man sieht es schon daraus, daß er die Erfindungen Franzens, die an sich plump und vermessen genug sind, gar zu einfältig glaubt. Ein solcher Charakter kam freilich dem Dichter zu statten, um Franzen zum

Zweck kommen zu lassen. Aber warum gab er nicht lieber dem Vater mehr Witz, um die Intriguen des Sohnes zu verfeinern? Franz muß allem Ansehen nach seinen Vater durchaus gekannt haben, daß er es für unnötig hielt, seine ganze Klugheit an ihm zu verschwenden. Überhaupt muß ich in der Kritik dieses letztern noch nachholen, daß sein Kopf mehr verspricht, als seine Intriguen erfüllen, welche, unter uns gesagt, abenteuerlich, grob und romanhaft sind. So mischt sich in die Bedauernis über den Vater ein gewisses verachtendes Achselzucken, das sein Interesse um vieles schwächt. So gewiß zwar eine gewisse Passivität des Beleidigten unsern Grimm gegen den Beleidiger mehr erhitzt als eine Selbstthätigkeit des erstern, so gehört doch immer ein Grad von Hochachtung gegen ihn dazu, um uns für ihn zu interessieren; und wenn diese Hochachtung nicht auf intellektuelle Vollkommenheiten geht, worauf geht sie sonst? Auf die moralischen? — Aber man weißt, wie genau sich diese letzern mit den ersten amalgamieren müssen, um anziehend zu sein. Überdies ist der alte Moor mehr Betschwester als Christ, der seine religiösen Sprüche aus seiner Bibel herzubeten scheint. Endlich springt der Verfasser mit dem armen Alten gar zu tyrannisch um, und unsrer Meinung nach hätte dieser, wenn er auch dem zweiten Akte entronnen wäre, durch das Schwert des vierten fallen sollen. Er hat ein gar zähes Froschleben, der Mann, das freilich dem Dichter recht à propos kommen mochte. — Doch der Dichter ist ja auch Arzt und wird ihm schon Diät vorgeschrieben haben.

In den kontrastierenden Charakteren der Räuber Roller, Spiegelberg, Schufterle, Kosinsky, Schweizer ist der Verfasser glücklicher gewesen. Jeder hat etwas Auszeichnendes, jeder das, was er haben muß, um auch noch neben dem Hauptmann zu interessieren, ohne ihm Abbruch zu thun. Der Rolle Hermanns, die im ersten Plan höchst fehlerhaft war, ist in der zweiten Auflage eine vorteilhaftere Wendung gegeben. Es ist eine interessante Situation, wie sich in der Mitte des vierten Aktes die beiden Schurken aneinander zerschlagen. So wie sich der Charakter Hermanns erhob, wurde der Charakter des alten Daniels in Schatten gestellt.

Die Sprache und der Dialog dörften sich gleicher bleiben

und im ganzen weniger poetisch sein. Hier ist der Ausdruck lyrisch und episch, dort gar metaphysisch, an einem dritten Ort biblisch, an einem vierten platt. Franz sollte durchaus anders sprechen. Die blumigte Sprache verzeihen wir nur der erhitzten Phantasie, und Franz sollte schlechterdings kalt sein. Das Mädchen hat mir zu viel im Klopstock gelesen. Wenn man es dem Verfasser nicht an den Schönheiten anmerkt, daß er sich in seinen Shakespeare vergafft hat, so merkt man es desto gewisser an den Ausschweifungen. Das Erhabene wird durch poetische Verblümung durchaus nie erhabener, aber die Empfindung wird dadurch verdächtiger. Wo der Dichter am wahrsten fühlte und am durchdringendsten bewegte, sprach er wie unsereiner. Im nächsten Drama erwartet man Besserung, oder man wird ihn zu der Ode verweisen.

Gewisse historische Beziehungen finde ich nicht ganz berichtigt. In der neuen Auflage ist die Geschichte in die Errichtung des deutschen Landfriedens verlegt worden. Das Stück war in der Anlage der Charaktere und der Fabel modern zugeschnitten; die Zeit wurde verändert, Fabel und Charaktere blieben. So entstand ein buntfärbiges Ding, wie die Hosen des Harlekins; alle Personen sprechen um viel zu studiert; itzt findet man Anspielungen auf Sachen, die ein paar hundert Jahre nachher geschahen oder gestattet werden durften.

Auch sollte durchgängig mehr Anstand und Milderung beobachtet sein. Laokoon kann in der Natur aus Schmerz brüllen, aber in der anschaulichen Kunst erlaubt man ihm nur eine leidende Miene. Der Verfasser kann vorwenden: „Ich habe Räuber geschildert, und Räuber bescheiden zu schildern, wär' ein Versehen gegen die Natur." Richtig, Herr Autor! Aber warum haben Sie denn auch Räuber geschildert?

Nun das Stück von seiten seiner Moral? Vielleicht findet der Denker dergleichen darin (besonders, wenn er sie mitbringt); Halbdenkern und ästhetischen Maulaffen darf man es kühnlich konfiszieren.

Endlich der Verfasser — man frägt doch gern nach dem Künstler, wenn man sein Tableau umwendet. Seine Bildung kann schlechterdings nur anschauend gewesen sein; daß er keine Kritik

gelesen, vielleicht auch mit keiner zurecht kommt, lehren mich seine Schönheiten und noch mehr seine kolossalischen Fehler. Er soll ein Arzt bei einem wirtembergischen Grenadierbataillon sein, und wenn das ist, so macht es dem Scharfsinn seines Landesherrn Ehre: so gewiß ich sein Werk verstehe, so muß er starke Dosen in emeticis ebenso lieben als in aestheticis, und ich möchte ihm lieber zehen Pferde als meine Frau zur Kur übergeben.

K . . . . r.

---

6. Anhang über die Vorstellung der Räuber.

Das Stück ist zu verschiedenen Malen in Mannheim gespielt worden. Ich hoffe meine Leser zu verbinden, wenn ich ihnen einen Brief mitteile, den mir mein Korrespondent, der dem Schauspiel zu Gefallen dahin abgereist war, auf Ansuchen darüber geschrieben hat.

Worms, den 15. Jenner 1782.[1]

Vorgestern endlich ging die Vorstellung der Räuber des Herrn Schillers vor sich. Ich komme soeben von der Reise zurück, und noch warm von dem Eindruck, setze ich mich nieder, Ihnen zu schreiben. Nun erst muß ich erstaunen, welche unübersteiglich scheinende Hindernisse der Herr Präsident von Dalberg besiegen mußte, um dem Publikum das Stück auftischen zu können. Der Herr Verfasser hat es freilich für die Bühne umgearbeitet, aber wie? Gewiß auch nur für die, die der thätige Geist Dalbergs beseelt; für alle übrigen, die ich wenigstens kenne, bleibt es nach wie vor ein unregelmäßiges Stück. Unmöglich war's, bei den fünf Akten zu bleiben; der Vorhang fiel zweimal zwischen den Szenen, damit Maschinisten und Schauspieler Zeit gewännen; man spielte Zwischenakte, und so entstanden sieben Aufzüge. Doch das fiel nicht auf. Alle Personen erschienen neu gekleidet, zwei herrliche Dekorationen waren ganz für das Stück gemacht; Herr Danzy[2] hatte auch die Zwischenakte neu aufgesetzt, so daß nur die Unkosten der ersten Vorstellung hundert Dukaten betrugen. Das

---

[1] Geschrieben auf der Rückreise von der ersten Aufführung des Stückes in Mannheim (13. Januar 1782).

[2] Innozenz Danzi, kurpfälzischer Hofmusikus in Mannheim, der die Musik für die Zwischenakte setzte.

Haus war ungewöhnlich voll, daß eine große Menge abgewiesen wurde. Das Stück spielte ganze vier Stunden, und mich deucht, die Schauspieler hatten sich noch beeilet.

Doch Sie werden ungeduldig sein, vom Erfolge zu hören. Im ganzen genommen that es die vortrefflichste Wirkung. Herr Böck, als Räuberhauptmann, erfüllte seine Rolle, soweit es dem Schauspieler möglich war, immer auf der Folter des Affekts gespannt zu liegen. In der mitternächtlichen Szene am Turm hör' ich ihn noch, neben dem Vater knieend, mit aller pathetischen Sprache den Mond und die Sterne beschwören. Sie müssen wissen, daß der Mond, wie ich noch auf keiner Bühne gesehen, gemächlich über den Theaterhorizont lief und nach Maßgabe seines Laufs ein natürliches schreckliches Licht in der Gegend verbreitete. Schade nur, daß Herr Böck für seine Rolle nicht Person genug hat. Ich hatte mir den Räuber hager und groß gedacht.[1] Herr Iffland, der den Franz vorstellte, hat mir (doch entscheidend soll meine Meinung nicht sein) am vorzüglichsten gefallen. Ihnen gesteh' ich es, diese Rolle, die gar nicht für die Bühne ist, hatte ich schon für verloren gehalten, und nie bin ich noch so angenehm betrogen worden. Iffland hat sich in den letztern Szenen als Meister gezeigt. Noch höre ich ihn in der ausdrucksvollen Stellung, die der ganzen laut bejahenden Natur entgegenstund, das ruchlose Nein sagen[2] und dann wiederum, wie von einer unsichtbaren Hand gerührt, ohnmächtig umsinken: „Ja! Ja! — droben einer über den Sternen!" Sie hätten ihn sollen sehen auf den Knieen liegen und beten, als um ihn schon die Gemächer des Schlosses brannten! Wenn nur Herr Iffland seine Worte nicht so verschlänge und sich nicht im Deklamieren so überstürzte! Deutschland wird in diesem jungen Mann noch einen Meister finden. Herr Beil, der herrliche Kopf, war ganz Schweizer. Herr Meyer spielte den Hermann unverbesserlich, auch Kosinsky und Spiegelberg wurden sehr gut getroffen. Madame Toskani gefiel, mir zum mindesten, ungemein. Ich fürchtete anfangs für diese Rolle, denn sie ist dem Dichter an vielen Orten mißlungen. Toskani

[1] Schiller stellte sich ihn hiernach so vor, wie er selbst war.

[2] Theaterbearbeitung V, Ende des ersten Auftritts (Bd. XII, S. 330).

spielte durchaus weich und delikat, auch wirklich mit Ausdruck in den tragischen Situationen, nur zu viel Theateraffektationen und ermüdende, weinerlich klagende Monotonie. Der alte Moor konnte unmöglich gelingen, da er schon von Haus aus durch den Dichter verdorben ist.

Wenn ich Ihnen meine Meinung teutsch heraussagen soll — dieses Stück ist dem ohnerachtet kein Theaterstück. Nehme ich das Schießen, Sengen, Brennen, Stechen und dergleichen hinweg, so ist es für die Bühne ermüdend und schwer. Ich hätte den Verfasser dabei gewünscht; er würde viel ausgestrichen haben, oder er müßte sehr eigenliebig und zäh sein. Mir kam es auch vor, es waren zu viele Realitäten hineingedrängt, die den Haupteindruck belasten. Man hätte drei Theaterstücke daraus machen können, und jedes hätte mehr Wirkung gethan. Man spricht indes Langes und Breites davon. Übermäßige Tadler und übermäßige Lober. Wenigstens ist dies die beste Gewähr für den Geist des Verfassers. Bald werden wir es gedruckt haben. Herr Hofkammerrat Schwan, der zur Aufnahme des Stücks sehr viel beigetragen hatte und ein eifriger Liebhaber davon ist, wird es herausgeben. Ich habe die Ehre zu sein u. s. f.

N.

7. Schwäbischer Musenalmanach auf das Jahr 1782.

Herausgegeben von G. F. Stäudlin.[1] Zu haben bei Cotta.

Bei der gegenwärtigen Mode, Kalender zu machen (Seuche darf ich sie doch nicht nennen, denn man streitet, ob Krankheiten aufkommen, die die Alten nicht schon gehabt haben, und Musenalmanache hatten sie doch wohl nicht), bei der so empfindsamen Witterung im ganzen Teutschland ist eine wirtembergische Blumenlese kein Phänomen mehr. Man beschuldigt sonsten die Schwaben, daß sie erst anfangen, wenn ihre Nachbarn Feierabend machen, und in dieser Hinsicht — gesegnet sei die endliche prophetische Ankunft des schwäbischen Musenalmanachs!

Bücher dieser Art lassen sich nur von drei Seiten ansehen. Entweder sie sind die Freistatt angehender schüchterner Schrift-

[1] Vgl. Bd. I, „Schillers Leben und Werke“, S. 23, und Bd. IX, S. 3

steller, die hinter dieser Tapete Ruf oder Abschreckung vom Publikum erwarten. Man billigt sie in dieser Rücksicht, nur muß letzterer Gehorsam geleistet und jener — nicht vorausgesetzt werden. (Doch auch hiebei die unmaßgebliche Frage: Sind denn unser Klopstock und seinesgleichen wiederum neuerdings begierig worden, das Maß ihres Genies zu wissen, daß ich auch sie in der Gesellschaft finde[1], und lassen sie sich gleich alten Grenadierern im hohen Alter noch messen, um zu erfahren, um wieviel sie zurückschlugen?) — Oder ein Almanach ist der unflätige Kanal, der die Indigestionen der Musen durch die Nasen des Publikums flößet? Pfui ihm, wenn er das wäre! Vielleicht die Bude verlegener Waren, und da lobte ich mir unsere pfiffige Schöngeister, die ihren abgestumpften Witz gelegenheitlich bei dieser letzten Instanz noch umtreiben, gleichwie man veraltete Möbel und abgetragene Kleider nach Auktionen schickt, um ihrer mit Vorteil noch loszuwerden? — Oder endlich, will man dem schönen Geschlecht ein Präsent damit machen? Unnötiger Aufwand! Eben das thut ein bißchen Seife, in Wasser aufgelöst; hübsch durch ein Strohhälmchen dreingeblasen, treibt Bläschen auf, blau, grün, rot, violett und — ei! da freuen sich die Kinder!

Doch daran mag itzo wahr sein, was wolle, gegenwärtiger Almanach ist immerhin nicht der schlechteste in Teutschland. Mir sind schon Kameraden von ihm zu Gesicht gekommen, die nur die Namen großer Dichter bei sich führten, unfruchtbar und arm, wie sie etwa auf ihren Grabmälern stehen dörften. Wenn also ein Musenalmanach der Maßstab der Provinzialkultur ist, so mag Schwaben sich immerhin getrost an die Sachsen und Rheinländer anreihen. Aber der Heerführer der schwäbischen Musen, Herr Stäudlin, gürtet sein Schwert um, dem ganzen unschwäbischen Teutschland ein Generaltreffen zu liefern, und dieses soll kein Haar weniger als das Genie der Provinz entscheiden. Audaces fortuna juvat! Mag sich der Ausländer verschanzen, so gut er kann — heißköpfige Nordländer sind gefährliche Leute. — Es beliebt dem Herausgeber, seine eigene heroische Person einem

[1] In den Musenalmanachen überhaupt, nicht etwa gerade in diesem Schwäbischen, in dem durchaus keine Beiträge Klopstoks standen.

Gärtner zu vergleichen, der einen Versuch in seinem nordischen Klima wagt, ob die herrliche Pflanze des Genies nicht auch hier gedeihe. Wahr ist's, viel thut hiebei die Milde der Zone, viel, sehr viel Begießen und Sonnen, viel ein wohlangebrachter Schnitt; aber der Gärtner muß die Ananas von keinem — Holzapfelkern erwarten!

Davon genug. Unter dem Schwall von Mittelmäßigkeit, dem Froschgequäke der Reimer, hört man noch hie und da einen wahren Saitenklang der Melpomene. Die mehresten Gedichte von Hrn. Thill[1], die „Schwermut" vom Herausgeber selbst, „Laura" vom Verfasser der „Räuber[2]", einige Arbeiten von Reinhard[3] und Conz[4], einige Epigramme von . . . g[5], O[6], und Armbruster[7] verdienen den besten ihrer Art an der Seite zu stehen. . . . g ist für das Sinngedicht gemacht und sollte diese Anlage nicht versäumen. Armbruster ist ganz ohne Bildung; aber er verdiente, gebildet zu werden. Reinhards Poesien verraten die zärtlichste Empfindung und den liebenswürdigsten Charakter ihres Verfassers (er hat sich auch an eine Übersetzung des Tibull gemacht und wird zuverlässig darin glücklich sein). Conz hat den Klopstock studiert und hat einen kühnern, männlichern Ton. Die übrigen machen die Masse.

Dem Almanach ist ein Titelkupfer vorgesetzt[8] und stellt den Aufgang der Sonne überm Schwabenland vor. Potz! was wir Zeitgenossen des 178sten Jahrzehnts nicht erleben! Der Stäudlinsche Almanach die Epoche des Vaterlands! Wenn diese Er-

---

[1] Magister aus Großheppach im Württembergischen.

[2] Bezieht sich auf Schillers Gedicht „Die Entzückung an Laura". Vgl. Bd. IX, S. 3.

[3] Karl Friedrich, Graf von Reinhard (1761—1837) aus Schorndorf in Württemberg, später als Diplomat in französischen Diensten bekannt. Sein „Briefwechsel mit Goethe" erschien 1850.

[4] Karl Philipp Conz (1762—1827), Jugendgespiele Schillers in Lorch, später Prediger und Professor in Tübingen.

[5] Friedrich Haug (1761—1829), Schillers Freund auf der Militärakademie, Sohn des Professors Balthasar Haug, der das „Schwäbische Magazin" redigierte. Vgl. Bd. I, „Schillers Leben und Werke", S. 17.

[6] Die Bedeutung dieses Buchstabens ist unbekannt.

[7] Johann Michael Armbruster (1761—1816), Gärtnerzögling in der Pflanzschule, später Gärtner in Hohenheim.

[8] Das Titelkupfer war von Viktor Heideloff gezeichnet und von N. Heideloff gestochen.

scheinung nicht zum Unstern ein Nordlicht ist, das, wie die Wetterverständige behaupten, Kälte prophezeit, so sehe doch der Epochmacher zu, daß ihr roter, feuriger Morgenstrahl ihm die Augen nicht verblende und er, in der Finsternis taumelnd, an den Schwertspitzen der Kritik sich spieße. Gz.

8. Nanine, oder das besiegte Vorurteil.

Aus dem Französischen des Herrn von Voltaire von Pffr.[1] Stuttgart bei Mäntler. 1781.

Der Übersetzer beweist aus dem „Götz von Berlichingen", dem „Hofmeister"[2] und den „Räubern", daß „Nanine" das einzige Lustspiel in seiner Art sei. Übrigens ist die Übersetzung so gar schlecht nicht, als es die Vorrede schließen läßt. Der Übersetzer ist ein — Kameralist und findet sich also verpflichtet — den vaterländischen Handelsmann mit Makulatur zu versehen. Gz.

9. Kasualgedichte[3] eines Wirtembergers.

Stuttgart bei J. B. Mezler. 1782. 28 Bogen. 8.

Müssen nach dem Zirkel, für den sie ursprünglich bestimmt waren, geschätzt werden; jeder andere, als der die Beziehungen und lokale Anspielungen versteht, wird einseitig und ungerecht davon urteilen. Der Verfasser, ein vortrefflicher Kopf, hat seine eigene komische Laune, die ihn unstrittig zu etwas Besserm als Kasualgedichten berechtigte, wenn er billig genug gegen sich selbst wäre. Schade, daß er sein herrliches Dichtertalent an dem unfruchtbaren Stoff der Hochzeiten und Alltagsleichen verschwendet; wir hätten aus seiner Feder einen guten komischen Roman zu erwarten. Sein Witz ist munter und treffend, seine Verse fließen frei und harmonisch, seine lebhafte Phantasie arbeitet auch aus dem kärglichsten Gegenstand Interesse hervor. Mehr Kasual-

[1] Ferdinand Friedrich Pfeiffer aus Pfullingen, Schillers Mitschüler.
[2] Das bekannteste Stück von Reinhold Lenz.
[3] Der Verfasser dieser „Gelegenheitsgedichte" war der Pfarrer Johann Ulrich Schwindrazheim in Gomaringen, geb. 1736

gedichte von diesem Wert könnten uns mit diesen Bastardtöchtern der Musen versöhnen. Weniger glücklich ist der Verf. in Elegieen; wo er tragisch sein will, wird er oft gotisch und burlesk, prosaisch, wo er erhaben sein soll. Gleich das erste Gedicht auf den Tod seines Vaters ist ein Beweis davon, das, so kühne und herrliche Gedanken es auch hat, durch biblische Ausdrücke und gemeine Redensarten hie und da von seinem poetischen Werte verliert.

Eben dieses Gedicht hebt jedoch feierlich und traurig erhaben an. Er fodert ein Lied von dem Schmerzen —

„Ein Waisenlied, nicht, wo die Trauer prahlt,
Der Gram sich zeigt und Boy[1] wie Flitter strahlt
Und an der Gruft, solang' die Lampen scheinen,
Die Muse weint, wie Klageweiber weinen.

„Mein Vater stirbt! Mein Vater! Welcher Raub!
Blut, werde du, wie seins, zu Totenstaub!
Du, Puls, zum Erz, du, fleischern Aug', zum Steine!
Wo nicht, o Gott! so dulde — daß ich weine!

„Und du — ach du! Wenn droben Pausen sind,
So höre jetzt! — Nein, höre nicht dein Kind!
Und fahre fort, am hohen Lied zu trinken!
Du flogst zu hoch, zum Gram herabzusinken."

Noch eine Stelle erlaube ich mir aus den elegischen Gedichten auszuzeichnen (die komischen muß man ganz lesen, die Wahl würde mir auch zu schwer sein, unter so vielen guten das beste zu finden). Die versprochene Stelle kommt aus einem langen historischen Gedicht, worin der Verf. eine unglückliche Reise beschreibt. Der Wagen hatte umgeschlagen, der Fuhrmann das Bein gebrochen:

(S. 397:) „Aus des Fuhrmanns Strumpf hervor
Ragte sein gebrochnes Rohr.

„Zweifach war des Rohres Bruch,
Schauervoll des Mannes Spruch:
‚Herr, da sieht Er meinen Fuß;
Sag' Er, ob ich sterben muß!'

[1] Ein tuchartiges Zeug, meist von schwarzer Farbe, daher zur Trauer gebraucht. So bei Musäus (nach Sanders): „Weinte, hüllte sich in Boi und Flor."

„Winselnd streckt er dann den Arm,
Mich zu fassen: ‚Gott erbarm'!
Sieben Kinder! dieser Fuß!
Glaubt Er, daß ich sterben muß?'“

An dergleichen fürtrefflichen Schilderungen ist dieses Gedicht sowie viele andere fruchtbar. Doch hätte mir im ganzen eine strengere Auswahl nicht mißfallen. Der Verfasser scheint sich in die Alten studiert zu haben[1] und wenig auf das Lesen der Neuen zu verwenden. Ob er daran recht oder unrecht thue, entscheid' ich nicht. Doch ist das gewiß, er wird auf diesem Wege gewisser zum Ziele kommen als sein Herr Vorgänger in dieser Bibliothek[2] — auf dem andern.

Schließlich lege ich den Lesern eine schon oft gemachte Frage vor: Warum unterdrücken unsere bessern Köpfe so oft ihr glücklichstes Talent, mit dessen Hälfte vielleicht ein Ausländer Wundergeschrei macht? Ist es schwäbische Blödigkeit? Ist es Zwang ihrer Lage? Gz.

---

10. Vermischte teutsche und französische Poesien, von *[3].

Vermehrte und verbesserte Auflage. Frankfurt und Leipzig. (Oder eigentlich: Stuttgart und Tübingen.[4]) 1782. 8. 7 Bogen.

Von der ersten Auflage habe ich weder gesehen noch gehört[5]; ich nehme also so lange das Buch für neu. Der anonymische Verfasser gab nur in Nebenstunden den Musen Gehör; er fand an soliden Wissenschaften mehr Geschmack, hat Philosophen und Mathematiker studiert und hätte, wie es scheint, gern, daß dies auch

---

[1] Schwindrazheim war mehrere Jahre Dozent an der lateinischen Schule zu Ludwigsburg gewesen.

[2] Diese Recensionen standen im „Wirtembergischen Repertorium“ unter der Rubrik „Wirtembergische Bibliothek“. „Vorgänger“ heißt wohl derjenige, dessen Buch vorher recensiert war, also Pfeiffer (vgl. Nr. 8), dessen französische Richtung Schiller weniger billigt als Schwindrazheims einseitiges Studium der Alten.

[3] Der Verfasser war Johann Christoph Schwab, seit 1778 Professor an der Militärakademie.

[4] Vgl. den Anfang der (wahrscheinlich von Petersen herrührenden) Anzeige der „Räuber“ in Haugs „Zustand der Wissenschaften und Künste in Schwaben“ 1781, S. 467: „Frankfurt und Leipzig ist allemal der Druckort, wenn man den wahren nicht sagen will.“

[5] Doch waren schon 1775 von demselben Verfasser in Bern „Zwölf Gedichte“ erschienen.

seine Leser wüßten. Solang' er also nicht für die Dichtkunst allein vorhanden zu sein ausgibt, solange bleiben seine Verse lobenswert und gut; falls er aber seinen alten Beruf zum Helikon weiter urgieren wollte, hätten wir einige Bestellungen an ihn, wie folget.

Allerdings sind seine Poesien rein, angenehm und fließend versifiziert. Es fehlt ihnen nicht an Empfindung und ebensowenig an Gedanken; aber neu sind sie eben nicht, selbst nicht in der Form. Originalität mutet man freilich nicht jedem zu, aber überrascht will man doch sein. Ich meine das ganze Buch schon gelesen zu haben, wenn ich den ersten Blick darauf werfe, und doch kann ich beteuern, daß mir mein Lebtag nichts davon zu Gesicht gekommen. Dieses weggerechnet, bin ich mit dem Dichter zufrieden. Er hat wahre, mehr zärtliche als starke Empfindung, einen mildern, gemäßigtern Schwung der Phantasie (nicht den feurigen, heftigen unserer Kraftmänner, der mehr umreißt als rühret), gute Lektüre und ein metrisches Ohr. Die Gedichte an seine Daphne sind voll herzlicher, süßer Empfindungen und verdienen, von jedermann gelesen und empfunden zu werden. Freilich mag das Publikum das große und warme Interesse dafür nicht haben, als die Hausfrau des Dichters gehegt haben muß, wie er selbst nicht vorbeiläßt, anzumerken. Die Ode „Stimme der Philosophie" hat etliche sehr glückliche Strophen, die ich beinah' hier beisetzen möchte. Das Brautgedicht des Verfassers, sein „Dasein" und einige Sinngedichte haben uns sehr wohlgefallen, ob sie schon nur mir allein hätten gefallen sollen.[1]

Was der Verfasser mit Misogallen[2] will, verstehen wir nur halb. Gute französische Poesien wird kein Deutscher verachten, es müßte denn einer von den eingebildeten handfesten Patrioten sein, der den Geschmack seines Vaterlands mit dem Dreschprügel rettet.

Was aber die französische Poesien des Herrn Verfassers betrifft, so kommt es mir hiebei ein klein wenig verdächtig vor. Es ist wahr, er kann sein Französisch so ziemlich (und wie, wenn wir eben das bei dieser Gelegenheit hätten erfahren sollen?); aber

---

[1] Scherzhafte Beziehung auf das Sinngedicht „Wir", worin der übliche Gebrauch des „wir" statt „ich" in Recensionen verspottet wird.

[2] Franzosenhasser.

zuweilen scheint es auch nur ein schlauer Behulf zu sein, Werkeltagsgedanken mit gallischen Flittern zu bedecken.

„L'inconstance d'une belle
N'est pas un petit malheur."

Das fließt ja scharmant im Original! Der Teutsche hat die üble Gewohnheit, seine Meinung von der Brust weg zu sagen; er drückt also diesen zierlichen Vers ganz plump aus:

„Die Unbeständigkeit einer Schönen
Ist kein kleines Unglück."

Der Fuchs finde die Poesie! — Nun, einen Schritt vorwärts; plump teutsch:

„Aber das Ding bei Nahem besehen,
Bist du vielleicht, wenn man alles rechnet,
Selbst die Ursache
Ihrer Untreu'."

Da hat's der Herr! Hätte sich das nicht besser französisch sagen lassen?

„Mais voyons de près la chose,
Peut-être, tout bien compté,
Tu seras toi-même cause
De son infidélité."

Sonst hab' ich an dem Verfasser noch wahrgenommen, daß er sein Publikum gar zu einfältig voraussetzt. Was er uns in der Vorrede und in den Noten nicht alles begreiflich macht! In seinem Gedicht an die Genfer ist er gar zu besorgt gewesen; man würde darum noch keine Revolte gegen den Souverän gemacht haben, wenn er sich auch die Note erspart hätte. Endlich, wenn der Gedanke, den Jakob Rousseau zu mißhandeln, in der Peterskirche zu Genève ist ausgebrütet worden, so müssen dort wohl nicht alle Gedanken so römisch[1] sein. Gz.

---

[1] Hier im Sinne von republikanisch, freiheitlich. Da der Verfasser am Schluß seines Gedichtes „An die Genfer, als sie im Jahre 1768 die Autorität ihres Rates einschränkten" die Bemerkung hinzugefügt hatte, in der Peterskirche zu Genf, wo die Volksversammlungen stattfänden, seien „gewiß mehr römische Gedanken gedacht worden" als in der Peterskirche zu Rom, so weist Schiller darauf hin, daß hier doch auch der berüchtigte Beschluß der Genfer Regierung gefaßt worden sei, Rousseaus „Emile" durch Henkershand verbrennen zu lassen.

11. Zustand der Wissenschaften und Künste in Schwaben.[1]

Drittes Stück. Augsburg bei Stage. 1782. 17 Bogen in 8.

Pardon dem Herausgeber!
Er will ja aufhören. H.

---

12. Vermischte poetische Stücke

von G. F. Stäudlin.[2]

Tübingen bei Johann Georg Cotta. 1782. 100 Seiten in 8°.

Pegasus hat bei Herrn Stäudlin einen harten Dienst. Kaum kömmt das arme Tier mit etlichen Blümchen vom Helikon nach Wirtemberg zurück, so fühlt es schon wieder die klatschende Peitsche unsers Dichters. Kein Wunder also, daß es nur bis an die Pfützen des Musenbergs kommen kann, wo die Hundsviolen und andre gemeine Blumen stehen und einem nicht gar lieblich in die Nase riechen. Andernseits wird auch Kronos[3] übel zu sprechen sein. Der gute Greis hätte vielleicht in einer sehr heitern Laune etliche Kindlein des Verfassers aufgepackt und mit in das nächste Jahrhundert genommen; aber wenn er eine so schreckliche, täglich wachsende Menge sieht, so muß er unwillig werden und den ganzen poetischen Plunder stehen lassen.

So dachten wir ganz leise, als uns das Büchlein zu Gesichte kam. Wir lasen es aufmerksam, lasen es wieder und fanden, daß unsre Ahndung uns nicht getäuschet hatte. Wenn in unserm philosophisch kalten Zeitalter und nach so vielen trefflichen Dichtern ein neuer Sänger Aufsehen erregen und, was unendlich mehr heißt, auf Gesinnungen und das ganze System unsrer Empfindungen tief und daurend wirken will, so muß er etliche seltene Eigenschaften vereiniget haben. Aber eben die Haupterfordernis, eignes Gefühl, scheint Herrn Stäudlin ganz zu mangeln. Seine

---

[1] Diese Zeitschrift wurde von Balthasar Haug als Fortsetzung des „Schwäbischen Magazins" herausgegeben. Es erschienen nur drei Stücke 1781, und der Herausgeber erklärte in der Vorrede zum dritten, sobald eine andere gelehrte Zeitung, die von der „Karls-Universität in Stuttgart" zu erwarten sei, ins Leben trete, solle die seinige eingehen. Der geistig recht dürftige Inhalt der Zeitschrift veranlaßte Schillers Spott.

[2] Über Stäudlin und Schillers Fehde mit ihm vgl. die Einleitung.

[3] Der Gott der Zeit.

Lieder sind nicht Ausflüsse eines vollen, von einer Empfindung vollen Herzens[1], sondern Bildwerke einer mittleren Phantasie, welche die Materalien des Gedächtnisses in allerlei wohllautende, aber nicht originelle Formen zu bringen weiß. In wahrer Begeisterung sind keine geschrieben, wie es schon allein aus dem Eingange der meisten erhellt. In dem überwallenden Gefühl wird der wahre Dichter unwillkürlich in den Gegenstand hingerissen; unsrer aber, wenn er z. B. von Rousseau singt, ladet die Begeisterung in einem langen, geblümelten Komplimente ein; und da müßte denn die Göttin gar besonders sein, wenn sie nicht manchmal einen kurzen, wiewohl frostigen Besuch ablegen wollte.

So denken wir von den Stäudlinischen Gedichten überhaupt. Jedes dieser Sammlung insbesondere durchzugehen, verbietet uns die bestimmte Kürze. Doch müssen wir bei einigen noch etwas anmerken. Die Zuschrift an Stolberg ist, einige Elisionen ungerechnet, voll Wohlklang (wie überhaupt alle Gedichte), aber ein schwülstiges, widriges Ding. Wenn unser Sänger bei diesem mittelmäßigen Gegenstande die poetischen Backen so voll nimmt, so müssen sie zerspringen, wenn er verhältnismäßig von Wieland Klopstock, Young, Ossian und andern singen wollte. Aber eben dies ist der Probierstein der Nichtbegeisterung. Herr Stäudlin sagt, er würde vielleicht die strahlenden Höhen seines Freundes erreichen

„Wenn alle Lieder, die in der Seele mir
Noch schlummern, kühn und stark, wie junge
Schlafende Helden zur Schlacht, erwachen."

Dies ist Nichtsinn, leerer Schellenklang, wenn der Verfasser nicht auf die Schlacht mit der Kritik zielte oder gar offenherzig gestand, er müsse seine Lieder herauskommandieren, wie unsere heutige Helden zu den Treffen es werden müssen. In der letzten Strophe zerschmilzt er gar in den süßen, tollen Wahn

„Wenn in Elysium
Mich heißen Dankes meines Maro
Schatten, wie dich dein Homer, umarmet."

[1] Citat aus Goethes „Götz", wo Franz zu Weislingen sagt: „So fühl' ich denn im Augenblick, was den Dichter macht, ein volles, ganz von einer Empfindung volles Herz!"

Die Aufgeblasenheit dieser Herren steigt in der That bis zum Unverschämten, denn sie sagen also: sie erst hätten Homers und Virgils Verdienste in das Licht gesetzt und die Süßigkeiten derselben der Welt zu kosten gegeben. O glücklich, wenn es nicht einmal schallet: procul, profanum vulgus![1]

Das „Hochgericht" hat einige sehr schöne Stellen wie auch „Stellas Geburt". Aber warum rührt letzteres so wenig? Weil es mehr Malerei als Ausguß eines wahrhaftig empfindenden Herzens ist. Kleists „Amynt"[2] wird ungeachtet des geringern poetischen Aufwandes weit länger im Munde und Herzen des Volks bleiben. „Das sterbende Mädchen" ist eins der artigsten. Mit dem achten Stücke, „Das Kraftgenie" betitelt, ist Herrn Stäudlin ein garstiger Possen widerfahren, wie man uns geschrieben hat. Der Drucker vergriff sich und druckte dieses fremde Stück, das eigentlich eine Satire auf Herrn Stäudlin selber ist, wiewohl es durch die Aussagen von Trauerspiel, Shakespeare, Laura versteckt werden sollte.[3] Wir halten noch zu viel auf unsern Dichter, als daß wir ihn nicht einer bessern Satire würdig halten sollten. Alle Gedanken des Gedichts sind ohne allen Zweifel Aussprüche einiger Studenten im Bierrausche, die ein guter Reimer in diese Gestalt gegossen hat. Der „Hymnus an die Schönheit" ist ein überladnes gotisches Gemälde voll Nichtsinn und Verwirrung. Die Elegie auf Rousseau ist wenigstens nicht allenthalben schwülstig und überspannt, aber die Vergleichung zwischen diesem Philosophen und Bodmer ist äußerst schief und hinkend.

---

[1] Vermischung von zwei bekannten Stellen: Virgil, „Äneis" VI, 258, „procul, o procul este profani", und Horaz, „Oden" III, 1,1: „Odi profanum vulgus."

[2] Eine der „Idyllen" von Ewald von Kleist.

[3] Stäudlin, durch Schillers mannigfache Angriffe, besonders in der „Anthologie", heftig gereizt, hatte in dem hier genannten Gedicht einen unverhohlenen und plumpen Ausfall auf Schiller gemacht. Die bezeichnendsten Strophen des Gedichtes lauten:

„Ich bin und heiße Kraftgenie,
Ein Lieblingssohn der Phantasie!
Seit Vater Lohenstein erblich,
Ging nie ein Geist hervor wie ich.

„Ich schwinge mich, ein Ritter groß,
Auf Shakespeares rasches Flügelroß
Und renne stolz wie Philipps Sohn
Auf seinem Bucephal davon.

13. Anthologie auf das Jahr 1782.[1]

Gedruckt in einer Buchdruckerei zu Tobolsko. Mit einem schönen Apollokopf. 18 Bogen. 8.

Schon wieder eine wirtembergische Blumenlese? Sie wachsen nach wie die Köpfe der Hydra! Kaum haben wir einen Kopf von den Schultern gespielt, husch! springt schon ein zweiter, groszer[2] und trotziger, aus dem Rumpfe. — Und eine Anthologie aus Tobolsko! Auf was doch die Herren Entrepreneurs nicht alle verfallen! Auch den Norden verschonen sie nicht und beschmutzen das schuldlose Sibirien mit ihrer poetischen Dinte. Warum der Anthologist sein Vaterland verleugnet, mag er wissen. Sonst trompetet er sich mit einem ziemlich brutalen Motto voraus, wenn es anders nicht Anspielung ist: „Tum primum radiis gelidi incaluere triones.“[3] In der Vorrede wird verhoffentlich[4] über die andern Musensammlungen (doch hie und da nicht mit Unrecht) geschimpft und auf den schwäbischen Almanach[5], als den Amtsbruder, spöttisch geschielt. Der Herausgeber mag dem Herrn Städele nicht hold sein und zupft ihn, wo er kann; mag er recht haben oder nicht, uns miszfällt diese beiderseits läppische Zänkerei. Das Buch wird dem Tod zugeschrieben, und der Autor verrät sich, dasz er ein Arzt ist.

„Da gafft mit staunendem Gesicht
Das ganze Volk mich an und spricht:
‚Seht doch den groszen Wundersmann,
Seht Deutschlands neuen Shakespeare an!‘

„Was soll mir das Kastratenheer
Und all die Zwerge um mich her?
Ich stelle nur Kolossen auf
Und drücke Shakespeares Stempel drauf.

„Da leset, habt ihr Kraftgefühl,
Da leset mal mein Trauerspiel!“ u. s. w.

Schiller macht sich den Spasz, zu versichern, dasz das Gedicht eigentlich auf Stäudlin selbst gemünzt sei; aber selbst dafür, setzt er ironisch hinzu, sei es doch noch allzu schlecht.

[1] Selbstrecension Schillers.

[2] Für „gröszer“, wahrscheinlich nur Druckfehler. Für den Komparativ ohne Umlaut führt Sanders ein Beispiel aus dem 16. Jahrhundert an.

[3] Vgl. Bd. IX, S. 42, Anmerkung 6.

[4] D. h. wie man es verhoffen, erwarten konnte.

[5] Über Stäudlins „Schwäbischen Musenalmanach“ vgl. Bd. IX, S. 3. Der Name „Städele“ ist wohl absichtliche, neckische Verwechselung mit einem überaus unbedeutenden Dichter dieses Namens aus Memmingen. Vgl. Weltrich, S. 563.

Die Gedichte selbst sind nicht alle von den gewöhnlichen; acht, an Laura gerichtet, in einem eigenen Tone, mit brennender Phantasie und tiefem Gefühl geschrieben, unterscheiden sich vorteilhaft von den übrigen. Aber überspannt sind sie alle und verraten eine allzu unbändige Imagination; hie und da bemerke ich auch eine schlüpfrige, sinnliche Stelle, in Platonischen Schwulst verschleiert. Das Gedicht „An Rousseau", die „Elegie auf einen Jüngling", „An die Sonne", „An Gott", „Größe der Welt", „In einer Bataille", „Die Freundschaft", „Fluch eines Eifersüchtigen", „Die schlimmen Monarchen" u. s. f. enthalten starke, kühne und wahr poetische Züge. Zärtlich weich und gefühlvoll sind „Die Kindsmörderin", „Der Triumph der Liebe" (wahrscheinlich auf Veranlassung der „Nachtfeier der Venus" von Bürger[1] geschrieben), „An mein Täubchen", „An Minna", „Morgenphantasie", „Der Unterschied", „An Fanny", „An den Frühling". In einigen andern, als z. E. dem „Fragment an einen Moralisten", vorzüglich den „Kastraten und Männern", der „Vergleichung" und einigen Sinngedichten, fällt ein schlüpfriger Witz und Petronische[2] Unart auf. Einige darunter sind launisch und satirisch, als „Bacchus im Triller", „Der hypochondrische Pluto", „Die Rache der Musen", „Baurenständchen" u. s. f. Doch sehr oft ist der Witz auch gezwungen und ungeheuer. Im ganzen sind fast alle Gedichte zu lang, und der Kern des Gedankens wird von langweiligen Verzierungen überladen und erstickt. Die meisten der „Sinngedichte" scheinen mehr da zu sein, die Lücken zwischen größern auszufüllen, und sagen nichts. „Der wirtschaftliche Tod", „An den Galgen zu schreiben", „Spinoza", „Die Alten und Neuen" und einige wenige sind treffend und gut. Auch merke ich, daß sich ein Verfasser hinter mehrere Anfangsbuchstaben verschanzt hat. Er hat bei manchen Gedichten wohlgethan; aber so gar fein ist dieses Stratagem eben nicht ausgefallen. Viele Stellen sind von edelm Freiheitsgeiste belebt, und feile Lobreden findet man hier

[1] Vgl. Bd. I, S. 317.

[2] Petronius Arbiter zur Zeit Neros (gest. 66 n. Chr.) schildert in seinem „Satyricon", einer Art von Roman, die sittlichen Zustände seiner Zeit mit höchst realistischen Zügen.

nicht. Eine strengere Feile wäre indes durchaus nötig gewesen und überhaupt unter den Gedichten selbst eine strengere Wahl. Aber das Buch mußte eben dick werden und seine achtzehn Bögen haben; was kümmert es den Anthologisten, ob er unter die Narzissen und Nelken auch hie und da Stinkrosen und Gänseblumen bindet? — Dessenungeachtet hat diese Sammlung manche ihrer Schwestern in Schatten gestellt, und zu wünschen wäre es immer, daß Teutschland mit keiner schlechtern heimgesucht würde. Möchten sich doch unsere junge Dichter überzeugen, daß Überspannung nicht Stärke, daß Verletzung der Regeln des Geschmacks und des Wohlstands nicht Kühnheit und Originalität, daß Phantasie nicht Empfindung und eine hochtrabende Ruhmredigkeit der Talisman nicht sei, von welchem die Pfeile der Kritik splitternd zurückprellen; möchten sie zu den alten Griechen und Römern wieder in die Schule gehen und ihren bescheidenen Kleist, Uz und Gellert wieder zur Hand nehmen; möchten sie — doch was sollten sie nicht alle mögen! Unsere modischen Skribenten wissen gar zu gut, was sie dem gegenwärtigen Geschmack auftischen müssen, um Entree zu bekommen. — Diese Anthologie scheint sich jedoch, wenn sie die Absicht, jedermänniglich zu gefallen, hätte, schlimm betrogen zu finden; denn der darin herrschende Ton ist durchaus zu eigen, zu tief und zu männlich, als daß er unsern zuckersüßen Schwätzern und Schwätzerinnen behagen könnte. Gz.

14. Schreiben über einen Versuch in Grabmälern nebst Proben.[1]

Meine Beschäftigung hat eigentlich bloß Teutsche zum Gegenstande, die durch Verdienst, durch Unglück und durch Größe merkwürdig und interessant sind. Diejenigen, welchen ich bereits nachgesonnen habe, sind Kaiser Karl der Große, Herzog Ernst von Gotha[2], Franz von

[1] Die hier klein gedruckten Worte rühren nicht von Schiller her, sondern von Johann Jakob Atzel (1754—1820), einem Architekten, später Bauinspektor in Ansbach. Schiller verfaßte zu diesem Aufsatze nur die lateinischen Inschriften.

[2] Ernst der Fromme (1601—75), ein in Krieg und Frieden ausgezeichneter Regent, der von Cromwell zu den drei klügsten Fürsten gezählt wurde.

Sickingen, Luther, Melanchthon, Leibniz, Thomasius, Spener, Klopstock, Haller, Lambert[1]; von Wirtembergern aber insbesondere sind es Herzog Christoph[2], Kepler, Valentin Andreä[3] und von jetzt Lebenden — ein Landgeistlicher.

Um Ihnen meine Behandlungsart in etwas anschaulich zu machen, setz' ich hier die Beschreibung einiger Grabmäler als Proben her.

Luther.

Über seinem Sarge, der an der Wand auf einem Felsen steht, ist hinter der aufgeschlagenen Bibel der Sonnenaufgang in musivischer Arbeit gemalt. Eine starke Guirlande von Eichenlaub und Palmen bekränzet Sarg und Medaillon.

Die Inschrift heißt:

MARTINVS LVTHERVS
IN TERRA NOTVS
ET COELO ET INFERNO[4].

Das Denkmal steht auf einem freien, erhabenen Platz.

Kepler.

Die Urne, mit mathematischen Instrumenten umgeben, stehet auf einem vollkommenen Würfel, wo in einem Basrelief Kepler vorgestellt ist, welchem die in die Sphären deutende Astronomie Flügel gibt. Newton folgt der Fackel nach, die ihm Kepler darhält. Im Vorgrund sitzt das Glück, das Keplern den Rücken kehrt.[5] Auf der entgegengesetzten Seite weint die Nachwelt, und auf den zwo andern Seiten sind seine Werke mit Lorbeern umwunden.

IOANNES KEPLERVS
FORTVNA MAIOR
NEVTONI
PER SIDERA
DVCTOR.[6]

Der Platz ist in einer einsamen, melancholischen Gegend.

[1] Johann Heinrich Lambert (1728—77) aus Mühlhausen, berühmter Mathematiker und Philosoph.

[2] Gilt für einen der trefflichsten Regenten Württembergs, regierte 1550—68.

[3] Hofprediger in Stuttgart (1586—1654). Eine sehr ausführliche Lebensbeschreibung des verdienten Mannes in demselben „Wirtembergischen Repertorium" schließt mit den Worten: „Könnt' ich jemand zum Besten der Kirche von den Toten erwecken, es wäre Valentin Andreä."

[4] Martin Luther, auf Erden bekannt, im Himmel und in der Hölle.

[5] Johannes Kepler (1571—1630), geboren in Böblingen in Württemberg, hatte bekanntlich den größten Teil seines Lebens mit der bittersten Not zu kämpfen.

[6] Johannes Kepler, größer als das Schicksal, dem Newton ein Führer durch die Sternenwelt.

Haller.

Über dem Sarge zerreißt die Philosophie den Schleier, der über die Natur herabhing. Seine Werke, mit Lorbeer in den Schlangenstab[1] und eine Leier gebunden, liegen auf dem Sarge umher. Auf der entgegengesetzten Seite weint Hygiäa über sein Medaillon hin.

Die Inschrift heißt:

CORPORI LEGES
ANIMO OFFICIA
ASSIGNAVIT.[2]

Der Platz ist auf einem Hügel außer dem Kirchhof.

Klopstock.

An einer hohen, einfachen Pyramide, worauf seine Urne steht, über welcher ein Adler ruhet, der zum Himmel sieht, hängt die Religion eine Harfe auf. Vor der Religion liegt knieend mit zerbrochenen Ketten Abbadonna[3], der mit der rechten Hand das Kreuz faßt, mit der linken auf das Medaillon hin zeigt. Am Fuß der Pyramide stehet die Inschrift:

GRATIAM
CECINIT
TERRIS ET INFERIS.[4]

Der Platz ist seinem Wunsche nach in einem feierlichen Eichenhaine.

J. A — l.

(Die Fortsetzung künftig.)

---

15. Zur Erinnerung an das Publikum.[5]

Eigentlich sollte das Tableau für den Künstler reden und er selbst die Entscheidung hinter dem Vorhang erwarten. Es ist jetzt auch meine Absicht nicht, das Urteil der Zuschauer für meine Manier zu bestechen, und der Faden des Trauerspiels liegt nicht sehr versteckt. Dennoch setze ich einen zu großen Wert in die Aufmerksamkeit meines Publikums, als daß ich ihm nicht auch

---

[1] Symbol des Asklepios, die Arzneikunst bedeutend.

[2] Dem Körper wies er seine Gesetze zu, dem Geiste seine Pflichten.

[3] Klopstocks reuiger Teufel im „Messias".

[4] Die Gnade sang er der Welt und der Unterwelt.

[5] Diese Ankündigung wurde am Tage der ersten Aufführung des „Fiesko", wie es seit Schillers „Räubern" in Mannheim üblich war, neben dem Theaterzettel öffentlich angeschlagen.

die wenigen Augenblicke sollte zu retten suchen, die darauf gehen würden, bis es ihn fände.

Fiesko ist der große Punkt dieses Stücks, gegen welchen sich alle darin spielende Handlungen und Charaktere gleich Strömen nach dem Weltmeer hinsenken — Fiesko, von dem ich vorläufig nichts Empfehlenderes weiß, als daß ihn J. J. Rousseau im Herzen trug[1] — Fiesko, ein großer, fruchtbarer Kopf, der unter der täuschenden Hülle eines weichlichen, epikurischen Müßiggangs in stiller, geräuschloser Dunkelheit, gleich dem gebärenden Geist auf dem Chaos, einsam und unbehorcht eine Welt ausbrütet und die leere, lächelnde Miene eines Taugenichts lügt, während daß Riesenplane und wütende Wünsche in seinem brennenden Busen gären — Fiesko, der, lange genug mißkannt, endlich einem Gott gleich hervortritt, das reife, vollendete Werk vor erstaunende Augen stellt und ein gelassener Zuschauer dasteht, wenn die Räder der großen Maschine dem gewünschten Ziele unfehlbar entgegenlaufen — Fiesko, der nichts fürchtet, als seinesgleichen zu finden, der stolzer darauf ist, sein eigenes Herz zu besiegen als einen furchtbaren Staat — Fiesko, der zuletzt den verführerischen, schimmernden Preis seiner Arbeit, die Krone von Genua, mit göttlicher Selbstüberwindung hinwegwirft und eine höhere Wollust darin findet, der glücklichste Bürger als der Fürst seines Volks zu sein.[2]

Man erwartet vielleicht, daß ich die Freiheiten rechtfertige, die ich mir in diesem umgeformten Fiesko gegen die historische Wahrheit, ja gegen meine erste Darstellung selbst erlaubte. Nach jener sowohl als nach dieser arbeitet der Graf auf den Umsturz der Republik, in beiden kommt er in der Verschwörung um. Mit der Historie getraue ich mir bald fertig zu werden, denn ich bin nicht sein Geschichtschreiber, und eine einzige große Aufwallung, die ich durch die gewagte Erdichtung in der Brust meiner Zuschauer bewirke, wiegt bei mir die strengste historische Genauigkeit auf. Der Genueser Fiesko sollte zu meinem Fiesko

[1] Vgl. Band II, S. 161 und Anmerkung.

[2] Dies paßt nicht auf die ursprüngliche Fassung des Stückes, sondern nur auf den Schluß der Theaterbearbeitung, die der Leser in Band XII findet

nichts als den Namen und die Maske hergeben — das übrige mochte er behalten. Ist es denn meine Schuld, wenn er weniger edel dachte, wenn er unglücklicher war? Müssen meine Zuschauer diese verdrießliche Wendung entgelten? Mein Fiesko ist allerdings nur untergeschoben; doch was bekümmert mich das, wenn er nur größer ist als der wahre, wenn mein Publikum nur Geschmack an ihm findet? — Warum ich aber jetzt meiner eigenen ersten Schilderung widerspreche, die den Grafen durch seine Herrschsucht umkommen läßt, ist eine andere Frage. Es mag nun sein, daß ich zur Zeit, wo ich jenen entwarf, gewissenhafter oder verzagter gewesen. Vielleicht aber auch, daß ich für den ruhigen Leser, der den verworrensten Faden mit Bedacht auseinanderlöst, mit Fleiß anders dichten wollte als für den hingerissenen Hörer, der augenblicklich genießen muß, und reizender ist es nun doch, mit dem großen Manne in die Wette zu laufen, als von einem gestraften Verbrecher sich belehren zu lassen.

Über die moralische Beziehung dieses Stücks wird wohl niemand zweifelhaft sein. Wenn es zum Unglück der Menschheit so gemein und alltäglich ist, daß so oft unsere göttlichsten Triebe, daß unsere besten Keime zu Großen und Guten unter dem Druck des bürgerlichen Lebens begraben werden, wenn Kleingeistelei und Mode der Natur kühnen Umriß beschneiden, wenn tausend lächerliche Konvenienzen am großen Stempel der Gottheit herumkünsteln — so kann dasjenige Schauspiel nicht zwecklos sein, das uns den Spiegel unserer ganzen Kraft vor die Augen hält, das den sterbenden Funken des Heldenmuts belebend wieder emporflammt, das uns aus dem engen, dumpfen Kreise unsers alltäglichen Lebens in eine höhere Sphäre rückt. Dieses Schauspiel, hoffe ich, ist Fieskos Verschwörung.

Heilig und feierlich war immer der stille, der große Augenblick in dem Schauspielhaus, wo die Herzen so vieler Hunderte, wie auf den allmächtigen Schlag einer magischen Rute, nach der Phantasie eines Dichters beben, wo, herausgerissen aus allen Masken und Winkeln, der natürliche Mensch mit offenen Sinnen horcht, wo ich des Zuschauers Seele am Zügel führe und nach meinem Gefallen einem Ball gleich dem Himmel oder der Hölle

zuwerfen kann; und es ist Hochverrat an dem Genius, Hochverrat an der Menschheit, diesen glücklichen Augenblick zu versäumen, wo so vieles für das Herz kann verloren oder gewonnen werden. Wenn jeder von uns zum Besten des Vaterlands diejenige Krone hinwegwerfen lernte, die er fähig ist zu erringen, so ist die Moral des Fiesko die größte des Lebens.

Weniger konnt' ich einem Publikum nicht sagen, das durch die gütigste Aufnahme meiner „Räuber“ meine Leidenschaft für die Bühne belebte, und dem alle meine künftigen dramatische Produkte gewidmet sind.

16. Über das Drama „Kronau und Albertine“.[1]

Ein Drama in fünf Akten, aus dem Französischen. Sehr interessante Situationen, einfache, natürliche Verwickelung. Die Ausführung nachlässig und matt, und die Leidenschaften nach französischem Geschmack, mit vielem Anstand und wenig Wärme gezeichnet. Einige rührende Auftritte, wie die Verführung eines alten ehrlichen Bedienten zu einem Diebstahl und die Erkennung zwischen Vater und Sohn in einem Zustand, worin der letztere Ehre und Leben auf dem Spiel hat, machen die vielen langweiligen und weinerlichen Szenen einigermaßen wieder gut. Übrigens würde das Stück auf der Bühne nicht ohne Wirkung sein, denn solche Situationen wie diese rühren, auch wenn sie höchst mittelmäßig ausgeführt sind, schon durch sich selbst, ohne die Hilfe eines lebhaften Pinsels.

17. Über Ifflands Spiel des „König Lear“.[2]

Mannheim. Am 19. des Augusts ist auf der Nationalschaubühne dargestellt worden „König Lear“ von Shakespeare, nach

[1] Schiller wohnte als Theaterdichter den Sitzungen des von Dalberg gestifteten Ausschusses des Mannheimer Nationaltheaters bei; hier wurde ihm am 17. November 1783 das Stück „Kronau und Albertine“ von Friedrich Ludwig Schröder (Übersetzung nach Monvels „Clémentine et Désormes“) zur Begutachtung übergeben, worauf er in der folgenden Sitzung am 14. Januar 1784 dieses kurze Referat vortrug.

[2] Diesen Bericht schickte Schiller unterm 23. August 1784 an Göcking zur Veröffentlichung in dessen „Journal von und für Deutschland“. Vgl Bd. IX, S. 154.

der Schröderschen Veränderung.[1] Dieses Stück blieb mehre Jahre liegen, weil es keiner der hiesigen Schauspieler wagte, den Lear zu spielen, nachdem Herr Schröder das Äußerste in dieser Rolle erreicht[2] und durch sein großes, meisterhaftes Spiel das ganze Publikum gegen mindere Kunst verwöhnt hatte. Herr Iffland mußte zuletzt dem Verlangen des Publikums nachgeben und erschien in dieser Rolle mit so viel Glanz und Vollkommenheit, daß eben die Zuschauer, denen noch das lebhafte Bild der Schröderschen Darstellung vorschwebte, die ersten und feurigsten seiner Bewunderer waren. Unstreitig weicht dieser große Künstler keinem einzigen Deutschlands. Sein Spiel ist geistvoll und wahr, nicht bloße Arbeit der Lunge und Gurgel, womit unsere Theaterhelden gewöhnlich dem Publikum Furcht und Erstaunen, wie Straßenräuber dem Reisenden das Geld mit gespannter Pistole, abtrotzen. Sein Fach ist das ganze Gebiet aller zärtlichen und feinen Empfindungen, des feierlichen Ernstes wie des satirischen Spottes. Seine Darstellung ist ganz; keine Grimasse, keine Bewegung des unbedeutenden Muskels straft die andern Lügen. Sprache und Mienenspiel vereinigen sich bei ihm, die gewagteste Täuschung hervorzubringen; nichts erinnerte uns, daß dieser Lear der Franz Moor sei, den wir zwei Monate vorher mit schaudernder Bewunderung anstarrten. Zuverlässig hängt es nur von ihm selbst ab, worin er groß sein will, und vielleicht fehlt es ihm nur an einem brittischen Publikum, um den Geist des unerreichten Garrick zurückzurufen.

---

18. Entwurf des Plans einer dramaturgischen Monatschrift.[3]

Friedrich Schiller erbietet sich gegen eine jährliche Gratifikation von 50 Dukaten, eine Dramaturgie des Mannheimer

---

[1] Friedrich Ludwig Schröder (1744—1816; vgl. S. 219, Anmerkung 1) hat verschiedene Stücke Shakespeares für das Theater bearbeitet.

[2] Schröder hatte im Sommer 1780 eine Reihe von Gastvorstellungen in Mannheim gegeben.

[3] Beilage des Briefes Schillers an Dalberg vom 2. Juli 1784. Der Freiherr hatte ihn zur Abfassung eines solchen Entwurfes aufgefordert; doch wurde dieser Plan niemals verwirklicht.

Nationaltheaters im Druck zu liefern und der Kurfürstl. Theatral-Intendance eine bestimmte Anzahl Exemplarien davon verabfolgen zu lassen.

P. N.[1]

Lebhaft überzeugt von dem ausgebreiteten Nutzen, den die Nationalbühne zu Mannheim von einer Dramaturgischen Monatschrift haben wird, die ihren ganzen Gang und ihre innere Beschaffenheit dem ganzen teutschen Publikum vorlegt, entschloß ich mich, dieses Werk anzugreifen und mich ihm ganz zu widmen. Meine Idee von diesem Journal wäre ungefähr folgende:

1) Voran ginge eine Geschichte des hiesigen Theaters von seinem ersten Anfang bis auf die jetzige Zeit, mit seinen Hauptrevolutionen und dem Verdienst seiner Unternehmer.

2) Dann folgte eine Generalübersicht von seiner jetzigen Verfassung, Direktion, Ökonomie, Polizei und dem gegenwärtigen herrschenden Geschmack auf derselbigen.

3) Das Personale der Schauspieler und Schauspielerinnen, ihre Geschichte, Rollenfach, Debüts und die individuelle Kritik über einen jeden besonders.

4) Ein Verzeichnis der vorzüglichsten auf dieser Bühne bisher gegebenen Stücke mit kurzen Bemerkungen über das jedesmalige Spiel und die Aufnahme vom Publikum.

5) Das fortlaufende Repertorium jedes Monats und die Beschließungen des Ausschusses oder Theatersenats.

6) Aufsätze über dramatische Kunst, teils von Schauspielern, teils von dem Herausgeber des Journals, welche, meinem Plane nach, in wenigen Jahren das ganze System dieser Kunst enthalten würden.

7) Preisaufgaben von der Intendanz und deren Entscheidung.

8) Für Anekdoten, Gedichte, Auszüge und andere unbestimmte Punkte bliebe ein eigener Artikel unter dem Namen Beilage oder Miscellaneen ausgesetzt.

Den Herausgeber dieses Werks in die Verfassung zu setzen, daß er es mit dem ganzen Maß seiner Kräfte und freiem, unbe-

---

[1] D. h. pro notitia, zur Notiz.

fangenem Kunstgefühl vollenden könne, wird erfordert, daß er, durch eine anständige Vergütung von seiten des Theaters unterstützt, nicht nötig habe, von dem Eigennutz eines Verlegers und den Zufällen des Buchhandels abzuhängen. Wenn also die Intendanz des Theaters die vielen Vorteile, so ihr aus Vollendung dieses Werks zufließen, mit einem Aufwand von funfzig Dukaten nicht zu teuer erkauft fürchtet, so ist der Plan seiner Ausführung nahe, und ich unterziehe mich feierlich der möglichst vollkommenen Ausarbeitung dieser Schrift, verspreche, solche mit Anfang des Augusts 1784 zu eröffnen, alle Sorgen des Verlags und des übrigen der Intendanz abzunehmen und ihr jeden Monat eine bestimmte Anzahl Exemplare frei auszuliefern. Kurfürstl. hohe Theatral-Intendanz hat also bei dem ganzen Unternehmen nichts zu thun, nichts zu wagen, als durch Unterzeichnung dieses Entwurfes den Herausgeber zur Ausführung desselbigen zu bestimmen.

Gegeben Mannheim am 2ten Julius 1784.

Friderich Schiller.

19. Rheinische Thalia.[1]

Nach so vielen Journalen, gelehrten und empfindsamen Zeitungen, welche Deutschland von Jahr zu Jahr überschwemmen, bin ich ungewiß, wie das Publikum diese neue Einladung aufnehmen wird. Zu oft schon geschah es, daß hinter die heiligen Worte Patriotismus und allgemeines Beste die Spekulation eines Kaufmanns sich flüchtete. Der Receß[2] meiner Vorgänger (nur wenige will ich ausnehmen) hat den Liebhaber abgeschreckt. Sie haben, wie Macbeth seine Hexen beschuldigt, unserm Ohr Wort gehalten, aber unsrer Hoffnung gebrochen. Blindes Vertrauen des Publikums ist das einzige, woran ich noch appellieren kann. Dieses vielleicht zu gewinnen, erlaube man mir eine Ausschweifung.

[1] Diese Ankündigung ließ Schiller im November 1784 drucken und verschickte sie an eine große Anzahl namhafter Schriftsteller. Vgl. Minor II, S. 259 ff.

[2] Eigentlich der Rückstand nicht bezahlter Gelder, also die nicht eingelösten Verpflichtungen.

Ich schreibe als Weltbürger, der keinem Fürsten dient. Frühe verlor ich mein Vaterland, um es gegen die große Welt auszutauschen, die ich nur eben durch die Fernröhre kannte. Ein seltsamer Mißverstand der Natur hat mich in meinem Geburtsort zum Dichter verurteilt. Neigung für Poesie beleidigte die Gesetze des Instituts, worin ich erzogen ward, und widersprach dem Plan seines Stifters. Acht Jahre lang rang mein Enthusiasmus mit der militärischen Regel; aber Leidenschaft für die Dichtkunst ist feurig und stark wie die erste Liebe. Was sie ersticken sollte, fachte sie an. Verhältnissen zu entfliehen, die mir zur Folter waren, schweifte mein Herz in eine Idealenwelt aus — aber unbekannt mit der wirklichen, von welcher mich eiserne Stäbe schieden, unbekannt mit den Menschen (denn die vierhundert, die mich umgaben, waren ein einziges Geschöpf, der getreue Abguß eines und eben dieses Modells, von welchem die plastische Natur sich feierlich lossagte), unbekannt mit den Neigungen freier, sich selbst überlassener Wesen; denn hier kam nur e i n e zur Reife, eine, die ich jetzo nicht nennen will; jede übrige Kraft des Willens erschlaffte, indem eine einzige sich konvulsivisch spannte; jede Eigenheit, jede Ausgelassenheit der tausendfach spielenden Natur ging in dem regelmäßigen Tempo der herrschenden Ordnung verloren — unbekannt mit dem schönen Geschlechte (die Thore dieses Instituts öffnen sich, wie man wissen wird, Frauenzimmern nur, ehe sie anfangen, interessant zu werden, und wenn sie aufgehört haben, es zu sein) — unbekannt mit Menschen und Menschenschicksal, mußte mein Pinsel notwendig die mittlere Linie zwischen Engel und Teufel verfehlen, mußte er ein Ungeheuer hervorbringen, das zum Glück in der Welt nicht vorhanden war, dem ich nur darum Unsterblichkeit wünschen möchte, um das Beispiel einer Geburt zu verewigen, die der naturwidrige Beischlaf der Subordination und des Genius in die Welt setzte. Ich meine die „Räuber".

Dies Stück ist erschienen. Die ganze sittliche Welt hat den Verfasser als einen Beleidiger der Majestät vorgefodert. Seine ganze Verantwortung sei das Klima, unter dem es geboren ward. Wenn von allen den unzähligen Klagschriften gegen die „Räuber"

eine einzige mich trifft, so ist es diese, daß ich zwei Jahre vorher mir anmaßte, Menschen zu schildern, ehe mir noch einer begegnete.

Die „Räuber" kosteten mir Familie und Vaterland. In einer Epoche, wo noch der Ausspruch der Menge unser schwankendes Selbstgefühl lenken muß, wo das warme Blut eines Jünglings durch den freundlichen Sonnenblick des Beifalls munterer fließt, tausend einschmeichelnde Ahndungen künftiger Größe seine schwindelnde Seele umgeben und der göttliche Nachruhm in schöner Dämmerung vor ihm liegt — mitten im Genuß des ersten verführerischen Lobes, das ungehofft und unverdient aus entlegenen Provinzen mir entgegenkam, untersagte man mir in meinem Geburtsort bei Strafe der Festung, zu schreiben. Mein Entschluß ist bekannt — ich verschweige das übrige, weil ich es in keinem Falle für anständig halte, gegen denjenigen mich zu stellen, der bis dahin mein Vater war. Mein Beispiel wird kein Blatt aus dem Lorbeerkranz dieses Fürsten reißen, den die Ewigkeit nennen wird. Seine Bildungsschule hat das Glück mancher Hunderte gemacht, wenn sie auch gerade das meinige verfehlt haben sollte.

Nunmehr sind alle meine Verbindungen aufgelöst. Das Publikum ist mir jetzt alles, mein Studium, mein Souverän, mein Vertrauter. Ihm allein gehör' ich jetzt an. Vor diesem und keinem andern Tribunal werd' ich mich stellen. Dieses nur fürchte ich und verehre ich. Etwas Großes wandelt mich an bei der Vorstellung, keine andere Fessel zu tragen als den Ausspruch der Welt, an keinen andern Thron mehr zu appellieren als an die menschliche Seele.

Es befremdet vielleicht, auf dem Anzeigeblatt eines Journals die Jugendgeschichte seines Verfassers zu finden; und doch war kein Weg natürlicher, den Leser in das Innere meiner Unternehmung zu führen, als wenn ich ihm die Bekanntschaft des Menschen machte, der sie ausführen soll.

Die „Rheinische Thalia" wird jedem Gegenstand offen stehen, der den Menschen im allgemeinen interessieret und unmittelbar mit seiner Glückseligkeit zusammenhängt. Also alles, was fähig

ist, den sittlichen Sinn zu verfeinern, was im Gebiet des Schönen liegt, alles, was Herz und Geschmack veredeln, Leidenschaften reinigen und allgemeine Volksbildung wirken kann, ist in ihrem Plane begriffen.

I. Gemälde merkwürdiger Menschen und Handlungen. — Losgesprochen von allen Geschäften, über jede Rücksicht hinweggesetzt, ein Bürger des Universums, der jedes Menschengesicht in seine Familie aufnimmt und das Interesse des Ganzen mit Bruderliebe umfaßt, fühl' ich mich aufgefodert, dem Menschen durch jede Dekoration des bürgerlichen Lebens zu folgen, in jedem Zirkel ihn aufzusuchen und, wenn ich mich des Bildes bedienen darf, die Magnetnadel an sein Herz hinzuhalten. Neugefundene Räder in dem unbegreiflichen Uhrwerk der Seele, einzelne Phänomene, die sich in irgend eine merkwürdige Verbesserung oder Verschlimmerung auflösen, sind mir, ich gestehe es, wichtiger als die toten Schätze im Kabinett des Antikensammlers oder ein neu entdeckter Nachbar des Saturnus, dem doch der glückliche Finder seinen Namen sogleich in die Ewigkeit auftladet.

II. Philosophie für das handelnde Leben.

III. Schöne Natur und schöne Kunst in der Pfalz. — Reisende, besonders aus dem nordischen Deutschland, haben uns beides beneidet und die merkwürdigen Gegenden am Rhein wie die herrlichen Monumente der Kunst mit Bewunderung verlassen. Die glückliche Lage von Heidelberg, der ehrwürdige Ruin seines Schlosses, der Garten zu Schwetzingen, die Bildergalerie, der Saal der Antiken[1], die Jesuiterkirche zu Mannheim und mehreres bleiben auch noch in der Schilderung interessant, wenn nur Geschmack und Empfindung den Pinsel führen.

IV. Deutsches Theater. — Was die Stadt Mannheim in Rücksicht auf schöne Kunst vorzüglich auszeichnet, ist ihre Schaubühne, eine Bühne, die durch reinen Geschmack, bessern Ton und das wahre, geistvolle Spiel einiger ihrer Glieder die Aufmerksamkeit des ganzen Publikums auffodert. Dennoch ist diese Bühne gar nicht oder wenig im übrigen Deutschland

[1] Vgl. oben S. 96.

gekannt. Ihre Geschichte und Dramaturgie wird einen ansehnlichen Platz in dieser „Thalia" behaupten, und dies um so mehr, da der Herausgeber in keiner Verbindung mit solcher steht, also keine Rücksicht sein Urteil binden oder verfälschen kann. Unter dem zahllosen Heer deutscher Truppen, die entweder der verzweifelte Einfall eines ruinierten Hazardspielers oder das blinde Fatum wie die Atomen des Epikurus zusammenblies, die gleich der Seuche am Mittag herumschleichen und die erwürgte Tragödie auf dem Paradebett ausstellen, ist die Mannheimer Bühne eine der wenigen, die durch Wahl entstanden und durch ein gewisses Kunstsystem dauern. Es versteht sich also, daß keiner der Krämerkniffe, womit sonst nur die Rädelsführer von Komödiantenbanden ihrer schlechten Sache zu Hülfe kommen (modische Flitter, Häufung neuer, wenn auch gebrandmarkter Stücke, Spekulationen auf den herrschenden Geschmack, wenn dieser auch aus Lappland und Siberien stammte), daß keine der Taschenspielerkünste, womit nur eine ausgehungerte Rotte von Theaterprofessionisten sich durch das Publikum bettelt, bei der hiesigen Bühne stattfinden kann. Der Geist der Kunst muß hier natürlicherweise das Ganze beseelen; höhere Schönheit kann hier unmöglich niedrigem Eigennutz unterliegen. Und nach eben diesem großen Maßstab, unter welchen sich diese Bühne von selbst schon gestellt hat, wird auch die Kritik sie behandeln. Sie wird die Wahl der Stücke dem sittlichen und ästhetischen Wert nach beurteilen, die Verteilung der Rollen und deren (geheime oder offenbare) Gründe zusammensuchen und dann den Beifall oder Tadel des Publikums sorgfältig prüfen. In einer schwankenden Kunst, wie die dramatische und mimische ist, wo des Schauspielers Eitelkeit den beschimpfenden Beifall des rohen Haufens oft so hungrig verschlingt, so gerne mit der Stimme der Wahrheit verwechselt, kann die Kritik nicht streng genug sein. Mehr als einmal habe ich die Bemerkung gemacht, wie pünktlich der nach Lob geizende Künstler sein Spiel — und wenn er Schriftsteller war, seine Dichtung — auf die Geistesschwäche seines Publikums ausrechnete und seinen bessern Genius dieser allgemeinen Dirne zum Opfer brachte, eine Liebkosung zu erschleichen. Es kann sein, daß

er ingeheim vielleicht einer Gunst sich schämte, die so gar leicht zu haben war. Aber der entwürdigte Genius rächte bald nachher diese Abtrünnigkeit und stieß ihn auch von sich in einer kritischen Stunde.

Überzeugt, daß Bewunderung selten, gerechter Tadel immer verbessert, daß der größere Künstler zugleich der bescheidnere ist und mit Schamröte zuhört, wenn die bestochenen Zuschauer sich in seiner Glorie übereilen, fest versichert, daß der stolzere Kopf ein Rauchwerk verachten werde, worin nur schlechtere Bühnen ihre todkranke Götzen baden, werde ich in dieser Dramaturgie keines der gewöhnlichen Theaterjournale zum Muster nehmen, mehr aber durch offenherzige Zweifel dem Schauspieler und Schauspieldichter einen Beweis meiner Achtung geben. Nur entschiedenes Verdienst soll genannt werden, usurpierten Ruhm werd' ich freimütig widerlegen, den Stümper aber nur in dem einzigen Fall berühren, wenn sein schreckliches Exempel belehren kann.

Übrigens gebe ich zum voraus die Erklärung, daß ich die Grenzen erkenne und verehre, die den Dilettanten vom Kenner scheiden, und eine unergründliche Kunst, wie zuverlässig die theatralische, für viel zu ehrwürdig achte, als ihr mein einzelnes — vielleicht angestecktes — Gefühl zum Richter aufzudringen. Über den Dichter kann oftmals eine gesunde Empfindung, über den Schauspieler nur die Mehrheit der Kenner sprechen, und eben darum werden die Urteile dieser „Thalia" (wenn sie entscheiden) jederzeit Resultate mehrerer Stimmen sein, die sich in einem Ausspruch vereinigten.

Den Anfang macht ein vollständiges Detail dieser Bühne, ihrer Geschichte und Einrichtung, die Charakteristik ihrer Künstler und Künstlerinnen (doch derer nur, welche mir wichtig dünken) und die Zergliederung einiger Stücke, die auf derselben merkwürdig gestiegen oder gesunken sind. Ich sende diejenigen voraus, deren Verfasser hier leben, „Die Verschwörung des Fiesko", „Verbrechen aus Ehrsucht"[1] und „Franz von Sickingen"[2]. Jedem,

[1] Von Iffland.

[2] Vgl. oben S. 88, Anmerkung 2.

der mir zu antworten Lust hat oder von meiner Kritik an das Publikum appellieren will, steht die „Thalia“ offen. Mündlich aber auch nicht eine Erklärung.

V. Gedichte und Rhapsodien, Fragmente von dramatischen Stücken.

VI. Beurteilungen wichtiger Männer und Schriften.

VII. Geständnisse von mir selbst.

VIII. Korrespondenzen, Anzeigen, Miscellaneen.

Jeden zweiten Monat wird ein Heft von zwölf Bogen in groß Oktav broschiert und mit einem Umschlag geliefert. Der Preis der Unterzeichnung für jedes einzelne Stück ist auswärts ein rheinischer Gulden, beim Verfasser zu Mannheim ein halber Reichsthaler. Auf allen löbl. Ober- und Postämtern kann Unterzeichnung geschehen, und diese gilt bis in die Mitte des Jänners. Die Exemplare empfängt man, so weit die kaiserliche Reichspost geht, frei. Im Fall sich aber fremde Posten damit vermengen, für ein leidliches Frachtgeld, das die Billigkeit dieser Posten bestimmen wird. Jeder Kollekteur wird gebeten, die Namen und Charaktere der Subskribenten (denn sie sollen dem Journal vorgedruckt werden) auf dasjenige Postamt zu geben, so ihm am nächsten zur Hand ist, und dieses wird so gefällig sein, jede Nachricht sogleich an das Büreau zu Mannheim gelangen zu lassen. Privatversendungen übernimmt der Verfasser nicht. Die kaiserliche Post besorgt das Ganze. Nach Empfang eines jeden Hefts geschieht die Bezahlung.

Eh' ich schließe, noch dieses Einzige. Unterzeichnung auf diese Schrift wird nur dann erst einen Wert für mich haben, wenn ich sie persönlichem Mitgefühl danken darf. Den Schriftsteller überhüpfe die Nachwelt, der nicht mehr wert war als seine Werke; und gerne gestehe ich, daß bei Herausgabe dieser „Thalia“ meine vorzügliche Absicht war, zwischen dem Publikum und mir ein Band der Freundschaft zu knüpfen.

Mannheim, den 11. November 1784.

F. Schiller.

20. Widmung an den Herzog von Weimar.[1]

Dem Durchlauchtigsten Fürsten und Herrn,

Herrn Karl August, Herzog zu Sachsen ꝛc. ꝛc.,

regierenden Herzog zu Weimar und Eisenach,

unterthänigst gewidmet

von dem

Herausgeber.

Durchlauchtigster Herzog,
Gnädigster Herr!

Unvergeßlich bleibt mir der Abend, wo Eure Herzogliche Durchlaucht Sich gnädigst herabließen, dem unvollkommenen Versuch meiner dramatischen Muse, diesem ersten Akt des „Dom Karlos", einige unschätzbare Augenblicke zu schenken, Teilnehmer der Gefühle zu werden, in die ich mich wagte, Richter eines Gemäldes zu sein, das ich von Ihresgleichen zu unterwerfen[2] mir erlaubte. Damals, gnädigster Herr, stand es noch allzu tief unter der Vollkommenheit, die es haben sollte, vor einem fürstlichen Kenner aufgestellt zu werden — ein Wink Ihres gnädigsten Beifalls, einige Blicke Ihres Geistes, Ihrer Empfindung, die ich verstanden zu haben mir schmeichelte, haben mich angefeuert, es der Vollendung näher zu bringen. Sollten Sie, Durchlauchtigster Herzog, den Beifall, den Sie ihm damals schenkten, auch jetzt nicht zurücknehmen, so habe ich Mut genug, für die Ewigkeit zu arbeiten.

Wie teuer ist mir zugleich der jetzige Augenblick, wo ich es laut und öffentlich sagen darf, daß Karl August, der edelste von Deutschlands Fürsten und der gefühlvolle Freund der Musen, jetzt auch der meinige sein will, daß er mir erlaubt hat, ihm an-

---

[1] Diese Widmung setzte Schiller dem ersten Heft der „Rheinischen Thalia" voran, dessen Hauptinhalt der erste Akt des „Don Karlos" war. Er hatte diesen im Dezember 1784 dem in Darmstadt verweilenden Herzog vorgelesen. Vgl. „Schillers Leben und Werke", Bd. I, S. 45f.

[2] Offenbar alter Druckfehler für: entwerfen.

zugehören, daß ich denjenigen, den ich lange schon als den edelsten Menschen schätzte, als meinen Fürsten jetzt auch lieben darf.

Ich ersterbe mit unbegrenzter Verehrung

Eurer Hochfürstlichen Durchlaucht

unterthänigst gehorsamster

Friderich Schiller.

Mannheim, den 14. des Lenzmonats 1785.

---

21. Repertorium des Mannheimer Nationaltheaters.[1]

Anmerkung. Eh' ich mich im zweiten Heft der „Thalia" ausführlicher über diese Bühne erkläre, sende ich hier ein kurzes Tagebuch über die Vorstellungen voraus, welche vom Neujahr 1785 bis zum dritten des Lenzmonats hier gegeben wurden.

Neujahr. Die Kriegsgefangenen[2].

2. Jänner. Oda, oder die Frau von zwei Männern[3], zum ersten Mal. Ein widriges, unnatürliches Ding, zusammengeraffte Theaterflitter, ohne Geschmack, ohne Vorbereitung, ohne Wirkung. Mad. Rennschüb als Oda spielte vortrefflich. Die abgeschmackten Eremiten wurden durch Herrn Becks und Herrn Ifflands Spiel um nichts erträglicher.

4. Jänner. Der Deserteur von Mercier.[4]

6. Jänner. Günther von Schwarzburg[5], eine Nationaloper von Holzbauer und Klein, zum ersten Mal. Der Zulauf war ungewöhnlich. Die Wirkung? — wenn über Pomp und musikalischer Schönheit schülerhafte Vorstellung sich vergessen läßt, außerordentlich. Herr Leonhard zeichnete sich zu seinem Vorteile aus. Demoiselle Schäfer ist eine anerkannte vortreffliche Sängerin.

---

[1] Dieses Verzeichnis veröffentlichte Schiller im 1. Heft der „Rheinischen Thalia". Es wurde in Mannheim dreimal wöchentlich gespielt, Sonntags, Dienstags und Donnerstags, meist in regelmäßiger Abwechselung zwischen Lustspiel, Trauerspiel und Oper.

[2] Ein den „Captivi" des Plautus nachgebildetes Drama von Gottlieb Stephanie, dem jüngeren. Vgl. S. 171, Anm. 1.

[3] „Oda, die Frau von zwei Männern. Trauerspiel", München 1782. Verfasser unbekannt.

[4] „Der Deserteur. Drama von Mercier", Berlin 1774.

[5] Ein Singspiel in drei Aufzügen von Anton von Klein, Mannheim 1777. Vgl. S. 88, Anmerkung 2. Holzbauer lieferte die Musik.

9. Jänner. Die Eifersüchtigen, oder alle irren sich[1]. Eine drollige Farce, die hier sehr lebhaft gespielt wird.

11. Jänner. Juliane von Lindorak[2]. Madame Gensike zeigte sich als die Künstlerin von Kopf; warum rührte sie aber so wenig? — Zum Beschluß: Die beiden Porträts[3]. Verdient der Geschmack von Mannheim keine bessere Bewirtung?

13. Jänner. Jeannette[4]. Gewöhnlicherweise lassen uns unsre Sängerinnen die Schönheit ihres Gesangs durch desto schlechteres Spiel entgelten. Demoiselle Schäfer mißfällt auch als Schauspielerin nicht. Madame Brandel gefiel in der schwatzhaften Gräfin. Zum Beschluß war Pygmalion[5] von Rousseau und Benda. Herr Beck als Pygmalion spielte dem strengen Auge des Kenners; aber der unfruchtbare Stoff belohnte den Aufwand von Kunst nicht. Kunstbegeisterung verstehen nur wenige. Das süße Erstaunen Pygmalions beim Aufleben seiner Galathee ließ mich kalt. Es schien, als hätte die Göttin seinen Wunsch erhört und das Feuer des Künstlers seiner Statue gegeben. Madame Gensike führte die kleine, aber delikate Rolle der Galathee mit sehr vielem Anstand, aber sehr fehlerhaftem Kostüme aus.

16. Jänner. Günther von Schwarzburg und ein volles Haus.

18. Jänner. Kabale und Liebe. Herr Beck, als Major, überraschte einigemal durch Größe seines tragischen Spiels selbst den Verfasser. Demoiselle Baumann spielte die Luise Millerin ganz vortrefflich und in den letzten Akten vorzüglich mit sehr viel Empfindung. Madame Rennschüb spielte in der Rolle der Engländerin manches vortrefflich; aber sie ist ihr nicht ganz gewachsen. Doch würde Mad. Rennschüb eine der besten Schauspielerinnen sein, wenn sie den Unterschied zwischen Affekt und Geschrei, Weinen und Heulen, Schluchzen und Rührung immer in acht

---

[1] „Die Eifersüchtigen, oder keiner hat recht." Lustspiel in vier Aufzügen von Friedrich Ludwig Schröder („Dramatische Werke", Bd. 3). Vgl. S. 220, Anmerkung 1 und 2.

[2] Ebenfalls von Schröder (nach Gozzi), im 1. Teil seiner „Dramatischen Werke".

[3] Lustspiel. Leipzig 1788. Es wurde, wie auch mehrere der folgenden Stücke, vor dem Druck gespielt.

[4] Lustspiel von Gotter (nach Voltaire), Hamburg 1777.

[5] „Pygmalion, eine lyrische Handlung, aus dem Französischen des J. J. Rousseau", von Otto Heinrich von Gemmingen, Mannheim 1778

nehmen wollte. Herr Beil erfüllte die launige Rolle des Musikus, so viel er wenigstens davon auswendig wußte. Den Hofmarschall spielt Herr Rennschüb ganz vortrefflich. Auch Herr Pöschel gefiel in dem fürstlichen Kammerdiener.

20. Jänner. Die väterliche Rache.[1] Wird hier sehr gut gegeben.

23. Jänner. Die Spieler[2], ein Lustspiel von Herrn Beil, zum ersten Mal. Wären die Charaktere dieses Stücks nicht aus der verworfensten Menschenklasse — professionierten Spielern — genommen, wechselte die Farce nicht zu oft mit dem Drama und der Tragödie, das Lächerliche nicht zu gotisch mit dem Rührenden und Schrecklichen ab, das Publikum würde gegen gewisse unverkennbare Schönheiten dieses Lustspiels gerechter gewesen sein. Warum hat Mannheim Stücke bewundert, die diesem unendlich weit nachstehen? Fürchten sich vielleicht unsre französierenden Herren und Damen, ein Stück schön zu finden, wo man sie mit einem Scharfrichter in Konversation bringt? wo eine abgehauene Hand, in Spiritus aufbewahrt, den Knoten schürzt und eine englische Dogge ihn entwickelt? Dies und noch mehr würde man dem Verfasser vergeben, wenn man für einige feinere Schönheiten seines Stücks guten Willen genug hätte. Die Episoden des jungen Wernek und des wackern Bedienten Korns haben sehr viel Wahres und Rührendes und sind mit Delikatesse behandelt. Es kostet mir Überwindung, Stellen, die mich vorzüglich rührten, nicht hier anführen zu dürfen. Herr Gern und Pöschel spielten brav. Der Engländer Fernes gewann durch das mildernde, edle Spiel des Herrn Iffland.

25. Jänner. Der Adjutant[3] und Der Dorfjahrmarkt.[4] In beiden Stücken glänzte Herr Beil, und im letztern besonders als der wirklich große komische Spieler.

27. Jänner. Die Nebenbuhler.[5]

---

[1] „Die väterliche Rache, oder Liebe für Liebe. Lustspiel", Wien 1784.
[2] Originallustspiel von dem Mannheimer Schauspieler Johann David Beil.
[3] Lustspiel in drei Akten von W. H. Brömel, Hamburg 1780.
[4] Ein Singspiel, München 1781.
[5] Von J. A. Engelbrecht (in Schröders „Hamburgischem Theater", Bd. I, 1776).

30. Jänner. Günther von Schwarzburg, zum Triumph der Kasse.

1. Februar. Die Spieler, zum Vorteil des Verfassers gegeben. Das Stück gewann durch einige Auslassungen. Die Leere des Hauses war ein Beweis, wie wenig dankbar das Publikum zu Mannheim gegen das Talent seiner Schauspieler ist.

2. Februar. Graf Essex[1], zum Debüt einer neuen Actrice, der Demoiselle Witthöft vom Berliner Theater.

Diese in jedem Betracht schätzbare Künstlerin kündigte sich in der Gräfin Rutland als eine große Eroberung für die Mannheimer Bühne an. Herr Böck, als Graf Essex, spielte meisterhaft. Ich habe ihn nur im Fiesko größer gesehen. Seine wahrhaftig hohe Darstellung der Rolle ließ dem Publikum nichts mehr zu wünschen übrig. Madame Rennschüb mißfiel mir als Königin; lieber hätte ich Dem. Witthöft in dieser Rolle gesehen. Herrn Böcks Verdienst war um so hervorstechender, je mehr einige andre Ritter vom Hosenbande vernachlässigten. Schiefes Spiel vergibt man dem schwachen Kopf; aber den Schauspieler, der sich dem Publikum durch nichts als fleißiges Memorieren empfehlen kann, und der jetzt dasteht und seinen Dialog um Gottes willen aus der Souffleurgrube hervorholt, sollten die Gesetze bestrafen. Mad. Brandel hatte diesen Abend eigentlich die Nottingham zu spielen, sie vergriff sich aber in der Rolle und machte die Fulmer.

4. Februar. Der argwöhnische Ehemann.[2] Zum Debüt der Demoiselle Witthöft. Diese vortreffliche Schauspielerin hat ihre größte Stärke in der Komödie. Naive Wahrheit, Leichtigkeit und Grazie beseelen ihr ganzes Spiel.

6. Februar. Günther von Schwarzburg.

10. Februar. Der argwöhnische Ehemann, wiederholt auf Begehren.

13. Februar. Lanassa.[3] In dieser Rolle ließ mir Demoiselle Witthöft noch etwas zu wünschen übrig.

---

[1] Nach Banks (vgl. S. 91, Anm. 4) neu bearbeitet von J. G. Dyck, Leipzig 1780.

[2] Lustspiel in fünf Akten nach Benjamin Hoadly, von Gotter. Hamburg 1778.

[3] Trauerspiel in fünf Akten von Plümicke (nach Mierre, „La veuve de Malabar"). Berlin 1782.

15. Februar. Das Präferenzrecht.[1] Zum Beschluß: Wer wird sie kriegen?

17. Februar. Oda, zum zweiten Mal.

20. Februar. Der Westindier.[2] Herr Witthöft, zu dessen Debüt dieses Schauspiel gegeben ward, schenkte dem Publikum unschuldigerweise einen sehr herrlichen Abend. Herr Beck, als Westindier, spielte groß. Diese Rolle schien ganz nur für ihn geschaffen zu sein, und schwerlich wird ihn ein deutscher Schauspieler darin erreichen. Demoiselle Witthöft erhielt auch hier den lautesten und verdientesten Beifall.

22. Februar. Die Lästerschule.[3] Ein bekanntes gutes Theaterstück aus dem Englischen.

24. Februar. Die olympischen Spiele. Ein Singspiel.

27. Februar. König Lear.[4] In dieser großen Rolle erscheint Herr Iffland im ganzen Umfang seiner Kunst. Ich behalte mir die Freiheit vor, über das, was ich an seinem Spiel bewundre, und was ich nicht bewundre, ein andermal weitläufiger zu reden. Demoiselle Witthöft rührte sehr als Cordelia. Regan und Goneril? Madame Rennschüb behagt mir zehnmal besser in ihren guten Weibern als in ihren schlechten Prinzessinnen. Herr Böck mißfiel mir in der Rolle des Edgar. Er ist zu kalt, und wo er den wahnsinnigen Tom spielt, schadet er der tragischen Rührung.

Den 1. Lenzmonat. Die Eifersucht auf der Probe.[5] Ein sehr gutes Singspiel.

Den 3. Lenzmonat. Emilia Galotti. Herr Beil spielte den Odoardo meisterhaft, Demoiselle Witthöft die Emilia vortrefflich. Madame Rennschüb wurde — warum, weiß das Publikum vielleicht selbst nicht — als Claudia beklatscht. Madame Gensike spielte die Gräfin Orsina besser als sonst und wurde einstimmig darin anerkannt.

Gegenwärtig ist die Nationalbühne zu Mannheim beschäftigt, Shakespeares Julius Cäsar, nach einer Umänderung des Frei-

---

[1] „Das Präferenzrecht, oder die Kaufleute zu Aachen", Münster 1788.
[2] Lustspiel aus dem Englischen des Richard Cumberland, Leipzig 1775.
[3] Lustspiel von Sheridan, übersetzt von Leonhardi, Hamburg 1782.
[4] In der Bearbeitung von Fr. L. Schröder, „Hamburger Theater", Bd. 4, 1782.
[5] Operette von Pasquale Anfossi.

herrn von Dalberg[1], dem Publikum aufzutischen. Das römische Kostüm erfordert erstaunlichen Aufwand, und alle Anstalten zu diesem Stück versprechen eine außerordentliche Vorstellung.

(Die Fortsetzung ein andermal.)

---

22. Wallensteinischer Theaterkrieg.[2]

1) An das unparteiische Publikum von Henriette Wallenstein. 1784.
2) Berichtigung des Wallensteinischen Impressums vom Theaterregisseur Rennschüb. Mannheim 1784.
3) Antwort auf diese Berichtigung des Wallensteinischen Impressums von Henr. Wallenstein. München 1785.

Die Beschwerden der Schauspielerin Wallenstein gegen die Intendance der kurfürstlichen Nationalbühne zu Mannheim, welche schon die dritte Broschüre veranlaßten, sind seltsam und offenbar übertrieben. Wenn auch schon der vernünftige Teil des Publikums dergleichen theatralische Hahnengefechte lächerlich findet, so ist doch zugleich eine Person beleidigt, deren Verdienst um diese Bühne zu groß und entschieden ist, als daß man sie in die armselige Farce eines Garderobezanks hätte einmengen sollen. Der Freiherr von Dalberg ist die Seele der Mannheimer Bühne, aber nichts weniger als Despot ihrer Glieder. In der innern Maschine dieses Theaters, welche größtenteils das Werk seines philosophischen Geistes und seiner patriotischen Bemühungen ist, herrscht keine diktatorische Tyrannei. Gar wohl kann es

---

[1] „Julius Cäsar, oder die Verschwörung des Brutus. Ein Trauerspiel in fünf Handlungen von Shakespeare", Mannheim 1785 (von H. von Dalberg). Das Stück wurde am 24. April 1785 zum erstenmal gegeben.

[2] Die Schauspielerin Henriette Wallenstein (derbkomisches Fach) glaubte sich bei Zuteilung der Rollen seitens des Theaterausschusses (vgl. S. 219, Anmerkung 1) zurückgesetzt, besonders durch Madame Rennschüb, die Frau des Regisseurs. Sie hatte deshalb im September 1784 eine ihr überwiesene Rolle zurückgeschickt und der Direktion den Gehorsam versagt, infolgedessen sie vom Intendanten entlassen wurde. Nun legte sie ihr vermeintliches Recht in einer besondern Druckschrift („Impressum") dem Publikum dar, Rennschüb antwortete als Vertreter des Ausschusses, und sie veröffentlichte darauf nochmals eine „Berichtigung". — Schiller gab im 1. Heft der „Rheinischen Thalia" diese kurze Erklärung, die schon durch ihre ironische Überschrift seine Verachtung des ganzen Gezänkes erkennen läßt. Vgl. Minor II, 280 f.

möglich sein, daß Madame Wallenstein von einer Mitschauspielerin oder ihrem Protektor persönlich verfolgt wurde (denn was vermag nicht oft Rollen- und sogar Kleiderneid bei manchen Theaterdamen?); aber dieser Privatgroll konnte nie in eine solenne und gesetzmäßige Unterdrückung ausarten. Herr Rennschüb verdient die Beschuldigung nicht, Madame Wallenstein von dieser Bühne vertrieben zu haben; denn Herr Rennschüb vermag das durchaus nicht. Der Einfluß des Regisseurs erstreckt sich ganz und gar nicht auf Beurteilung des Verdienstes. Darüber kann nur der Intendant des Theaters entscheiden — und was hätte den Freiherrn von Dalberg veranlassen können, Madame Wallenstein unterdrücken zu wollen? was den Ausschuß dieser Bühne? Madame Wallenstein ist im Kreis ihrer Rollen allerdings zu schätzen; aber ist sie die Künstlerin, welche einen Ostracismus Gefahr laufen könnte?

Der Trotz eines (sogar des unentbehrlichsten) Mitgliedes kann in einem Institut nicht geduldet werden, das, schneller als jedes andre, durch aufgehobene Gleichheit zusammenfällt. Madame Wallenstein hätte noch dreimal wichtiger sein können, als sie es in der That ist, und dieses Theater dennoch verlassen müssen. Gesetzt, daß man wirklich durch ihre Entfernung verlor, was man durch die neue Besetzung ihres Platzes noch nicht gewonnen hat, so hat dennoch der Freiherr von Dalberg ohne Tadel gehandelt. Wenn Madame Wallenstein, was sie durchaus sein will, ein Opfer war, so war sie nur ein Opfer ihrer Eitelkeit und nicht der Parteisucht des Intendanten. Doch nun auch kein Wort mehr von dieser kleinsten der Kleinigkeiten.

Hoffentlich wird sich die Theaterdirektion nicht zum zweitenmal gegen eine so schlagfertige Gegnerin stellen!

---

23. Dramaturgische Preisfragen.[1]

Der Freiherr von Dalberg zu Mannheim, der, wie dem Publikum längst schon bekannt sein wird, durch anhaltenden Enthu-

[1] Auch diesen Bericht veröffentlichte Schiller im 1. Heft der „Thalia“

siasmus für die dramatische Kunst und eine tiefe Theaterkenntnis dem verworrenen Chaos seiner deutschen Bühne die schöne Gestalt einer akademischen Stiftung gegeben und den mechanischen Künstler zum Denker gebildet hat, ist vor einigen Jahren auf den vortrefflichen Gedanken geraten, die besten Köpfe der Mannheimer Nationalbühne durch aufgeworfene Preisfragen über die Philosophie ihrer Kunst zu beschäftigen und ihnen auf die Weise Rechenschaft über ihr Studium und Spiel abzufodern. Sieben solche Fragen sind im Jahr 1784 von den Herren Schauspielern Beil, Beck, Iffland, Meier und Rennschüb schon beantwortet worden, und der Preis wurde vom Freiherrn von Dalberg, mit Zuziehung einiger auswärtigen berühmten dramatischen Schriftsteller und der kurpfälzischen deutschen Gesellschaft[1], für Herrn Beck entschieden. Er bestand in einer goldenen Denkmünze von zwölf Dukaten.

Die Fragen selbst waren folgende:

Was ist Natur, und wie weit sind ihre Grenzen auf der Bühne?

Was ist der Unterschied zwischen Kunst und Laune?

Welches ist der wahre Anstand auf der Bühne, und wodurch erlangt ihn der Schauspieler?

Können französische Trauerspiele auf den deutschen Bühnen gefallen, und wie müssen sie vorgestellt werden, wenn sie allgemeinen Beifall erhalten sollen?

Ist Händeklatschen oder allgemeine Stille der schmeichelhafteste Beifall für den Schauspieler?

Gibt's allgemein sichre Regeln, nach welchen der Schauspieler Pausen machen soll?

Was ist Nationalschaubühne im eigentlichsten Verstande? Wodurch kann ein Theater Nationalschaubühne werden, und gibt es wirklich schon ein deutsches Theater, welches Nationalbühne genannt zu werden verdient?

Im Jahr 1785 wurde das angefangene Werk auf folgende Art fortgesetzt:

[1] Vgl. S. 85 und Anmerkung 1.

Freiherr von Dalberg an den Ausschuß der Mannheimer Bühne.

1) Die bisher zum Teil so fürtrefflich ausgefallenen Beantwortungen der aufgestellten dramatischen Fragen, wodurch sich die hiesige Ausschußeinrichtung vor allen ähnlichen Stiftungen auszeichnet, erfordern nun, daß Sie, meine Herren, mit neu angestrengten Kräften meine Absicht unterstützen, eine Absicht, welche auf Bildung des guten Geschmacks für die Schauspielkunst überhaupt und insbesondere auf die bessere Einrichtungen aller deutschen Bühnen gerichtet ist.

2) Ich stelle zu diesem Ende sechs neue Fragen auf, alle wichtig, alle Ihres Nachdenkens würdig. Sie seien der Gegenstand Ihres Forschens und Ihres Fleißes dies Jahr hindurch.

3) Sie können diese Fragen nach Muße bearbeiten, ohne vorgeschriebene Ordnung, welche zuerst und welche zuletzt beantwortet werden soll.

4) Sowie von Ihnen eine oder die andere Frage gründlich wird beantwortet sein, so bringen Sie dieselbe in die nächste Ausschußversammlung zum Vortrag.

5) Längstens bis Ostern 1786 muß die ganze Arbeit vollendet und in den Ausschußversammlungen bereits vorgelesen worden sein.

6) Den 1. des Monats Mai 1786 wird den besten Schriften eine erhöhte Preismedaille von zwanzig Dukaten zuerkannt und ihrem Verfasser an diesem Tag zum Geschenk eingehändigt.

Der erste Ausschuß besorgt sogleich die Bekanntmachung dieses erteilten Preises in allen Journalen.

Die Fragen sind folgende:

1. Frage.

Wodurch verdient ein deutsches Publikum im allgemeinen, und besonders in Rücksicht auf den Schauspieler, das beste Publikum zu heißen?

2. Frage.

Kann der Schauspieler sowohl als eine Theaterdirektion dem falschen Geschmack eines Publikums wahre Richtung geben, und

durch welche Gattung Schauspiele wird der gute Geschmack am meisten verfeinert?

3. Frage.

Gewinnt oder verliert der gute Schauspieler, den man im Tragischen und in Charakterrollen mit Beifall zu sehen gewöhnt ist, dadurch, wenn er sich öfters abwechselnd in komischen Rollen zeigt?

4. Frage.

Wodurch unterscheidet sich das wahre komische Spiel von Karikatur, und was muß der Schauspieler thun, um im komischen Fach nie die Grenze zu überschreiten?

5. Frage.

Allgemeine und besondere Betrachtungen, Anmerkungen, Erfahrungen, Zusätze und Prüfungen über das neue Werk der Mimik von Engel.[1]

6. Frage.

Läßt sich für alle Bühnen Deutschlands ein allgemeines festes Gesetzbuch machen? Wie müßte solches eingerichtet werden, und welche sind die Mittel, demselben Kraft und Gewicht zu geben?"

Veranlassung dieser Frage.

Verschiedene gute Köpfe, die sich um das Wohl unsers Theaters annehmen und die mancherlei Unordnungen, welche noch auf denen meisten Bühnen herrschen, einsehen, haben schon öfters den Wunsch zu einem solchen Gesetzbuch gegen mich geäußert; noch neulich that Herr Großmann[2], gelegenheitlich der Wallensteinischen Geschichte, diesen nämlichen Wunsch in einem Brief und foderte mich zu dieser Arbeit gemeinschaftlich auf. Es ist auch mein Plan, daran zu arbeiten; zugleich erwarte ich als eine Beantwortung der sechsten Frage Skizzen, Gedanken und Meinungen von Ihnen darüber.

Die bemerkten Hauptfehler und Gebrechen aller Bühnen können der Leitfaden dazu sein. Vielleicht lassen sich wichtige Vorschläge durchsetzen.

---

[1] Johann Jakob Engel (1741—1802), „Ideen zu einer Mimik", Berlin 1785.
[2] Direktor des Theaters zu Frankfurt am Main.

Sollte diese Vorstellung des Freiherrn von Dalberg an die Mannheimer Bühne nicht eine Aufforderung für alle übrigen Deutschlands werden? Die Preisfragen und ihre Beantwortungen schränken sich nicht bloß auf jene ein. Um diesen Preis kann jeder denkende Schauspieler kämpfen.

---

24. Benachrichtigungen, die „Thalia" betreffend.

a) Entschuldigung.[1]

Weil einige Aufsätze in diesem ersten Heft der „Thalia" weitläuftiger ausgefallen sind, als der Herausgeber anfangs vermutete, und es ihm doch nicht schicklich schien, sie zu trennen, so mußten natürlicherweise mehrere Artikel, wozu er sich in den Anzeigeblättern verbindlich machte, für diesmal ausgeschlossen werden. Vorzüglich gilt dies von der „dramaturgischen Geschichte des Mannheimer Nationaltheaters", welche ich ungerner als jeden andern Aufsatz abreißen mochte und deswegen für das zweite Heft meiner „Thalia" bestimme. Eben das rechtfertige auch mein Stillschweigen von den übrigen Punkten. Das Publikum verliert bei dieser Einrichtung nichts, weil es ihm einerlei sein kann, ob der Verfasser sein Versprechen am Ende eines jeden einzelnen Heftes oder am Ende des ganzen Jahrgangs erfüllt hat.

Da nur der kleinste Teil meiner Herren Subskribenten sich mir genannt hat, so mußte mein Vorsatz, sie dem ersten Heft dieser „Thalia" vorandrucken zu lassen, unterbleiben. Diejenige Liebhaber, welche nicht unterzeichnet haben, empfangen das Journal in der Schwanischen Hofbuchhandlung zu Mannheim, das Heft um den erhöhten Preis von einem halben Konventionsthaler oder einem Gulden zwölf Kreuzer.

---

b) Anzeige.[2]

Die Fortsetzung der „Rheinischen Thalia" wurde voriges Jahr durch eine Reise des Herausgebers unterbrochen und fängt

[1] Veröffentlicht im 1. Heft der „Rheinischen Thalia" auf der inneren Seite des Umschlags.

[2] Schillers Übersiedelung nach Leipzig und Dresden im April 1785, welche einen Hauptwendepunkt in seinem Leben bildet, hatte auch die „Rheinische Thalia"

nunmehr im Jahr 1786 unter einigen wesentlichen Veränderungen von neuem an.

Artikel, welche auf die Pfalz und die übrigen Rheingegenden eine lokale Beziehung haben, gehören nicht mehr in den Plan der Thalia. Aufsätze von vorzüglichem Gehalte, die dahin einschlagen, werden zwar nicht ausgeschlossen, aber man verbindet sich zu keinem. Was die Dramaturgie des Mannheimer Theaters insbesondre betrifft, so verweise ich den Leser auf eine detaillierte Geschichte dieser Bühne, welche, wie man mir sagt, unter der Aufsicht des Freiherrn von Dalberg noch in diesem Jahre erscheinen soll und von den besten Mitgliedern jener Bühne verfaßt wird.[1]

Die Bogenzahl der nun folgenden Hefte ist unbestimmt, wie auch die Zeit ihrer Erscheinung. Überhaupt aber werden dieselben kleiner sein und desto öfter herauskommen.

Die Liebhaber dieses Journals wenden sich an den Verleger G. J. Göschen zu Leipzig.

Dresden im Jänner 1786. Schiller.

---

c. „Das heimliche Gericht.“[2]

Zu einer Zeit, wo für und gegen geheime Verbindungen so viel gesagt, geschrieben und gethan wird, habe ich gegenwärtiges Fragment, das mir von unbekannter Hand[3] eingesendet worden, für interessant genug gehalten, um es dem Publikum vorzulegen. Man setzt bei jedem Leser desselben voraus, daß ihm das heimliche Gericht aus dem „Götz von Berlichingen“ wenigstens bekannt ist. Eine kleine Nachricht von dieser geheimen Gesellschaft, die im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert fast ganz

---

schon nach dem Erscheinen des ersten Heftes unterbrochen. Die Fortsetzung erschien nunmehr unter dem Titel „Thalia“. Schiller ließ diese Anzeige auf den Umschlag des (zweiten) Heftes drucken.

[1] In den Jahren 1786 und 1787 erschien ein „Tagebuch der Mannheimer Bühne“.

[2] Schiller veröffentlichte im 5. Heft der „Thalia“ (1788) das Bruchstück eines Dramas: „Das heimliche Gericht“, und hielt es für nötig, das Publikum besonders darauf hinzuweisen.

[3] Das ist nur Maske. Der Verfasser war ihm sehr wohl bekannt, es war sein Freund Ludwig Ferdinand Huber (1764—1804).

Deutschland überschwemmte, hat der Herr von Möser in der Berliner Monatschrift[1] gegeben.

Erklärung des Herausgebers.[2]

Den genannten und ungenannten Hrn. Verfassern dramatischer und lyrischer Produkte, welche seit etlichen Jahren bei mir eingesandt worden sind, um einen Platz in der Thalia einzunehmen, bezeige ich meinen Dank für das Vertrauen, das sie in mich haben setzen wollen, unter meinem Geleite sich bei dem Publikum einzuführen.

Unter diesen eingesandten Stücken befinden sich mehrere, welche mir die Erstlinge ihrer Autoren zu sein scheinen, und über deren Wert oder Unwert ich aufgefodert werde, ein entscheidendes Urteil zu fällen. Diesen also erkläre ich hier mit der Aufrichtigkeit, die ihr Vertrauen mir zur Pflicht macht und zum Teil die völlige Unwissenheit ihrer Namen und Personen mir erleichtert, daß die Nichterscheinung ihrer Aufsätze in meiner Thalia dieses entscheidende Urteil nicht ist, und daß selbst die Achtung, die das Talent ihrer Verfasser mir einflößte, mit der Unterdrückung ihrer ersten Versuche sehr gut bestehen kann. So gern ich denselben durch Aufnahme ihrer Produkte in meine Thalia Gelegenheit zu geben gewünscht hätte, ein öffentliches Urteil über sich zu hören, so wenig konnte dieses mit den Rücksichten bestehen, die ich den Lesern der Thalia schuldig zu sein glaube. Mein Urteil, in kurzen Worten und ohne Beweis hingeworfen, würde die Absicht, wegen welcher es verlangt und gesagt wird, sehr schlecht erfüllen, und zu vielen Worten fehlte mir die Zeit. Von mehrern dieser HH. Verfasser werde ich, wie ich vermute, jetzt schon losgesprochen sein. Zwischen Einsendung ihrer Beiträge und dieser meiner Erklärung ist bereits mehr als ein Jahr verflossen, und während eines Jahres pflegt sich bekanntlich in einem guten Kopfe gar vieles zu verändern. Sollte mir übrigens begegnet sein,

---

[1] „Eine kurze Nachricht von den westphälischen Freigerichten", auch in Mösers „Patriotischen Phantasien" abgedruckt.

[2] Im 11. Heft der „Thalia" (1790).

durch meine stillschweigende Verwerfung ein wirkliches Talent beleidigt zu haben, so wird sich dieses Talent sicherlich einmal durch vortreffliche Werke an der Ungerechtigkeit meines Urteils rächen; mir aber vergebe man, wenn ich glaube, daß bei der kritischen Wahl, entweder das wahre Genie abzuschrecken oder das falsche zu ermuntern, in ersterm Falle am wenigsten gewagt werde. Das wahre Genie richtet sich zwar zuweilen an fremdem Urteile auf; aber das entwickelte Gefühl seiner Kräfte macht ihm bald diese Krücke entbehrlich.

Schiller.

---

25. Briefe über „Don Karlos".[1]

Erster Brief.

Sie sagen mir, lieber Freund, daß Ihnen die bisherigen Beurteilungen des Don Karlos noch wenig Befriedigung gegeben, und halten dafür, daß der größte Teil derselben den eigentlichen Gesichtspunkt des Verfassers fehlgegangen sei. Es deucht Ihnen noch wohl möglich, gewisse gewagte Stellen zu retten, welche die Kritik für unhaltbar erklärte; manche Zweifel, die dagegen rege gemacht worden, finden Sie in dem Zusammenhange des Stücks, wo nicht völlig beantwortet, doch vorhergesehen und in Anschlag gebracht. Bei den meisten Einwürfen fänden Sie weit weniger die Sagacität der Beurteiler als die Selbstzufriedenheit zu bewundern, mit der sie solche als hohe Entdeckungen vortragen, ohne sich durch den natürlichsten Gedanken stören zu lassen, daß Übertretungen, die dem Blödsichtigsten sogleich ins Auge fallen, auch wohl dem Verfasser, der unter seinen Lesern selten der am wenigsten Unterrichtete ist, dürften sichtbar gewesen sein, und daß sie es also weniger mit der Sache selbst als mit den Gründen zu thun haben, die ihn dabei bestimmten. Diese Gründe können allerdings unzulänglich sein, können auf einer einseitigen Vorstellungsart beruhen; aber die Sache des Beurteilers wäre es gewesen, diese Unzulänglichkeit, diese Einseitigkeit zu zeigen, wenn er anders in

[1] Die mancherlei Mißverständnisse in den Beurteilungen des „Don Karlos" veranlaßten Schiller zu dieser Veröffentlichung in Wielands „Teutschem Merkur" 1788.

den Augen desjenigen, dem er sich zum Richter aufdringt oder zum Ratgeber anbietet, einen Wert erlangen will.

Aber, lieber Freund, was geht es am Ende den Autor an, ob sein Beurteiler Beruf gehabt hat oder nicht, wie viel oder wenig Scharfsinn er bewiesen hat? Mag er das mit sich selbst ausmachen! Schlimm für den Autor und sein Werk, wenn er die Wirkung desselben auf die Divinationsgabe und Billigkeit seiner Kritiker ankommen ließ, wenn er den Eindruck desselben von Eigenschaften abhängig machte, die sich nur in sehr wenigen Köpfen vereinigen! Es ist einer der fehlerhaftesten Zustände, in welchen sich ein Kunstwerk befinden kann, wenn es in die Willkür des Betrachters gestellt worden, welche Auslegung er davon machen will, und wenn es einer Nachhülfe bedarf, ihn in den rechten Standpunkt zu rücken. Wollten Sie mir andeuten, daß das meinige sich in diesem Falle befände, so haben Sie etwas sehr Schlimmes davon gesagt, und Sie veranlassen mich, es aus diesem Gesichtspunkt noch einmal genauer zu prüfen. Es käme also, deucht mir, vorzüglich darauf an, zu untersuchen, ob in dem Stücke alles enthalten ist, was zum Verständnis desselben dient, und ob es in so klaren Ausdrücken angegeben ist, daß es dem Leser leicht war, es zu erkennen. Lassen Sie sich's also gefallen, lieber Freund, daß ich Sie eine Zeitlang von diesem Gegenstand unterhalte. Das Stück ist mir fremder geworden; ich finde mich jetzt gleichsam in der Mitte zwischen dem Künstler und seinem Betrachter, wodurch es mir vielleicht möglich wird, des erstern vertraute Bekanntschaft mit seinem Gegenstand mit der Unbefangenheit des letztern zu verbinden.

Es kann mir überhaupt — und ich finde nötig, dieses vorauszuschicken — es kann mir begegnet sein, daß ich in den ersten Akten andere Erwartungen erregt habe, als ich in den letzten erfüllte. St. Réals Novelle[1], vielleicht auch meine eignen Äußerungen darüber im ersten Stück der Thalia[2] mögen dem Leser einen Standpunkt angewiesen haben, aus dem es jetzt nicht mehr betrachtet werden kann. Während der Zeit nämlich, daß ich es

[1] Vgl. Band III, S. 4. — [2] Vgl. Bd. IX, S. 281—284.

ausarbeitete, welches, mancher Unterbrechungen wegen, eine ziemlich lange Zeit war, hat sich — in mir selbst vieles verändert. An den verschiedenen Schicksalen, die während dieser Zeit über meine Art, zu denken und zu empfinden, ergangen sind, mußte notwendig auch dieses Werk teilnehmen. Was mich zu Anfang vorzüglich in demselben gefesselt hatte, that diese Wirkung in der Folge schon schwächer und am Ende nur kaum noch. Neue Ideen, die indes bei mir aufkamen, verdrängten die frühern; Karlos selbst war in meiner Gunst gefallen, vielleicht aus keinem andern Grunde, als weil ich ihm in Jahren zu weit vorausgesprungen war, und aus der entgegengesetzten Ursache hatte Marquis Posa seinen Platz eingenommen. So kam es denn, daß ich zu dem vierten und fünften Akte ein ganz anderes Herz mitbrachte.[1] Aber die ersten drei Akte waren in den Händen des Publikums, die Anlage des Ganzen war nicht mehr umzustoßen; ich hätte also das Stück entweder ganz unterdrücken müssen (und das hätte mir doch wohl der kleinste Teil meiner Leser gedankt), oder ich mußte die zweite Hälfte der ersten so gut anpassen, als ich konnte. Wenn dies nicht überall auf die glücklichste Art geschehen ist, so dient mir zu einiger Beruhigung, daß es einer geschicktern Hand als der meinigen nicht viel besser würde gelungen sein. Der Hauptfehler war: ich hatte mich zu lange mit dem Stücke getragen; ein dramatisches Werk aber kann und soll nur die Blüte eines einzigen Sommers sein. Auch der Plan war für die Grenzen und Regeln eines dramatischen Werks zu weitläuftig angelegt. Dieser Plan z. B. foderte, daß Marquis Posa das uneingeschränkteste Vertrauen Philipps davontrug; aber zu dieser außerordentlichen Wirkung erlaubte mir die Ökonomie des Stücks nur eine einzige Szene.

Bei meinem Freunde werden mich diese Aufschlüsse vielleicht rechtfertigen, aber nicht bei der Kunst. Möchten sie indessen doch nur die vielen Deklamationen beschließen, womit von dieser Seite her von den Kritikern gegen mich ist Sturm gelaufen worden.

---

[1] Vgl. dazu Band III S. 8 und Anmerkung.

Zweiter Brief.

Der Charakter des Marquis Posa ist fast durchgängig für zu idealisch gehalten worden; inwiefern diese Behauptung Grund hat, wird sich dann am besten ergeben, wenn man die eigentümliche Handlungsart dieses Menschen auf ihren wahren Gehalt zurückgeführt hat. Ich habe es hier, wie Sie sehen, mit zwei entgegengesetzten Parteien zu thun. Denen, welche ihn aus der Klasse natürlicher Wesen schlechterdings verwiesen haben wollen, müßte also dargethan werden, inwiefern er mit der Menschennatur zusammenhängt, inwiefern seine Gesinnungen wie seine Handlungen aus sehr menschlichen Trieben fließen und in der Verkettung äußerlicher Umstände gegründet sind; diejenigen, welche ihm den Namen eines göttlichen Menschen geben, brauche ich nur auf einige Blößen an ihm aufmerksam zu machen, die gar sehr menschlich sind. Die Gesinnungen, die der Marquis äußert, die Philosophie, die ihn leitet, die Lieblingsgefühle, die ihn beseelen, so sehr sie sich auch über das tägliche Leben erheben, können, als bloße Vorstellungen betrachtet, es nicht wohl sein, was ihn mit Recht aus der Klasse natürlicher Wesen verbannte. Denn was kann in einem menschlichen Kopf nicht Dasein empfangen, und welche Geburt des Gehirns kann in einem glühenden Herzen nicht zur Leidenschaft reifen? Auch seine Handlungen können es nicht sein, die, so selten dies auch geschehen mag, in der Geschichte selbst ihresgleichen gefunden haben; denn die Aufopferung des Marquis für seinen Freund hat wenig oder nichts vor dem Heldentode eines Curtius, Regulus und anderer voraus. Das Unrichtige und Unmögliche müßte also entweder in dem Widerspruch dieser Gesinnungen mit dem damaligen Zeitalter oder in ihrer Ohnmacht und ihrem Mangel an Lebendigkeit liegen, zu solchen Handlungen wirklich zu entzünden. Ich kann also die Einwendungen, welche gegen die Natürlichkeit dieses Charakters gemacht werden, nicht anders verstehen, als daß in Philipps II. Jahrhundert kein Mensch so wie Marquis Posa gedacht haben konnte, daß Gedanken dieser Art nicht so leicht, wie hier geschieht, in den Willen und in die That übergehen, und daß eine idealische Schwärmerei nicht mit solcher Konsequenz reali-

siert, nicht von solcher Energie im Handeln begleitet zu werden pflege.

Was man gegen diesen Charakter aus dem Zeitalter einwendet, in welchem ich ihn auftreten lasse, dünkt mir vielmehr für als wider ihn zu sprechen. Nach dem Beispiel aller großen Köpfe entsteht er zwischen Finsternis und Licht, eine hervorragende, isolierte Erscheinung. Der Zeitpunkt, wo er sich bildet, ist allgemeine Gärung der Köpfe, Kampf der Vorurteile mit der Vernunft, Anarchie der Meinungen, Morgendämmerung der Wahrheit — von jeher die Geburtsstunde außerordentlicher Menschen. Die Ideen von Freiheit und Menschenadel, die ein glücklicher Zufall, vielleicht eine günstige Erziehung in diese rein organisierte, empfängliche Seele warf, machen sie durch ihre Neuheit erstaunen und wirken mit aller Kraft des Ungewohnten und Überraschenden auf sie; selbst das Geheimnis, unter welchem sie ihr wahrscheinlich mitgeteilt wurden, mußte die Stärke ihres Eindrucks erhöhen. Sie haben durch einen langen, abnützenden Gebrauch das Triviale noch nicht, das heutzutage ihren Eindruck so stumpf macht; ihren großen Stempel hat weder das Geschwätz der Schulen noch der Witz der Weltleute abgerieben. Seine Seele fühlt sich in diesen Ideen gleichsam wie in einer neuen und schönen Region, die mit allem ihrem blendenden Licht auf sie wirkt und sie in den lieblichsten Traum entzückt. Das entgegengesetzte Elend der Sklaverei und des Aberglaubens zieht sie immer fester und fester an diese Lieblingswelt; die schönsten Träume von Freiheit werden ja im Kerker geträumt. Sagen Sie selbst, mein Freund — das kühnste Ideal einer Menschenrepublik, allgemeiner Duldung und Gewissensfreiheit, wo konnte es besser und wo natürlicher zur Welt geboren werden als in der Nähe Philipps II. und seiner Inquisition?

Alle Grundsätze und Lieblingsgefühle des Marquis drehen sich um r e p u b l i k a n i s c h e Tugend. Selbst seine Aufopferung für seinen Freund beweist dieses; denn Aufopferungsfähigkeit ist der Inbegriff aller republikanischen Tugend.

Der Zeitpunkt, worin er auftrat, war gerade derjenige, worin stärker als je von Menschenrechten und Gewissensfreiheit die

Rede war. Die vorhergehende Reformation hatte diese Ideen zuerst in Umlauf gebracht, und die flandrischen Unruhen erhielten sie in Übung. Seine Unabhängigkeit von außen, sein Stand als Malteserritter selbst schenkten ihm die glückliche Muße, diese spekulative Schwärmerei zur Reife zu brüten.

In dem Zeitalter und in dem Staat, worin der Marquis auftritt, und in den Außendingen, die ihn umgeben, liegt also der Grund nicht, warum er dieser Philosophie nicht hätte fähig sein, nicht mit schwärmerischer Anhänglichkeit ihr hätte ergeben sein können.

Wenn die Geschichte reich an Beispielen ist, daß man für Meinungen alles Irdische hintansetzen kann, wenn man dem grundlosesten Wahn die Kraft beilegt, die Gemüter der Menschen auf einen solchen Grad einzunehmen, daß sie aller Aufopferungen fähig gemacht werden, so wäre es sonderbar, der Wahrheit diese Kraft abzustreiten. In einem Zeitpunkt vollends, der so reich wie jener an Beispielen ist, daß Menschen Gut und Leben um Lehrsätze wagen, die an sich so wenig Begeisterndes haben, sollte, deucht mir, ein Charakter nicht auffallen, der für die erhabenste aller Ideen etwas Ähnliches wagt; man müßte denn annehmen, daß Wahrheit minder fähig sei, das Menschenherz zu rühren, als der Wahn Der Marquis ist außerdem als Held angekündigt. Schon in früher Jugend hat er mit seinem Schwerte Proben eines Muts abgelegt, den er nachher für eine ernsthaftere Angelegenheit äußern soll. Begeisternde Wahrheiten und eine seelenerhebende Philosophie müßten, deucht mir, in einer Heldenseele zu etwas ganz anderm werden als in dem Gehirn eines Schulgelehrten oder in dem abgenützten Herzen eines weichlichen Weltmannes.

Zwei Handlungen des Marquis sind es vorzüglich, an denen man, wie Sie mir sagen, Anstoß genommen hat: sein Verhalten gegen den König in der zehnten Szene des dritten Aufzugs und die Aufopferung für seinen Freund. Aber es könnte sein, daß die Freimütigkeit, mit der er dem Könige seine Gesinnungen vorträgt, weniger auf Rechnung seines Muts als seiner genauen Kenntnis von jenes Charakter käme, und mit aufgehobener Gefahr würde sonach auch der Haupteinwurf gegen diese Szene gehoben. Dar-

über ein andermal, wenn ich Sie von Philipp II. unterhalte; jetzt hatte ich es bloß mit Posas Aufopferung für den Prinzen zu thun, worüber ich Ihnen im nächsten Briefe einige Gedanken mitteilen will.

Dritter Brief.

Sie wollten neulich im Don Karlos den Beweis gefunden haben, daß leidenschaftliche Freundschaft ein ebenso rührender Gegenstand für die Tragödie sein könne als leidenschaftliche Liebe, und meine Antwort, daß ich mir das Gemälde einer solchen Freundschaft für die Zukunft zurückgelegt hätte[1], befremdete Sie. Also auch Sie nehmen es, wie die meisten meiner Leser, als ausgemacht an, daß es schwärmerische Freundschaft gewesen, was ich mir in dem Verhältnis zwischen Karlos und Marquis Posa zum Ziel gesetzt habe? Und aus diesem Standpunkt haben Sie folglich diese beiden Charaktere und vielleicht das ganze Drama bisher betrachtet? Wie aber, lieber Freund, wenn Sie mir mit dieser Freundschaft wirklich zu viel gethan hätten? Wenn es aus dem ganzen Zusammenhang deutlich erhellte, daß sie dieses Ziel nicht gewesen und auch schlechterdings nicht sein konnte? Wenn sich der Charakter des Marquis, so wie er aus dem Total seiner Handlungen hervorgeht, mit einer solchen Freundschaft durchaus nicht vertrüge, und wenn sich gerade aus seinen schönsten Handlungen, die man auf ihre Rechnung schreibt, der beste Beweis für das Gegenteil führen ließe?

Die erste Ankündigung des Verhältnisses zwischen diesen beiden könnte irre geführt haben; aber dies auch nur scheinbar, und eine geringe Aufmerksamkeit auf das abstechende Benehmen beider hätte hingereicht, den Irrtum zu heben. Dadurch, daß der Dichter von ihrer Jugendfreundschaft ausgeht, hat er sich nichts von seinem höhern Plane vergeben; im Gegenteil konnte dieser aus keinem bessern Faden gesponnen werden. Das Verhältnis, in welchem beide zusammen auftreten, war Reminiscenz ihrer

[1] Schiller denkt an die „Malteser", deren Stoff ihm schon damals nahegetreten war, und worin die Freundschaft zwischen zwei jungen Rittern (St. Priest und Crequi) einen Hauptbestandteil bildet. Vgl. Bd. X, S. 4 ff.

frühern akademischen Jahre. Harmonie der Gefühle, eine gleiche Liebhaberei für das Große und Schöne, ein gleicher Enthusiasmus für Wahrheit, Freiheit und Tugend hatte sie damals aneinander geknüpft. Ein Charakter wie Posas, der sich nachher so, wie es in dem Stücke geschieht, entfaltet, mußte frühe angefangen haben, diese lebhafte Empfindungskraft an einem fruchtbaren Gegenstande zu üben; ein Wohlwollen, das sich in der Folge über die ganze Menschheit erstrecken sollte, mußte von einem engern Bande ausgegangen sein. Dieser schöpferische und feurige Geist mußte bald einen Stoff haben, auf den er wirkte; konnte sich ihm ein schönerer anbieten als ein zart und lebendig fühlender, seiner Ergießungen empfänglicher, ihm freiwillig entgegeneilender Fürstensohn? Aber auch schon in diesen früheren Zeiten ist der Ernst dieses Charakters in einigen Zügen sichtbar, schon hier ist Posa der kältere, der spätere Freund, und sein Herz, jetzt schon zu weitumfassend, um sich für ein einziges Wesen zusammenzuziehen, muß durch ein schweres Opfer errungen werden.

[1]„Da fing ich an, mit Zärtlichkeiten
Und inniger Bruderliebe dich zu quälen;
Du, stolzes Herz, gabst sie mir kalt zurück.
— Verschmähen konntest du mein Herz, doch nie
Von dir entfernen. Dreimal wiesest du
Den Fürsten von dir, dreimal stand er wieder
Als Bettler da, um Liebe dich zu flehn u. s. f.
— — — — Mein königliches Blut
Floß schändlich unter unbarmherz'gen Streichen.
So hoch kam mir der Eigensinn zu stehn,
Von Rodrigo geliebt zu sein."

Hier schon sind einige Winke gegeben, wie wenig die Anhänglichkeit des Marquis an den Prinzen auf persönliche Übereinstimmung sich gründet. Frühe denkt er sich ihn als Königssohn, frühe drängt sich diese Idee zwischen sein Herz und seinen bittenden Freund. Karlos öffnet ihm seine Arme; der junge Weltbürger kniet vor ihm nieder. Gefühle für Freiheit und Menschenadel

---

[1] „Don Karlos" I, 2 Schiller citiert sorglos aus dem Gedächtnis, mit manchen Abweichungen im Wortlaut.

waren früher in seiner Seele reif als Freundschaft für Karlos; dieser Zweig wurde erst nachher auf diesen stärkern Stamm gepfropft. Selbst in dem Augenblick, wo sein Stolz durch das große Opfer seines Freundes bezwungen ist, verliert er den Fürstensohn nicht aus den Augen. „Ich will bezahlen", sagt er, „wenn du — König bist." Ist es möglich, daß sich in einem so jungen Herzen bei diesem lebendigen und immer gegenwärtigen Gefühl der Ungleichheit ihres Standes Freundschaft erzeugen konnte, deren wesentliche Bedingung doch Gleichheit ist? Also auch damals schon war es weniger Liebe als Dankbarkeit, weniger Freundschaft als Mitleid, was den Marquis dem Prinzen gewann. Die Gefühle, Ahnungen, Träume, Entschlüsse, die sich dunkel und verworren in dieser Knabenseele drängten, mußten mitgeteilt, in einer andern Seele angeschaut werden, und Karlos war der Einzige, der sie mit ahnen, mit träumen konnte, und der sie erwiderte. Ein Geist wie Posas mußte seine Überlegenheit frühzeitig zu genießen streben, und der liebevolle Karl schmiegte sich so unterwürfig, so gelehrig an ihn an! Posa sah in diesem schönen Spiegel sich selbst und freute sich seines Bildes. So entstand diese akademische Freundschaft.

Aber jetzt werden sie voneinander getrennt, und alles wird anders. Karlos kommt an den Hof seines Vaters, und Posa wirft sich in die Welt. Jener, durch seine frühe Anhänglichkeit an den edelsten und feurigsten Jüngling verwöhnt, findet in dem ganzen Umkreis eines Despotenhofes nichts, was sein Herz befriedigte. Alles um ihn her ist leer und unfruchtbar. Mitten im Gewühl so vieler Höflinge einsam, von der Gegenwart gedrückt, labt er sich an süßen Rückerinnerungen der Vergangenheit. Bei ihm also dauern diese frühen Eindrücke warm und lebendig fort, und sein zum Wohlwollen gebildetes Herz, dem ein würdiger Gegenstand mangelt, verzehrt sich in nie befriedigten Träumen. So versinkt er allmählich in einen Zustand müßiger Schwärmerei, unthätiger Betrachtung. In dem fortwährenden Kampfe mit seiner Lage nützen sich seine Kräfte ab, die unfreundlichen Begegnungen eines ihm so ungleichen Vaters verbreiten eine düstre Schwermut über sein Wesen, den zehrenden Wurm jeder

Geistesblüte, den Tod der Begeisterung. Zusammengedrückt, ohne Energie, geschäftlos, hinbrütend in sich selbst, von schweren, fruchtlosen Kämpfen ermattet, zwischen schreckhaften Extremen herumgescheucht, keines eigenen Aufschwungs mehr mächtig — so findet ihn die erste Liebe. In diesem Zustand kann er ihr keine Kraft mehr entgegensetzen; alle jene früheren Ideen, die ihr allein das Gleichgewicht hätten halten können, sind seiner Seele fremder geworden, sie beherrscht ihn mit despotischer Gewalt; so versinkt er in einen schmerzhaft wollüstigen Zustand des Leidens. Auf einen einzigen Gegenstand sind jetzt alle seine Kräfte zusammengezogen. Ein nie gestilltes Verlangen hält seine Seele innerhalb ihrer selbst gefesselt. Wie sollte sie ins Universum ausströmen? Unfähig, diesen Wunsch zu befriedigen, unfähiger noch, ihn durch innere Kraft zu besiegen, schwindet er halb lebend, halb sterbend in sichtbarer Zehrung hin; keine Zerstreuung für den brennenden Schmerz seines Busens, kein mitfühlendes, sich ihm öffnendes Herz, in das er ihn ausströmen könnte.

„Ich habe niemand — niemand
Auf dieser großen weiten Erde niemand.
So weit das Zepter meines Vaters reicht,
So weit die Schiffahrt unsre Flaggen sendet,
Ist keine Stelle, keine, keine, wo
Ich meiner Thränen mich entlasten kann."

Hülflosigkeit und Armut des Herzens führen ihn jetzt auf eben den Punkt zurück, wo Fülle des Herzens ihn hatte ausgehen lassen. Heftiger fühlt er das Bedürfnis der Sympathie, weil er allein ist und unglücklich. So findet ihn sein zurückkommender Freund.

Ganz anders ist es unterdessen diesem ergangen. Mit offnen Sinnen, mit allen Kräften der Jugend, allem Drange des Genies, aller Wärme des Herzens in das weite Universum geworfen, sieht er den Menschen im großen wie im kleinen handeln; er findet Gelegenheit, sein mitgebrachtes Ideal an den wirkenden Kräften der ganzen Gattung zu prüfen. Alles, was er hört, was er sieht, wird mit lebendigem Enthusiasmus von ihm verschlungen, alles in Beziehung auf jenes Ideal empfunden, gedacht und verarbeitet. Der Mensch zeigt sich ihm in mehrern Varietäten, in mehrern

Himmelsstrichen, Verfassungen, Graden der Bildung und Stufen des Glückes lernt er ihn kennen. So erzeugt sich in ihm allmählich eine zusammengesetzte und erhabene Vorstellung des Menschen im großen und ganzen, gegen welche jedes einengende kleinere Verhältnis verschwindet. Aus sich selbst tritt er jetzt heraus, im großen Weltraum dehnt sich seine Seele ins weite. Merkwürdige Menschen, die sich in seine Bahn werfen, zerstreuen seine Aufmerksamkeit, teilen sich in seine Achtung und Liebe. An die Stelle eines Individuums tritt bei ihm jetzt das ganze Geschlecht; ein vorübergehender jugendlicher Affekt erweitert sich in eine allumfassende, unendliche Philanthropie. Aus einem müßigen Enthusiasten ist ein thätiger, handelnder Mensch geworden. Jene ehemaligen Träume und Ahndungen, die noch dunkel und unentwickelt in seiner Seele lagen, haben sich zu klaren Begriffen geläutert, müßige Entwürfe in Handlung gesetzt, ein allgemeiner unbestimmter Drang, zu wirken, ist in zweckmäßige Thätigkeit übergegangen. Der Geist der Völker wird von ihm studiert, ihre Kräfte, ihre Hilfsmittel abgewogen, ihre Verfassungen geprüft; im Umgange mit verwandten Geistern gewinnen seine Ideen Vielseitigkeit und Form; geprüfte Weltleute, wie ein Wilhelm von Oranien, Coligny[1] u. a., nehmen ihnen das Romantische und stimmen sie allmählich zu pragmatischer Brauchbarkeit herunter.

Bereichert mit tausend neuen, fruchtbaren Begriffen, voll strebender Kräfte, schöpferischer Triebe, kühner und weitumfassender Entwürfe, mit geschäftigem Kopf, glühendem Herzen, von den großen, begeisternden Ideen allgemeiner menschlicher Kraft und menschlichen Adels durchdrungen und feuriger für die Glückseligkeit dieses großen Ganzen entzündet, das ihm in so vielen Individuen vergegenwärtigt war*, so kommt er jetzt von der großen

---

* In seiner nachherigen Unterredung mit dem König kommen diese Lieblingsideen an den Tag. „Ein Federzug von Ihrer Hand", sagt er ihm, „und neu erschaffen wird die Erde. Geben Sie Gedankenfreiheit! Lassen Sie,

Großmütig wie der Starke, Menschenglück
Aus Ihrem Füllhorn strömen, Geister reifen
In Ihrem Weltgebäude!

---

[1] Coligny wird im „Don Karlos" nirgends ausdrücklich genannt.

Ernte zurück, brennend von Sehnsucht, einen Schauplatz zu finden, auf welchem er diese Ideale realisieren, diese gesammelten Schätze in Anwendung bringen könnte. Flanderns Zustand bietet sich ihm dar. Alles findet er hier zu einer Revolution zubereitet. Mit dem Geiste, den Kräften und Hülfsquellen dieses Volks bekannt, die er gegen die Macht seines Unterdrückers berechnet, sieht er das große Unternehmen schon als geendigt an. Sein Ideal republikanischer Freiheit kann kein günstigeres Moment und keinen empfänglichern Boden finden.

„So viele reiche, blühende Provinzen!
Ein kräftiges und großes Volk, und auch
Ein gutes Volk, und Vater dieses Volkes,
Das, dacht' ich, das muß göttlich sein."

Je elender er dieses Volk findet, desto näher drängt sich dieses Verlangen an sein Herz, desto mehr eilt er, es in Erfüllung zu bringen. Hier, und hier erst, erinnert er sich lebhaft des Freundes, den er, mit glühenden Gefühlen für Menschenglück, in Alkala verließ. Ihn denkt er sich jetzt als Retter der unterdrückten Nation, als das Werkzeug seiner hohen Entwürfe. Voll unaussprechlicher Liebe, weil er ihn mit der Lieblingsangelegenheit seines Herzens zusammendenkt, eilt er nach Madrid in seine Arme, jene Samenkörner von Humanität und heroischer Tugend, die er einst in seine Seele gestreut, jetzt in vollen Saaten zu finden und in ihm den Befreier der Niederlande, den künftigen Schöpfer seines geträumten Staats zu umarmen.

Stellen Sie der Menschheit
Verlornen Adel wieder her! Der Bürger
Sei wiederum, was er zuvor gewesen,
Der Krone Zweck; ihn binde keine Pflicht
Als seiner Brüder gleich ehrwürd'ge Rechte!
[1]Der Landmann rühme sich des Pflugs und gönne
Dem König, der nicht Landmann ist, die Krone!
In seiner Werkstatt träume sich der Künstler
Zum Bildner einer schönern Welt! Den Flug
Des Denkers hemme keine Schranke mehr
Als die Bedingung endlicher Naturen!"

---

[1] Die folgenden Verse (nach 3246 der jetzigen Fassung) stehen nur in der ersten Gesamtausgabe des Stückes von 1787, fielen aber in den späteren Bearbeitungen fort. So auch mehrfach in den folgenden Citaten.

Leidenschaftlicher als jemals, mit fiebrischer Heftigkeit stürzt ihm dieser entgegen.

„Ich drück' an meine Seele dich, ich fühle
Die deinige allmächtig an mir schlagen.
O, jetzt ist alles wieder gut. Ich liege
Am Halse meines Rodrigo!

Der Empfang ist der feurigste; aber wie beantwortet ihn Posa? Er, der seinen Freund in voller Blüte der Jugend verließ und ihn jetzt einer wandelnden Leiche gleich wiederfindet, verweilt er bei dieser traurigen Veränderung? Forscht er lange und ängstlich nach ihren Quellen? Steigt er zu den kleinern Angelegenheiten seines Freundes herunter? Bestürzt und ernsthaft erwidert er diesen unwillkommenen Empfang.

„So war es nicht, wie ich Don Philipps Sohn
Erwartete — — Das ist
Der löwenkühne Jüngling nicht, zu dem
Ein unterdrücktes Heldenvolk mich sendet.
Denn jetzt steh' ich als Rodrigo nicht hier,
Nicht als des Knaben Karlos Spielgeselle:
Ein Abgeordneter der ganzen Menschheit
Umarm' ich Sie — es sind die flandrischen
Provinzen, die an Ihrem Halse weinen" u. s. f.

Unfreiwillig entwischt ihm seine herrschende Idee gleich in den ersten Augenblicken des so lang' entbehrten Wiedersehens, wo man sich doch sonst so viel wichtigere Kleinigkeiten zu sagen hat, und Karlos muß alles Rührende seiner Lage aufbieten, muß die entlegensten Szenen der Kindheit hervorrufen, um diese Lieblingsidee seines Freundes zu verdrängen, sein Mitgefühl zu wecken und ihm[1] auf seinen eigenen traurigen Zustand zu heften. Schrecklich sieht sich Posa in den Hoffnungen getäuscht, mit denen er seinem Freunde zueilte. Einen Heldencharakter hatte er erwartet, der sich nach Thaten sehnte, wozu er ihm jetzt den Schauplatz eröffnen wollte. Er rechnete auf jenen Vorrat von erhabener Menschenliebe, auf das Gelübde, das er ihm in jenen schwärme-

[1] Wohl alter Druckfehler für „ihn", den Freund.

rischen Tagen auf die entzwei gebrochene Hostie gethan, und findet Leidenschaft für die Gemahlin seines Vaters.

„Das ist der Karl nicht mehr,
Der in Alkala von dir Abschied nahm,
Der Karl nicht mehr, der sich beherzt getraute,
Das Paradies dem Schöpfer abzusehn
Und dermaleinst als unumschränkter Fürst
In Spanien zu pflanzen. O, der Einfall
War kindisch, aber göttlich schön. Vorbei
Sind diese Träume!“

Eine hoffnungslose Leidenschaft, die alle seine Kräfte verzehrt, die sein Leben selbst in Gefahr setzt. Wie würde ein sorgsamer Freund des Prinzen, der aber ganz nur Freund allein und mehr nicht gewesen wäre, in dieser Lage gehandelt haben? Und wie hat Posa, der Weltbürger, gehandelt? Posa, des Prinzen Freund und Vertrauter, hätte viel zu sehr für die Sicherheit seines Karlos gezittert, als daß er es hätte wagen sollen, zu einer gefährlichen Zusammenkunft mit seiner Königin die Hand zu bieten. Des Freundes Pflicht wär' es gewesen, auf Erstickung dieser Leidenschaft und keineswegs auf ihre Befriedigung zu denken. Posa, der Sachwalter Flanderns, handelt ganz anders. Ihm ist nichts wichtiger, als diesen hoffnungslosen Zustand, in welchem die thätigen Kräfte seines Freundes versinken, auf das schnellste zu endigen, sollte es auch ein kleines Wagestück kosten. Solang' sein Freund in unbefriedigten Wünschen verschmachtet, kann er fremdes Leiden nicht fühlen; solang' seine Kräfte von Schwermut niedergedrückt sind, kann er sich zu keinem heroischen Entschlusse erheben. Von dem unglücklichen Karlos hat Flandern nichts zu hoffen, aber vielleicht von dem glücklichen. Er eilt also, seinen heißesten Wunsch zu befriedigen, er selbst führt ihn zu den Füßen seiner Königin; und dabei allein bleibt er nicht stehen. Er findet in des Prinzen Gemüt die Motive nicht mehr, die ihn sonst zu heroischen Entschlüssen erhoben hatten; was kann er anders thun, als diesen erloschenen Heldengeist an fremdem Feuer entzünden und die einzige Leidenschaft nutzen, die in der Seele des Prinzen vorhanden ist? An diese muß er die neuen Ideen anknüpfen, die er jetzt

bei ihr herrschend machen will. Ein Blick in der Königin Herz überzeugt ihn, daß er von ihrer Mitwirkung alles erwarten darf. Nur der erste Enthusiasmus ist es, den er von dieser Leidenschaft entlehnen will. Hat sie dazu geholfen, seinem Freunde diesen heilsamen Schwung zu geben, so bedarf er ihrer nicht mehr, und er kann gewiß sein, daß sie durch ihre eigene Wirkung zerstört werden wird. Also selbst dieses Hindernis, das sich seiner großen Angelegenheit entgegenwarf, selbst diese unglückliche Liebe wird jetzt in ein Werkzeug zu jenem wichtigeren Zwecke umgeschaffen, und Flanderns Schicksal muß durch den Mund der Liebe an das Herz seines Freundes reden.

„— In dieser hoffnungslosen Flamme
Erkannt' ich früh der Hoffnung goldnen Strahl.
Ich wollt' ihn führen zum Vortrefflichen;
Die stolze, königliche Frucht, woran
Nur Menschenalter langsam pflanzen, sollte
Ein schneller Lenz der wunderthät'gen Liebe
Beschleunigen. Mir sollte seine Tugend
An diesem kräft'gen Sonnenblicke reifen.“

Aus den Händen der Königin empfängt jetzt Karlos die Briefe, welche Posa aus Flandern für ihn mitbrachte. Die Königin ruft seinen entflohenen Genius zurück.

Noch sichtbarer zeigt sich diese Unterordnung der Freundschaft unter das wichtigere Interesse bei der Zusammenkunft im Kloster. Ein Entwurf des Prinzen auf den König ist fehlgeschlagen; dieses und eine Entdeckung, welche er zum Vorteil seiner Leidenschaft glaubt gemacht zu haben, stürzen ihn heftiger in diese zurück, und Posa glaubt zu bemerken, daß sich Sinnlichkeit in diese Leidenschaft mische. Nichts konnte sich weniger mit seinem höhern Plane vertragen. Alle Hoffnungen, die er auf Karlos' Liebe zur Königin für seine Niederlande gegründet hat, stürzten dahin, wenn diese Liebe von ihrer Höhe heruntersank. Der Unwille, den er darüber empfindet, bringt seine Gesinnungen an den Tag.

„O, ich fühle,
Wovon ich mich entwöhnen muß. Ja, einst,
Einst war's ganz anders. Da warst du so reich,

So warm, so reich! Ein ganzer Weltkreis hatte
In deinem weiten Busen Raum. Das alles
Ist nun dahin, von einer Leidenschaft,
Von einem kleinen Eigennutz verschlungen.
Dein Herz ist ausgestorben. Keine Thräne,
Dem ungeheuern Schicksal der Provinzen
Nicht einmal eine Thräne mehr! O Karl,
Wie arm bist du, wie bettelarm geworden,
Seitdem du niemand liebst als dich!"

Bang vor einem ähnlichen Rückfall, glaubt er einen gewaltsamen Schritt wagen zu müssen. Solange Karl in der Nähe der Königin bleibt, ist er für die Angelegenheit Flanderns verloren. Seine Gegenwart in den Niederlanden kann dort den Dingen eine ganz andere Wendung geben; er steht also keinen Augenblick an, ihn auf die gewaltsamste Art dahin zu bringen.

"Er soll
Dem König ungehorsam werden, soll
Nach Brüssel heimlich sich begeben, wo
Mit offnen Armen die Flamänder ihn
Erwarten. Alle Niederlande stehen
Auf seine Losung auf. Die gute Sache
Wird stark durch einen Königssohn."

Würde der Freund des Karlos es über sich vermocht haben, so verwegen mit dem guten Namen, ja selbst mit dem Leben seines Freundes zu spielen? Aber Posa, dem die Befreiung eines unterdrückten Volks eine weit dringendere Aufforderung war als die kleinen Angelegenheiten eines Freundes, Posa, der Weltbürger, mußte gerade so und nicht anders handeln. Alle Schritte, die im Verlauf des Stücks von ihm unternommen werden, verraten eine wagende Kühnheit, die ein heroischer Zweck allein einzuflößen im stand ist; Freundschaft ist oft verzagt und immer besorglich. Wo ist bis jetzt im Charakter des Marquis auch nur eine Spur dieser ängstlichen Pflege eines isolierten Geschöpfs, dieser alles ausschließenden Neigung, worin doch allein der eigentümliche Charakter der leidenschaftlichen Freundschaft besteht?[1] Wo ist bei ihm

[1] Über das Unrichtige in dieser Beweisführung Schillers vgl. „Schillers Dramen" I, 260 ff.

das Interesse für den Prinzen nicht dem höhern Interesse für die Menschheit untergeordnet? Fest und beharrlich geht der Marquis seinen großen kosmopolitischen Gang, und alles, was um ihn herum vorgeht, wird ihm nur durch die Verbindung wichtig, in der es mit diesem höhern Gegenstande stehet.

Vierter Brief.

Um einen großen Teil seiner Bewunderer dürfte ihn dieses Geständnis bringen; aber er wird sich mit dem kleinen Teil der neuen Verehrer trösten, die es ihm zugewendet, und zum allgemeinen Beifall überhaupt konnte sich ein Charakter wie der seinige niemals Hoffnung machen. Hohes, wirkendes Wohlwollen gegen das Ganze schließt keineswegs die zärtliche Teilnahme an den Freuden und Leiden eines einzelnen Wesens aus. Daß er das Menschengeschlecht mehr liebt als Karln, thut seiner Freundschaft für ihn keinen Eintrag. Immer würde er ihn, hätte ihn auch das Schicksal auf keinen Thron gerufen, durch eine besondere zärtliche Bekümmernis vor allen übrigen unterschieden haben; im Herzen seines Herzens würde er ihn getragen haben wie Hamlet seinen Horatio.[1] Man hält dafür, daß das Wohlwollen um so schwächer und laulicher werde, je mehr sich seine Gegenstände häufen; aber dieser Fall kann auf den Marquis nicht angewandt werden. Der Gegenstand seiner Liebe zeigt sich ihm im vollesten Lichte der Begeisterung; herrlich und verklärt steht dieses Bild vor seiner Seele wie die Gestalt einer Geliebten. Da es Karlos ist, der dieses Ideal von Menschenglück wirklich machen soll, so trägt er es auf ihn über, so faßt er zuletzt beides in *einem* Gefühl unzertrennlich zusammen. In Karlos allein schaut er seine feurig geliebte Menschheit jetzt an; sein Freund ist der Brennpunkt, in welchem alle seine Vorstellungen von jenem zusammengesetzten Ganzen sich sammeln. Es wirkt also doch nur in *einem* Gegenstand auf ihn, den er mit allem Enthusiasmus und allen Kräften seiner Seele umfaßt.

---

[1] „Hamlet" III, 2: „Ich will ihn hegen | Im Herzensgrund, ja in des Herzens Herzen, | Wie ich dich hege." Vgl. auch „Wallensteins Tod" 2118.

„Mein Herz,
Nur einem Einzigen geweiht, umschloß
Die ganze Welt. In meines Karlos Seele
Schuf ich ein Paradies für Millionen.“

Hier ist also Liebe zu einem Wesen ohne Hintansetzung der allgemeinen, sorgsame Pflege der Freundschaft ohne das Unbillige, das Ausschließende dieser Leidenschaft, hier allgemeine, alles umfassende Philanthropie, in einem einzigen Feuerstrahl zusammengedrängt.

Und sollte eben das dem Interesse geschadet haben, was es veredelt hat? Dieses Gemälde von Freundschaft sollte an Rührung und Anmut verlieren, was es an Umfang gewann? Der Freund des Karlos sollte darum weniger Anspruch auf unsre Thränen und unsre Bewunderung haben, weil er mit der beschränktesten Äußerung des wohlwollenden Affekts seine weiteste Ausdehnung verbindet und das Göttliche der universellen Liebe durch ihre menschlichste Anwendung mildert?

Mit der neunten Szene des dritten Aufzugs öffnet sich ein ganz neuer Spielraum für diesen Charakter.

Fünfter Brief.

Leidenschaft für die Königin hat endlich den Prinzen bis an den Rand des Verderbens geführt. Beweise seiner Schuld sind in den Händen seines Vaters, und seine unbesonnene Hitze ließ ihn dem lauernden Argwohn seiner Feinde die gefährlichsten Blößen geben; er schwebt in augenscheinlicher Gefahr, ein Opfer seiner wahnsinnigen Liebe, der väterlichen Eifersucht, des Priesterhasses, der Rachgier eines beleidigten Feindes und einer verschmähten Buhlerin zu werden. Seine Lage von außen fordert die dringendste Hülfe; noch mehr aber fordert sie der innere Zustand seines Gemüts, der alle Erwartungen und Entwürfe des Marquis zu vereiteln droht. Von jener Gefahr muß der Prinz befreit, aus diesem Seelenzustand muß er gerissen werden, wenn jene Entwürfe zu Flanderns Befreiung in Erfüllung gehen sollen; und

der Marquis ist es, von dem wir beides erwarten, der uns auch selbst dazu Hoffnung macht.

Aber auf eben dem Wege, woher dem Prinzen Gefahr kommt, ist auch bei dem König ein Seelenzustand hervorgebracht worden, der ihn das Bedürfnis der Mitteilung zum erstenmal fühlen läßt. Die Schmerzen der Eifersucht haben ihn aus dem unnatürlichen Zwang seines Standes in den ursprünglichen Stand der Menschheit zurückversetzt, haben ihn das Leere und Gekünstelte seiner Despotengröße fühlen und Wünsche in ihm aufsteigen lassen, die weder Macht noch Hoheit befriedigen kann.

„König! König nur,
Und wieder König! Keine beßre Antwort
Als leeren, hohlen Widerhall! Ich schlage
An diesen Felsen und will Wasser, Wasser
Für meinen heißen Fieberdurst. Er gibt
Mir glühend Gold.“

Gerade ein Gang der Begebenheiten wie der bisherige, deucht mir, oder keiner konnte bei einem Monarchen, wie Philipp II. war, einen solchen Zustand erzeugen; und gerade so ein Zustand mußte in ihm erzeugt werden, um die nachfolgende Handlung vorzubereiten und den Marquis ihm nahe bringen zu können. Vater und Sohn sind auf ganz verschiedenen Wegen auf den Punkt geführt worden, wo der Dichter sie haben muß; auf ganz verschiedenen Wegen wurden beide zu dem Marquis von Posa hingezogen, in welchem Einzigen das bisher getrennte Interesse sich nunmehr zusammendrängt. Durch Karlos' Leidenschaft für die Königin und deren unausbleibliche Folgen bei dem König wurde dem Marquis seine ganze Laufbahn geschaffen; darum war es nötig, daß auch das ganze Stück mit jener eröffnet wurde. Gegen sie mußte der Marquis selbst so lange in Schatten gestellt werden und sich, bis er von der ganzen Handlung Besitz nehmen konnte, mit einem untergeordneten Interesse begnügen, weil er von ihr allein alle Materialien zu seiner künftigen Thätigkeit empfangen konnte. Die Aufmerksamkeit des Zuschauers durfte also durchaus nicht vor der Zeit davon abgezogen werden, und darum war es nötig, daß sie bis hieher als Haupthandlung

beschäftigte, das Interesse hingegen, das nachher das herrschende werden sollte, nur durch Winke von ferne angekündigt wurde. Aber sobald das Gebäude steht, fällt das Gerüste. Die Geschichte von Karlos' Liebe, als die bloß vorbereitende Handlung, weicht zurück, um derjenigen Platz zu machen, für welche allein sie gearbeitet hatte.

Nämlich jene verborgenen Motive des Marquis, welche keine andre sind als Flanderns Befreiung und das künftige Schicksal der Nation, Motive, die man unter der Hülle seiner Freundschaft bloß geahnt hat, treten jetzt sichtbar hervor und fangen an, sich der ganzen Aufmerksamkeit zu bemächtigen. Karlos, wie aus dem Bisherigen zur Genüge erhellt, wurde von ihm nur als das einzige, unentbehrliche Werkzeug zu jenem feurig und standhaft verfolgten Zwecke betrachtet und als ein solches mit eben dem Enthusiasmus wie der Zweck selbst umfaßt. Aus diesem universelleren Motive mußte eben der ängstliche Anteil an dem Wohl und Weh seines Freundes, eben die zärtliche Sorgfalt für dieses Werkzeug seiner Liebe fließen, als nur immer die stärkste persönliche Sympathie hätte hervorbringen können. Karls Freundschaft gewährt ihm den vollständigsten Genuß seines Ideals. Sie ist der Vereinigungspunkt aller seiner Wünsche und Thätigkeiten. Noch kennt er keinen andern und kürzern Weg, sein hohes Ideal von Freiheit und Menschenglück wirklich zu machen, als der ihm in Karlos geöffnet wird. Es fiel ihm gar nicht ein, dies auf einem andern Wege zu suchen; am allerwenigsten fiel es ihm ein, diesen Weg unmittelbar durch den König zu nehmen. Als er daher zu diesem geführt wird, zeigt er die höchste Gleichgültigkeit.

„Mich will er haben? — Mich? — Ich bin ihm nichts.
Ich wahrlich nichts! — Mich hier in diesen Zimmern!
Wie zwecklos und wie ungereimt! — Wie kann
Ihm viel dran liegen, ob ich bin? — Sie sehen,
Es führt zu nichts."

Aber nicht lange überläßt er sich dieser müßigen, dieser kindischen Verwunderung. Einem Geiste, gewohnt, wie es dieser ist, jedem Umstande seine Nutzbarkeit abzumerken, auch den Zufall mit bildender Hand zum Plan zu gestalten, jedes Ereignis in

Beziehung auf seinen herrschenden Lieblingszweck sich zu denken, bleibt der hohe Gebrauch nicht lange verborgen, der sich von dem jetzigen Augenblick machen läßt. Auch das kleinste Element der Zeit ist ihm ein heilig anvertrautes Pfund, womit gewuchert werden muß. Noch ist es nicht klarer, zusammenhängender Plan, was er sich denkt; bloße dunkle Ahnung, und auch diese kaum; bloß flüchtig aufsteigender Einfall ist es, ob hier vielleicht gelegentlich etwas zu wirken sein möchte. Er soll vor denjenigen treten, der das Schicksal so vieler Millionen in der Hand hat. „Man muß den Augenblick nutzen“, sagt er zu sich selbst, „der nur einmal kommt. Wär's auch nur ein Feuerfunke[1] Wahrheit, in die Seele dieses Menschen geworfen, der noch keine Wahrheit gehört hat! Wer weiß, wie wichtig ihn die Vorsicht bei ihm verarbeiten kann?“ Mehr denkt er sich nicht dabei, als einen zufälligen Umstand auf die beste Art, die er kennt, zu benutzen. In dieser Stimmung erwartet er den König.

Sechster Brief.

Ich behalte mir auf eine andere Gelegenheit vor, mich über den Ton, auf welchen sich Posa gleich zu Anfang mit dem Könige stimmt, wie überhaupt über sein ganzes Verfahren in dieser Szene und die Art, wie dieses von dem Könige aufgenommen wird, näher gegen Sie zu erklären, wenn Sie Lust haben, mich zu hören. Jetzt begnüge ich mich bloß, bei demjenigen stehen zu bleiben, was mit dem Charakter des Marquis in der unmittelbarsten Verbindung steht.

Alles, was der Marquis nach seinem Begriffe von dem König vernünftigerweise hoffen konnte, bei ihm hervorzubringen, war ein mit Demütigung verbundenes Erstaunen, daß seine große Idee von sich selbst und seine geringe Meinung von Menschen doch wohl einige Ausnahmen leiden dürfte; alsdann die natürliche, unausbleibliche Verlegenheit eines kleinen Geistes vor einem großen Geist. Diese Wirkung konnte wohlthätig sein, wenn sie

---

[1] Im Text des „Don Karlos“ (Vs. 2969) heißt es: „Wär's auch eine Feuerflocke Wahrheit nur“ u. s. w

auch bloß dazu diente, die Vorurteile dieses Menschen auf einen Augenblick zu erschüttern, wenn sie ihn fühlen ließ, daß es noch jenseits seines gezogenen Kreises Wirkungen gebe, von denen er sich nichts hätte träumen lassen. Dieser einzige Laut konnte noch lange nachhallen in seinem Leben, und dieser Eindruck mußte desto länger bei ihm haften, je mehr er ohne Beispiel war.

Aber Posa hatte den König wirklich zu flach, zu obenhin beurteilt, oder wenn er ihn auch gekannt hätte, so war er doch von der damaligen Gemütslage desselben zu wenig unterrichtet, um sie mit in Berechnung zu bringen. Diese Gemütslage war äußerst günstig für ihn und bereitete seinen hingeworfenen Reden eine Aufnahme, die er mit keinem Grund der Wahrscheinlichkeit hatte erwarten können. Diese unerwartete Entdeckung gibt ihm einen lebhaftern Schwung und dem Stücke selbst eine ganz neue Wendung. Kühn gemacht durch einen Erfolg, der all sein Hoffen übertraf, und durch einige Spuren von Humanität, die ihn an dem Könige überraschen, in Feuer gesetzt, verirrt er sich auf einen Augenblick bis zu der ausschweifenden Idee, sein herrschendes Ideal von Flanderns Glück u. s. w. unmittelbar an die Person des Königs anzuknüpfen, es unmittelbar durch diesen in Erfüllung zu bringen. Diese Voraussetzung setzt ihn in eine Leidenschaft, die den ganzen Grund seiner Seele eröffnet, alle Geburten seiner Phantasie, alle Resultate seines stillen Denkens ans Licht bringt und deutlich zu erkennen gibt, wie sehr ihn diese Ideale beherrschen. Jetzt, in diesem Zustand der Leidenschaft, werden alle die Triebfedern sichtbar, die ihn bis jetzt in Handlung gesetzt haben; jetzt ergeht es ihm wie jedem Schwärmer, der von seiner herrschenden Idee überwältigt wird. Er kennt keine Grenzen mehr; im Feuer seiner Begeisterung veredelt er sich den König, der mit Erstaunen ihm zuhört, und vergißt sich so weit, Hoffnungen auf ihn zu gründen, worüber er in den nächsten ruhigen Augenblicken erröten wird. An Karlos wird jetzt nicht mehr gedacht. Was für ein langer Umweg, erst auf diesen zu warten! Der König bietet ihm eine weit nähere und schnellere Befriedigung dar. Warum das Glück der Menschheit bis auf seinen Erben verschieben?

Würde sich Karlos' Busenfreund so weit vergessen, würde eine andere Leidenschaft als die herrschende den Marquis so weit hingerissen haben? Ist das Interesse der Freundschaft so beweglich, daß man es mit so weniger Schwierigkeit auf einen andern Gegenstand übertragen kann? Aber alles ist erklärt, sobald man die Freundschaft jener herrschenden Leidenschaft unterordnet. Dann ist es natürlich, daß diese bei dem nächsten Anlaß ihre Rechte reklamiert und sich nicht lange bedenkt, ihre Mittel und Werkzeuge umzutauschen.

Das Feuer und die Freimütigkeit, womit Posa seine Lieblingsgefühle, die bis jetzt zwischen Karlos und ihm Geheimnisse waren, dem Könige vortrug, und der Wahn, daß dieser sie verstehen, ja gar in Erfüllung bringen könnte, war eine offenbare Untreue, deren er sich gegen seinen Freund Karl schuldig machte.[1] Posa, der Weltbürger, durfte so handeln, und ihm allein kann es vergeben werden; an dem Busenfreunde Karls wäre es ebenso verdammlich, als es unbegreiflich sein würde.

Länger als Augenblicke freilich sollte diese Verblendung nicht dauern. Der ersten Überraschung, der Leidenschaft vergibt man sie leicht; aber wenn er auch noch nüchtern fortführe, daran zu glauben, so würde er billig in unsern Augen zum Träumer herabsinken. Daß sie aber wirklich Eingang bei ihm gefunden, erhellt aus einigen Stellen, wo er darüber scherzt oder sich ernsthaft davon reinigt. „Gesetzt", sagt er der Königin, „ich ginge damit um, meinen Glauben auf den Thron zu setzen?"

„Königin. Nein, Marquis,
Auch nicht einmal im Scherze möcht' ich dieser
Unreifen Einbildung Sie zeihn. Sie sind
Der Träumer nicht, der etwas unternähme,
Was nicht geendigt werden kann.
Marquis. Das eben.
Wär' noch die Frage, denk' ich."

Karlos selbst hat tief genug in die Seele seines Freundes gesehen, um einen solchen Entschluß in seiner Vorstellungsart gegründet

[1] Vgl darüber „Schillers Dramen" I, S. 257 f.

zu finden, und das, was er selbst bei dieser Gelegenheit über ihn sagt, könnte allein hinreichen, den Gesichtspunkt des Verfassers außer Zweifel zu setzen. „Du selbst", sagt er ihm, noch immer im Wahn, daß der Marquis ihn aufgeopfert,

„Du selbst wirst jetzt vollenden,
Was ich gesollt und nicht gekonnt, du wirst
Den Spaniern die goldnen Tage schenken,
Die sie von mir umsonst gehofft. Mit mir
Ist es ja aus, auf immer aus. Das hast
Du eingesehn. O, diese fürchterliche Liebe
Hat alle frühen Blüten meines Geists
Unwiederbringlich hingerafft. Ich bin
Für deine großen Hoffnungen gestorben.
Vorsehung oder Zufall führen dir
Den König zu. Es kostet mein Geheimnis,
Und er ist dein! Du kannst sein Engel werden.
Für mich ist keine Rettung mehr — vielleicht
Für Spanien!" u. s. f.

Und an einem andern Orte sagt er zum Grafen von Lerma, um die vermeintliche Treulosigkeit seines Freundes zu entschuldigen:

„Er hat
Mich lieb gehabt, sehr lieb. Ich war ihm teuer
Wie seine eigne Seele. O, das weiß ich,
Das haben tausend Proben mir erwiesen.
Doch sollen Millionen ihm, soll ihm
Das Vaterland nicht teurer sein als einer?
Sein Busen war für einen Freund zu groß
Und Karlos' Glück zu klein für seine Liebe.
Er opferte mich seiner Tugend."

Siebenter Brief.

Posa empfand es recht gut, wie viel seinem Freunde Karlos dadurch entzogen worden, daß er den König zum Vertrauten seiner Lieblingsgefühle gemacht und einen Versuch auf dessen Herz gethan hatte. Eben weil er fühlte, daß diese Lieblingsgefühle das eigentliche Band ihrer Freundschaft waren, so wußte er auch nicht anders, als daß er diese in eben dem Augenblicke gebrochen hatte,

wo er jene bei dem Könige profanierte. Das wußte Karlos nicht, aber Posa wußte es recht gut, daß diese Philosophie und diese Entwürfe für die Zukunft das heilige Palladium ihrer Freundschaft und der wichtige Titel waren, unter welchem Karlos sein Herz besaß; eben weil er das wußte und im Herzen voraussetzte, daß es auch Karl nicht unbekannt sein könnte — wie konnte er es wagen, ihm zu bekennen, daß er dieses Palladium veruntreut hätte? Ihm gestehen, was zwischen ihm und dem König vorgegangen war, mußte in seinen Gedanken ebenso viel heißen als ihm ankündigen, daß es eine Zeit gegeben, wo er ihm nichts mehr war. Hatte aber Karlos' künftiger Beruf zum Thron, hatte der Königssohn keinen Anteil an dieser Freundschaft, war sie etwas vor sich Bestehendes und durchaus nur Persönliches, so konnte sie durch jene Vertraulichkeit gegen den König zwar beleidigt, aber nicht verraten, nicht zerrissen worden sein, so konnte dieser zufällige Umstand ihrem Wesen nichts anhaben. Es war Delikatesse, es war Mitleid, daß Posa, der Weltbürger, dem *künftigen* Monarchen die Erwartungen verschwieg, die er auf den *jetzigen* gegründet hatte; aber Posa, Karlos' Freund, konnte sich durch nichts schwerer vergehen als durch diese Zurückhaltung selbst.

Zwar sind die Gründe, welche Posa sowohl sich selbst als nachher seinem Freunde von dieser Zurückhaltung, der einzigen Quelle aller nachfolgenden Verwirrungen, angibt, von ganz andrer Art. IV. Akt, 6. Auftritt:

„Der König glaubte dem Gefäß, dem er
Sein heiliges Geheimnis übergeben,
Und Glauben fodert Dankbarkeit. Was wäre
Geschwätzigkeit, wenn mein Verstummen dir
Nicht Leiden bringt? Vielleicht erspart? Warum
Dem Schlafenden die Wetterwolke zeigen,
Die über seinem Scheitel hängt?"

Und in der dritten Szene des fünften Akts:

„— — Doch ich, von falscher Zärtlichkeit bestochen,
Von stolzem Wahn geblendet, ohne dich
Das Wagestück zu enden, unterschlage
Der Freundschaft mein gefährliches Geheimnis."

Aber jedem, der nur wenige Blicke in das Menschenherz gethan, wird es einleuchten, daß sich der Marquis mit diesen eben angeführten Gründen (die an sich selbst bei weitem zu schwach sind, um einen so wichtigen Schritt zu motivieren) nur selbst zu hintergehen sucht, weil er sich die eigentliche Ursache nicht zu gestehen wagt. Einen weit wahreren Aufschluß über den damaligen Zustand seines Gemüts gibt eine andre Stelle, woraus deutlich erhellt, daß es Augenblicke müsse gegeben haben, in denen er mit sich zu Rate ging, ob er seinen Freund nicht geradezu aufopfern sollte. „Es stand bei mir", sagt er zu der Königin,

„— einen neuen Morgen
Heraufzuführen über diese Reiche.
Der König schenkte mir sein Herz. Er nannte
Mich seinen Sohn. Ich führe seine Siegel,
Und seine Alba sind nicht mehr" u. s. f.

„Doch geb' ich
Den König auf. In diesem starren Boden
Blüht keine meiner Rosen mehr. Das waren
Nur Gaukelspiele kindischer Vernunft,
Vom reifen Manne schamrot widerrufen.
Den nahen, hoffnungsvollen Lenz sollt' ich
Vertilgen, einen lauen Sonnenblick
Im Norden zu erkünsteln? Eines müden
Tyrannen letzten Rutenstreich zu mildern,
Die große Freiheit des Jahrhunderts wagen?
Elender Ruhm! Ich mag ihn nicht. Europens
Verhängnis reift in meinem großen Freunde.
Auf ihn verweis' ich Spanien. Doch wehe!
Weh mir und ihm, wenn ich bereuen sollte!
Wenn ich das Schlimmere gewählt! Wenn ich
Den großen Wink der Vorsicht mißverstanden,
Der mich, nicht ihn, auf diesen Thron gewollt!"

Also hat er doch *gewählt*, und um zu wählen, mußte er also ja den Gegensatz sich als möglich gedacht haben. Aus allen diesen angeführten Fällen erkennt man offenbar, daß das Interesse der Freundschaft einem höheren nachsteht, und daß ihr nur durch dieses letztere ihre Richtung bestimmt wird. Niemand im ganzen

Stück hat dieses Verhältnis zwischen beiden Freunden richtiger beurteilt als Philipp selbst, von dem es auch am ersten zu erwarten war. Im Munde dieses Menschenkenners legte ich meine Apologie und mein eignes Urteil von dem Helden des Stückes nieder, und mit seinen Worten möge denn auch diese Untersuchung beschlossen werden.

„Und wem bracht' er dies Opfer?
Dem Knaben, meinem Sohne? Nimmermehr.
Ich glaub' es nicht. Für einen Knaben stirbt
Ein Posa nicht. Der Freundschaft arme Flamme
Füllt eines Posa Herz nicht aus. Das schlug
Der ganzen Menschheit. Seine Neigung war
Die Welt mit allen kommenden Geschlechtern.“

Achter Brief.

Aber, werden Sie sagen, wozu diese ganze Untersuchung? Gleichviel, ob es unfreiwilliger Zug des Herzens, Harmonie der Charaktere, wechselseitige persönliche Notwendigkeit für einander oder von außen hinzugekommene Verhältnisse und freie Wahl gewesen, was das Band der Freundschaft zwischen diesen beiden geknüpft hat, die Wirkungen bleiben dieselben, und im Gange des Stückes selbst wird dadurch nichts verändert. Wozu daher diese weit ausgeholte Mühe, den Leser aus einem Irrtum zu reißen, der ihm vielleicht angenehmer als die Wahrheit ist? Wie würde es um den Reiz der meisten moralischen Erscheinungen stehen, wenn man jedesmal in die innerste Tiefe des Menschenherzens hineinleuchten und sie gleichsam werden sehen müßte? Genug für uns, daß alles, was Marquis Posa liebt, in dem Prinzen versammelt ist, durch ihn repräsentiert wird oder wenigstens durch ihn allein zu erhalten steht, daß er dieses zufällige, bedingte, seinem Freund nur geliehene Interesse mit dem Wesen desselben zuletzt unzertrennlich zusammenfaßt, und daß alles, was er für ihn empfindet, sich in einer persönlichen Neigung äußert. Wir genießen dann die reine Schönheit dieses Freundschaftsgemäldes als ein einfaches moralisches Element, unbekümmert, in wieviel Teile es auch der Philosoph noch zergliedern mag.

Wie aber, wenn die Berichtigung dieses Unterschieds für das ganze Stück wichtig wäre? Wird nämlich das letzte Ziel von Posas Bestrebungen über den Prinzen hinausgerückt, ist ihm dieser nur als Werkzeug zu einem höhern Zwecke so wichtig, befriedigt er durch seine Freundschaft für ihn einen andern Trieb als nur diese Freundschaft, so kann dem Stücke selbst nicht wohl eine engere Grenze gesteckt sein, so muß der letzte Endzweck des Stückes mit dem Zwecke des Marquis wenigstens zusammenfallen. Das große Schicksal eines ganzen Staats, das Glück des menschlichen Geschlechts auf viele Generationen hinunter, worauf alle Bestrebungen des Marquis, wie wir gesehen haben, hinauslaufen, kann nicht wohl Episode zu einer Handlung sein, die den Ausgang einer Liebesgeschichte zum Zweck hat. Haben wir einander also über Posas Freundschaft mißverstanden, so fürchte ich, wir haben es auch über den letzten Zweck der ganzen Tragödie. Lassen Sie mich sie Ihnen aus diesem neuen Standpunkte zeigen; vielleicht, daß manche Mißverhältnisse, an denen Sie bisher Anstoß genommen, sich unter dieser neuen Ansicht verlieren.

Und was wäre also die sogenannte Einheit des Stückes, wenn es Liebe nicht sein soll und Freundschaft nie sein konnte? Von jener handeln die drei ersten Akte, von dieser die zwei übrigen; aber keine von beiden beschäftigt das Ganze. Die Freundschaft opfert sich auf, und die Liebe wird aufgeopfert; aber weder diese noch jene ist es, der dieses Opfer von der andern gebracht wird. Also muß noch etwas Drittes vorhanden sein, das verschieden ist von Freundschaft und Liebe, für welches beide gewirkt haben, und welchem beide aufgeopfert worden; und wenn das Stück eine Einheit hat, wo anders als in diesem Dritten könnte sie liegen?

Rufen Sie sich, lieber Freund, eine gewisse Unterredung zurück, die über einen Lieblingsgegenstand unsers Jahrzehents, über Verbreitung reinerer, sanfterer Humanität, über die höchstmögliche Freiheit der Individuen bei des Staats höchster Blüte, kurz, über den vollendetsten Zustand der Menschheit, wie er in ihrer Natur und ihren Kräften als erreichbar angegeben liegt, unter uns lebhaft wurde und unsre Phantasie in einen der lieb=

lichsten Träume entzückte, in denen das Herz so angenehm schwelgt. Wir schlossen damals mit dem romanhaften Wunsche, daß es dem Zufall, der wohl größere Wunder schon gethan, in dem nächsten Julianischen Cyklus gefallen möchte, unsere Gedankenreihe, unsere Träume und Überzeugungen mit eben dieser Lebendigkeit und mit ebenso gutem Willen befruchtet in dem erstgebornen Sohn eines künftigen Beherrschers von — oder von — auf dieser oder der andern Hemisphäre wieder zu erwecken. Was bei einem ernsthaften Gespräche bloßes Spielwerk war, dürfte sich, wie mir vorkam, bei einem solchen Spielwerk, als die Tragödie ist, zu der Würde des Ernstes und der Wahrheit erheben lassen. Was ist der Phantasie nicht möglich? Was ist einem Dichter nicht erlaubt? Unsere Unterredung war längst vergessen, als ich unterdessen die Bekanntschaft des Prinzen von Spanien machte; und bald merkte ich diesem geistvollen Jüngling an, daß er wohl gar derjenige sein dürfte, mit dem wir unsern Entwurf zur Ausführung bringen könnten. Gedacht, gethan! Alles fand ich mir, wie durch einen dienstbaren Geist, dabei in die Hände gearbeitet: Freiheitssinn mit Despotismus im Kampfe, die Fesseln der Dummheit zerbrochen, tausendjährige Vorurteile erschüttert, eine Nation, die ihre Menschenrechte wiederfodert, republikanische Tugenden in Ausübung gebracht, hellere Begriffe im Umlauf, die Köpfe in Gärung, die Gemüter von einem begeisterten Interesse gehoben — und nun, um die glückliche Konstellation zu vollenden, eine schön organisierte Jünglingsseele am Thron, in einsamer, unangefochtener Blüte unter Druck und Leiden hervorgegangen. Unglücklich, so machten wir aus, müßte der Königssohn sein, an dem wir unser Ideal in Erfüllung bringen wollten.

„Sein Sie
Ein Mensch auf König Philipps Thron! Sie haben
Auch Leiden kennen lernen“ —

Aus dem Schoße der Sinnlichkeit und des Glücks durfte er nicht genommen werden; die Kunst durfte noch nicht Hand an seine Bildung gelegt, die damalige Welt ihm ihren Stempel noch nicht aufgedrückt haben. Aber wie sollte ein königlicher Prinz aus dem sechzehnten Jahrhundert, Philipp des Zweiten Sohn, ein Zög-

ling des Mönchvolks, dessen kaum aufwachende Vernunft von so strengen und so scharfsichtigen Hütern bewacht wird, zu dieser liberalen Philosophie gelangen? Sehen Sie, auch dafür war gesorgt. Das Schicksal schenkte ihm einen Freund — einen Freund in den entscheidenden Jahren, wo des Geistes Blume sich entfaltet, Ideale empfangen werden und die moralische Empfindung sich läutert, einen geistreichen, gefühlvollen Jüngling, über dessen Bildung selbst — was hindert mich, dieses anzunehmen? — ein günstiger Stern gewacht, ungewöhnliche Glücksfälle sich ins Mittel geschlagen, und den irgend ein verborgener Weiser seines Jahrhunderts diesem schönen Geschäfte zugebildet hat. Eine Geburt der Freundschaft also ist diese heitre menschliche Philosophie, die der Prinz auf dem Throne in Ausübung bringen will. Sie kleidet sich in alle Reize der Jugend, in die ganze Anmut der Dichtung; mit Licht und Wärme wird sie in seinem Herzen niedergelegt, sie ist die erste Blüte seines Wesens, sie ist seine erste Liebe. Dem Marquis liegt äußerst viel daran, ihr diese jugendliche Lebendigkeit zu erhalten, sie als einen Gegenstand der Leidenschaft bei ihm fortdauren zu lassen, weil nur Leidenschaft ihm die Schwierigkeiten besiegen helfen kann, die sich ihrer Ausübung entgegensetzen werden. „Sagen Sie ihm“, trägt er der Königin auf,

„Daß er für die Träume seiner Jugend
Soll Achtung tragen, wenn er Mann sein wird,
Nicht öffnen soll dem tötenden Insekte
Gerühmter besserer Vernunft das Herz
Der zarten Götterblume; daß er nicht
Soll irre werden, wenn des Staubes Weisheit
Begeisterung, die Himmelstochter, lästert.
Ich hab' es ihm zuvor gesagt —“

Unter beiden Freunden bildet sich also ein enthusiastischer Entwurf, den glücklichsten Zustand hervorzubringen, der der menschlichen Gesellschaft erreichbar ist, und von diesem enthusiastischen Entwurfe, wie er nämlich im Konflikt mit der Leidenschaft erscheint, handelt das gegenwärtige Drama. Die Rede war also davon, einen Fürsten aufzustellen, der das höchste mögliche Ideal bürgerlicher Glückseligkeit für sein Zeitalter wirklich machen sollte —

nicht diesen Fürsten erst zu diesem Zwecke zu erziehen; denn dieses mußte längst vorhergegangen sein und konnte auch nicht wohl zum Gegenstand eines solchen Kunstwerks gemacht werden; noch weniger, ihn zu diesem Werke wirklich Hand anlegen zu lassen; denn wie sehr würde dieses die engen Grenzen eines Trauerspiels überschritten haben! Die Rede war davon, diesen Fürsten nur zu zeigen, den Gemütszustand in ihm herrschend zu machen, der einer solchen Wirkung zum Grunde liegen muß, und ihre subjektive Möglichkeit auf einen hohen Grad der Wahrscheinlichkeit zu erheben, unbekümmert, ob Glück und Zufall sie wirklich machen wollen.

Neunter Brief.

Ich will mich über das Vorige näher erklären.

Der Jüngling nämlich, zu dem wir uns dieser außerordentlichen Wirkung versehen sollen, mußte zuvor Begierden übermeistert haben, die einem solchen Unternehmen gefährlich werden können; gleich jenem Römer mußte er seine Hand über Flammen halten, um uns zu überführen, daß er Manns genug sei, über den Schmerz zu siegen; er mußte durch das Feuer einer fürchterlichen Prüfung gehen und in diesem Feuer sich bewähren. Dann nur, wenn wir ihn glücklich mit einem innerlichen Feinde haben ringen sehen, können wir ihm den Sieg über die äußerlichen Hindernisse zusagen, die sich ihm auf der kühnen Reformantenbahn entgegenwerfen werden; dann nur, wenn wir ihn in den Jahren der Sinnlichkeit, bei dem heftigen Blute der Jugend, der Versuchung haben Trotz bieten sehen, können wir ganz sicher sein, daß sie dem reifen Manne nicht gefährlich mehr sein wird. Und welche Leidenschaft konnte mir diese Wirkung in größerem Maße leisten als die mächtigste von allen, die Liebe?

Alle Leidenschaften, von denen für den großen Zweck, wozu ich ihn aufsparte, zu fürchten sein könnte, diese einzige ausgenommen, sind aus seinem Herzen hinweggeräumt oder haben nie darin gewohnt. An einem verderbten, sittenlosen Hofe hat er die Reinigkeit der ersten Unschuld erhalten; nicht seine Liebe, auch nicht

Anstrengung durch Grundsätze, ganz allein sein moralischer Instinkt hat ihn vor dieser Befleckung bewahrt.

[1]„Der Wollust Pfeil zerbrach an dieser Brust,
Lang' ehe noch Elisabeth hier herrschte."

Der Prinzessin von Eboli gegenüber, die sich aus Leidenschaft und Plan so oft gegen ihn vergißt, zeigt er eine Unschuld, die der Einfalt sehr nahe kommt. Wie viele, die diese Szene lesen, würden die Prinzessin weit schneller verstanden haben! Meine Absicht war, in seine Natur eine Reinigkeit zu legen, der keine Verführung etwas anhaben kann. Der Kuß, den er der Prinzessin gibt, war, wie er selbst sagt, der erste seines Lebens[2], und dies war doch gewiß ein sehr tugendhafter Kuß! Aber auch über eine feinere Verführung sollte man ihn erhaben sehen; daher die ganze Episode der Prinzessin von Eboli, deren buhlerische Künste an seiner bessern Liebe scheitern. Mit dieser Liebe allein hätte er es also zu thun, und ganz wird ihn die Tugend haben, wenn es ihm gelungen sein wird, auch noch diese Liebe zu besiegen; und davon handelt nun das Stück. Sie begreifen nun auch, warum der Prinz gerade so und nicht anders gezeichnet worden, warum ich es zugelassen habe, daß die edle Schönheit dieses Charakters durch so viel Heftigkeit, so viel unstäte Hitze, wie ein klares Wasser durch Wallungen, getrübt wird. Ein weiches, wohlwollendes Herz, Enthusiasmus für das Große und Schöne, Delikatesse, Mut, Standhaftigkeit, uneigennützige Großmut sollte er besitzen, schöne und helle Blicke des Geistes sollte er zeigen; aber weise sollte er nicht sein. Der künftige große Mann sollte in ihm schlummern; aber ein feuriges Blut sollte ihm jetzt noch nicht erlauben, es wirklich zu sein. Alles, was den trefflichen Regenten macht, alles, was die Erwartungen seines Freundes und die Hoffnungen einer auf ihn harrenden Welt rechtfertigen kann, alles, was sich vereinigen muß, sein vorgesetztes Ideal von einem künftigen Staat auszuführen, sollte sich in diesem Charakter beisammen finden; aber entwickelt sollte es noch nicht sein, noch nicht von Leidenschaft

---

[1] Diese Verse stehen nicht mehr in der Gesamtausgabe von 1787, sondern nur in der ersten Veröffentlichung in der „Thalia" (vgl. Bd. IX, S. 331, V. 1294)

[2] Auch diese Worte fehlen in der jetzigen Fassung (vgl. Bd. IX, S. 383, V. 2578).

geschieden, noch nicht zu reinem Golde geläutert. Darauf kam es ja eigentlich erst an, ihn dieser Vollkommenheit näher zu bringen, die ihm jetzt noch mangelt; ein mehr vollendeter Charakter des Prinzen hätte mich des ganzen Stücks überhoben. Ebenso begreifen Sie nunmehr, warum es nötig war, den Charakteren Philipps und seiner Geistesverwandten einen so großen Spielraum zu geben — ein nicht zu entschuldigender Fehler, wenn diese Charaktere weiter nichts als die Maschinen hätten sein sollen, eine Liebesgeschichte zu verwickeln und aufzulösen — und warum überhaupt dem geistlichen, politischen und häuslichen Despotismus ein so weites Feld gelassen worden. Da aber mein eigentlicher Vorwurf war, den künftigen Schöpfer des Menschenglücks aus dem Stücke gleichsam hervorgehen zu lassen, so war es sehr an seinem Orte, den Schöpfer des Elends neben ihm aufzuführen und durch ein vollständiges schauderhaftes Gemälde des Despotismus sein reizendes Gegenteil desto mehr zu erheben. Wir sehen den Despoten auf seinem traurigen Thron, sehen ihn mitten unter seinen Schätzen darben, wir erfahren aus seinem Munde, daß er unter allen seinen Millionen allein ist, daß die Furien des Argwohns seinen Schlaf anfallen, daß ihm seine Kreaturen geschmolzenes Gold statt eines Labetrunks bieten; wir folgen ihm in sein einsames Gemach, sehen da den Beherrscher einer halben Welt um ein — menschliches Wesen bitten und ihn dann, wenn das Schicksal ihm diesen Wunsch gewährt hat, gleich einem Rasenden selbst das Geschenk zerstören, dessen er nicht mehr würdig war. Wir sehen ihn unwissend den niedrigsten Leidenschaften seiner Sklaven dienen, sind Augenzeugen, wie sie die Seile drehen, woran sie den, der sich einbildet, der alleinige Urheber seiner Thaten zu sein, einem Knaben gleich lenken. Ihn, vor welchem man in fernen Weltteilen zittert, sehen wir vor einem herrischen Priester eine erniedrigende Rechenschaft ablegen und eine leichte Übertretung mit einer schimpflichen Züchtigung büßen. Wir sehen ihn gegen Natur und Menschheit ankämpfen, die er nicht ganz besiegen kann, zu stolz, ihre Macht zu erkennen, zu ohnmächtig, sich ihr zu entziehen, von allen ihren Genüssen geflohen, aber von ihren Schwächen und Schrecknissen verfolgt, herausgetreten aus

seiner Gattung, um als ein Mittelding von Geschöpf und Schöpfer — unser Mitleiden zu erregen. Wir verachten diese Größe, aber wir trauern über seinen Mißverstand, weil wir auch selbst aus dieser Verzerrung noch Züge von Menschheit herauslesen, die ihn zu einem der unsrigen machen, weil er auch bloß durch die übrig gebliebenen Reste der Menschheit elend ist. Je mehr uns aber dieses schreckhafte Gemälde zurückstößt, desto stärker werden wir von dem Bilde sanfter Humanität angezogen, die sich in Karlos', in seines Freundes und in der Königin Gestalt vor unsern Augen verklärt.

Und nun, lieber Freund, übersehen Sie das Stück aus diesem neuen Standort noch einmal. Was Sie für Überladung gehalten, wird es jetzt vielleicht weniger sein; in der Einheit, worüber wir uns jetzt verständigt haben, werden sich alle einzelnen Bestandteile desselben auflösen lassen. Ich könnte den angefangenen Faden noch weiter fortführen, aber es sei mir genug, Ihnen durch einige Winke angedeutet zu haben, worüber in dem Stücke selbst die beste Auskunft enthalten ist. Es ist möglich, daß, um die Hauptidee des Stückes herauszufinden, mehr ruhiges Nachdenken erfordert wird, als sich mit der Eilfertigkeit verträgt, womit man gewohnt ist, dergleichen Schriften zu durchlaufen; aber der Zweck, worauf der Künstler gearbeitet hat, muß sich ja am Ende des Kunstwerks erfüllt zeigen. Womit die Tragödie beschlossen wird, damit muß sie sich beschäftigt haben, und nun höre man, wie Karlos von uns und seiner Königin scheidet.

„— Ich habe
In einem langen, schweren Traum gelegen.
Ich liebte — jetzt bin ich erwacht. Vergessen
Sei das Vergangne! Endlich seh' ich ein,
Es gibt ein höher, wünschenswerter Gut,
Als dich besitzen. — Hier sind Ihre Briefe
Zurück. Vernichten Sie die meinen! Fürchten
Sie keine Wallung mehr von mir! Es ist
Vorbei. Ein reiner Feuer hat mein Wesen
Geläutert. Einen Leichenstein will ich
Ihm setzen, wie noch keinem Könige zu teil

Geworden: über seiner Asche blühe
Ein Paradies!

Königin. — — So hab' ich Sie gewollt!
Das war die große Meinung seines Todes."

Zehnter Brief.

Ich bin weder Illuminat noch Maurer; aber wenn beide Verbrüderungen einen moralischen Zweck miteinander gemein haben, und wenn dieser Zweck für die menschliche Gesellschaft der wichtigste ist, so muß er mit demjenigen, den Marquis Posa sich vorsetzte, wenigstens sehr nahe verwandt sein. Was jene durch eine geheime Verbindung mehrerer durch die Welt zerstreuter thätiger Glieder zu bewirken suchen, will der letztere, vollständiger und kürzer, durch ein einziges Subjekt ausführen: durch einen Fürsten nämlich, der Anwartschaft hat, den größten Thron der Welt zu besteigen, und durch diesen erhabenen Standpunkt zu einem solchen Werke fähig gemacht wird. In diesem einzigen Subjekte macht er die Ideenreihe und Empfindungsart herrschend, woraus jene wohlthätige Wirkung als eine notwendige Folge fließen muß. Vielen dürfte dieser Gegenstand für die dramatische Behandlung zu abstrakt und zu ernsthaft scheinen, und wenn sie sich auf nichts als das Gemälde einer Leidenschaft gefaßt gemacht haben, so hätte ich freilich ihre Erwartung getäuscht; aber es schien mir eines Versuchs nicht ganz unwert, Wahrheiten, die jedem, der es gut mit seiner Gattung meint, die heiligsten sein müssen, und die bis jetzt nur das Eigentum der Wissenschaften waren, in das Gebiet der schönen Künste herüberzuziehen, mit Licht und Wärme zu beseelen und, als lebendig wirkende Motive in das Menschenherz gepflanzt, in einem kraftvollen Kampfe mit der Leidenschaft zu zeigen. Hat sich der Genius der Tragödie für diese Grenzenverletzung an mir gerochen, so sind deswegen einige nicht ganz unwichtige Ideen, die hier niedergelegt sind, für — den redlichen Finder nicht verloren, den es vielleicht nicht unangenehm überraschen wird, Bemerkungen, deren er sich aus

seinem Montesquieu[1] erinnert, in einem Trauerspiel angewandt und bestätigt zu sehen.

Elfter Brief.

Ehe ich mich auf immer von unserm Freunde Posa verabschiede, noch ein paar Worte über sein rätselhaftes Benehmen gegen den Prinzen und über seinen Tod.

Viele nämlich haben ihm vorgeworfen, daß er, der von der Freiheit so hohe Begriffe hegt und sie unaufhörlich im Munde führt, sich doch selbst einer despotischen Willkür über seinen Freund anmaße, daß er ihn blind, wie einen Unmündigen, leite und ihn eben dadurch an den Rand des Untergangs führe. Womit, sagen sie, läßt es sich entschuldigen, daß Marquis Posa, anstatt dem Prinzen gerade heraus das Verhältnis zu entdecken, worin er jetzt mit dem Könige steht, anstatt sich auf eine vernünftige Art mit ihm über die nötigen Maßregeln zu bereden und, indem er ihn zum Mitwisser seines Planes macht, auf einmal allen Übereilungen vorzubeugen, wozu Unwissenheit, Mißtrauen, Furcht und unbesonnene Hitze den Prinzen sonst hinreißen könnten und auch wirklich nachher hingerissen haben, daß er, anstatt diesen so unschuldigen, so natürlichen Weg einzuschlagen, lieber die äußerste Gefahr läuft, lieber diese so leicht zu verhütenden Folgen erwartet und sie alsdann, wenn sie wirklich eingetroffen, durch ein Mittel zu verbessern sucht, das ebenso unglücklich ausschlagen kann, als es brutal und unnatürlich ist, nämlich durch die Verhaftnehmung des Prinzen? Er kannte das lenksame Herz seines Freundes. Noch kürzlich ließ ihn der Dichter eine Probe der Gewalt ablegen, mit der er solches beherrschte. Zwei Worte hätten ihm diesen widrigen Behelf erspart. Warum nimmt er seine Zuflucht zur Intrigue, wo er durch ein gerades Verfahren ungleich schneller und ungleich sicherer zum Ziele würde gekommen sein?

[1] Schiller denkt wohl vornehmlich an die „Considérations sur les causes de la grandeur et de la décadence des Romains“ sowie an das berühmte Werk „Esprit des lois“. Beide erwähnt er in seinem Brief an Lotte vom 4. Dezember 1788

Weil dieses gewaltthätige und fehlerhafte Betragen des Maltesers alle nachfolgenden Situationen und vorzüglich seine Aufopferung herbeigeführt hat, so setzte man, ein wenig rasch, voraus, daß sich der Dichter von diesem unbedeutenden Gewinn habe hinreißen lassen, der inneren Wahrheit dieses Charakters Gewalt anzuthun und den natürlichen Lauf der Handlung zu verlenken. Da dieses allerdings der bequemste und kürzeste Weg war, sich in dieses seltsame Betragen des Maltesers zu finden, so suchte man in dem ganzen Zusammenhang dieses Charakters keinen nähern Aufschluß mehr; denn das wäre zu viel von einem Kritiker verlangt, mit seinem Urteil bloß darum zurückzuhalten, weil der Schriftsteller übel dabei fährt. Aber einiges Recht glaubte ich mir doch auf diese Billigkeit erworben zu haben, weil in dem Stücke mehr als einmal die glänzendere Situation der Wahrheit nachgesetzt worden ist.

Unstreitig, der Charakter des Marquis von Posa hätte an Schönheit und Reinigkeit gewonnen, wenn er durchaus gerader gehandelt hätte und über die unedeln Hülfsmittel der Intrigue immer erhaben geblieben wäre. Auch gestehe ich, dieser Charakter ging mir nahe; aber was ich für Wahrheit hielt, ging mir näher. Ich halte für Wahrheit: daß Liebe zu einem wirklichen Gegenstande und Liebe zu einem Ideal sich in ihren Wirkungen ebenso ungleich sein müssen, als sie in ihrem Wesen voneinander verschieden sind — daß der uneigennützigste, reinste und edelste Mensch aus enthusiastischer Anhänglichkeit an seine Vorstellung von Tugend und hervorzubringendem Glück sehr oft ausgesetzt ist, ebenso willkürlich mit den Individuen zu schalten als nur immer der selbstsüchtigste Despot, weil der Gegenstand von beider Bestrebungen in ihnen, nicht außer ihnen wohnt, und weil jener, der seine Handlungen nach einem innern Geistesbilde modelt, mit der Freiheit anderer beinahe ebenso im Streit liegt als dieser, dessen letztes Ziel sein eignes Ich ist. Wahre Größe des Gemüts führt oft nicht weniger zu Verletzungen fremder Freiheit als der Egoismus und die Herrschsucht, weil sie um der Handlung, nicht um des einzelnen Subjekts willen handelt. Eben weil sie in steter Hinsicht auf das Ganze wirkt, verschwindet nur allzu leicht das

kleinere Interesse des Individuums in diesem weiten Prospekte. Die Tugend handelt groß um des Gesetzes willen, die Schwärmerei um ihres Ideales willen, die Liebe um des Gegenstandes willen. Aus der ersten Klasse wollen wir uns Gesetzgeber, Richter, Könige, aus der zweiten Helden, aber nur aus der dritten unsern Freund erwählen. Diese erste verehren, die zweite bewundern, die dritte lieben wir. Karlos hat Ursache gefunden, es zu bereuen, daß er diesen Unterschied außer acht ließ und einen großen Mann zu seinem Busenfreund machte.

„Was geht die Königin dich an? Liebst du
Die Königin? Soll deine strenge Tugend
Die kleinen Sorgen meiner Liebe fragen?
— — — — Ach, hier ist nichts verdammlich,
Nichts, nichts als meine rasende Verblendung,
Bis diesen Tag nicht eingesehn zu haben,
Daß du so — groß als zärtlich bist.“

Geräuschlos, ohne Gehülfen, in stiller Größe zu wirken, ist des Marquis Schwärmerei. Still, wie die Vorsicht für einen Schlafenden sorgt, will er seines Freundes Schicksal auflösen; er will ihn retten wie ein Gott — und eben dadurch richtet er ihn zu Grunde. Daß er zu sehr nach seinem Ideal von Tugend in die Höhe und zu wenig auf seinen Freund herunterblickte, wurde beider Verderben. Karlos verunglückte, weil sein Freund sich nicht begnügte, ihn auf eine gemeine Art zu erlösen.

Und hier, deucht mir, treffe ich mit einer nicht unmerkwürdigen Erfahrung aus der moralischen Welt zusammen, die keinem, der sich nur einigermaßen Zeit genommen hat, um sich herumzuschauen oder dem Gang seiner eignen Empfindungen zuzusehen, ganz fremd sein kann. Es ist diese: daß die moralischen Motive, welche von einem zu erreichenden Ideale von Vortrefflichkeit hergenommen sind, nicht natürlich im Menschenherzen liegen und eben darum, weil sie erst durch Kunst in dasselbe hineingebracht worden, nicht immer wohlthätig wirken, gar oft aber, durch einen sehr menschlichen Übergang, einem schädlichen Mißbrauch ausgesetzt sind. Durch praktische Gesetze, nicht durch gekünstelte Geburten der theoretischen Vernunft soll der Mensch bei seinem

moralischen Handeln geleitet werden. Schon allein dieses, daß jedes solche moralische Ideal oder Kunstgebäude doch nie mehr ist als eine Idee, die, gleich allen andern Ideen, an dem eingeschränkten Gesichtspunkt des Individuums teilnimmt, dem sie angehört, und in ihrer Anwendung also auch der Allgemeinheit nicht fähig sein kann, in welcher der Mensch sie zu gebrauchen pflegt, schon dieses allein, sage ich, müßte sie zu einem äußerst gefährlichen Instrument in seinen Händen machen; aber noch weit gefährlicher wird sie durch die Verbindung, in die sie nur allzu schnell mit gewissen Leidenschaften tritt, die sich mehr oder weniger in allen Menschenherzen finden; Herrschsucht meine ich, Eigendünkel und Stolz, die sie augenblicklich ergreifen und sich unzertrennbar mit ihr vermengen. Nennen Sie mir, lieber Freund, um aus unzähligen Beispielen nur eins auszuwählen, nennen Sie mir den Ordensstifter oder auch die Ordensverbrüderung selbst, die sich — bei den reinsten Zwecken und bei den edelsten Trieben — von Willkürlichkeit in der Anwendung, von Gewaltthätigkeit gegen fremde Freiheit, von dem Geiste der Heimlichkeit und der Herrschsucht immer rein erhalten hätte, die bei Durchsetzung eines von jeder unreinen Beimischung auch noch so freien moralischen Zweckes, insofern sie sich nämlich diesen Zweck als etwas für sich Bestehendes denken und ihn in der Lauterkeit erreichen wollten, wie er sich ihrer Vernunft dargestellt hatte, nicht unvermerkt wären fortgerissen worden, sich an fremder Freiheit zu vergreifen, die Achtung gegen anderer Rechte, die ihnen sonst immer die heiligsten waren, hintanzusetzen und nicht selten den willkürlichsten Despotismus zu üben, ohne den Zweck selbst umgetauscht, ohne in ihren Motiven ein Verderbnis erlitten zu haben. Ich erkläre mir diese Erscheinung aus dem Bedürfnis der beschränkten Vernunft, sich ihren Weg abzukürzen, ihr Geschäft zu vereinfachen und Individualitäten, die sie zerstreuen und verwirren, in Allgemeinheiten zu verwandeln, aus der allgemeinen Hinneigung unsers Gemütes zur Herrschbegierde oder dem Bestreben, alles wegzudrängen, was das Spiel unsrer Kräfte hindert. Ich wählte deswegen einen ganz wohlwollenden, ganz über jede selbstsüchtige Begierde erhabenen Charakter, ich gab ihm die

höchste Achtung für anderer Rechte, ich gab ihm die Hervorbringung eines allgemeinen Freiheitsgenusses sogar zum Zwecke, und ich glaube mich auf keinem Widerspruch mit der allgemeinen Erfahrung zu befinden, wenn ich ihn, selbst auf dem Wege dahin, in Despotismus verirren ließ. Es lag in meinem Plan, daß er sich in dieser Schlinge verstricken sollte, die allen gelegt ist, die sich auf einerlei Wege mit ihm befinden. Wie viel hätte mir es auch gekostet, ihn wohlbehalten davon vorbeizubringen und dem Leser, der ihn lieb gewann, den unvermischten Genuß aller übrigen Schönheiten seines Charakters zu geben, wenn ich es nicht für einen ungleich größern Gewinn gehalten hätte, der menschlichen Natur zur Seite zu bleiben und eine nie genug zu beherzigende Erfahrung durch sein Beispiel zu bestätigen? Diese meine ich, daß man sich in moralischen Dingen nicht ohne Gefahr von dem natürlichen praktischen Gefühl entfernt, um sich zu allgemeinen Abstraktionen zu erheben, daß sich der Mensch weit sicherer den Eingebungen seines Herzens oder dem schon gegenwärtigen und individuellen Gefühle von Recht und Unrecht vertraut als der gefährlichen Leitung universeller Vernunftideen, die er sich künstlich erschaffen hat; denn nichts führt zum Guten, was nicht natürlich ist.

Zwölfter Brief.

Es ist nur noch übrig, ein paar Worte über seine Aufopferung zu sagen.

Man hat es nämlich getadelt, daß er sich mutwillig in einen gewaltsamen Tod stürze, den er hätte vermeiden können. Alles, sagt man, war ja noch nicht verloren. Warum hätte er nicht ebenso gut fliehen können als sein Freund? War er schärfer bewacht als dieser? Machte es ihm nicht selbst seine Freundschaft für Karlos zur Pflicht, sich diesem zu erhalten? und konnte er ihm mit seinem Leben nicht weit mehr nützen als wahrscheinlicherweise mit seinem Tode, selbst wenn alles seinem Plane gemäß eingetroffen wäre? Konnte er nicht — Freilich! Was hätte der ruhige Zuschauer nicht gekonnt, und wie viel weiser und klüger

würde dieser mit seinem Leben gewirtschaftet haben! Schade nur, daß sich der Marquis weder dieser glücklichen Kaltblütigkeit noch der Muße zu erfreuen hatte, die zu einer so vernünftigen Berechnung notwendig war. Aber, wird man sagen, das gezwungene und sogar spitzfindige Mittel, zu welchem er seine Zuflucht nimmt, um zu sterben, konnte sich ihm doch unmöglich aus freier Hand und im ersten Augenblicke anbieten; warum hätte er das Nachdenken und die Zeit, die es ihm kostete, nicht ebensogut anwenden können, einen vernünftigen Rettungsplan auszudenken oder lieber gleich denjenigen zu ergreifen, der ihm so nahe lag, der auch dem kurzsichtigsten Leser sogleich ins Auge springt? Wenn er nicht sterben wollte, um gestorben zu sein, oder (wie einer meiner Recensenten sich ausdrückt) wenn er nicht des Märtyrtums[1] wegen sterben wollte, so ist es kaum zu begreifen, wie sich ihm die so gesuchten Mittel zum Untergang früher als die weit natürlichern Mittel zur Rettung haben darbieten können. Es ist viel Schein in diesem Vorwurf, und um so mehr ist es der Mühe wert, ihn auseinanderzusetzen.

Die Auflösung ist diese.

Erstlich gründet sich dieser Einwurf auf die falsche und durch das Vorhergehende genugsam widerlegte Voraussetzung, daß der Marquis nur für seinen Freund sterbe, welches nicht wohl mehr statthaben kann, nachdem bewiesen worden, daß er nicht für ihn gelebt, und daß es mit dieser Freundschaft eine ganz andere Bewandtnis habe. Er kann also nicht wohl sterben, um den Prinzen zu retten; dazu dürften sich auch ihm selbst vermutlich noch andre und weniger gewaltthätige Auswege gezeigt haben als der Tod: er stirbt, um für sein, in des Prinzen Seele niedergelegtes, Ideal alles zu thun und zu geben, was ein Mensch für etwas thun und geben kann, das ihm das Teuerste ist, um ihm auf die nachdrücklichste Art, die er in seiner Gewalt hat, zu zeigen, wie

[1] In der Jenaischen „Allgemeinen Litteraturzeitung" vom 11. Juni 1788: „Es kann nichts Rührenderes erdacht werden als ein unverschuldeter, gewählter, aber notwendiger Tod für einen Freund. Aber kann wohl der Zuschauer mit einem Märtyrer sympathisieren, der nicht für seinen Freund, sondern nur des Märtyrertums wegen stirbt?" Vgl. Braun, „Schiller im Urteile seiner Zeitgenossen" I, S. 200 f.

sehr er an die Wahrheit und Schönheit dieses Entwurfes glaube, und wie wichtig ihm die Erfüllung desselben sei; er stirbt dafür, warum mehrere große Menschen für eine Wahrheit starben, die sie von vielen befolgt und beherzigt haben wollten, um durch sein Beispiel darzuthun, wie sehr sie es wert sei, daß man alles für sie leide. Als der Gesetzgeber von Sparta sein Werk vollendet sah und das Orakel zu Delphi den Ausspruch gethan hatte, die Republik würde blühen und dauern, so lange sie Lykurgus' Gesetze ehrte, rief er das Volk von Sparta zusammen und forderte einen Eid von ihm, die neue Verfassung so lange wenigstens unangefochten zu lassen, bis er von einer Reise, die er eben vorhabe, würde zurückgekehrt sein. Als ihm dieses durch einen feierlichen Eidschwur angelobt worden, verließ Lykurgus das Gebiet von Sparta, hörte von diesem Augenblick an auf, Speise zu nehmen, und die Republik harrte seiner Rückkehr vergebens. Vor seinem Tode verordnete er noch ausdrücklich, seine Asche selbst in das Meer zu streuen, damit auch kein Atome seines Wesens nach Sparta zurückkehren und seine Mitbürger auch nur mit einem Schein von Recht ihres Eides entbinden möchte.[1] Konnte Lykurgus im Ernste geglaubt haben, das lacedämonische Volk durch diese Spitzfindigkeit zu binden und seine Staatsverfassung durch ein solches Spielwerk zu sichern? Ist es auch nur denkbar, daß ein so weiser Mann für einen so romanhaften Einfall ein Leben sollte hingegeben haben, das seinem Vaterlande so wichtig war? Aber sehr denkbar und seiner würdig scheint es mir, daß er es hingab, um durch das Große und Außerordentliche dieses Todes einen unauslöschlichen Eindruck seiner selbst in das Herz seiner Spartaner zu graben und eine höhere Ehrwürdigkeit über das Werk auszugießen, indem er den Schöpfer desselben zu einem Gegenstand der Rührung und Bewunderung machte.

Zweitens kommt es hier, wie man leicht einsieht, nicht darauf an, wie notwendig, wie natürlich und wie nützlich diese Auskunft in der That war, sondern wie sie demjenigen vorkam, der sie zu ergreifen hatte, und wie leicht oder schwer er darauf verfiel. Es

[1] Vgl. oben, S. 7, Anm. 1.

ist also weit weniger die Lage der Dinge als die Gemütsverfassung dessen, auf den diese Dinge wirken, was hier in Betrachtung kommen muß. Sind die Ideen, welche den Marquis zu diesem Heldenentschluß führen, ihm geläufig, und bieten sie sich ihm leicht und mit Lebhaftigkeit dar, so ist der Entschluß auch weder gesucht noch gezwungen; sind diese Ideen in seiner Seele gar die vordringenden und herrschenden, und stehen diejenigen dagegen im Schatten, die ihn auf einen gelindern Ausweg führen konnten, so ist der Entschluß, den er faßt, notwendig; haben diejenigen Empfindungen, welche diesen Entschluß bei jedem andern bekämpfen würden, wenig Macht über ihn, so kann ihm auch die Ausführung desselben so gar viel nicht kosten. Und dies ist es, was wir nun untersuchen müssen.

Zuerst: Unter welchen Umständen schreitet er zu diesem Entschluß? In der drangvollsten Lage, worin je ein Mensch sich befunden, wo Schrecken, Zweifel, Unwille über sich selbst, Schmerz und Verzweiflung zugleich seine Seele bestürmen. Schrecken: er sieht seinen Freund im Begriffe, derjenigen Person, die er als dessen fürchterlichste Feindin kennt, ein Geheimnis zu offenbaren, woran sein Leben hängt. Zweifel: er weiß nicht, ob dieses Geheimnis heraus ist oder nicht. Weiß es die Prinzessin, so muß er gegen sie als eine Mitwisserin verfahren; weiß sie es noch nicht, so kann ihn eine einzige Silbe zum Verräter, zum Mörder seines Freundes machen. Unwille über sich selbst: er allein hat durch seine unglückliche Zurückhaltung den Prinzen zu dieser Übereilung hingerissen. Schmerz und Verzweiflung: er sieht seinen Freund verloren, er sieht in seinem Freunde alle Hoffnungen verloren, die er auf denselben gegründet hat.

„Verlassen von dem Einzigen, wirfst du
Der Fürstin Eboli dich in die Arme,
Unglücklicher! in eines Teufels Arme,
Denn diese war's, die dich verriet. — Ich sehe
Dich dahin eilen. Eine schlimme Ahnung
Fliegt durch mein Herz. Ich folge dir. Zu spät.
Du liegst zu ihren Füßen. Das Geständnis
Floh über deine Lippen schon. Für dich
Ist keine Rettung mehr — da wird es Nacht vor meinen Sinnen!

Nichts! Nichts! Kein Ausweg! Keine Hülfe! Keine
Im ganzen Umkreis der Natur! —"

In diesem Augenblicke nun, wo so verschiedene Gemütsbewegungen in seiner Seele stürmen, soll er aus dem Stegreif ein Rettungsmittel für seinen Freund erdenken. Welches wird es sein? Er hat den richtigen Gebrauch seiner Urteilskraft verloren und mit diesem den Faden der Dinge, den nur die ruhige Vernunft zu verfolgen im stande ist. Er ist nicht mehr Meister seiner Gedankenreihe, er ist also in die Gewalt derjenigen Ideen gegeben, die das meiste Licht und die größte Geläufigkeit bei ihm erlangt haben.

Und von welcher Art sind nun diese? Wer entdeckt nicht in dem ganzen Zusammenhang seines Lebens, wie er es hier in dem Stücke vor unsern Augen lebt, daß seine ganze Phantasie von Bildern romantischer Größe angefüllt und durchdrungen ist, daß die Helden des Plutarch in seiner Seele leben, und daß sich also unter zwei Auswegen immer der heroische zuerst und zunächst ihm darbieten muß? Zeigte uns nicht sein vorhergegangener Auftritt mit dem König, was und wie viel dieser Mensch für das, was ihm wahr, schön und vortrefflich dünkt, zu wagen im stande sei? Was ist wiederum natürlicher, als daß der Unwille, den er in diesem Augenblicke über sich selbst empfindet, ihn unter denjenigen Rettungsmitteln zuerst suchen läßt, die ihm etwas kosten, daß er es der Gerechtigkeit gewissermaßen schuldig zu sein glaubt, die Rettung seines Freundes auf seine Unkosten zu bewirken, weil seine Unbesonnenheit es war, die jenen in diese Gefahr stürzte? Bringen Sie dabei in Betrachtung, daß er nicht genug eilen kann, sich aus diesem leidenden Zustand zu reißen, sich den freien Genuß seines Wesens und die Herrschaft über seine Empfindungen wieder zu verschaffen. Ein Geist wie dieser aber, werden Sie mir eingestehn, sucht in sich, nicht außer sich Hilfe; und wenn der bloß kluge Mensch sein Erstes hätte sein lassen, die Lage, in der er sich befindet, von allen Seiten zu prüfen, bis er ihr endlich einen Vorteil abgewonnen, so ist es im Gegenteil ganz im Charakter des heldenmütigen Schwärmers gegründet, sich diesen Weg zu verkürzen, sich durch irgend eine außerordentliche That, durch eine augenblickliche Erhöhung seines Wesens bei sich selbst wieder in

Achtung zu setzen. So wäre denn der Entschluß des Marquis gewissermaßen schon als ein heroisches Palliativ erklärbar, wodurch er sich einem augenblicklichen Gefühl von Dumpfheit und Verzagung, dem schrecklichsten Zustand für einen solchen Geist, zu entreißen sucht. Setzen Sie dann noch hinzu, daß schon seit seinem Knabenalter, schon von dem Tage an, da sich Karlos freiwillig für ihn einer schmerzhaften Strafe darbot, das Verlangen, ihm diese großmütige That zu erstatten, seine Seele beunruhigte, ihn gleich einer unbezahlten Schuld marterte und das Gewicht der vorhergehenden Gründe in diesem Augenblick also nicht wenig verstärken muß. Daß ihm diese Erinnerung wirklich vorgeschwebt, beweist eine Stelle, wo sie ihm unwillkürlich entwischte. Karlos dringt darauf, daß er fliehen soll, ehe die Folgen seiner kecken That eintreffen. „War ich auch so gewissenhaft, Karlos“, gibt er ihm zur Antwort, „da du, ein Knabe, für mich geblutet hast?“ Die Königin, von ihrem Schmerz hingerissen, beschuldigt ihn sogar, daß er diesen Entschluß längst schon mit sich herumgetragen.

„Sie stürzten sich in diese That, die Sie
Erhaben nennen. Leugnen Sie nur nicht!
Ich kenne Sie. Sie haben längst danach
Gedürstet.“

Endlich will ich ja den Marquis von Schwärmerei durchaus nicht freigesprochen haben. Schwärmerei und Enthusiasmus berühren einander so nahe, ihre Unterscheidungslinie ist so fein, daß sie im Zustande leidenschaftlicher Erhitzung nur allzu leicht überschritten werden kann. Und der Marquis hat nur wenige Augenblicke zu dieser Wahl! Dieselbe Stellung des Gemüts, worin er die That beschließt, ist auch dieselbe, worin er den unwiderruflichen Schritt zu ihrer Ausführung thut. Es wird ihm nicht so gut, seinen Entschluß in einer andern Seelenlage noch einmal anzuschauen, ehe er ihn in Erfüllung bringt — wer weiß, ob er ihn dann nicht anders gefaßt hätte! Eine solche andere Seelenlage z. B. ist die, worin er von der Königin geht. „O!“ ruft er aus, „das Leben ist doch schön!“ Aber diese Entdeckung macht er zu spät. Er hüllt sich in die Größe seiner That, um keine Reue darüber zu empfinden.

26. Zwei Recensionen über Goldonis Memoiren.[1]

Leipzig, im Verlage der Dykischen Buchhandlung: „Goldoni über sich selbst und die Geschichte seines Theaters.“ Aus dem Französischen übersetzt und mit einigen Anmerkungen versehen von Schatz. 504 S. 8.

Goldoni, ein Schriftsteller, dem Italien einen reinen und regelmäßigen Geschmack im dramatischen Fache verdankt, der, abgerechnet, was man seinem Zeitalter und den Eigentümlichkeiten seiner Nation zu gute halten muß, einer der fruchtbarsten und arbeitsamsten Köpfe war, die es gegeben hat, der während seiner theatralischen Laufbahn hundertundfunfzig Schauspiele in Prosa und Versen geliefert und bis zu Gozzis unverdientem und kurzwährendem Triumph von den Italienern beinahe angebetet wurde, tritt hier auf und erzählt die Geschichte seines Lebens und die Art und Weise, wie er sich bildete und das wurde, was er teils war, teils noch ist. Schon dadurch erhalten diese Mémoires ein großes Interesse, daß sie ein zweiundsiebzigjähriger Schriftsteller aufgesetzt hat, der so unendlich viel während seinem Leben gesehen und erfahren haben muß. Außerdem aber haben sie noch diesen Vorzug, daß sie uns mit der Verfassung des italienischen Theaterwesens bekannt machen und andere kleine Nachrichten mitteilen, die die Erziehung und häusliche Lebensart der Italiener charakterisieren und also, da sie zur Bestimmung ihres Nationalcharakters beitragen, nicht minder interessant und lehrreich sind. Seine Geburt schon kündigte ihn als einen künftigen dramatischen Schriftsteller an. Er wurde unter Festen, Komödien und Opern geboren, die sein Großvater, der in venetianischen Diensten bei der Handelskammer stand, seinen Nachbarn auf seinen Landgütern gab; und sein Vater trug das Seinige dazu bei, diese Vorbedeutung

[1] Der berühmte italienische Lustspieldichter Carlo Goldoni (1707—1793) lebte die letzten dreißig Jahre seines Lebens in Paris, wo auch 1787 sein Werk erschien: „Mémoires de Mr. Goldoni pour servir à l'histoire de sa vie et à celle de son théâtre“. Der Übersetzer war G. Schatz (1763—95) aus Gotha. — Von den folgenden beiden Recensionen erschien die erste im „Teutschen Merkur“, Juni 1788, die andere in der Jenaischen „Allgemeinen Litteraturzeitung“, Januar 1789. Vgl. Schillers Brief an Körner vom 5. Juli 1788.

in Erfüllung zu bringen, da er ihm in seinen Erholungsstunden durch Marionetten Unterhaltung zu verschaffen suchte und dadurch dem jungen Geiste gleich in den ersten Jahren einen theatralischen Schwung gab. In seiner frühesten Jugend las er nichts als Komödien und Opern und schrieb sogar schon in seinem achten Jahre eine Komödie, die so gut war, daß sie niemand für das Produkt eines achtjährigen Knaben halten wollte. Und so beherrschte ihn immer die Leidenschaft für das Theater, leitete ihn sein ganzes Leben hindurch und führte ihn endlich nach Frankreich,[1] wo er sich in einem sehr hohen Alter durch ein in französischer Sprache geschriebenes Lustspiel[2] Ruhm, Achtung und Bequemlichkeit erwarb. Da in diesem Buche allenthalben Goldonis dramatische Talente durchscheinen, da er alle seine Begebenheiten mit lebendiger Darstellung und einer ihm eigenen Laune erzählt und ausmalt und der Schauplatz der Handlung sich oft an den Höfen kleiner Theaterkönige, dem gewöhnlichen Sitz der Intrigue und Kabale, befindet, so können wir dem Leser von diesen Mémoires eine sehr angenehme Unterhaltung versprechen. Auf diesen ersten Band sollen noch zwei andre folgen, die Goldonis Leben bis zu seinem achtzigsten Jahre, in dem er jetzt steht, beschreiben und eine Geschichte aller seiner Theaterstücke enthalten werden, und welchen Herr Schatz einen vierten von seiner eignen Arbeit: „Über Goldoni und seine Werke", nachfolgen lassen wird. Die Übersetzung ist (wenige Kleinigkeiten abgerechnet) überhaupt leicht und fließend. Rec. findet nichts daran auszusetzen, als daß zuweilen die Sprache zu sehr ins Gesuchte fällt, wenn sie natürlicher Dialog werden soll; welchem Tadel aber Herr Schatz dadurch auszuweichen sucht, daß er in der Vorrede sagt: um nicht platt zu werden, habe er diesen Fehler begehen müssen, weil unsre Sprache keine eigentlichen vertrauten Redensarten (façons de parler familières) enthalte. Rec. gesteht, daß er nicht recht begreifen könne, was Hr. S. damit meine, und daß eine ziemliche

[1] Er wurde 1761 nach Paris gerufen, um für das dortige italienische Theater zu arbeiten.
[2] „Le bourru bienfaisant", 1771 in Fontainebleau aufgeführt; ins Deutsche übersetzt als „Der gutherzige Murrkopf", Augsburg 1785.

Anzahl anerkannter guter Schriftsteller, von Gellert und Rabener anzufangen, ihm einen sehr augenscheinlichen Beweis zu führen scheinen, daß es unsrer Sprache an façons de parler familières, die nicht platt sind, nicht fehle. Übrigens sehen wir den folgenden Bänden mit Vergnügen entgegen.

Litterargeschichte. Leipzig, bei Dyk: Goldoni über sich selbst und die Geschichte seines Theaters, aus dem Französischen übersetzt und mit einigen Anmerkungen versehen von B. Schatz. Erster Teil 504 S. Zweiter Teil 429 S. Dritter Teil 368 S. 1788. 8. (3 Rthlr. 16 gr.)

Nachrichten von dem Leben und der Bildung eines Schriftstellers, der beinahe 200 dramatische Stücke in Prosa und in Versen geliefert hat und in der theatralischen Kunst seines Volks als Reformator aufgetreten ist, müßten an sich schon jeden Freund der schönen Litteratur interessieren. Aber eine abwechselnde Mannigfaltigkeit von Begebenheiten, Anekdoten, Sittengemälden u. d. m., mit denen diese Lebensbeschreibung durchflochten ist, die beleuchtenden Blicke, die auf das Theaterwesen und den dramatischen Geschmack der Italiener darin geworfen werden, eine Menge geistreicher und unterrichtender Bemerkungen über die Sitten und das häusliche Leben der Italiener und noch ausführlichere Nachrichten aus Paris, eine leichte, lebhafte und fast dramatische Darstellung, ein charakteristischer Vortrag, der uns in die Gesellschaft des Autors bringt und ihn besser schildert als alle seine Werke, die unverkennbare Sprache der Wahrheit und der Geist herzlicher Gutmütigkeit, der durch das ganze Werk ausgegossen ist, machen es für alle Leser ohne Unterschied interessant und empfehlungswürdig. Ein zweiundsiebzigjähriger Greis erzählt uns hier im Ton der angenehmsten Munterkeit die großen und kleinen Merkwürdigkeiten seines schriftstellerischen, häuslichen und gesellschaftlichen Lebens, und wenn er in der Wahl der letztern auch nicht immer streng genug gewesen ist, so sollte schon allein die naive Treuherzigkeit, die ihn einen so hohen Grad von Teilnehmung bei dem Leser voraussetzen läßt, ihm die Nachsicht

desselben erwerben. Große Gesinnungen und eine philosophische Verleugnungsgabe darf man hier freilich nicht suchen. So muß man sich auch an einem reichen Maße von Autoreitelkeit, die oft ins Lächerliche, an einer gewissen Eigennützigkeit, die oft ins Armselige und Niedrige fällt, nicht stoßen, um diesen Charakter lieb zu gewinnen; aber ein weiches, zartfühlendes Herz, die unbegrenzteste Bonhomie, eine unerschöpfliche Quelle von fröhlicher Laune und eine seltene Billigkeit gegen fremde Verdienste geben ihm an unserm Wohlwollen wieder, was er an unserer Bewunderung etwa verloren haben mag. Seine Schwächen selbst, die er uns entweder mit Offenheit bekennt oder auch, ohne es selbst zu wissen, schildert, und die man übrigens einem zweiundsiebzigjährigen Greis sehr geneigt sein wird zu verzeihen, tragen vielmehr zum Interesse der Erzählung bei, als daß sie es schwächen sollten. Auch hat seine gefällige Meinung von ihm selbst gar nichts von dem anstößigen, widrigen Egoismus, womit so viele weit größere Schriftsteller ihren Leser drücken — eine Bemerkung, die sich dem Recensenten vorzüglich in dem XVI. und XVII. Kapitel des III. Teils aufgedrungen hat, wo unser Autor seine Zusammenkunft mit J. J. Rousseau beschreibt. Wie gern würde man einem Goldoni ein parteiisches Urteil über diesen ihm so höchst fremdartigen Charakter verziehen haben, und doch dürften wenige Leser sein, denen nach Lesung dieser Stellen der große philosophische Dichter neben dem italienischen Komödienschreiber nicht — sehr klein erschiene.

Der erste Teil dieses Werks liefert uns die Schicksale des Autors, bis sich seine theatralische Laufbahn ganz entschieden hat. Er war Arzt, Rechtsgelehrter und erhielt sogar die Tonsur in Pavia; aber sein innerer Ruf zur Bühne siegte über alle Versuche, die ihn derselben abtrünnig machen sollten. Dieser Teil enthält sehr schätzbare Bemerkungen über Venedig, Rom und andre Städte Italiens. Der zweite besteht beinahe ganz aus kurzen Zergliederungen seiner wichtigsten Stücke, der Geschichte ihrer Entstehung, ihres Glücks oder ihres Falles. Im dritten ist er in Paris und verbreitet sich mit vieler Ausführlichkeit und einer beinahe jugendlichen Wärme über das Merkwürdige

dieser seiner neuen Vaterstadt. In einem vierten Teil will Hr. Schatz kritische Bemerkungen über Goldoni und seine Werke liefern.

Die Übersetzung ist fast durchgängig leicht und fließend; hier und da freilich vermißt man sehr die angenehme Nachlässigkeit des Originals. Die Sprache könnte reiner sein. Sollten wir wirklich für die Wörter soupieren, genieren, Doktrin, apathisch u. a. keine gleichbedeutenden deutschen haben? Manchmal ist die Wortfolge undeutsch: „Geboren in dem sanften Klima von Venedig, hatte sie sich schon daran gewöhnt“ u. s. f. S. 22, I. Teil. Daß in der Konversationssprache sein Ton oft in das Gesuchte fällt, scheint der Übersetzer selbst gefühlt zu haben, und er sucht diesen Vorwurf der deutschen Sprache überhaupt zuzuwälzen, die sich nicht wohl anders, wie er sagt, von dem Extrem des Platten soll entfernen können als durch das entgegengesetzte Extrem des Künstlichen. Da Hr. Schatz es wohl schwerlich mit so vielen unsrer klassischen Schriftsteller wird aufnehmen wollen, die von der deutschen edlern Gesellschaftssprache Muster geliefert haben, so kann sich dieser Vorwurf nicht wohl weiter als auf den Kreis des Umgangs erstrecken, den er selbst beobachtet hat; und wenn ihm dieser zwischen Platt und Gesucht keinen Mittelweg zeigte, so war es immer ein wenig rasch, dieses Urteil auf seine ganze Nation auszudehnen. Wenn sich die deutsche Sprache auch von einer gewissen Klasse Menschen, die schwerlich eine Prüfung darin aushalten dürfte, diesen ebenso ungereimten als unverdienten Vorwurf machen lassen muß, so sollte man ihn wenigstens jetzt nicht mehr in die Welt hineinschreiben. Die hin und wieder eingestreuten Anmerkungen des Übersetzers sind nicht ohne Gehalt und würden an Wert nichts verloren haben, wenn sie auch mit etwas weniger Anmaßung geschrieben wären.

27. Kleinere Recensionen aus der Jenaischen „Allgemeinen Litteratur-Zeitung“.[1]

a) Schöne Wissenschaften. — Wien und Leipzig, bei Stahel: Dya-Na-Sore oder: Die Wanderer[2]. Eine Geschichte aus dem Samskritt übersetzt. 1787. 414 S. 8°. (1 Rthlr. 4 gr.)

Oder vielmehr nicht aus dem Samskritt übersetzt; denn, einige Namen abgeändert, läßt sich die Geschichte ebensogut nach Ägypten oder nach China als nach Indien verlegen. Wofür also diese Einkleidung, die nicht nur durch nichts unterstützt, sondern der beinahe auf jedem Blatt durch die gröbsten Versündigungen gegen die Sitten und das Kostüm von Indien widersprochen wird? Vier Söhne verlassen ihren Vater und ihre Heimat, um eine Wanderung zum Heiligtum der Urzeit anzutreten, das Land der Wahrheit und Glückseligkeit zu suchen. Der Weg dahin ist eine beschwerliche und gefahrvolle Reise durch menschenleere Wüsten, Abgründe, über steile Gebirge und reißende Ströme; dieses gibt dem V. Gelegenheit, ein schreckliches Naturgemälde auf das andere zu häufen, deren Monotonie unendlich ermüdend ist, obgleich die Beschreibungen selbst Dichtergeist verraten. Die Reise wird, wie man leicht denken kann, den armen Wanderern höchst sauer gemacht. Bald hilft ihnen eine kaum leserliche Inschrift, die sie von ungefähr finden, bald ein Eremit, der sich ihnen in den Weg stellt; ein Greis schickt sie zum andern (weil das Herumschicken einmal Gebrauch ist), und so treten in dem Buch vier oder fünf solche Greise auf, die alle einander wie aus den Augen geschnitten sind und auch so ziemlich das Nämliche sagen. Die ganze äußerst einförmige und schlecht gehaltene Fabel dient einer reinen und schönen Sittenlehre zur Hülle, die ihr aber oft so gezwungen und oft wieder so lose angepaßt wird, daß sie weniger aufklärt als verdunkelt. Nichts beleidigt indessen mehr als die barbarische

[1] Insgesamt aus dem Jahrgang 1788.

[2] Ein politischer Roman, ohne Namen erschienen, der seiner Zeit ein gewisses Aufsehen erregte (1791 in zweiter, 1840 in dritter Auflage). Der Verfasser ist Wilhelm Friedrich von Meyern (1760—1829). Die Anzeige steht in Nr. 103, vom 29. April 1788.

Durcheinandermengung des Abstrakten mit dem Symbolischen oder der Allegorie mit den philosophischen Begriffen, die sie bezeichnen soll; in eben dem Augenblick, da uns der Weg zur Wahrheit als eine Wanderung vorgestellt wird, hören wir darüber von dem Wanderer als über eine abstrakte Materie sprechen. Es fällt in die Augen, daß es dem Vf. überhaupt nur um ein Vehikel für seine Philosophie zu thun war; ob es paßte oder nicht, galt ihm gleich; und so entstand denn dieser Zwitter von Abhandlung und Erzählung, der durch eine fast durchaus metrische Prosa womöglich noch ermüdender wird.

---

b) Vermischte Schriften. — Preßburg, b. Mahler: Historisch-kritische Encyclopädie über verschiedene Gegenstände, Begebenheiten und Charaktere berühmter Menschen, von H. G. Hoff.[1] I. Teil 368 S. II. Teil 398 S. III. Teil 414 S. IV. Teil 462 S. 1787. 8°. (2 Rthlr. 16 gr.)

Ohne sich der beregten „Nebenabsichten" gegen den Herausgeber bewußt zu sein, gesteht Rec., daß er nicht unter die „wenigen Edeln" gehört, denen dieses Buch gefällt. So ist ihm auch beim Aufschlagen desselben kein „süßer Stich in die Reizbarkeit seiner Lebensnerven" gesprungen (s. Teil I, S. 363, Artik. Bücher). So schlecht bei dieser Sammlung die Wahl der Anekdoten ausgefallen ist, indem neben dem Seichtesten und Abgedroschensten aus diesem Fache auch die längst verrufenen Märchen von der Vergiftung Papst Alexanders VI. u s. f. wieder aufgewärmt werden, so ist doch dasjenige, was Hr. H. von seinem Eigenen hinzuthut, noch bei weitem schlechter; die philosophischen Artikel, wie Freundschaft, Liebe, sind schlechterdings ungenießbar. Ein Beispiel von der Beurteilungskraft des Vf. mag die Parallele abgeben, die zwischen dem Grafen Brühl und Richelieu angestellt wird (S. 358): Brühl beherrscht seinen König; auch Rich. beherrscht ihn — B. erwirbt sich ein großes Vermögen, auch R. — Brühls Leibwache ist besser bezahlt als die königliche, auch Richelieus u. s. f.

---

[1] Vgl. Band X, S. 74. — Die Anzeige erschien in Nr 104, vom 30. April 1788.

Der Unterschied zwischen beiden: Rich. stirbt vor, Brühl nach seinem König u. d. mehr. Diese vier Bände gehen nur bis zum L, wir werden also noch mit vier andern bedroht.

---

c) Vermischte Schriften. — München, b. Lentner: Beiträge und Sammlungen zur Sittenlehre für alle Menschen vom Hofr. v. Eckartshausen.[1] 1787. 376 S. 8°. (20 gr.)

Unter diesem Titel verkauft uns H. v. E. wieder einige herbe Früchte eines guten Willens und eines dürftigen Geistes. Zwei Proben mögen genug sein. S. 123 sagt er uns von dem Stadtleben: „Da muß ich Hüte, unbrauchbar zum Bedecken, in meinen Händen tragen und wie ein Papagei sprechen: ‚Guten Morgen, gute Nacht, wie befinden Sie sich?‘ Ohne Empfindung antwortet mir der Gefragte: ‚Recht wohl, und Ihre Gesundheit?‘“ Wohl verstanden, das soll Poesie sein! S. 128 heißt es von einer Dame: „Endlich entzieht sie den *dünstenden* Fuß der seidnen Decke.“

---

28. Über „Egmont“, Trauerspiel von Goethe.[2]

Entweder es sind außerordentliche Handlungen und Situationen, oder es sind Leidenschaften, oder es sind Charaktere, die dem tragischen Dichter zum Stoff dienen; und wenngleich oft alle diese drei, als Ursach und Wirkung, in *einem* Stücke sich beisammen finden, so ist doch immer das eine oder das andere vorzugsweise der letzte Zweck der Schilderung gewesen. Ist die Begebenheit oder Situation das Hauptaugenmerk des Dichters, so braucht er sich nur insofern in die Leidenschaft- und Charakterschilderung einzulassen, als er jene durch diese herbeiführt. Ist hingegen die Leidenschaft sein Hauptzweck, so ist ihm oft die unscheinbarste

---

[1] *Karl von Eckartshausen* (1752—1803), Verfasser zahlreicher juristischer und belletristischer Schriften.

[2] Erschien in der „Allgemeinen Litteratur-Zeitung“ vom 20. September 1788. Vgl. Schillers Brief an Körner vom 20. Oktober: „Meine Recension von ‚Egmont‘ hat viel Lärm in Jena und Weimar gemacht, und von der Expedition der ‚Allgemeinen Litteratur-Zeitung‘ sind sehr schöne Anerbietungen an mich darauf erfolgt. Goethe hat mit sehr viel Achtung und Zufriedenheit davon gesprochen“

Handlung schon genug, wenn sie jene nur ins Spiel setzt. Ein am unrechten Orte gefundenes Schnupftuch veranlaßt eine Meisterszene im „Mohren von Venedig“. Ist endlich der Charakter sein vorzüglicheres Augenmerk, so ist er in der Wahl und Verknüpfung der Begebenheiten noch viel weniger gebunden, und die ausführliche Darstellung des ganzen Menschen verbietet ihm sogar, einer Leidenschaft zu viel Raum zu geben. Die alten Tragiker haben sich beinahe einzig auf Situationen und Leidenschaften eingeschränkt. Darum findet man bei ihnen auch nur wenig Individualität, Ausführlichkeit und Schärfe der Charakteristik. Erst in neuern Zeiten, und in diesen erst seit Shakespeare, wurde die Tragödie mit der dritten Gattung bereichert; er war der erste, der in seinem „Macbeth“, „Richard III.“ u. s. w. ganze Menschen und Menschenleben auf die Bühne brachte, und in Deutschland gab uns der Verfasser des „Götz von Berlichingen“ das erste Muster in dieser Gattung. Es ist hier nicht der Ort, zu untersuchen, wie viel oder wie wenig sich diese neue Gattung mit dem letzten Zwecke der Tragödie, Furcht und Mitleid zu erregen, verträgt; genug, sie ist einmal vorhanden, und ihre Regeln sind bestimmt.

Zu dieser letzten Gattung nun gehört das vorliegende Stück, und es ist leicht einzusehen, inwiefern die vorangeschickte Erinnerung mit demselben zusammenhängt. Hier ist keine hervorstechende Begebenheit, keine vorwaltende Leidenschaft, keine Verwickelung, kein dramatischer Plan, nichts von dem allem; eine bloße Aneinanderstellung mehrerer einzelnen Handlungen und Gemälde, die beinahe durch nichts als durch den Charakter zusammengehalten werden, der an allen Anteil nimmt, und auf den sich alle beziehen. Die Einheit dieses Stücks liegt also weder in den Situationen noch in irgend einer Leidenschaft, sondern sie liegt in dem Menschen. Egmonts wahre Geschichte konnte dem Verfasser auch nicht viel mehreres liefern. Seine Gefangennehmung und Verurteilung hat nichts Außerordentliches, und sie selbst ist auch nicht die Folge irgend einer einzelnen interessanten Handlung, sondern vieler kleinern, die der Dichter alle nicht brauchen konnte, wie er sie fand, die er mit der Katastrophe auch nicht so genau

zusammenknüpfen konnte, daß sie eine dramatische Handlung mit ihr ausmachten. Wollte er also diesen Gegenstand in einem Trauerspiel behandeln, so hatte er die Wahl, entweder eine ganz neue Handlung zu dieser Katastrophe zu erfinden, diesem Charakter, den er in der Geschichte vorfand, irgend eine herrschende Leidenschaft unterzulegen oder ganz und gar auf diese zwei Gattungen der Tragödie Verzicht zu thun und den Charakter selbst, von dem er hingerissen war, zu seinem eigentlichen Vorwurf zu machen. Und dieses letztere, das schwerere unstreitig, hat er vorgezogen, weniger vermutlich aus zu großer Achtung für die historische Wahrheit, als weil er die Armut seines Stoffs durch den Reichtum seines Genies ersetzen zu können fühlte.

In diesem Trauerspiel also — oder Rec. müßte sich ganz in dem Gesichtspunkte geirret haben — wird ein Charakter aufgeführt, der in einem bedenklichen Zeitlauf, umgeben von den Schlingen einer arglistigen Politik, in nichts als sein Verdienst eingehüllt, voll übertriebenen Vertrauens zu seiner gerechten Sache, die es aber nur für ihn allein ist, gefährlich wie ein Nachtwanderer auf jäher Dachspitze wandelt[1]. Diese übergroße Zuversicht, von deren Ungrund wir unterrichtet werden, und der unglückliche Ausschlag derselben sollen uns Furcht und Mitleiden einflößen oder uns tragisch rühren — und diese Wirkung wird erreicht.

In der Geschichte ist Egmont kein großer Charakter, er ist es auch in dem Trauerspiele nicht. Hier ist er ein wohlwollender, heiterer und offener Mensch, Freund mit der ganzen Welt, voll leichtsinnigen Vertrauens zu sich selbst und zu andern, frei und kühn, als ob die Welt ihm gehörte, brav und unerschrocken, wo es gilt, dabei großmütig, liebenswürdig und sanft, ein Charakter der schöneren Ritterzeit, prächtig und etwas Prahler, sinnlich und verliebt, ein fröhliches Weltkind — alle diese Eigenschaften in eine lebendige, menschliche, durchaus wahre und individuelle Schilderung verschmolzen, die der verschönernden Kunst nichts, auch gar

---

[1] Mit Beziehung auf Egmonts eigene Worte an seinen Sekretär (im 2. Aufzuge): „Und wenn ich ein Nachtwandler wäre und auf dem gefährlichen Gipfel eines Hauses spazierte, ist es freundschaftlich, mich beim Namen zu rufen und mich zu warnen, zu wecken und zu töten?"

nichts zu danken hat. Egmont ist ein Held, aber auch ganz nur ein flämischer Held, ein Held des sechzehnten Jahrhunderts; Patriot, jedoch ohne sich durch das allgemeine Elend in seinen Freuden stören zu lassen; Liebhaber, ohne darum weniger Essen und Trinken zu lieben. Er hat Ehrgeiz, er strebt nach einem großen Ziele; aber das hält ihn nicht ab, jede Blume aufzulesen, die er auf seinem Wege findet, hindert ihn nicht, des Nachts zu seinem Liebchen zu schleichen, das kostet ihm keine schlaflosen Nächte. Tolldreist wagt er bei St.-Quentin und Gravelingen sein Leben; aber er möchte weinen, wenn er von dieser freundlichen, süßen Gewohnheit des Daseins und Wirkens scheiden soll. „Leb' ich nur", so schildert er sich selbst, „um aufs Leben zu denken? Soll ich den gegenwärtigen Augenblick nicht genießen, damit ich des folgenden gewiß sei? Und diesen wieder mit Sorgen und Grillen verzehren? — Wir haben die und jene Thorheit in einem lustigen Augenblick empfangen und geboren, sind schuld, daß eine ganze edle Schar mit Bettelsäcken und mit einem selbst gewählten Unnamen dem König seine Pflicht mit spottender Demut ins Gedächtnis rief, sind schuld — was ist's nun weiter? Ist ein Fastnachtsspiel gleich Hochverrat? Sind uns die kurzen bunten Lumpen zu mißgönnen, die ein jugendlicher Mut um unsers Lebens arme Blöße hängen mag? Wenn ihr das Leben gar zu ernsthaft nehmt, was ist denn dran? Scheint mir die Sonne heut, um das zu überlegen, was gestern war?" — Durch seine schöne Humanität, nicht durch Außerordentlichkeit soll dieser Charakter uns rühren; wir sollen ihn lieb gewinnen, nicht über ihn erstaunen. Diesem letzteren scheint der Dichter so sorgfältig aus dem Wege gegangen zu sein, daß er ihm eine Menschlichkeit über die andere beilegt, um ja seinen Helden zu uns herabzuziehen, daß er ihm endlich nicht einmal so viel Größe und Ernst mehr übrig läßt, als unsrer Meinung nach unumgänglich erfordert wird, diesen Menschlichkeiten selbst das höchste Interesse zu verschaffen. Wahr ist es, solche Züge menschlicher Schwachheit ziehen oft unwiderstehlich an — in einem Heldengemälde, wo sie mit großen Handlungen in schöner Mischung zerfließen. Heinrich IV. von Frankreich kann uns nach dem glänzendsten Siege nicht interessanter sein als auf

einer nächtlichen Wanderung zu seiner Gabriele[1]; aber durch welche strahlende That, durch was für gründliche Verdienste hat sich Egmont bei uns das Recht auf eine ähnliche Teilnahme und Nachsicht erworben? Zwar heißt es, diese Verdienste werden als schon geschehen vorausgesetzt, sie leben im Gedächtnis der ganzen Nation, und alles, was er spricht, atmet den Willen und die Fähigkeit, sie zu erwerben. Richtig! Aber das ist eben das Unglück, daß wir seine Verdienste von Hörensagen wissen und auf Treu und Glauben anzunehmen gezwungen werden, seine Schwachheiten hingegen mit unsern Augen sehen. Alles weiset auf diesen Egmont hin, als auf die letzte Stütze der Nation; und was thut er eigentlich Großes, um dieses ehrenvolle Vertrauen zu verdienen? denn folgende Stelle darf man doch wohl nicht dagegen anführen? „Die Leute", sagt Egmont, „erhalten sie (die Liebe) auch meist allein, die nicht danach jagen. Klärchen: Hast du diese stolze Anmerkung über dich selbst gemacht, du, den alles Volk liebt? Egmont: Hätte ich nur etwas für sie gethan! Es ist ihr guter Wille, mich zu lieben." Ein großer Mann soll er nicht sein, aber auch erschlaffen soll er nicht; eine relative Größe, einen gewissen Ernst verlangen wir mit Recht von jedem Helden eines Stückes; wir verlangen, daß er über dem Kleinen nicht das Große hintansetze, daß er die Zeiten nicht verwechsle. Wer wird z. B. folgendes billigen? Oranien ist eben von ihm gegangen, Oranien, der ihn mit allen Gründen der Vernunft auf sein nahes Verderben hingewiesen, der ihn, wie uns Egmont selbst gesteht, durch diese Gründe erschüttert hat. „Dieser Mann", sagt er, „trägt seine Sorglichkeit in mich herüber. — Weg! — das ist ein fremder Tropfen in meinem Blute. Gute Natur, wirf ihn wieder heraus! Und von meiner Stirne die sinnenden Runzeln wegzubaden, gibt es ja wohl noch ein freundlich Mittel." Dieses freundliche Mittel nun — wer es noch nicht weiß — ist kein andres als ein Besuch beim Liebchen! Wie? Nach einer so ernsten Aufforderung keinen andern Gedanken als nach Zerstreuung? Nein, guter Graf Egmont! Runzeln, wo sie hingehören, und freund-

[1] Gabrielle d'Estrées, seine berühmte Geliebte Heinrichs IV., von der die Herzöge von Vendôme abstammen.

liche Mittel, wo sie hingehören! Wenn es Euch zu beschwerlich ist, Euch Eurer eignen Rettung anzunehmen, so mögt Ihr's haben, wenn sich die Schlinge über Euch zusammenzieht. Wir sind nicht gewohnt, unser Mitleid zu verschenken.

Hätte also die Einmischung dieser Liebesangelegenheit dem Interesse wirklich Schaden gethan, so wäre dieses doppelt zu beklagen, da der Dichter noch obendrein der historischen Wahrheit Gewalt anthun mußte, um sie hervorzubringen. In der Geschichte nämlich war Egmont verheiratet und hinterließ neun (andre sagen elf) Kinder, als er starb. Diesen Umstand konnte der Dichter wissen und nicht wissen, wie es sein Interesse mit sich brachte; aber er hätte ihn nicht vernachlässigen sollen, sobald er Handlungen, welche natürliche Folgen davon waren, in sein Trauerspiel aufnahm. Der wahre Egmont hatte durch eine prächtige Lebensart sein Vermögen äußerst in Unordnung gebracht und brauchte also den König, wodurch seine Schritte in der Republik sehr gebunden wurden. Besonders aber war es seine Familie, was ihn auf eine so unglückliche Art in Brüssel zurückhielt, da fast alle seine übrigen Freunde sich durch die Flucht retteten. Seine Entfernung aus dem Lande hätte ihm nicht bloß die reichen Einkünfte von zwei Statthalterschaften gekostet, sie hätte ihn auch zugleich um den Besitz aller seiner Güter gebracht, die in den Staaten des Königs lagen und sogleich dem Fiskus anheimgefallen sein würden. Aber weder er selbst noch seine Gemahlin, eine Herzogin von Bayern, waren gewohnt, Mangel zu ertragen; auch seine Kinder waren nicht dazu erzogen. Diese Gründe setzte er selbst bei mehreren Gelegenheiten dem Prinzen von Oranien, der ihn zur Flucht bereden wollte, auf eine rührende Art entgegen; diese Gründe waren es, die ihn so geneigt machten, sich an dem schwächsten Aste von Hoffnung zu halten und sein Verhältnis zum König von der besten Seite zu nehmen. Wie zusammenhängend, wie menschlich wird nunmehr sein ganzes Verhalten! Er wird nicht mehr das Opfer einer blinden, thörichten Zuversicht, sondern der übertrieben ängstlichen Zärtlichkeit für die Seinigen. Weil er zu fein und zu edel denkt, um einer Familie, die er über alles liebt, ein hartes Opfer zuzumuten, stürzt er sich selbst ins Verderben. Und nun der Egmont

im Trauerspiel! Indem der Dichter ihm Gemahlin und Kinder nimmt, zerstört er den ganzen Zusammenhang seines Verhaltens. Er ist ganz gezwungen, dieses unglückliche Bleiben aus einem leichtsinnigen Selbstvertrauen entspringen zu lassen, und verringert dadurch gar sehr unsre Achtung für den Verstand seines Helden, ohne ihm diesen Verlust von seiten des Herzens zu ersetzen. Im Gegenteil, er bringt uns um das rührende Bild eines Vaters, eines liebenden Gemahls, um uns einen Liebhaber von ganz gewöhnlichem Schlag dafür zu geben, der die Ruhe eines liebenswürdigen Mädchens, das ihn nie besitzen und noch weniger seinen Verlust überleben wird, zu Grunde richtet, dessen Herz er nicht einmal besitzen kann, ohne eine Liebe, die glücklich hätte werden können, vorher zu zerstören, der also, mit dem besten Herzen zwar, zwei Geschöpfe unglücklich macht, um die sinnenden Runzeln von seiner Stirne wegzubaden. Und alles dieses kann er noch außerdem erst nur auf Unkosten der historischen Wahrheit möglich machen, die der dramatische Dichter allerdings hintansetzen darf, um das Interesse seines Gegenstandes zu erheben, aber nicht, um es zu schwächen. Wie teuer läßt er uns also diese Episode bezahlen, die, an sich betrachtet, gewiß eines der schönsten Gemälde ist, die in einer größern Komposition, wo sie von verhältnismäßig großen Handlungen aufgewogen würde, von der höchsten Wirkung würde gewesen sein.

Egmonts tragische Katastrophe fließt aus seinem politischen Leben, aus seinem Verhältnis zu der Nation und zu der Regierung. Eine Darstellung des damaligen politisch-bürgerlichen Zustandes der Niederlande mußte daher seiner Schilderung zum Grund liegen oder vielmehr selbst einen Teil der dramatischen Handlung mit ausmachen. Betrachtet man nun, wie wenig sich Staatsaktionen überhaupt dramatisch behandeln lassen, und was für Kunst dazu gehöre, so viele zerstreute Züge in ein faßliches, lebendiges Bild zusammenzutragen und das Allgemeine wieder im Individuellen anschaulich zu machen, wie z. B. Shakespeare in seinem „Julius Cäsar" gethan hat; betrachtet man ferner das Eigentümliche der Niederlande, die nicht *eine* Nation, sondern ein Aggregat mehrerer kleinen sind, die unter sich aufs schärfste kontra-

stieren, so daß es unendlich leichter war, uns nach Rom als nach Brüssel zu versetzen; betrachtet man endlich, wie unzählig viele kleine Dinge zusammenwirkten, um den Geist jener Zeit und jenen politischen Zustand der Niederlande hervorzubringen, so wird man nicht aufhören können, das schöpferische Genie zu bewundern, das alle diese Schwierigkeiten besiegt und uns mit einer Kunst, die nur von derjenigen erreicht wird, womit er uns selbst in zwei andern Stücken in die Ritterzeiten Deutschlands und nach Griechenland versetzte, nun auch in diese Welt gezaubert hat. Nicht genug, daß wir diese Menschen vor uns leben und wirken sehen: wir wohnen unter ihnen, wir sind alte Bekannte von ihnen. Auf der einen Seite die fröhliche Geselligkeit, die Gastfreundlichkeit, die Redseligkeit, die Großthuerei dieses Volks, der republikanische Geist, der bei der geringsten Neuerung aufwallt und sich oft ebenso schnell auf die seichtesten Gründe wieder gibt; auf der andern die Lasten, unter denen es jetzt seufzt, von den neuen Bischofsmützen an bis auf die französischen Psalmen, die es nicht singen soll — nichts ist vergessen, nichts ohne die höchste Natur und Wahrheit herbeigeführt. Wir sehen hier nicht bloß den gemeinen Haufen, der sich überall gleich ist, wir erkennen darin den Niederländer, und zwar den Niederländer dieses und keines andern Jahrhunderts; in diesem unterscheiden wir noch den Brüsseler, den Holländer, den Friesen, und selbst unter diesen noch den Wohlhabenden und den Bettler, den Zimmermeister und den Schneider. So etwas läßt sich nicht wollen, nicht erzwingen durch Kunst. Das kann nur der Dichter, der von seinem Gegenstand ganz durchdrungen ist. Diese Züge entwischen ihm, wie sie demjenigen, den er dadurch schildert, entwischen, ohne daß er es will oder gewahr wird; ein Beiwort, ein Komma zeichnet einen Charakter. Buyk, ein Holländer und Soldat unter Egmont, hat beim Armbrustschießen das Beste gewonnen und will als König die Herren gastieren. Das ist aber wider den Gebrauch.

Buyk. Ich bin fremd und König und achte eure Gesetze und Herkommen nicht.

Jetter (ein Schneider aus Brüssel). Du bist ja ärger als der Spanier; der hat sie uns doch bisher lassen müssen.

Ruysum (ein Friesländer). Laßt ihn! Doch ohne Präjudiz! Das ist auch seines Herren Art, splendid zu sein und es laufen zu lassen, wo es gedeiht!

Wer glaubt nicht, in diesem „doch ohne Präjudiz" den zähen, auf seine Vorrechte wachsamen Friesen zu erkennen, der sich bei der kleinsten Bewilligung noch durch eine Klausel verwahrt. Wie wahr, wenn sich die Bürger von ihren Regenten unterreden!

„Das war ein Herr! (von Karl V. spricht er). Er hatte die Hand über dem ganzen Erdboden und war euch alles in allem; und wenn er euch begegnete, so grüßte er euch wie ein Nachbar den andern u. s. f. — Haben wir doch alle geweint, wie er seinem Sohn das Regiment hier abtrat — sagt' ich, versteht mich — der ist schon anders, der ist majestätischer."

Jetter. Er spricht wenig, sagen die Leute.

Soest. Er ist kein Herr für uns Niederländer. Unsere Fürsten müssen froh und frei sein wie wir, leben und leben lassen u. s. f.

Wie treffend schildert er uns durch einen einzigen Zug das Elend jener Zeiten: Egmont geht über die Straße, und die Bürger sehen ihm mit Bewunderung nach.

Zimmermeister. Ein schöner Herr!

Jetter. Sein Hals wäre ein rechtes Fressen für einen Scharfrichter.

Die wenigen Szenen, wo sich die Bürger von Brüssel unterreden, scheinen uns das Resultat eines tiefen Studiums jener Zeiten und jenes Volks zu sein, und schwerlich findet man in so wenigen Worten ein schöneres historisches Denkmal für jene Geschichte.

Mit nicht geringerer Wahrheit ist derjenige Teil des Gemäldes behandelt, der uns von dem Geiste der Regierung und den Anstalten des Königs zu Unterdrückung des niederländischen Volks unterrichtet. Milder und menschlicher ist doch hier alles, und veredelt ist besonders der Charakter der Herzogin von Parma. „Ich weiß, daß einer ein ehrlicher und verständiger Mann sein kann, wenn er gleich den nächsten und besten Weg zum Heil seiner Seele verfehlt hat", konnte eine Zöglingin des Ignatius Loyola

wohl nicht sagen. Besonders gut verstand es der Dichter, durch eine gewisse Weiblichkeit, die er aus ihrem sonst männischen Charakter sehr glücklich hervorscheinen läßt, das kalte Staatsinteresse, dessen Exposition er ihr anvertrauen mußte, mit Licht und Wärme zu beseelen und ihm eine gewisse Individualität und Lebendigkeit zu geben. Vor seinem Herzog von Alba zittern wir, ohne uns mit Abscheu von ihm wegzukehren; es ist ein fester, starrer, unzugänglicher Charakter, „ein eherner Turm ohne Pforte, wozu die Besatzung Flügel haben muß“. Die kluge Vorsicht, womit er die Anstalten zu Egmonts Verhaftung trifft, ersetzt ihm an unsrer Bewunderung, was ihm an unserm Wohlwollen abgeht. Die Art, wie er uns in seine innerste Seele hineinführt und uns auf den Ausgang seines Unternehmens spannt, macht uns auf einen Augenblick zu Teilhabern desselben; wir interessieren uns dafür, als gält' es etwas, das uns lieb ist.

Meisterhaft erfunden und ausgeführt ist die Szene Egmonts mit dem jungen Alba im Gefängnis, und sie gehört dem Verf. ganz allein. Was kann rührender sein, als wenn ihm dieser Sohn seines Mörders die Achtung bekennt, die er längst im stillen gegen ihn getragen: „Dein Name war's, der mir in meiner ersten Jugend gleich einem Stern des Himmels entgegenleuchtete. Wie oft hab' ich nach dir gehorcht, gefragt! Des Kindes Hoffnung ist der Jüngling, des Jünglings der Mann. So bist du vor mir hergeschritten, immer vor, und ohne Neid sah ich dich vor und schritt dir nach und fort und fort. Nun hofft' ich endlich dich zu sehen und sah dich, und mein Herz flog dir entgegen. Nun hofft' ich erst mit dir zu sein, mit dir zu leben, dich zu fassen, dich — das ist nun alles weggeschnitten, und ich sehe dich hier!“ Und wenn ihm Egmont darauf antwortet: „War dir mein Leben ein Spiegel, in welchem du dich gern betrachtetest, so sei es auch mein Tod! Die Menschen sind nicht bloß zusammen, wenn sie beisammen sind; auch der Entfernte, der Abgeschiedene lebt uns. Ich lebe dir und habe mir genug gelebt. Eines jeden Tages habe ich mich gefreuet“ u. s. w. — Die übrigen Charaktere im Stück sind mit wenigem treffend gezeichnet; eine einzige Szene schildert uns den schlauen, wortkargen, alles verknüpfenden und

alles fürchtenden Oranien. Alba sowohl als Egmont malen sich in den Menschen, die ihnen nahe sind; diese Schilderungsart ist vortrefflich. Um alles Licht auf den einzigen Egmont zu versammeln, hat der Dichter ihn ganz isoliert, darum auch der Graf von Hoorne, der ein Schicksal mit ihm hatte, weggeblieben ist. Ein ganz neuer Charakter ist Brackenburg, Klärchens Liebhaber, den Egmont verdrängt hat. Dieses Gemälde des melancholischen Temperaments mit leidenschaftlicher Liebe wäre einer eigenen Auseinandersetzung wert. Klärchen, die ihn für Egmont aufgegeben, hat Gift genommen und geht ab, nachdem sie ihm den Rest zurückgelassen. Er sieht sich allein. Wie schrecklich schön ist diese Schilderung:

[1]„Sie läßt mich stehn, mir selber überlassen.
Sie teilt mit mir den Todestropfen
Und schickt mich weg! von ihrer Seite weg!
Sie zieht mich an und stößt ins Leben mich zurück!
O Egmont, welch preiswürdig Los fällt dir!
Sie geht voran.
Sie bringt den ganzen Himmel dir entgegen! —
Und soll ich folgen? wieder seitwärts stehn?
Den unauslöschlichen Neid
In jene Wohnungen hinübertragen?
Auf Erden ist kein Bleiben mehr für mich,
Und Höll' und Himmel bieten gleiche Qual.“

Klärchen selbst ist unnachahmlich schön gezeichnet. Auch im höchsten Adel ihrer Unschuld noch das gemeine Bürgermädchen, und ein niederländisches Mädchen, durch nichts veredelt als durch ihre Liebe, reizend im Zustand der Ruhe, hinreißend und herrlich im Zustand des Affekts. Aber wer zweifelt, daß der Verfasser in einer Manier unübertrefflich sei, worin er sein eigenes Muster ist?

Je höher die sinnliche Wahrheit in dem Stücke getrieben ist, desto unbegreiflicher wird man es finden, daß der Verfasser selbst sie mutwillig zerstört. Egmont hat alle seine Angelegenheiten

[1] Die Worte sind im „Egmont“ bekanntlich nicht so in Verse abgeteilt. Indem Schiller dies thut, hebt er stillschweigend die fast genaue rhythmische Form hervor, die sich in diesen und einigen anderen Szenen findet.

berichtigt und schlummert endlich, von Müdigkeit überwältigt, ein. Eine Musik läßt sich hören, und hinter seinem Lager scheint sich die Mauer aufzuthun; eine glänzende Erscheinung, die Freiheit, in Klärchens Gestalt, zeigt sich in einer Wolke. Kurz, mitten aus der wahrsten und rührendsten Situation werden wir durch einen Saltomortale in eine Opernwelt versetzt, um einen Traum— zu sehen. Lächerlich würde es sein, dem Verfasser darthun zu wollen, wie sehr dadurch unserm Gefühle Gewalt angethan werde; das hat er so gut und besser gewußt als wir; aber ihm schien die Idee, Klärchen und die Freiheit, Egmonts beide herrschende Gefühle, in Egmonts Kopf allegorisch zu verbinden, gehaltreich genug, um diese Freiheit allenfalls zu entschuldigen. Gefalle dieser Gedanke, wem er will — Recensent gesteht, daß er gern einen sinnreichen Einfall entbehrt hätte, um eine Empfindung ungestört zu genießen.

---

29. Über Goethes „Iphigenie auf Tauris“.[1]

Goethes Schriften. Dritter Band. Leipzig bei G. J. Göschen 1787. 8°.

Dieser dritte Band der Goethischen Werke enthält außer dem schon bekannten Trauerspiel „Clavigo“ zwei neue Dramen: „Iphigenie auf Tauris“, ein Schauspiel in fünf Akten, und ein kleineres Stück: „Die Geschwister“. Wir schränken uns hier allein auf das zweite ein, eine ganz neue und merkwürdige Erscheinung in der dramatischen Litteratur der Deutschen, die in allem Betracht die genaueste Erörterung verdienet.

Als der berühmte Verfasser mit seinem „Götz von Berlichingen“ zum erstenmal in der litterarischen Welt auftrat, widerfuhr ihm von dem großen Haufen seiner Kritiker, was jedem Schrift-

[1] Erschienen in „Kritische Übersicht der neuesten schönen Litteratur der Deutschen. Zweiten Bandes zweites Stück.“ Leipzig, bei Göschen, 1789. Vgl. Schillers Brief an Göschen vom 8. Januar 1789: „Die Recension der Iphigenie, die ich diesen Sommer hingeworfen, schreibe ich eben ins reine, und in zehn oder zwölf Tagen werden Sie solche erhalten.“ Doch ist die Besprechung, die in ihrem Anfang „die genaueste Erörterung“ verspricht, Fragment geblieben, da sie nur die Inhaltsangabe des Euripideischen und des Goetheschen Stückes enthält.

steller, der sich auf eine außerordentliche Art ankündigt, von dem Haufen gewöhnlich widerfährt. Aus seinem ersten Produkte wies man ihm sein Fach an; man zog daraus den Schluß auf alle folgende, man setzte seinem Genie Regel und Grenze. Seine damals noch mutwilligere Phantasie hatte die Schranken der Regel zu eng gefunden und übertreten; daraus wurde gefolgert, daß dieser Schriftsteller sich Shakespeare zum Muster gewählt und aller Kritik den tödlichsten Haß geschworen habe; und alle die engen Köpfe, die sich nicht anders als nach der Regel interessieren und vergnügen lassen, triumphierten im stillen, daß sie dadurch überhoben würden, gerecht gegen sein Genie zu sein. An dieser Klasse von Lesern hätte der Verfasser schwerlich eine ehrenvollere und schönere Rache nehmen können als durch gegenwärtiges Stück, das zum lebendigsten Beweise dienet, wie groß sein schöpferischer Geist auch im größten Zwange der Regel bleibt, ja wie er diesen Zwang selbst zu einer neuen Quelle des Schönen zu verarbeiten verstehet. Hier sieht man ihn ebenso und noch weit glücklicher mit den griechischen Tragikern ringen, als er in seinem „Götz von Berlichingen" mit dem brittischen Dichter gerungen hat. In griechischer Form, deren er sich ganz zu bemächtigen gewußt hat, die er bis zur höchsten Verwechslung erreicht hat, entwickelt er hier die ganze schöpferische Kraft seines Geistes und läßt seine Muster in ihrer eignen Manier hinter sich zurücke.

Man kann dieses Stück nicht lesen, ohne sich von einem gewissen Geiste des Altertums angeweht zu fühlen, der für eine bloße, auch die gelungenste Nachahmung viel zu wahr, viel zu lebendig ist. Man findet hier die imponierende große Ruhe, die jede Antike so unerreichbar macht, die Würde, den schönen Ernst, auch in den höchsten Ausbrüchen der Leidenschaft; dies allein rückt dieses Produkt aus der gegenwärtigen Epoche hinaus, daß der Dichter gar nicht nötig gehabt hätte, die Illusion noch auf andere Art — die fast an Kunstgriffe grenzt — zu suchen, nämlich durch den Geist der Sentenzen, durch eine Überladung des Dialogs mit Epitheten[1], durch eine oft mit Fleiß schwerfällig

[1] Ein sehr ungerechter, recht auffallender Vorwurf gegen Goethes reine, schlichte, natürliche Sprache.

gestellte Wortfolge und dergleichen mehr, die freilich auch an Altertum und oft allzu stark an seine Muster erinnern, deren er aber um so eher hätte entübrigt sein können, da sie wirklich nichts zur Vortrefflichkeit des Stücks beitragen und ihm ohne Notwendigkeit den Verdacht zuziehen, als wenn er sich mit den Griechen in ihrer ganzen Manier hätte messen wollen.

Vielleicht dürfte es dem größern Teile des Publikums, der mit den griechischen Tragikern wenig Bekanntschaft hat, nicht unangenehm sein, wenn wir die deutsche Iphigenie neben die griechische des Euripides stellen und diesen Weg einschlagen, ihm eine richtige Idee von der erstern zu geben.

Iphigenie eröffnet das griechische Trauerspiel mit einem Selbstgespräch vor dem Tempel Dianens, worin sie uns mit ihrer Geschichte bis auf den gegenwärtigen Augenblick, ihren Aufenthalt im Tempel der taurischen Göttin, kürzlich bekannt macht. Man erfährt von ihr die Gewohnheit dieses barbarischen Volks, alle Fremdlinge, die an dieser Küste landen, der Diana zu opfern, und daß sie selbst als Priesterin dieses Amt zu übernehmen habe. Sie schließt mit Erzählung eines schreckhaften Traums, der ihr den Tod ihres Bruders Orest zu verkündigen scheint, im Grunde aber die nachfolgende Entwicklung ihres Schicksals von ferne andeutet. Voll Glauben an diesen Traum geht sie, dem Verstorbenen mit ihren Jungfrauen die letzte Ehre zu erweisen.

Jetzt erscheint Orest mit seinem Freund Pylades auf der Szene. Ein Orakel des delphischen Apolls hat dem flüchtigen, von Furien verfolgten Orest im Tempel der taurischen Diana Rettung und Genesung versprochen, wenn er der Göttin Bild dort entwenden und nach Griechenland bringen würde. Unerkannt langen beide Freunde im Vorhof dieses Tempels an, den sie mit Schauern betrachten und noch die Spuren von Menschenblut darin zu erblicken glauben. Orest entsetzt sich und will fliehen. (Man erfährt nicht, woher er diesen Gebrauch der Menschenopfer erfahren, da er diesen Augenblick erst landet, noch mit niemand gesprochen, auch vorher nichts darum gewußt haben kann, wie sein jetziges Schrecken und seine vorhabende Flucht beweisen.) Pylades stellt ihm das Schändliche dieser Flucht vor Augen und

dringt in ihn, das Orakel zu erfüllen. Sie kommen überein, die Nacht zu erwarten, um mit deren Begünstigung das Bild zu entwenden. Jetzt gehen sie, eine Grotte am Meer aufzusuchen, worin sie sich verbergen können.

Nun erscheint Iphigenie wieder in Gesellschaft des Chors, der aus gefangenen Griechinnen besteht. Sie bringt mit ihnen ihrem Bruder das Totenopfer. Sie weint über die Unfälle ihres Hauses, die sie noch einmal wiederholt, und betrauert ihr eigenes Schicksal, an diesem unwirtbaren Ufer fremd und freudelos zu wohnen *ἄγαμος, ἄτεκνος, ἄπολις, ἄφιλος*, ohne Gemahl, ohne Kinder, ohne Vaterland, ohne Freunde.

Ein Schäfer kommt und bringt Nachricht von Gefangennehmung zweier Fremden, die man am Ufer entdeckt und, als sie sich zur Wehr gesetzt, durch die Menge überwältigt habe. Er beschreibt einen fürchterlichen Furienanfall, den der eine von ihnen gehabt habe. Iphigenie will wissen, wer diese Fremden seien. Er weiß nichts zu sagen, als daß sie Griechen sein müssen, daß einer den andern Pylades gerufen; den Namen des andern aber habe er nicht gehört. (Wozu dieser kleinliche Kunstgriff? Soll er das Interesse vermehren? Soll er Iphigenien in der Folge eine Frage ersparen? So ist er gewiß nicht zum glücklichsten gewählt, weil er den Zufall in den Plan mischt, den der tragische Dichter sorgfältig vermeiden muß. Hätte der Schäfer den Namen Orest noch aussprechen hören, so war's um den ganzen folgenden Gang der Tragödie geschehen. Leser und Zuschauer fühlen dies und empfinden es widrig, daß es nur an einem dünnen Faden gehangen hat, ob der Rest des Stücks so oder anders würde.) Der Schäfer erzählt, daß der König die Fremden bereits zum Opfer bestimmt habe, und wünscht der Priesterin Glück und noch recht viel solche Opfer, damit sie an Griechenland für die in Aulis erlittene Grausamkeit gerochen werde. Sie schickt ihn hinweg mit dem Befehl, ihr die Gefangenen herzuführen.

Iphigenie wirft sich ihre Unempfindlichkeit vor und gibt ihrem finstern Traume davon die Schuld. „Unglückliche", sagt sie, „wollen den Glücklichen nicht wohl, weil es ihnen selbst übel gehet." Sie wünscht Helena und Menelaus an diese taurische

Küste: „Wie wollte ich sie ein Aulis hier finden lassen!“ Sie erinnert sich der Grausamkeit ihres Vaters, der sie Dianen geschlachtet und nun vielleicht auch den Orest durch ein ähnliches Schicksal hingerafft habe. Sie kann nicht glauben, daß Menschenopfer einem göttlichen Wesen gefallen. „Die barbarischen Bewohner dieser Küste sind es, die die Schuld ihres eigenen Blutdurstes auf die Götter wälzen.“

Der Chor unterredet sich von der Ankunft der Fremden, von dem Weg, den sie wohl genommen haben möchten, und von den Gefahren dieser Reise. Er moralisiert über die Habsucht, welche die Menschen dahin bringe, Meere und barbarische Städte zu durchirren, und beschließt mit dem Wunsche, daß doch einmal ein griechisches Schiff sich hier zeigen möchte, seine Gefangenschaft zu endigen und ihn nach dem lieben Griechenland heimzubringen.

Dritter Aufzug. Die gefangenen Griechen werden vor die Priesterin geführt. Sie läßt ihnen die Hände losbinden. „Sie sind heilig“, sagt sie, „sie müssen frei sein.“ Jetzt, nachdem sie die Wächter entfernt hat, beginnt eine Unterredung mit den Griechen, die wir darum ganz hieher setzen wollen, um dem Leser das Vergnügen zu verschaffen, sie mit einer ähnlichen des deutschen Dichters, die alsdann folgen wird, zu vergleichen.

„Arme Fremdlinge“, redet Iphigenie sie an, „welche Mutter, welcher Vater gab euch das Leben? Welche Schwester — habt ihr eine Schwester — wird sich dieses brüderlichen Paares beraubt sehen? Ach, wer kennt den Ausgang der Dinge? Dunkel sind die Wege der Götter, und niemand ahndet das nahe Verderben. Unsern Augen verhüllt es das Schicksal. — Aber sagt an! von wannen kommt ihr, bedauernswürdige Fremdlinge? Was für eine weite Reise habt ihr in diese Gegend gemacht, und wie lange werdet ihr von euerm Vaterlande ausbleiben? Ihr werdet auf immerdar ausbleiben.“

Orest. Wer du auch sein magst, unbekannte Frau — was weinest du und trauerst über Leiden, die uns bedrohen? Die Furcht des Todes mit eiteln Thränen bekämpfen wollen, ist nicht weise. Wer ein Verhängnis, das er nicht abwenden kann, beweinet, macht aus einem Übel zwei und wird darum nicht weni-

ger sterben. Laß immer dem Schicksale seinen Lauf und höre auf, uns zu betrauern! Was für Opfer man in diesem Lande bringt, wissen wir und haben wir erfahren.

Iphigenie. Wer von euch beiden nennt sich Pylades? Dies laßt mich zuerst wissen!

Orest. Dieser hier; was kann es dir aber für Freude machen, dieses zu wissen?

Iphigenie. Aus welcher Gegend Griechenlands gebürtig?

Orest. Wenn du dies auch erfährst, was frommt dir das, Jungfrau?

Iphigenie. Brüder von einer Mutter?

Orest. Freundschaft, nicht Geburt macht uns zu Brüdern.

Iphigenie (zu Orest). Aber du — welchen Namen gab dir dein Vater?

Orest. Ich bin unglücklich. Das ist mein Name.

Iphigenie. Das ist's nicht, was ich frage. Halte dich an dein Schicksal!

Orest. Laß mich unerkannt sterben, so wird niemand meines Unglücks spotten.

Iphigenie. Hast du solche Gesinnungen? Denkst du so edel?

Orest. Du opferst meinen Leib, nicht meinen Namen.

Iphigenie. Darf ich nicht wenigstens die Stadt wissen, die dir das Leben gab?

Orest. Jetzt empfang' ich den Tod — was kann mir jenes mehr nützen?

Iphigenie. Willst du mir diesen Dienst nicht erzeigen?

Orest. Das glorreiche Argos ist mein Geburtsland.

Iphigenie. Fremdling! Um der Götter willen! Ist das wahr? Daher wärst du gebürtig?

Orest. Ja, aus Mycene, die einst so beglückt war.

Iphigenie. Verließest du dein Vaterland als ein Flüchtling, oder was für ein Schicksal entriß dich demselben?

Orest. Wider Willen mußt' ich es fliehen, und doch war es mein eigner Vorsatz.

Iphigenie. Wirst du mir gerne beantworten, was ich dich fragen möchte?

Orest. Wenn du dich hüten willst, nach meinem Unglück zu fragen.

Iphigenie. Fremdling, du weißt nicht, wie willkommen du mir bist aus Mycene!

Orest. Desto besser für dich! Von mir kann ich dasselbe nicht sagen.

Iphigenie. Du hast doch von Troja gehört, die in jedermanns Munde ist.

Orest. Daß ich nie davon gehört hätte! Daß ich sie auch im Traum nie gesehen hätte!

Iphigenie. Sie stehe nicht mehr, sagt man, sie sei mit Sturm erobert.

Orest. Man hat dir die Wahrheit gesagt.

Iphigenie. Helena ist also mit Menelaus zurückgekehrt?

Orest. Sie ist zurückgekehrt — und einem der Meinigen zum Verderben.

Iphigenie. Wo ist sie jetzt? Auch mir war sie einst zum Verderben.

Orest. Zu Sparta wohnt sie bei ihrem ersten Gemahle.

Iphigenie. Allen Griechen ein Abscheu wie mir!

Orest. Auch ich weiß davon zu erzählen.

Iphigenie. Und sind die Griechen zurückgekehrt, wie die Sage verbreitet?

Orest. Wie viel fragst du mit dieser einzigen Frage!

Iphigenie. Ehe du stirbst, gönne mir diese Erzählung!

Orest. Frage, was dir gefällt! Ich will dir antworten.

Iphigenie. Kehrte Kalchas, der Priester, von Troja zurück?

Orest. Das Gerücht sagte ihn tot in Mycene.

Iphigenie. Heilige Vergelterin! — Und der Sohn des Laertes?

Orest. Sah seine Heimat noch nicht wieder; doch am Leben soll er noch sein.

Iphigenie. Verderben über ihn! Mög' er sie nie wiedersehen!

Orest. Wünsch' ihm nichts Böses! Er hat der Leiden genug.

Iphigenie. Aber jener Sohn der Thetis — lebt Achilles noch?

Orest. Er ist nicht mehr — und seine Hochzeit in Aulis war nichts.

Iphigenie. Betrug war sie. Laß die davon sprechen, die es zu ihrem Verderben erfuhren!

Orest. Aber sage mir, wer bist du, die nach den Schicksalen Griechenlands so genau und so wohl unterrichtet sich erkundigt?

Iphigenie. Ich bin selbst eine Griechin, aus Griechenland gerissen in der Blüte meiner Jugend.

Orest. Nun freilich ist deine Neugierde löblich.

Iphigenie. Was ward aber aus dem Feldherrn der Griechen, dem Glücklichgepriesenen?

Orest. Von welchem Feldherrn redest du? Denn wahrlich, der, den ich kenne, kann nimmermehr damit gemeint sein.

Iphigenie. Agamemnon nannten sie ihn, den Sohn des Atreus.

Orest. Von diesem weiß ich nichts. Enthalte dich solcher Fragen!

Iphigenie. Um der Götter willen, Fremdling, antworte mir! Richte meine Seele auf!

Orest. Der Unglückliche ist tot, und noch ein andrer folgt ihm ins Verderben.

Iphigenie. Tot! O ich Ärmste! — Tot! — Und wie fiel er?

Orest. Was seufzest du über ihn? Er gehörte dir ja nicht an.

Iphigenie. Sein voriges Glück erpreßte mir diese Thräne.

Orest. Ja, schrecklich war sein Schicksal: sein Weib brachte ihn ums Leben.

Iphigenie. O, dann ist sie beweinenswürdig wie er!

Orest. Jetzt aber höre auf und forsche nicht weiter!

Iphigenie. Noch diese einzige Frage — lebt sie noch, die Gattin des Unglückseligen?

Orest. Sie ist nicht mehr. Ihr Sohn, sein Sohn hat sie getötet.

Iphigenie. O des jammervollen Hauses! Getötet? Wissentlich getötet?

Orest. Als der Rächer seines Vaters.

Iphigenie. Entsetzlich! Gerecht und entsetzlich!

Orest. So gerecht es war — die Götter verfolgen ihn.

Iphigenie. Hinterließ Agamemnon sonst noch Kinder?

Orest. Eine einzige Tochter, Elektra.

Iphigenie. Wie? Und von jener, die in Aulis geopfert ward, hört man nichts mehr?

Orest. Nichts, als daß sie tot sei und das Licht der Sonne nicht mehr genieße.

Iphigenie. Sie ist zu beweinen wie ihr Vater, der sie tötete.

Orest. Und um einer Nichtswürdigen willen tötete.

Iphigenie. Aber der Sohn des Ermordeten — lebt der noch in Argos?

Orest. Der Unglückliche lebt. Nirgends und überall.

Iphigenie. Er lebt! Hinweg mit euch, betrügerische, nichtige Träume! u. s. f.

Nun verfällt Iphigenie auf den Gedanken, einen dieser Griechen dem Opfertode zu entziehen und durch ihn einen Brief nach Argos zu schicken. Ihre Wahl fällt auf Oresten; sein Freund soll sterben für beide, weil der Staat es einmal so gebiete. Dagegen aber setzt sich Orest; er allein will sterben, sein Freund soll den Brief bestellen und sein Leben davonbringen. Diese Großmut rührt die Priesterin. „Möchte der einzige übriggebliebene Zweig meines Hauses dir gleichen! — Denn wisse, auch mir lebt ein Bruder; nur sein Anblick ist mir versagt. Weil du es denn so willst, so mag der gehen und den Brief bestellen. Du aber bleibst und stirbst; denn dich verlangt ja zu sterben." (Man begreift nicht, warum sie nicht beide rettet. Ist es ihr bei einem möglich, warum nicht auch bei dem andern? Ist es Gewissenhaftigkeit gegen das Gesetz? Sie verabscheut es, und überdies will sie es ja zum Vorteil des Pylades — oder vielmehr zu ihrem eigenen — übertreten.) Orest erkundigt sich nun, wer das abscheuliche Opfer an ihm vollziehen werde.

Iphigenie. Ich selbst, als Priesterin der Diana.

Orest. Ein unwürdiges, ein trauriges Amt für eine Jungfrau, wie du bist.

Iphigenie. Die Notwendigkeit legt es mir auf. Der Notwendigkeit muß man gehorchen.

Orest. Du, ein junges Weib, willst Männer mit dem Eisen erwürgen?

Iphigenie. Nicht erwürgen. Mein Amt ist, das heilige Wasser über dein Haupthaar zu gießen.

Orest. Wer aber wird der Opferer sein, wenn mir erlaubt ist, es zu wissen?

Iphigenie. Drinnen im Tempel sind welche, die dieses Amt übernehmen werden.

Orest. Und welche Grabstätte wird meinen Leichnam empfangen?

Iphigenie. Das heilige Feuer im Tempel und die dunkle Steinkluft.

Orest. Ach, daß keine schwesterliche Hand es hier schmücken wird!

Iphigenie. Ein eitler Wunsch, armer Fremdling, wer du auch sein magst; denn deine Schwester wohnt ferne von dieser barbarischen Küste. Doch weil du aus Argos stammst, so will ich selbst, was an mir ist, diesen letzten Dienst dir erzeigen. Ich werde deine Grabstätte schmücken und süßen Honig auf den Holzstoß gießen. An mir sollst du keine Feindin finden u. s. f.

Und nunmehr geht sie in den Tempel, den Brief zu holen; die Gefangenen übergibt sie den Wächtern, mit dem Befehl, sie wohl zu hüten, aber nicht zu binden.

Der Chor, der ein wichtiges Interesse hat, Iphigenien nicht zu verraten, weil sein eigenes Schicksal an ihres festgebunden ist, beklagt Oresten und wünscht dem Pylades Glück zu seiner Errettung. Er geht und läßt beide Freunde allein. (Dies Weggehen des Chors ist gegen das Herkommen auf der griechischen Bühne; aber Euripides mußte ihn wegschaffen, um ihn bei der folgenden Szene nicht zum Zeugen zu haben, wodurch die Erkennungsszene zu Grunde gegangen sein würde.)

„Wer ist diese Jungfrau?" fragt Orest seinen Freund ganz verwundert. „Wie ganz Griechin sie war! Wie wohl berichtet und wie genau sie sich nach dem Trojanerkriege erkundigte, nach der Heimkehr der Griechen, nach Kalchas, dem Priester, und nach dem Achilles! Wie sie den unglückseligen Agamemnon beklagte, ja seine Gemahlin, seine Kinder selbst nicht vergaß! Gewiß, diese Fremde ist aus Argos gebürtig; wie hätte sie sonst Briefe dahin

zu schicken und mit so nahem Anteil nach den Begebenheiten in Mycene zu fragen?"

Pylades. Du nimmst diesen Gedanken aus meiner Seele. Doch wem, der nur einige Neugierde nach diesen Dingen hat, sollte das Schicksal so großer Könige unbekannt bleiben? Aber, Orestes, die Priesterin sagte noch etwas anders —

Orest. Was ist das? Teile mir's mit, so können wir's vielleicht zusammen herausbringen.

Pylades. Wenn du stirbst, Orest, kann ich das Licht nicht mehr schauen. Zusammen schifften wir, und zusammen müssen wir auch sterben. Wie schändlich, wenn ich ohne dich nach Argos, nach Phocis zurückkäme! Du kennst die bösen Zungen der Menschen. Würde es nicht heißen, ich hätte dich als ein Verräter verlassen? oder dich gar ermordet, um mich als deiner Schwester Gemahl in den Besitz deines Erbes und deiner Herrschaft zu setzen? Nein, davor graut mir. Dieser Argwohn brächte mir Schande. Miteinander müssen wir erblassen, miteinander erwürgt werden. Meine Asche muß sich mit der deinigen vermischen; denn ich bin dein Freund, und ich fürchte mich vor dem Tadel.

(Diese Stelle ist ein merkwürdiges Beispiel von den Gesinnungen auf der griechischen Bühne. Wie sehr vermeidet der Dichter, seinen Pylades eine reine idealische Großmut zeigen zu lassen, wie wenig erlaubt er ihm, sich über die Menschheit zu erheben! Auch gibt Pylades — wie sehr es auch der P. Brumoy[1] zu verstecken sucht — den Gründen seines Freundes nach und verspricht ihm, am Leben zu bleiben, ihm in Argos ein Grabmal zu errichten und der Freund des Toten zu sein wie des Lebenden.)

Vierter Aufzug. Iphigenie kommt mit dem Briefe aus dem Heiligtum zurück und läßt sich von Pylades erst einen Eid schwören, daß er ihn ja übergeben wolle. „Denn", sagt sie, „der Unglückliche ist sich nicht mehr ähnlich, wenn er von der Furcht zur Sicherheit übergeht; darum besorg' ich, wenn er nur erst wieder den Fuß aus diesem Lande hat, wird er sich wenig um meine Briefe bekümmern." Aber auch von ihr fodert Orest einen

[1] Pierre Brumoy (1688–1742), gelehrter Jesuitenpater, gab unter anderm ein „Théâtre des Grecs" heraus. Vgl. Bd. XI, S. 81.

Eid, daß sie seinen Freund ja lebendig von dannen bringen wolle. „Sehr billig", sagt sie. „Denn wie könnte er sonst meinen Botschafter machen?" Nun fällt aber dem Pylades ein, daß ihn ein Sturm überfallen und der Brief zu Grunde gehen könnte. In diesem Falle bedingt er sich aus, seines Eides quitt und ledig zu sein. „Weißt du, was ich thun will?" sagt Iphigenie. „Niemand kann für Zufälle stehen. Ich will dir mündlich sagen, was in dem Briefe enthalten ist, so kannst du alles selbst an die Freunde bestellen, und wir sind dann sicher. Rettest du den Brief, so wird er schweigend seinen Inhalt melden. Geht er im Meer verloren und du kommst mit dem bloßen Leben davon, so wirst du meine Worte bewahren." Nun weiß man nicht, ob sie den Brief abliest oder seinen Inhalt bloß auswendig meldet. Dem Texte nach scheint das erste zu sein; das zweite aber ist wahrscheinlicher, weil nicht zu vermuten ist, daß sie den Brief wieder erbrochen haben werde. „Die lebendige Iphigenie", lautet der Brief, „die man in Argos nicht mehr lebendig glaubt, sendet dem Orest diesen Brief" — „Wo ist diese Iphigenie? Ist die Tote wieder erstanden?" unterbricht sie der erstaunte Orest. „Die du vor Augen siehst, ist's", gibt sie zur Antwort; „aber störe mich jetzt nicht in meiner Rede! — Führe mich hinein nach Argos", fährt sie fort, „ehe ich sterbe! Führe mich aus diesem barbarischen Lande, aus dem Tempel der Göttin, der ich Menschenopfer bringen muß! Sonst werd' ich dich und dein ganzes Haus mit meinen Verwünschungen verfolgen. — Orestes — ich wiederhole dir den Namen", sagt sie zu Pylades, „damit du ihn besser behaltest." Der Schluß des Briefs ist die Geschichte ihrer wundervollen Errettung in Aulis.

Pylades überreicht den Brief sogleich dem Orest. „Ich brauche wenig Zeit", sagt er, „um mich meines Eides zu entledigen. Hier, Orest, übergeb' ich dir den Brief deiner Schwester." Dieser fällt Iphigenien um den Hals. „O meine Schwester, meine teuerste Schwester, die jetzt so bestürzt dasteht! Meine Arme umschlingen dich, und doch kann ich es noch nicht glauben." Der Chor mischt sich nun ein und bedeutet Oresten, daß er die Hand nicht legen soll an den Schleier der Priesterin. Noch steht Iphi-

genie sprachlos und entzieht sich seiner Umarmung. „Du mein Bruder?“ ruft sie endlich aus. „Wirst du nicht aufhören, solche Reden zu führen? Mein Bruder ist zu Nauplia in Argos.“

Orest. Unglückliche! Nein! Da ist er nicht.

Iphigenie. Du der Sohn Klytemnestrens?

Orest. Ja, und Pelops' Enkel.

Iphigenie. Was sagst du? Kannst du mir das beweisen?

Orest. Das kann ich. Höre mich an! Ich will dir vom väterlichen Hause erzählen.

Iphigenie. Das mußt du, und ich muß hören.

Orest. Zuerst also höre! Die Zwietracht ist dir bekannt zwischen Thyest und Atreus?

Iphigenie. Wegen des goldenen Vließes? Ja, davon hört' ich erzählen.

Orest. Und diese Geschichte sticktest du in ein kostbares Gewebe — erinnerst du dich dessen?

Iphigenie. Liebster! — Ja, ich fange an, dir zu glauben.

Orest. In diesem Gewebe zeigtest du noch die untergehende Sonne.[1]

Iphigenie. Ja, die webt' ich darein mit zarten Fäden.

Orest. Und die Mutter besprengte dich in Aulis mit heiligem Wasser.

Iphigenie. Ach! Ich weiß es. Das war jene traurige Hochzeit.

Orest. Wozu schicktest du der Mutter die abgeschnittene Locke?

Iphigenie. Daß man sie mit mir begrübe!

Orest. Nun will ich dir auch Zeichen nennen, die ich selbst gesehen habe. Du kennst die alte Lanze des Pelops, womit er den Önomaus tötete und sich Hippodamien von Pisa erwarb. Ich sah sie in deinem Gemache.

Iphigenie. Genug! O mein Geliebtester — mein Teuerster — mein Orest! Du bist's. Ich habe dich, den Fernen! den mein Vaterland, mein Argos gebar, den Geliebtesten!

Orest. Und ich die Totgeglaubte! Und Thränen, Thränen süßer Wehmut fließen aus deinen Augen wie aus den meinigen.

---

[1] Unrichtig; vielmehr: die Sonne, die sich abwandte (vor den Freveln des Pelopidenhauses). Vgl. unten S. 324,15.

Iphigenie. Sieh doch! Das lag noch als Kind in den Armen der Wärterin, als ich mein Haus verließ! O Wonne, die keine Worte aussprechen! Was sag' ich? Es geht über alle Wunder, über alles, was sich denken läßt.

Orest. Wir sind wieder vereinigt. Vereinigt wollen wir glücklich sein.

Iphigenie (zum Chor). Eine unverhoffte Wonne ist mir geworden, meine Gespielinnen! Aber mir ist bange, daß sie mir nicht unter den Händen in die Lüfte entschlüpfe u. s. f.

Nun fährt sie fort, sich nach der Geschichte ihres Hauses zu erkundigen, nach der Ermordung und nach dem Verbrechen ihrer Mutter.

„Laß uns davon schweigen!“ antwortet ihr Orest. „Dir steht es nicht an, solches zu hören.“ Er erzählt seinen verlassenen, fürchterlichen Zustand nach vollbrachtem Mord und das Gericht, das unter dem Vorsitz Apolls und Minervens zu Athen von den Furien über ihn gehalten worden. Apoll ist sein Verteidiger, und Minerva sammelt die Stimmen, die durch ihre Vermittlung zu seinem Vorteile ausfallen. Er wird losgesprochen; aber die andern Furien, mit diesem Spruch nicht zufrieden, werfen sich auf ihn und jagen ihn flüchtig von einem Orte zum andern. In dieser Angst eilt er nach Delphi und fodert Hülfe von Apollo, der ihm auflegt, nach Tauris zu gehen und das vom Himmel gefallene goldne Bild dort zu entwenden, wozu ihm Iphigenie jetzt verhelfen soll. Aber hier liegt die Schwierigkeit. Wie kann diese Flucht und dieser Diebstahl dem Beherrscher von Tauris verborgen bleiben? Wird Iphigenie es nicht mit ihrem Leben bezahlen müssen? Sie ist großmütig genug, das letzte in Gefahr zu setzen, wenn Orest nur gerettet wird; dieser aber will lieber in Tauris sterben, als seine Schwester verlassen. Er bringt in Vorschlag, den Thoas zu ermorden, was sie aber aus Furcht und Achtung für die gastfreundlichen Gesetze verwirft. Er will sich irgendwo verbergen und die Nacht abwarten; „denn die Nacht“, sagt er, „ist für Räuber, das Licht für die Wahrheit.“ Auch dies findet Schwierigkeiten. Nun fällt ihr ein, daß sich die Raserei des Orest selbst zu ihrer gemeinschaftlichen Rettung vielleicht benutzen ließe.

„Das Weib“, ruft Orest aus, „ist doch gar sinnreich und erfahren in allerlei Listen.“

Iphigenie. Ich will deine Mordthat bekannt machen.

Orest. Benutze meine Verbrechen, wozu du sie gut findest.

Iphigenie. Solche Opfer, werde ich sagen, verschmähe die Göttin.

Orest. Und wozu soll dir dieser Vorwand dienen? Ich ahne etwas.

Iphigenie. Du seist unrein, du bedürfest der Reinigung werde ich sagen.

Orest. Wie kann uns dies dazu helfen, das Bild der Göttin zu entwenden?

Iphigenie. Ich werde dich im Meerwasser baden.

Orest. Aber das Bild, warum es uns zu thun ist, bleibt drinnen im Tempel.

Iphigenie. Du habest es berührt, werde ich vorgeben; auch das Bild müsse gereinigt werden.

Orest. Und wo soll dies geschehen? in welcher Meeresgegend?

Iphigenie. Eben dort, wo dein Schiff vor Anker liegt.

Orest. Wird man dieses Amt aber keinem Dritten übergeben?

Iphigenie. Ich allein übernehm' es. Ich allein habe das Recht, das Bild der Göttin zu berühren.

Orest. Was geben wir aber diesem (auf Pylades zeigend) dabei zu thun?

Iphigenie. Er sei mit demselben Verbrechen befleckt, werde ich vorgeben.

Orest. Kannst du alles dieses heimlich vollbringen, oder muß der König davon wissen?

Iphigenie. Ich muß ihn durch Überredung dazu zu bringen suchen. Ihn kann ich nicht täuschen.

Orest. Und dann retten wir uns durch geschwindes Rudern?

Iphigenie. Das ist alsdann deine Sache u. s. f.

Nun beschwört sie noch den Chor, sie nicht zu verraten. Wenn sie erst in Griechenland sei, wolle sie auch für ihre hier zurückgelassenen Gespielinnen sorgen. Der Chor sagt es ihr zu und beschließt diesen Akt mit einer wehmütig-schönen Erinnerung an sein Vaterland und seine verlorene Freiheit. Er preist Iphigenien

selig, die nun mit schwellenden Segeln davoneilen und ihre Gespielinnen an diesem barbarischen Ufer weinend zurücklassen werde.

Fünfter Aufzug. Thoas kommt in den Tempel, gerade in dem Augenblick, da Iphigenie, der Göttin Bild in den Armen tragend, herauskommt. Hier kommt es nun zu einer Unterredung, worin Iphigenie allen Doppelsinn und alle Künste aufbietet, um den Thoas zu betrügen, der sich denn auch wirklich in frommer Einfalt und vollem Glauben an ihre Redlichkeit dadurch hintergehen läßt. Sie befiehlt ihm, unterdessen die Gefangenen im Meere gebadet würden, sich im Tempel aufzuhalten, um ihn zu reinigen, auch nicht unruhig zu werden, wenn sie etwas lange ausbleiben sollte. Wenn man die Griechen herausführe, solle er sein Gesicht mit dem Mantel verhüllen, um sich durch den Anblick dieser Verbrecher nicht zu besudeln. Seinem Volke muß er gleichfalls Befehl geben, sich weit von dieser unreinen Gegend zu entfernen, und um ihn recht sicher zu machen, bittet sie ihn selbst darum, die Gefangenen binden zu lassen, damit ihnen die Lust nicht ankäme, sich in Freiheit zu setzen; „denn", sagt sie, „bei den Griechen ist weder Treu' noch Glaube zu finden." Während daß die Griechen ihren Anschlag am Ufer ausführen, bleibt der Chor auf der Bühne und richtet eine Hymne an Apoll und Minerven. Bald darauf erscheint ein eilender Bote, der den Thoas herausruft und ihm die Flucht der Griechen verkündigt. Der erzürnte König will schon sein ganzes Volk aufbieten, den Fliehenden nachzusetzen, die er vom Fels herabstürzen oder pfählen lassen will, sobald sie wieder in seiner Gewalt sind, als — Minerva dazwischentritt und ihm Einhalt thut: „Orest", sagt sie, „ist nicht ohne Zuthun der Götter an dies Ufer gekommen." Sie wendet sich darauf an Orest selbst: „Denn", sagt sie, „so weit er auch entfernt ist, die Stimme einer Göttin hört er doch." (Man muß gestehen, daß dies Mittel, die Einheit des Orts zu retten und etwas sagen zu lassen, was mit keiner physischen Möglichkeit gesagt werden kann, possierlich genug ist. Es ist etwas Bequemes um die Götter, und die alten Tragiker hatten hierin große Vorteile vor den neuern voraus. — Wie kann man darum von den letztern verlangen, sich eben dem strengen Gesetz der Orteinheit

zu unterwerfen, da sie dieses Gesetz nicht so geschickt wie ihre Vorgänger umgehen können?) Sie gibt ihm und Iphigenien Befehle, wie sie sich den Göttern bei ihrer Nachhausekunft dankbar erzeigen sollen, und legt ihnen noch einige Einrichtungen auf, die den Stolz der Athenienser schmeicheln konnten, denen hier überhaupt etwas Angenehmes gesagt werden sollte. Thoas fügt sich dem Willen der Göttin: „denn welcher Sterbliche", sagt er, „wird gegen die Götter ankämpfen?"

Das deutsche Schauspiel wird, wie das griechische, mit einem Selbstgespräch Iphigeniens eröffnet, das im Ganzen denselben Inhalt hat: stillen Widerwillen gegen ihr priesterliches Amt und Sehnsucht nach ihrem Vaterlande.

„So manches Jahr bewahrt mich hier verborgen
Ein hoher Wille, dem ich mich ergebe;
Doch immer bin ich, wie im ersten, fremd.
Denn ach, mich trennt das Meer von den Geliebten,
Und an dem Ufer steh' ich lange Tage,
Das Land der Griechen mit der Seele suchend" u. s. f.

Arkas, ein redlicher Diener des Thoas, tritt auf, ihr die siegreiche Heimkehr des Königs von einem Feldzuge zu verkündigen; zugleich kommt er auf einen alten Wunsch seines Herrn zu reden, sie als Gattin zu besitzen, dem sie immer ausgewichen ist und abermals ausweicht. Der König erscheint gleich darauf selbst und erneuert seinen Antrag. Er hat einen einzigen Sohn verloren; die Öde seiner Wohnung und ein kinderloses Alter wecken den alten Wunsch lebhafter in ihm auf. Die Priesterin hüllt sich, wie bisher, in ein geheimnisvolles Wesen, worüber ihr Thoas sanfte Vorwürfe macht. Sie entschuldigt diese Zurückhaltung mit der Furcht, durch Bekanntmachung ihres Geschlechts den bisher genossenen Schutz zu verlieren und ein Gegenstand seines Abscheus zu werden. Er kann sich nicht überreden, daß er an ihr ein schuldvolles Haupt beschütze; seitdem sie in Tauris wohne und des Gastrechts da genieße, sei er sichtbar gesegnet worden. Er verspricht ihr, wenn sie Rückkehr hoffen könne, ihr kein Hindernis in den Weg zu legen, sie in Frieden ziehen zu lassen.

Nun entdeckt sie ihm ihren Ursprung und gibt ihm die Geschichte ihrer Ahnherrn bis auf Thyest und Atreus, wo sie abbricht. Er ermahnt sie, fortzufahren.

Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt,
Der froh von ihren Thaten, ihrer Größe
Den Hörer unterhält und, still sich freuend,
Ans Ende dieser schönen Reihe sich
Geschlossen sieht! Denn es erzeugt nicht gleich
Ein Haus den Halbgott noch das Ungeheuer.
Erst eine Reihe Böser oder Guter
Bringt endlich das Entsetzen, bringt die Freude
Der Welt hervor. — Nach ihres Vaters Tode
Gebieten Atreus und Thyest der Stadt,
Gemeinsam herrschend. Lange konnte nicht
Die Eintracht dauern. Bald entehrt Thyest
Des Bruders Bette. Rächend treibet Atreus
Ihn aus dem Reiche.

(Diese vier Jamben klingen ganz unerträglich monotonisch, weil alle vier ihre Kadenz nach der fünften Silbe haben und aus drei Perioden bestehen, die gleich viel Silben haben. Dazu kommt, daß die vier Anfänge „Lange, Bald, Rächend, Tückisch“ auch zu eintönig lauten. Schon das Auge stößt sich daran und noch weit mehr das Ohr.)

Tückisch hatte schon
Thyest, auf schwere Thaten sinnend, lange
Dem Bruder einen Sohn entwandt und heimlich
Ihn als den seinen schmeichelnd auferzogen.
Dem füllet er die Brust mit Wut und Rache
Und sendet ihn zur Königsstadt, daß er
Im Oheim seinen eignen Vater morde.
Des Jünglings Vorsatz wird entdeckt; der König
Straft grausam den gesandten Mörder, wähnend,
Er töte seines Bruders Sohn. Zu spät
Erfährt er, wer vor seinen trunknen Augen
Gemartert stirbt; und die Begier der Rache

Aus seiner Brust zu tilgen, sinnt er still
Auf unerhörte That. Er scheint gelassen,
Gleichgültig und versöhnt und lockt den Bruder
Mit seinen beiden Söhnen in das Reich
Zurück, ergreift die Knaben, schlachtet sie
Und setzt die ekle, schaudervolle Speise
Dem Vater bei dem ersten Mahle vor.
Und da Thyest an seinem Fleische sich
Gesättigt, eine Wehmut ihn ergreift,
Er nach den Kindern fragt, den Tritt, die Stimme
Der Knaben an des Saales Thüre schon
Zu hören glaubt, wirft Atreus grinsend
Ihm Haupt und Füße der Erschlagnen hin.
Du wendest schaudernd dein Gesicht, o König;
So wendete die Sonn' ihr Antlitz weg
Und ihren Wagen aus dem ew'gen Gleise.
Dies sind die Ahnherrn deiner Priesterin;
Und viel unseliges Geschick der Männer,
Viel Thaten des verworrnen Sinnes deckt
Die Nacht mit schweren Fittichen und läßt
Uns nur in grauenvolle Dämmrung sehn.

Thoas.

Verbirg sie schweigend auch!

Wie sie geendigt hat, wiederholt der König seinen Antrag, aber ebenso fruchtlos. Ihr hartnäckiges Weigern bringt ihn auf; um sich nicht gegen sie zu vergessen, bricht er lieber ab, erklärt aber, daß er von jetzt an die Menschenopfer wieder ihren Gang wolle gehen lassen, die er, durch ihre Reden bezaubert, bis jetzt unterlassen habe. Eben seien zwei Fremde eingebracht, mit denen die Göttin ihr erstes, lang' entbehrtes Opfer wieder empfangen solle. Ein schöner Monolog Iphigeniens schließt diesen Akt.

Orest und Pylades — sie sind die eingebrachten Fremden — eröffnen den zweiten Aufzug. Orest hofft nichts mehr und sieht dem Tod als seinem einzigen Retter mit Verlangen entgegen; nur das gleiche Los seines Freundes macht ihm Kummer. Pyla=

des kann noch nicht von bessern Aussichten scheiden und glaubt auch jetzt noch fest an die Aufrichtigkeit des Delphischen Gottes. Er bemüht sich, auch in der Seele seines Freundes Hoffnung und Mut lebendig zu erhalten und seinen Blick auf heitre Szenen zu ziehen. Sie verlieren sich in den Szenen ihrer Kindheit.

Pylades gründet seine Hoffnung auf die Nachricht, daß ein fremdes, göttergleiches Weib das blutige Gesetz gefesselt halte. „Ein Mann", sagt er, „auch der beste, gewöhnt seinen Geist an Grausamkeit und wird hart aus Gewohnheit; allein ein Weib bleibt stet auf einem Sinne, den sie gefaßt. Du rechnest sicherer auf sie im Guten als[1] im Bösen." Sie sehen sie eben kommen, und Pylades entfernt Oresten, um sich vorläufig allein mit ihr zu unterreden.

Iphigenie nimmt ihm die Ketten ab und befragt ihn um seine Person und Heimat. Pylades erkennt sie mit froher Bestürzung als eine Griechin:

O süße Stimme! Vielwillkommner Ton
Der Muttersprach' in einem fremden Lande!
Des väterlichen Hafens blaue Berge
Seh' ich Gefangner neu willkommen wieder
Vor meinen Augen. Laß dir diese Freude
Versichern, daß auch ich ein Grieche bin!"

Er erzählt ihr eine erdichtete Geschichte, in die er das Wahre von den Schicksalen seines Freundes hüllt. Es geschieht darin der Stadt Troja Erwähnung, und mit Ungeduld dringt Iphigenie in ihn, ihr die Geschichte vom Erfolg dieses Krieges zu geben.

So groß dein Unglück ist, beschwör' ich dich,
Vergiß es, bis du mir genug gethan!

Pylades.

Die hohe Stadt, die zehen lange Jahre
Dem ganzen Heer der Griechen widerstand,
Liegt nun im Schutte, steigt nicht wieder auf.
Doch manche Gräber unsrer Besten heißen

[1] Sinnentstellendes Versehen des Citats; bei Goethe steht: „wie".

Uns an das Ufer der Barbaren denken.
Achill liegt dort mit seinem schönen Freunde.

Iphigenie.

So seid ihr Götterbilder auch zu Staub!

Pylades.

Auch Palamedes, Ajax Telamons,
Sie sahn des Vaterlandes Tag nicht wieder.

Iphigenie.

Er schweigt von meinem Vater, nennt ihn nicht
Mit den Erschlagnen. Ja, er lebt mir noch!
Ich werd' ihn sehn. O hoffe, liebes Herz!

Sie erfährt hier zum erstenmal Agamemnons Ermordung durch seine Gemahlin und ihren Buhler und, was ihr wie ein Pfeil durch die Seele fliegt, auch die entfernte Ursache davon.

Iphigenie.

So trieb zur Schandthat eine böse Lust?

Pylades.

Und einer alten Rache tief Gefühl.

Iphigenie.

Und wie beleidigte der König sie?

Pylades.

Mit schwerer That, die, wenn Entschuldigung
Des Mordes wäre, sie entschuldigte.
Nach Aulis lockt' er sie und brachte dort,
Als eine Gottheit sich der Griechen Fahrt
Mit ungestümen Winden widersetzte,
Die ältste Tochter, Iphigenien,
Vor den Altar Dianens, und sie fiel
Ein blutig Opfer für der Griechen Heil.
Dies, sagt man, hat ihr einen Widerwillen
So tief ins Herz geprägt, daß sie dem Werben
Ägisthens sich ergab und den Gemahl
Mit Netzen des Verderbens selbst umschlang.

Iphigenie (schnell abgehend und sich verhüllend).

Es ist genug! Du wirst mich wiedersehen.

Dritter Aufzug. Iphigenie und Orest, beide einander noch unbekannt. Sie läßt sich die Erzählung seines Freundes von ihm bestätigen und bittet ihn, fortzufahren. Aber man muß dieses mit den eigenen Worten des Dichters hören; ihres Vaters Ermordung hat sie erfahren.

„Enthülle,
Was von der Rede deines Bruders schnell
Die Finsternis des Schreckens mir verdeckte!
Wie ist des großen Stammes letzter Sohn,
— — wie ist Orest dem Tage
Des Bluts entgangen? Hat ein gleich Geschick
Mit des Avernus Netzen ihn umschlungen?
Ist er gerettet? Lebt er? Lebt Elektra?

Orest.

Sie leben.

Iphigenie.

Goldne Sonne, leihe mir
Die schönsten Strahlen, lege sie zum Dank
Vor Jovis Thron! Denn ich bin arm und stumm.“

Orest will ihre aufwallende Freude niederschlagen, weil noch schreckliche Nachrichten zurück seien. Sie scheint für alles andre gleichgültig. Er erzählt ihr nunmehr Klytemnestrens Ermordung — wieder ein meisterhaftes Gemälde! Iphigenie fährt fort, zu fragen, und will nun auch Orests Schicksal wissen. Er macht ihr eine fürchterliche Beschreibung von dem Zustand dieses Unglücklichen nach vollbrachtem Morde und von den Verfolgungen der Furien. Dies erinnert sie an die erdichtete Erzählung, die ihr Pylades im vorigen Akte von dem Zustand seines Gefährten gemacht hat. „Unseliger“, sagt sie zu ihm, „du bist in gleichem Falle. Dich drückt ein Brudermord wie jenen.“

Orest.

Ich kann nicht leiden, daß du, große Seele,
Mit einem falschen Wort betrogen werdest.
Ein lügenhaft Gewebe knüpf’ ein Fremder
Dem Fremden, sinnreich und der List gewohnt,

Zur Falle vor die Füße; zwischen uns
Sei Wahrheit!
Ich bin Orest.

Er bittet sie, sich seines Freundes anzunehmen, mit diesem zu entfliehen, weil auch sie ungern hier zu verweilen scheine. Er wolle den Tod hier erwarten, sie beide sollen gehen und im schönen Griechenlande ein neues Leben anfangen. Er geht ab in dieser Aufwallung von Verzweiflung.

Iphigenie gießt ihre Freude in einem Dank an die Götter aus. Eine äußerst glückliche Stelle:

Wie man den König an dem Übermaß
Der Gaben kennt — denn ihm muß wenig scheinen,
Was Tausenden schon Reichtum ist — so kennt
Man euch, ihr Götter, an gesparten, lang'
Und weise zubereiteten Geschenken.
Denn ihr allein wißt, was uns frommen kann,
Und schaut der Zukunft ausgedehntes Reich,
Wenn jedes Abends Stern- und Nebelhülle
Die Aussicht uns verdeckt. Gelassen hört
Ihr unser Flehn, das um Beschleunigung
Euch kindisch bittet; aber eure Hand
Bricht unreif nie die goldnen Himmelsfrüchte;
Und wehe dem, der, ungeduldig sie
Ertrotzend, saure Speise sich zum Tod
Genießt. u. s. f.

(Es geschieht nicht allein ihrer vorzüglichen Schönheit wegen, daß ich diese Stelle hier anführe; der Platz und die Situation, wo sie angebracht ist, scheinen eine so wort- und allegorienreiche Freude nicht wohl zu gestatten. Iphigenie hat eben auf die überraschendste Weise ihren Bruder kennen lernen — kann ihr Blut unmittelbar auf diese, ihr die allerwichtigste Entdeckung ruhig genug sein, um ihre Empfindung in so zusammenhängenden Bildern und so schön periodierten Reden auszumalen? Fast während der ganzen Rede, woraus wir nur den größern Teil hier angeführt haben, wird ihres eigenen Zustands so gut als gar nicht erwähnt,

sie ist eine philosophische Betrachterin der göttlichen Weisheit in Rücksicht auf die Erfüllung menschlicher Wünsche — sollte sie auch nicht einmal durch das ihr sich aufdringende vorwaltende Gefühl ihres eigenen Zustands in dieser ruhigen Betrachtung gestört werden?)

Orest kommt zurück. Die ihm abgedrungene Erzählung seines Schicksals hat alle Furien wieder bei ihm aufgeweckt und macht ihn jetzt ganz und gar unfähig, sich einer freudigen Empfindung hinzugeben — und doch sieht man Iphigenien auf der andern Seite, von ihrem seligen Geheimnis gleichsam belastet, von ihrer zurückgepreßten Freude gequält, dem Augenblicke mit Ungeduld entgegenharren, wo sie sich ihm als Schwester entdecken kann. Wie schön ist die Situation herbeigeführt und wie tragisch-rührend behandelt! Aber man muß den Dichter selbst hören. Die Entdeckung ist geschehen, aber Orest will nicht hören.

Iphigenie.

O daß ich nur
Ein ruhig Wort von dir vernehmen könnte!
Es wälzet sich ein Rad von Freud' und Schmerz
Durch meine Seele. Von dem fremden Manne
Entfernet mich ein Schauer; doch es reißt
Mein Innerstes gewaltig mich zum Bruder.

Orest.

Ist hier Lyäens Tempel? und ergreift
Unbändig heil'ge Wut die Priesterin?

Iphigenie.

O höre mich! o sieh mich an, wie mir
Nach einer langen Zeit das Herz sich öffnet
Der Seligkeit, dem Liebsten, was die Welt
Noch für mich tragen kann, das Haupt zu küssen,
Mit meinen Armen, die den leeren Wänden
Nur ausgebreitet waren, dich zu fassen.
O laß mich! Laß mich! denn es quillet heller
Nicht vom Parnaß die ew'ge Quelle sprudelnd
Von Fels zu Fels ins goldne Thal hinab,

Wie Freude mir vom Herzen wallend fließt,
Und wie ein selig Meer mich rings umfängt.
Orest! Orest! Mein Bruder! u. s. f.

Aber die Verfinsterung des letztern geht so weit, daß er die reinste Freude der Schwester verkennt und sie einer strafbaren Flamme zuschreibt, bis ihn endlich Iphigeniens Reden ganz überweisen. Anstatt aber sich nun der Freude zu öffnen, ergreift er diese glückliche Begebenheit selbst von ihrer schrecklichen Seite.

So mag die Sonne denn
Die letzten Greuel unsers Hauses sehn!
Ist nicht Elektra hier, damit auch sie
Mit uns zu Grunde gehe? u. s. f.
Tritt auf, unwill'ger Geist!
Im Kreis geschlossen tretet an, ihr Furien,
Und wohnet dem willkommnen Schauspiel bei,
Dem letzten, gräßlichsten, das ihr bereitet!
Nicht Haß und Rache schärfen ihren Dolch:
Die liebevolle Schwester wird zur That
Gezwungen!

Von diesem heftigen Ausbruch der Wut erschöpft, sinkt er in einen Zustand der Ermattung. Iphigenie, gepreßt zwischen Schmerz und Freude, eilt hinweg, um in dieser drangvollen Lage bei Pylades Trost zu suchen.

Ein Selbstgespräch folgt, das einzige in seiner Art auf der tragischen Bühne. Es ist der letzte Wahnsinn Orests, mit welchem auch seine Furien von ihm Abschied nehmen. Hätte die neuere Bühne auch nur dieses einzige Bruchstück aufzuweisen, so könnte sie damit über die alte triumphieren. Hier hat das Genie eines Dichters, der die Vergleichung mit keinem alten Tragiker fürchten darf, durch den Fortschritt der sittlichen Kultur und den mildern Geist unsrer Zeiten unterstützt, die feinste, edelste Blüte moralischer Verfeinerung mit der schönsten Blüte der Dichtkunst zu vereinigen gewußt und ein Gemälde entworfen, das mit dem entschiedensten Kunstsiege auch den weit schönern Sieg der Gesinnungen verbindet und den Leser mit der höheren Art von

Wollust durchströmt, an der der ganze Mensch teilnimmt, deren sanfter, wohlthätiger Nachklang ihn lange noch im Leben begleitet. Die wilden Dissonanzen der Leidenschaft, die uns bis jetzt im Charakter und in der Situation des Orest zuweilen widrig ergriffen haben, lösen sich hier mit einer unaussprechlichen Anmut und Delikatesse in die süßeste Harmonie auf, und der Leser glaubt mit Oresten aus der kühlenden Lethe zu trinken. Es ist ein Elysiumsstück im eigentlichen wie im uneigentlichen Verstande.

Noch einen! Reiche mir aus Lethes Fluten
Den letzten kühlen Becher der Erquickung!
Bald ist der Krampf des Lebens aus dem Busen
Hinweggespült, bald fließet still mein Geist,
Der Quelle des Vergessens hingegeben,
Zu euch, ihr Schatten, in die ew'gen Nebel.
Welch ein Gelispel hör' ich in den Zweigen,
Welch ein Geräusch aus jener Dämmrung säuseln?
Sie kommen schon, den neuen Gast zu sehn!
Wer ist die Schar, die herrlich miteinander
Wie ein versammelt Fürstenhaus sich freut?
Sie gehen friedlich, Alt und Junge, Männer
Mit Weibern; göttergleich und ähnlich scheinen
Die wandelnden Gestalten. Ja, sie sind's,
Die Ahnherrn meines Hauses! Mit Thyesten
Geht Atreus in vertraulichen Gesprächen,
Die Knaben schlüpfen scherzend um sie her.
Ist keine Feindschaft hier mehr unter euch?
Verlosch die Rache wie das Licht der Sonne?
So bin auch ich willkommen, und ich darf
In euern feierlichen Zug mich mischen.
Willkommen, Väter! Euch grüßt Orest,
Von euerm Stamme der letzte Mann;
Was ihr gesä't, hat er geerntet:
Mit Fluch beladen stieg er herab.
Doch leichter träget sich hier jede Bürde:
Nehmt ihn, o nehmt ihn in euern Kreis!

Dich, Atreus, ehr' ich, auch dich, Thyesten;
Wir sind hier alle der Feindschaft los.
Zeigt mir den Vater, den ich nur einmal
Im Leben sah! — Bist du's, mein Vater?
Und führst die Mutter vertraut mit dir?
Darf Klytemnestra die Hand dir reichen,
So darf Orest auch zu ihr treten
Und darf ihr sagen: sieh deinen Sohn!
Seht euern Sohn! Heißt ihn willkommen!
Auf Erden war in unserm Hause
Der Gruß des Mordes gewisse Losung,
Und das Geschlecht des alten Tantalus
Hat seine Freuden jenseits der Nacht u. s. f.

(Iphigenie und Pylades treten auf. Er gesellt dieses Bild noch zu seinem Traume.)

Seid ihr auch schon herabgekommen?
Wohl, Schwester, dir! Noch fehlt Elektra;
Ein güt'ger Gott send' uns die Eine
Mit sanften Pfeilen auch schnell herab u. s. f.

Was für ein glücklicher Gedanke, den einzig möglichen Platz, den Wahnsinn, zu benutzen, um die schönere Humanität unsrer neueren Sitten in eine griechische Welt einzuschieben und so das Maximum der Kunst zu erreichen, ohne seinem Gegenstand die geringste Gewalt anzuthun! — Vor und nach dieser Szene sehen wir den edlen Griechen; nur in dieser einzigen Szene erlaubt sich der Dichter, und mit allem Rechte, eine höhere Menschheit uns gleichsam zu avancieren.

Sobald Orest zu sich selbst gebracht ist, umarmt er Iphigenien und genießt jetzt die erste, reine, natürliche Freude. Seine Raserei hat ihn verlassen. Die Schilderung, die er uns davon macht, ist des Vorhergehenden ganz würdig:

Ihr Götter, die mit flammender Gewalt
Ihr schwere Wolken aufzuzehren wandelt
Und gnädig-ernst den lang' erflehten Regen
Mit Donnerstimmen und mit Windesbrausen

In wilden Strömen auf die Erde schüttet,
Doch bald der Menschen grausendes Erwarten
In Segen auflöst und das bange Staunen
In Freudeblick und lauten Dank verwandelt,
Wenn in den Tropfen frischerquickter Blätter
Die neue Sonne tausendfach sich spiegelt u. s. f.

Es löset sich der Fluch, mir sagt's das Herz.
Die Eumeniden ziehn, ich höre sie,
Zum Tartarus und schlagen hinter sich
Die eh'rnen Thore fernabdonnernd zu.

Nun gehen sie ab, um die Anstalten zu ihrer Flucht zu machen.

Der vierte Aufzug wird durch Iphigenien eröffnet, die uns von dem Anschlag unterrichtet, welchen Pylades zu ihrer Flucht und Rettung ersonnen hat. Ihr hat man auch eine Rolle dabei aufgetragen, die ihr aber sehr schwer wird:

Sie haben kluges Wort mir in den Mund
Gegeben, mich gelehrt, was ich dem König
Antworte, wenn er sendet und das Opfer
Mir dringender gebietet. Ach, ich sehe wohl,
Ich muß mich leiten lassen wie ein Kind.
Ich habe nicht gelernt, zu hinterhalten
Noch jemand etwas abzulisten. Weh,
O weh der Lüge! Sie befreiet nicht,
Wie jedes andre, wahr gesprochne Wort,
Die Brust; sie macht uns nicht getrost, sie ängstet
Den, der sie heimlich schmiedet, und sie kehrt,
Ein losgedrückter Pfeil, von einem Gotte
Gewendet und versagend, sich zurück
Und trifft den Schützen.

Indes kommt Arkas als des Königs Bote; sie sieht mit schlagendem Herzen den Mann, dem sie eine Unwahrheit sagen soll. Die Ausflucht selbst ist die nämliche wie beim Euripides; das Bild der Göttin nämlich sei durch Orests Raserei verunreinigt und müsse im Meere gewaschen werden. Arkas aber erhält von ihr, daß er den König erst von diesem Hindernis unterrichten

dürfe. Er legt ihr das Anliegen seines Herrn noch einmal ans Herz; bei ihr stehe es, die Fremden vom Tode zu erretten. Aber sie bleibt standhaft, so sehr ihr Herz auch durch die Vorstellungen des redlichen Mannes erschüttert wird.

Wie er fort ist, regen sich neue Zweifel in ihrem Herzen, welche Pylades durch die Stärke seiner Beredsamkeit und seiner Gründe mit Mühe noch zerstreut. Sie ist in die schreckliche Alternative gesetzt, entweder ihren Bruder und Freund aufzuopfern oder ihren Wohlthäter zu betrügen:

O (ruft sie endlich aus) trüg' ich doch ein männlich Herz in mir,
Das, wenn es einen kühnen Vorsatz hegt,
Vor jeder andern Stimme sich verschließt!

Nachdem Pylades fort ist, fällt ihr diese schmerzhafte Situation noch mehr auf die Seele, so daß sie der Bitterkeit nahe ist:

O daß in meinem Busen nicht zuletzt
Ein Widerwillen keime! der Titanen,
Der alten Götter tiefer Haß auf euch,
Olympier, nicht auch die zarte Brust
Mit Geierklauen fasse! Rettet mich
Und rettet euer Bild in meiner Seele!

Fünfter Aufzug. Thoas kommt mit Arkas zum Tempel, und weil ihm diese Ausflucht der Priesterin, mit einigen Gerüchten verbunden, verdächtig vorkommt, so schickt er diesen ab, das ganze Ufer scharf zu durchsuchen, ob man nicht das Schiff der beiden Fremden irgendwo versteckt fände.

Iphigenie tritt nun heraus und versucht noch alle Gründe der Menschlichkeit, den König zu einem Widerruf seines grausamen Befehls zu bewegen, aber vergeblich. Von ferne läßt sie den Wink fallen, daß ein Mißbrauch der Gewalt zur List einlade. Das lebhafte Weigern Iphigeniens macht Thoas, der überhaupt schon argwohnt, noch mehr aufmerksam, und da er sie merken läßt, daß er Mißtrauen in sie habe, so wird ihre Standhaftigkeit überwältigt, die sie dem Pylades versprochen hat. Nach einem sehr schönen Eingang, den man aber doch etwas zu weit ausgeholt und auch etwas zu weit gedehnt finden dürfte, entdeckt

sie ihm treuherzig selbst, daß ein Betrug gegen ihn geschmiedet werde, und was für einer, daß einer dieser beiden Fremden Orest sei, daß beide gekommen seien, das Bild der Göttin zu entwenden, und kurz, das Ganze des Anschlags und seine Gründe. „Und nun“, schließt sie, „verdirb uns, wenn du darfst!“

Thoas.

Du glaubst, es höre
Der rohe Scythe, der Barbar, die Stimme
Der Wahrheit und der Menschlichkeit, die Atreus,
Der Grieche, nicht vernahm?

Doch hat diese edelmütige Handlung Iphigeniens das Herz des edeln Scythen gerührt und seinen Zorn schon beinahe entwaffnet, als Orest mit entblößtem Schwert hereintritt, Iphigenien zur Flucht wegzureißen, weil Arkas ihnen indes auf die Spur gekommen ist. Der König, der nicht gleich von ihm bemerkt wird, zieht gleichfalls das Schwert. Iphigenie vermittelt eine friedliche Unterredung, zu der sich auch noch Pylades gesellt, und deren Ausgang ist, daß Thoas, durch die Wahrheit ihrer Gründe und seine eigene Gerechtigkeit bezwungen, endlich nachgibt und beide mit Iphigenien friedlich ziehen läßt. Das Bild der Göttin, das Orest zu entwenden gekommen ist, hätte noch alles verderben können, wenn der Dichter nicht durch eine ebenso einfache als scharfsinnige Wendung sich aus der Sache gezogen hätte. Der Beschluß krönt das ganze Stück und läßt einen tiefen Nachhall in der Seele zurück.

Iphigenie.

Ohne Segen,
In Widerwillen scheid' ich nicht von dir.
Verbann' uns nicht! Ein freundlich Gastrecht walte
Von dir zu uns; so sind wir nicht auf ewig
Getrennt und abgeschieden. Wert und teuer,
Wie mir mein Vater war, so bist du's mir,
Und dieser Eindruck bleibt in meiner Seele.
Bringt der Geringste deines Volkes je
Den Ton der Stimme mir ins Ohr zurück,

Den ich an euch gewohnt zu hören bin,
Und seh' ich an dem Ärmsten eure Tracht,
Empfangen will ich ihn wie einen Gott;
Ich will ihm selbst ein Lager zubereiten,
Auf einen Stuhl ihn an das Feuer laden
Und nur nach dir und deinem Schicksal fragen.
O geben dir die Götter deiner Thaten
Und deiner Milde wohlverdienten Lohn!
Leb' wohl! O wende dich zu uns und gib
Ein holdes Wort des Abschieds mir zurück!
Dann schwellt der Wind die Segel sanfter an,
Und Thränen fließen lindernder vom Auge
Des Scheidenden. Leb' wohl! und reiche mir
Zum Pfand der alten Freundschaft deine Rechte!

Thoas.

Lebt wohl!

(Die Fortsetzung künftig.)

30. Über Bürgers Gedichte.[1]

Die Gleichgültigkeit, mit der unser philosophierendes Zeitalter auf die Spiele der Musen herabzusehen anfängt, scheint keine Gattung der Poesie empfindlicher zu treffen als die lyrische. Der dramatischen Dichtkunst dient doch wenigstens die Einrichtung des gesellschaftlichen Lebens zu einigem Schutze, und der erzählenden erlaubt ihre freiere Form, sich dem Weltton mehr anzuschmiegen und den Geist der Zeit in sich aufzunehmen. Aber die jährlichen Almanache, die Gesellschaftsgesänge, die Musikliebhaberei unsrer Damen sind nur ein schwacher Damm gegen den Verfall der lyrischen Dichtkunst. Und doch wäre es für den Freund des Schönen ein sehr niederschlagender Gedanke, wenn diese jugendlichen Blüten des Geistes in der Fruchtzeit absterben, wenn die reifere Kultur auch nur mit einem einzigen Schönheitsgenuß

[1] Die Recension erschien in der „Allgemeinen Litteratur-Zeitung" vom 15. Januar 1791.

erkauft werden sollte. Vielmehr ließe sich auch in unsern so unpoetischen Tagen, wie für die Dichtkunst überhaupt, also auch für die lyrische eine sehr würdige Bestimmung entdecken; es ließe sich vielleicht darthun, daß, wenn sie von einer Seite höhern Geistesbeschäftigungen nachstehen muß, sie von einer andern nur desto notwendiger geworden ist. Bei der Vereinzelung und getrennten Wirksamkeit unsrer Geisteskräfte, die der erweiterte Kreis des Wissens und die Absonderung der Berufsgeschäfte notwendig macht, ist es die Dichtkunst beinahe allein, welche die getrennten Kräfte der Seele wieder in Vereinigung bringt, welche Kopf und Herz, Scharfsinn und Witz, Vernunft und Einbildungskraft in harmonischem Bunde beschäftigt, welche gleichsam den ganzen Menschen in uns wieder herstellt. Sie allein kann das Schicksal abwenden, das traurigste, das dem philosophierenden Verstande widerfahren kann, über dem Fleiß des Forschens den Preis seiner Anstrengungen zu verlieren und in der abgezogenen Vernunftwelt für die Freuden der wirklichen zu sterben. Aus noch so divergierenden Bahnen würde sich der Geist bei der Dichtkunst wieder zurechtfinden und in ihrem verjüngenden Licht der Erstarrung eines frühzeitigen Alters entgehen. Sie wäre die jugendlich blühende Hebe, welche in Jovis Saal die unsterblichen Götter bedient.

Dazu aber würde erfodert, daß sie selbst mit dem Zeitalter fortschritte, dem sie diesen wichtigen Dienst leisten soll, daß sie sich alle Vorzüge und Erwerbungen desselben zu eigen machte. Was Erfahrung und Vernunft an Schätzen für die Menschheit aufhäuften, müßte Leben und Fruchtbarkeit gewinnen und in Anmut sich kleiden in ihrer schöpferischen Hand. Die Sitten, den Charakter, die ganze Weisheit ihrer Zeit müßte sie, geläutert und veredelt, in ihrem Spiegel sammeln und mit idealisierender Kunst aus dem Jahrhundert selbst ein Muster für das Jahrhundert erschaffen. Dies aber setzte voraus, daß sie selbst in keine andre als reife und gebildete Hände fiele. So lange dies nicht ist, so lange zwischen dem sittlich ausgebildeten, vorurteilsfreien Kopf und dem Dichter ein andrer Unterschied stattfindet, als daß letzterer zu den Vorzügen des erstern das Talent der Dichtung noch

als Zugabe besitzt, so lange dürfte die Dichtkunst ihren veredelnden Einfluß auf das Jahrhundert verfehlen, und jeder Fortschritt wissenschaftlicher Kultur wird nur die Zahl ihrer Bewunderer vermindern. Unmöglich kann der gebildete Mann Erquickung für Geist und Herz bei einem unreifen Jüngling suchen, unmöglich in Gedichten die Vorurteile, die gemeinen Sitten, die Geistesleerheit wiederfinden wollen, die ihn im wirklichen Leben verscheuchen. Mit Recht verlangt er von dem Dichter, der ihm, wie dem Römer sein Horaz, ein teurer Begleiter durch das Leben sein soll, daß er im Intellektuellen und Sittlichen auf einer Stufe mit ihm stehe, weil er auch in Stunden des Genusses nicht unter sich sinken will. Es ist also nicht genug, Empfindung mit erhöhten Farben zu schildern, man muß auch erhöht empfinden. Begeisterung allein ist nicht genug; man fodert die Begeisterung eines gebildeten Geistes. Alles, was der Dichter uns geben kann, ist seine Individualität. Diese muß es also wert sein, vor Welt und Nachwelt ausgestellt zu werden. Diese seine Individualität so sehr als möglich zu veredeln, zur reinsten, herrlichsten Menschheit hinaufzuläutern, ist sein erstes und wichtigstes Geschäft, ehe er es unternehmen darf, die Vortrefflichen zu rühren. Der höchste Wert seines Gedichtes kann kein andrer sein, als daß es der reine, vollendete Abdruck einer interessanten Gemütslage eines interessanten, vollendeten Geistes ist. Nur ein solcher Geist soll sich uns in Kunstwerken ausprägen; er wird uns in seiner kleinsten Äußerung kenntlich sein, und umsonst wird, der es nicht ist, diesen wesentlichen Mangel durch Kunst zu verstecken suchen. Vom Ästhetischen gilt eben das, was vom Sittlichen; wie es hier der moralisch vortreffliche Charakter eines Menschen allein ist, der einer seiner einzelnen Handlungen den Stempel moralischer Güte aufdrücken kann, so ist es dort nur der reife, der vollkommene Geist, von dem das Reife, das Vollkommene ausfließt. Kein noch so großes Talent kann dem einzelnen Kunstwerk verleihen, was dem Schöpfer desselben gebricht, und Mängel, die aus dieser Quelle entspringen, kann selbst die Feile nicht wegnehmen.

Wir würden nicht wenig verlegen sein, wenn uns aufgelegt würde, diesen Maßstab in der Hand, den gegenwärtigen deutschen

Musenberg zu durchwandern. Aber die Erfahrung, deucht uns, müßte es ja lehren, wie viel der größere Teil unsrer nicht ungepriesenen lyrischen Dichter auf den bessern des Publikums wirkt; auch trifft es sich zuweilen, daß uns einer oder der andre, wenn wir es auch seinen Gedichten nicht angemerkt hätten, mit seinen Bekenntnissen überrascht oder uns Proben von seinen Sitten liefert. Jetzt schränken wir uns darauf ein, von dem bisher Gesagten die Anwendung auf Hn. Bürger zu machen.

Aber darf wohl diesem Maßstab auch ein Dichter unterworfen werden, der sich ausdrücklich als „Volkssänger" ankündigt und Popularität (S. Vorrede zum I. Teil, S. 15 u. f.) zu seinem höchsten Gesetz macht? Wir sind weit entfernt, Hn. B. mit dem schwankenden Worte „Volk" chicanieren zu wollen; vielleicht bedarf es nur weniger Worte, um uns mit ihm darüber zu verständigen. Ein Volksdichter in jenem Sinn, wie es Homer seinem Weltalter oder die Troubadours dem ihrigen waren, dürfte in unsern Tagen vergeblich gesucht werden. Unsre Welt ist die Homerische nicht mehr, wo alle Glieder der Gesellschaft im Empfinden und Meinen ungefähr dieselbe Stufe einnahmen, sich also leicht in derselben Schilderung erkennen, in denselben Gefühlen begegnen konnten. Jetzt ist zwischen der Auswahl einer Nation und der Masse derselben ein sehr großer Abstand sichtbar, wovon die Ursache zum Teil schon darin liegt, daß Aufklärung der Begriffe und sittliche Veredelung ein zusammenhängendes Ganzes ausmachen, mit dessen Bruchstücken nichts gewonnen wird. Außer diesem Kulturunterschied ist es noch die Konvenienz, welche die Glieder der Nation in der Empfindungsart und im Ausdruck der Empfindung einander so äußerst unähnlich macht. Es würde daher umsonst sein, willkürlich in einen Begriff zusammenzuwerfen, was längst schon keine Einheit mehr ist. Ein Volksdichter für unsre Zeiten hätte also bloß zwischen dem Allerleichtesten und dem Allerschwersten die Wahl: entweder sich ausschließend der Fassungskraft des großen Haufens zu bequemen und auf den Beifall der gebildeten Klasse Verzicht zu thun, oder den ungeheuren Abstand, der zwischen beiden sich befindet, durch die Größe seiner Kunst aufzuheben und beide Zwecke vereinigt zu verfolgen. Es fehlt uns

nicht an Dichtern, die in der ersten Gattung glücklich gewesen sind und sich bei ihrem Publikum Dank verdient haben; aber nimmermehr kann ein Dichter von Hn. Bürgers Genie die Kunst und sein Talent so tief herabgesetzt haben, um nach einem so gemeinen Ziele zu streben. Popularität ist ihm, weit entfernt, dem Dichter die Arbeit zu erleichtern oder mittelmäßige Talente zu bedecken, eine Schwierigkeit mehr, und fürwahr eine so schwere Aufgabe, daß ihre glückliche Auflösung der höchste Triumph des Genies genannt werden kann. Welch Unternehmen, dem ekeln Geschmack des Kenners Genüge zu leisten, ohne dadurch dem großen Haufen ungenießbar zu sein — ohne der Kunst etwas von ihrer Würde zu vergeben, sich an den Kinderverstand des Volks anzuschmiegen! Groß, doch nicht unüberwindlich ist diese Schwierigkeit; das ganze Geheimnis, sie aufzulösen — glückliche Wahl des Stoffs und höchste Simplicität in Behandlung desselben. Jenen müßte der Dichter ausschließend nur unter Situationen und Empfindungen wählen, die dem Menschen als Menschen eigen sind. Alles, wozu Erfahrungen, Aufschlüsse, Fertigkeiten gehören, die man nur in positiven und künstlichen Verhältnissen erlangt, müßte er sich sorgfältig untersagen und durch diese reine Scheidung dessen, was im Menschen bloß menschlich ist, gleichsam den verlornen Zustand der Natur zurückrufen. In stillschweigendem Einverständnis mit den Vortrefflichsten seiner Zeit würde er die Herzen des Volks an ihrer weichsten und bildsamsten Seite fassen, durch das geübte Schönheitsgefühl den sittlichen Trieben eine Nachhülfe geben und das Leidenschaftsbedürfnis, das der Alltagspoet so geistlos und oft so schädlich befriedigt, für die Reinigung der Leidenschaft nutzen. Als der aufgeklärte, verfeinerte Wortführer der Volksgefühle würde er dem hervorströmenden, Sprache suchenden Affekt der Liebe, der Freude, der Andacht, der Traurigkeit, der Hoffnung u. a. m. einen reinern und geistreichern Text unterlegen; er würde, indem er ihnen den Ausdruck lieh', sich zum Herrn dieser Affekte machen und ihren rohen, gestaltlosen, oft tierischen Ausbruch noch auf den Lippen des Volks veredeln. Selbst die erhabenste Philosophie des Lebens würde ein solcher Dichter in die einfachen Gefühle der Natur auflösen, die Resul-

tate des mühsamsten Forschens der Einbildungskraft überliefern und die Geheimnisse des Denkers in leicht zu entziffernder Bildersprache dem Kindersinn zu erraten geben. Ein Vorläufer der hellen Erkenntnis, brächte er die gewagtesten Vernunftwahrheiten, in reizender und verdachtloser Hülle, lange vorher unter das Volk, ehe der Philosoph und Gesetzgeber sich erkühnen dürfen, sie in ihrem vollen Glanze heraufzuführen. Ehe sie ein Eigentum der Überzeugung geworden, hätten sie durch ihn schon ihre stille Macht an den Herzen bewiesen, und ein ungeduldiges, einstimmiges Verlangen würde sie endlich von selbst der Vernunft abfodern.

In diesem Sinne genommen, scheint uns der Volksdichter, man messe ihn nach den Fähigkeiten, die bei ihm vorausgesetzt werden, oder nach seinem Wirkungskreis, einen sehr hohen Rang zu verdienen. Nur dem großen Talent ist es gegeben, mit den Resultaten des Tiefsinns zu spielen, den Gedanken von der Form loszumachen, an die er ursprünglich geheftet, aus der er vielleicht entstanden war, ihn in eine fremde Ideenreihe zu verpflanzen, so viel Kunst in so wenigem Aufwand, in so einfacher Hülle so viel Reichtum zu verbergen. Hr. B. sagt also keineswegs zu viel, wenn er Popularität eines Gedichts für das „Siegel der Vollkommenheit" erklärt. Aber indem er dies behauptet, setzt er stillschweigend schon voraus, was mancher, der ihn liest, bei dieser Behauptung ganz und gar übersehen dürfte: daß zur Vollkommenheit eines Gedichts die erste unerlaßliche Bedingung ist, einen von der verschiedenen Fassungskraft seiner Leser durchaus unabhängigen, absoluten, innern Wert zu besitzen. Wenn ein Gedicht, scheint er sagen zu wollen, die Prüfung des echten Geschmacks aushält und mit diesem Vorzug noch eine Klarheit und Faßlichkeit verbindet, die es fähig macht, im Munde des Volks zu leben, dann ist ihm das Siegel der Vollkommenheit aufgedrückt. Dieser Satz ist durchaus eins mit diesem: Was den Vortrefflichen gefällt, ist gut; was allen ohne Unterschied gefällt, ist es noch mehr.

Also weit entfernt, daß bei Gedichten, welche für das Volk bestimmt sind, von den höchsten Foderungen der Kunst etwas nachgelassen werden könnte, so ist vielmehr zu Bestimmung ihres Werts (der nur in der glücklichen Vereinigung so verschiedener

Eigenschaften besteht) wesentlich und nötig, mit der Frage anzufangen: Ist der Popularität nichts von der höhern Schönheit aufgeopfert worden? Haben sie, was sie für die Volksmasse an Interesse gewannen, nicht für den Kenner verloren?

Und hier müssen wir gestehen, daß uns die Bürgerischen Gedichte noch sehr viel zu wünschen übriggelassen haben, daß wir in dem größten Teil derselben den milden, sich immer gleichen, immer hellen, männlichen Geist vermissen, der, eingeweiht in die Mysterien des Schönen, Edeln und Wahren, zu dem Volke bildend herniedersteigt, aber auch in der vertrautesten Gemeinschaft mit demselben nie seine himmlische Abkunft verleugnet. Hr. B. vermischt sich nicht selten mit dem Volk, zu dem er sich nur herablassen sollte, und anstatt es scherzend und spielend zu sich hinaufzuziehen, gefällt es ihm oft, sich ihm gleich zu machen. Das Volk, für das er dichtet, ist leider nicht immer dasjenige, welches er unter diesem Namen gedacht wissen will. Nimmermehr sind es dieselben Leser, für welche er seine „Nachtfeier der Venus", seine „Lenore", sein „Lied an die Hoffnung", die „Elemente", die „Göttingische Jubelfeier", „Männerkeuschheit", „Vorgefühl der Gesundheit" u. a. m. und eine „Frau Schnips", „Fortunens Pranger", „Menagerie der Götter", „An die Menschengesichter" und ähnliche niederschrieb. Wenn wir anders aber einen Volksdichter richtig schätzen, so besteht sein Verdienst nicht darin, jede Volksklasse mit irgend einem, ihr besonders genießbaren Liede zu versorgen, sondern in jedem einzelnen Liede jeder Volksklasse genug zu thun.

Wir wollen uns aber nicht bei Fehlern verweilen, die eine unglückliche Stunde entschuldigt, und denen durch eine strengere Auswahl unter seinen Gedichten abgeholfen werden kann. Aber daß sich diese Ungleichheit des Geschmacks sehr oft in demselben Gedichte findet, dürfte ebenso schwer zu verbessern als zu entschuldigen sein. Rec. muß gestehen, daß er unter allen Bürgerischen Gedichten (die Rede ist von denen, welche er am reichlichsten aussteuerte) beinahe keines zu nennen weiß, das ihm einen durchaus reinen, durch gar kein Mißfallen erkauften Genuß gewährt hätte. War es entweder die vermißte Übereinstimmung des Bildes mit

dem Gedanken oder die beleidigte Würde des Inhalts oder eine zu geistlose Einkleidung, war es auch nur ein unedles, die Schönheit der Gedanken entstellendes Bild, ein ins Platte fallender Ausdruck, ein unnützer Wörterprunk, ein (was doch am seltensten ihm begegnet) unechter Reim oder harter Vers, was die harmonische Wirkung des Ganzen störte, so war uns diese Störung bei so vollem Genuß um so widriger, weil sie uns das Urteil abnötigte, daß der Geist, der sich in diesen Gedichten darstellte, kein gereifter, kein vollendeter Geist sei, daß seinen Produkten nur deswegen die letzte Hand fehlen möchte, weil sie — ihm selbst fehlte.

Eine notwendige Operation des Dichters ist Idealisierung seines Gegenstandes, ohne welche er aufhört, seinen Namen zu verdienen. Ihm kommt es zu, das Vortreffliche seines Gegenstandes (mag dieser nun Gestalt, Empfindung oder Handlung sein, in ihm oder außer ihm wohnen) von gröbern, wenigstens fremdartigen Beimischungen zu befreien, die in mehrern Gegenständen zerstreuten Strahlen von Vollkommenheit in einem einzigen zu sammeln, einzelne, das Ebenmaß störende Züge der Harmonie des Ganzen zu unterwerfen, das Individuelle und Lokale zum Allgemeinen zu erheben. Alle Ideale, die er auf diese Art im einzelnen bildet, sind gleichsam nur Ausflüsse eines innern Ideals von Vollkommenheit, das in der Seele des Dichters wohnt. Zu je größerer Reinheit und Fülle er dieses innere allgemeine Ideal ausgebildet hat, desto mehr werden auch jene einzelnen sich der höchsten Vollkommenheit nähern. Diese Idealisierkunst vermissen wir zu sehr bei Hn. Bürger. Außerdem daß uns seine Muse überhaupt einen zu sinnlichen, oft gemeinsinnlichen Charakter zu tragen scheint, daß ihm Liebe selten etwas anderes als Genuß oder sinnliche Augenweide, Schönheit oft nur Jugend, Gesundheit, Glückseligkeit nur Wohlleben ist, möchten wir die Gemälde, die er uns aufstellt, mehr einen Zusammenwurf von Bildern, eine Kompilation von Zügen, eine Art Mosaik als Ideale nennen. Will er uns z. B. weibliche Schönheit malen, so sucht er zu jedem einzelnen Reiz seiner Geliebten ein demselben korrespondierendes Bild in der Natur umher auf, und daraus erschafft er sich seine Göttin. Man sehe I. T., S. 124: „Das

Mädel, das ich meine", „Das hohe Lied" und mehrere andre. Will er sie überhaupt als Muster von Vollkommenheit uns darstellen, so werden ihre Qualitäten von einer ganzen Schar Göttinnen zusammengeborgt. S. 86: „Die beiden Liebenden."

„Im Denken ist sie Pallas ganz
Und Juno ganz an edelm Gange,
Terpsichore beim Freudentanz,
Euterpe neidet sie im Sange,
Ihr weicht Aglaja, wenn sie lacht,
Melpomene bei sanfter Klage,
Die Wollust ist sie in der Nacht,
Die holde Sittsamkeit bei Tage."

Wir führen diese Strophe nicht an, als glaubten wir, daß sie das Gedicht, worin sie vorkömmt, eben verunstalte, sondern weil sie uns das passendste Beispiel zu sein scheint, wie ungefähr Hr. B. idealisiert. Es kann nicht fehlen, daß dieser üppige Farbenwechsel auf den ersten Anblick hinreißt und blendet, Leser besonders, die nur für das Sinnliche empfänglich sind und, den Kindern gleich, nur das Bunte bewundern. Aber wie wenig sagen Gemälde dieser Art dem verfeinerten Kunstsinn, den nie der Reichtum, sondern die weise Ökonomie, nie die Materie, nur die Schönheit der Form, nie die Ingredienzien, nur die Feinheit der Mischung befriedigt! Wir wollen nicht untersuchen, wie viel oder wenig Kunst erfodert wird, in dieser Manier zu erfinden; aber wir entdecken bei dieser Gelegenheit an uns selbst, wie wenig dergleichen Kraftstücke der Jugend die Prüfung eines männlichen Geschmacks aushalten. Es konnte uns eben darum auch nicht sehr angenehm überraschen, als wir in dieser Gedichtsammlung, einem Unternehmen reiferer Jahre, sowohl ganze Gedichte als einzelne Stellen und Ausdrücke wiederfanden (das Klinglingling, Hopp Hopp Hopp, Huhu, Sasa, Trallirum larum[1] u. dgl. m. nicht zu vergessen), welche nur die poetische Kindheit ihres Verfassers entschuldigen und der zweideutige Beifall des großen Haufens so lange durchbringen konnte. Wenn ein Dichter wie Hr. B. der=

[1] Dies letzte ist der Anfang des Gedichtes „Das Ständchen", die übrigen Klangspielereien kommen in der „Lenore" vor.

gleichen Spielereien durch die Zauberkraft seines Pinsels, durch das Gewicht seines Beispiels in Schutz nimmt, wie soll sich der unmännliche, kindische Ton verlieren, den ein Heer von Stümpern in unsere lyrische Dichtkunst einführte? Aus eben diesem Grunde kann Rec. das sonst so lieblich gesungene Gedicht „Blümchen Wunderhold" nur mit Einschränkung loben. Wie sehr sich auch Hr. B. in dieser Erfindung gefallen haben mag, so ist ein Zauberblümchen an der Brust kein ganz würdiges und eben auch nicht sehr geistreiches Symbol der Bescheidenheit; es ist, frei heraus gesagt, Tändelei. Wenn es von diesem Blümchen heißt:

„Du teilst der Flöte weichen Klang
Des Schreiers Kehle mit
Und wandelst in Zephyrengang
Des Stürmers Poltertritt"

so geschieht der Bescheidenheit zu viel Ehre. Der unschickliche Ausdruck „die Nase schnaubt nach Äther" und ein unechter Reim, „blähn" und „schön", verunstalten den leichten und schönen Gang dieses Liedes.

Am meisten vermißt man die Idealisierkunst bei Hn. B., wenn er Empfindungen schildert; dieser Vorwurf trifft besonders die neuern Gedichte, großenteils an Molly[1] gerichtet, womit er diese Ausgabe bereichert hat. So unnachahmlich schön in den meisten Diktion und Versbau ist, so poetisch sie gesungen sind, so unpoetisch scheinen sie uns empfunden. Was Lessing irgendwo[2] dem Tragödiendichter zum Gesetz macht, keine Seltenheiten, keine streng individuellen Charaktere und Situationen darzustellen, gilt noch weit mehr von dem lyrischen. Dieser darf eine gewisse

[1] Unter diesem Namen feierte Bürger bekanntlich die jüngere Schwester seiner Frau, Auguste Leonhart, zu der er eine glühende Leidenschaft gefaßt hatte, und die er nach dem Tode ihrer Schwester 1785 heiratete.

[2] Bezieht sich wohl auf Stück 89 der „Hamburgischen Dramaturgie", wo Lessing gegen Diderots Forderung, die Charaktere der Tragödie sollten individuell, die der Komödie allgemein sein, unter Berufung auf Aristoteles ausführt, daß vielmehr „alle Personen der poetischen Nachahmung" insofern „allgemein" sein müßten, als sie „so sprechen und handeln sollen, wie ein jeder von ihrer Beschaffenheit in den nämlichen Umständen sprechen oder handeln würde und müßte". — Diderot hatte den „Heautontimorumenos" des Terenz getadelt, weil die Hauptperson darin ganz individuell und die Situation durchaus nur eine Ausnahme sei. Darauf bezieht sich Schiller nachher.

Allgemeinheit in den Gemütsbewegungen, die er schildert, um so weniger verlassen, je weniger Raum ihm gegeben ist, sich über das Eigentümliche der Umstände, wodurch sie veranlaßt sind, zu verbreiten. Die neuen Bürgerschen Gedichte sind großenteils Produkte einer solchen ganz eigentümlichen Lage, die zwar weder so streng individuell noch so sehr Ausnahme ist als ein Heautontimorumenos des Terenz, aber gerade individuell genug, um von dem Leser weder vollständig noch rein genug aufgefaßt zu werden, daß das Unideale, welches davon unzertrennlich ist, den Genuß nicht störte. Indessen würde dieser Umstand den Gedichten, bei denen er angetroffen wird, bloß eine Vollkommenheit nehmen; aber ein anderer kommt hinzu, der ihnen wesentlich schadet. Sie sind nämlich nicht bloß Gemälde dieser eigentümlichen (und sehr undichterischen) Seelenlage, sondern sie sind offenbar auch Geburten derselben. Die Empfindlichkeit, der Unwille, die Schwermut des Dichters sind nicht bloß der Gegenstand, den er besingt; sie sind leider oft auch der Apoll, der ihn begeistert. Aber die Göttinnen des Reizes und der Schönheit sind sehr eigensinnige Gottheiten. Sie belohnen nur die Leidenschaft, die sie selbst einflößten; sie dulden auf ihrem Altar nicht gern ein ander Feuer als das Feuer einer reinen, uneigennützigen Begeisterung. Ein erzürnter Schauspieler wird uns schwerlich ein edler Repräsentant des Unwillens werden; ein Dichter nehme sich ja in acht, mitten im Schmerz den Schmerz zu besingen. Sowie der Dichter selbst bloß leidender Teil ist, muß seine Empfindung unausbleiblich von ihrer idealischen Allgemeinheit zu einer unvollkommenen Individualität herabsinken. Aus der sanftern und fernenden Erinnerung mag er dichten, und dann desto besser für ihn, je mehr er an sich erfahren hat, was er besingt; aber ja niemals unter der gegenwärtigen Herrschaft des Affekts, den er uns schön versinnlichen soll. Selbst in Gedichten, von denen man zu sagen pflegt, daß die Liebe, die Freundschaft u. s. w. selbst dem Dichter den Pinsel dabei geführt habe, hatte er damit anfangen müssen, sich selbst fremd zu werden, den Gegenstand seiner Begeisterung von seiner Individualität loszuwickeln, seine Leidenschaft aus einer mildernden Ferne anzuschauen. Das Idealschöne wird

schlechterdings nur durch eine Freiheit des Geistes, durch eine Selbstthätigkeit möglich, welche die Übermacht der Leidenschaft aufhebt.

Die neuern Gedichte Hrn. B.s charakterisiert eine gewisse Bitterkeit, eine fast kränkelnde Schwermut. Das hervorragendste Stück in dieser Sammlung, „Das hohe Lied von der Einzigen", verliert dadurch besonders viel von seinem übrigen unerreichbaren Werte. Andre Kunstrichter haben sich bereits ausführlicher über dieses schöne Produkt der Bürgerischen Muse herausgelassen, und mit Vergnügen stimmen wir in einen großen Teil des Lobes mit ein, das sie ihm beigelegt haben. Nur wundern wir uns, wie es möglich war, dem Schwunge des Dichters, dem Feuer seiner Empfindung, seinem Reichtum an Bildern, der Kraft seiner Sprache, der Harmonie seines Verses so viele Versündigungen gegen den guten Geschmack zu vergeben; wie es möglich war, zu übersehen, daß sich die Begeisterung des Dichters nicht selten in die Grenzen des Wahnsinns verliert, daß sein Feuer oft Furie wird, daß eben deswegen die Gemütsstimmung, mit der man dies Lied aus der Hand legt, durchaus nicht die wohlthätige harmonische Stimmung ist, in welche wir uns von dem Dichter versetzt sehen wollen. Wir begreifen, wie Hr. B., hingerissen von dem Affekt, der dieses Lied ihm diktierte, bestochen von der nahen Beziehung dieses Lieds auf seine eigne Lage, die er in demselben wie in einem Heiligtum niederlegte, am Schlusse dieses Lieds sich zurufen konnte, daß es das Siegel der Vollendung an sich trage[1]; aber eben deswegen möchten wir es, seiner glänzenden Vorzüge ungeachtet, nur ein sehr vortreffliches Gelegenheitsgedicht nennen, ein Gedicht nämlich, dessen Entstehung und Bestimmung man es allenfalls verzeiht, wenn ihm die idealische Reinheit und Vollendung mangelt, die allein den guten Geschmack befriedigt.

Eben dieser große und nahe Anteil, den das eigene Selbst des Dichters an diesem und noch einigen andern Liedern dieser Sammlung hatte, erklärt uns beiläufig, warum wir in diesen

[1] In der letzten Strophe redet der Dichter sein Lied so an: „Nimm, o Sohn, das Meistersiegel | Der Vollendung an die Stirn!"

Liedern so übertrieben oft an ihn selbst, den Verfasser, erinnert werden. Rec. kennt unter den neuern Dichtern keinen, der das sublimi feriam sidera vertice[1] des Horaz mit solchem Mißbrauch im Munde führte als Hr. B. Wir wollen ihn deswegen nicht in Verdacht haben, daß ihm bei solchen Gelegenheiten das Blümchen Wunderhold[2] aus dem Busen gefallen sei; es leuchtet ein, daß man nur im Scherz so viel Selbstlob an sich verschwenden kann. Aber angenommen, daß an solchen scherzhaften Äußerungen nur der zehnte Teil sein Ernst sei, so macht ja ein zehnter Teil, der zehnmal wiederkömmt, einen ganzen und bittern Ernst. Eigenruhm kann selbst einem Horaz nur verziehen werden, und ungern verzeiht der hingerissene Leser dem Dichter, den er so gern — nur bewundern möchte.

Diese allgemeinen Winke, den Geist des Dichters betreffend, scheinen uns alles zu sein, was über eine Sammlung von mehr als hundert Gedichten, worunter viele einer ausführlichen Zergliederung wert sind, in einer Zeitung gesagt werden konnte. Das längst entschiedene einstimmige Urteil des Publikums überhebt uns, von seinen Balladen zu reden, in welcher Dichtungsart es nicht leicht ein deutscher Dichter Hrn. B. zuvorthun wird. Bei seinen Sonetten, Mustern ihrer Art, die sich auf den Lippen des Deklamateurs in Gesang verwandeln, wünschen wir mit ihm, daß sie keinen Nachahmer finden möchten, der nicht gleich ihm und seinem vortrefflichen Freund Schlegel[3] die Leier des Pythischen Gottes spielen kann. Gerne hätten wir alle bloß witzigen Stücke, die Sinngedichte vor allen, in dieser Sammlung entbehrt, so wie wir überhaupt Hrn. B. die leichte, scherzende Gattung möchten verlassen sehen, die seiner starken, nervigten Manier nicht zusagt.

---

[1] „Ich werde mit erhabenem Scheitel an die Sterne rühren.“ Horaz, „Oden“ I, 1,36.

[2] D. h. die Bescheidenheit. Vgl. die Verse des Gedichtes „Das Blümchen Wunderhold“: „Wohl hundertmal verdankt' ich ihr [seiner geliebten Molly] des Blümchens Segensflor; | Sanft schob sie's in den Busen mir | Zurück, wenn ich's verlor.“

[3] Das Sonett, das schon von Opitz, Fleming u. a. eingeführt, dann aber in Vergessenheit geraten war, wurde durch Bürger und August Wilhelm von Schlegel wieder belebt. Bürgers Sonette unterscheiden sich in der Form dadurch merklich von den andern, daß er durchweg trochäische (nicht iambische) Verse anwendet; von ihnen ist eins an Schlegel gerichtet.

Man vergleiche z. B., um sich davon zu überzeugen, das „Zechlied", I. T., S. 142, mit einem Anakreontischen oder Horazischen von ähnlichem Inhalt. Wenn man uns endlich aufs Gewissen fragte, welchen von Hrn. B.s Gedichten, den ernsthaften oder den satirischen, den ganz lyrischen oder lyrisch-erzählenden, den frühern oder spätern der Vorrang gebühre, so würde unser Ausspruch für die ernsthaften, für die erzählenden und für die frühern ausfallen. Es ist nicht zu verkennen, daß Hr. B. an poetischer Kraft und Fülle, an Sprachgewalt und an Schönheit des Verses gewonnen hat; aber seine Manier hat sich weder veredelt noch sein Geschmack gereinigt.

Wenn wir bei Gedichten, von denen sich unendlich viel Schönes sagen läßt, nur auf die fehlerhafte Seite hingewiesen haben, so ist dies, wenn man will, eine Ungerechtigkeit, der wir uns nur gegen einen Dichter von Hrn. B.s Talent und Ruhm schuldig machen konnten. Nur gegen einen Dichter, auf den so viele nachahmende Federn lauern, verlohnt es sich der Mühe, die Partei der Kunst zu ergreifen; und auch nur das große Dichtergenie ist im stande, den Freund des Schönen an die höchsten Foderungen der Kunst zu erinnern, die er bei dem mittelmäßigen Talent entweder freiwillig unterdrückt oder ganz zu vergessen in Gefahr ist. Gerne gestehen wir, daß wir das ganze Heer von unsern jetzt lebenden Dichtern, die mit Hrn. B. um den lyrischen Lorbeerkranz ringen, gerade so tief unter ihm erblicken, als er, unsrer Meinung nach, selbst unter dem höchsten Schönen geblieben ist. Auch empfinden wir sehr gut, daß vieles von dem, was wir an seinen Produkten tadelnswert fanden, auf Rechnung äußrer Umstände kommt, die seine genialische Kraft in ihrer schönsten Wirkung beschränkten, und von denen seine Gedichte selbst so rührende Winke geben. Nur die heitre, die ruhige Seele gebiert das Vollkommene. Kampf mit äußern Lagen und Hypochondrie, welche überhaupt jede Geisteskraft lähmen, dürfen am allerwenigsten das Gemüt des Dichters belasten, der sich von der Gegenwart loswickeln und frei und kühn in die Welt der Ideale emporschweben soll. Wenn es auch noch so sehr in seinem Busen stürmt, so müsse Sonnenklarheit seine Stirne umfließen.

Wenn indessen irgend einer von unsern Dichtern es wert ist, sich selbst zu vollenden, um etwas Vollendetes zu leisten, so ist es Hr. Bürger. Diese Fülle poetischer Malerei, diese glühende, energische Herzenssprache, dieser bald prächtig wogende, bald lieblich flötende Poesiestrom, der seine Produkte so hervorragend unterscheidet, endlich dieses biedre Herz, das, man möchte sagen, aus jeder Zeile spricht, ist es wert, sich mit immer gleicher ästhetischer und sittlicher Grazie, mit männlicher Würde, mit Gedankengehalt, mit hoher und stiller Größe zu gatten und so die höchste Krone der Klassicität zu erringen.

Das Publikum hat eine schöne Gelegenheit, um die vaterländische Kunst sich dieses Verdienst zu erwerben. Hr. B. besorgt, wie wir hören, eine neue verschönerte Ausgabe seiner Gedichte, und von dem Maße der Unterstützung, die ihm von den Freunden seiner Muse widerfahren wird, hängt es ab, ob sie zugleich eine verbesserte, ob sie eine vollendete sein soll.

---

[1] So urteilte der Verfasser vor elf Jahren über Bürgers Dichterverdienst; er kann auch noch jetzt seine Meinung nicht ändern, aber er würde sie mit bündigern Beweisen unterstützen; denn sein Gefühl war richtiger als sein Räsonnement. Die Leidenschaft der Parteien hat sich in diesen Streit gemischt; aber wenn alles persönliche Interesse schweigt, wird man der Intention des Recensenten Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Verteidigung des Rezensenten.[2]

Nach der ausführlichen Darlegung der Gründe, wornach Recensent sein Urteil über die Bürgerschen Gedichte bestimmte, erwartete er durch etwas Gedachteres als durch Autorität, durch Exklamationen, Wortklaubereien, vorsätzliche Mißdeutung, pa-

[1] Diesen Schluß fügte Schiller hinzu, als er die Recension 1802 in dem 4. Teil seiner „Kleineren prosaischen Schriften" wieder abdrucken ließ.

[2] Bürger schickte dem Herausgeber der „Allgemeinen Litteratur-Zeitung", Professor Schütz, eine „Antikritik", die der Leser im Anhange dieses Bandes abgedruckt findet. Sie wurde am 6. April 1791 im „Intelligenzblatt der Allgemeinen Litteratur-Zeitung" veröffentlicht und im unmittelbaren Anschluß daran diese „Verteidigung" Schillers.

thetische Apostrophen und lustige Tiraden widerlegt zu werden; auch schien ihm Herrn Bürgers Sache in der That nicht so schlimm, um nicht eine bessere Verteidigung zu verdienen. Sehr gerne läßt er sich gefallen, seine Kunsttheorie, wo es auch geschehe, an der Bürgerschen zu versuchen, wie er denn auch sein über H. B. gefälltes Urteil nicht gerne für etwas anderes möchte ausgegeben haben als für die Überzeugung eines einzelnen Lesers, welche er ohne Bedenken nach einer gründlichern Belehrung verlassen wird. Dann aber müßten billig, wie bei jedem Ehrenkampfe sich gebührt, die Waffen gleich sein, und wenn der eine Teil Beweisgründe gebraucht, so müßte der andere nicht mit Fechterkünsten streiten. Es gilt hier kein historisches Faktum, das nur durch Würdigung der Autoritäten berichtigt und durch Entkräftung der Glaubwürdigkeit (eine Methode, von welcher H. B. gegen seinen Recensenten Gebrauch macht) verdächtig gemacht wird. Die Rede ist von Grundsätzen des Geschmacks und deren Anwendung auf Hrn. Bürgers Produkte. Jene wie diese sind dem Publikum vor Augen gelegt, welches (nicht etwa nach dem berühmten oder unberühmten Namen des Kunstrichters, wie H. B. will, sondern nach eigenem Gefühl und nach eigener Vernunft) jene Behauptungen prüfen und den Bericht, den H. B. davon abzustatten für gut gefunden hat, mit den eigenen Worten und dem ganzen Ideengange des Recensenten zusammenhalten kann. Dieses Publikum, welches sich seines Wielands, Goethes, Geßners, Lessings erinnert, dürfte schwerlich zu überreden sein, daß die Reife und Ausbildung, welche Recensent von einem vortrefflichen Dichter fodert, die Schranken der Menschheit übersteige. Leser, welche sich der gefühlvollen Lieder eines Denis, Göckingk, Hölty, Kleist, Klopstock, von Salis erinnern, welche einsehen, daß Empfindungen dadurch allein, daß sie sich zum allgemeinen Charakter der Menschheit erheben, einer allgemeinen Mitteilung fähig und dadurch allein, daß sie jeden fremdartigen Zusatz ablegen, mit den Gesetzen der Sittlichkeit sich in Übereinstimmung setzen und gleichsam aus dem Schoß veredelter Menschheit hervorströmen, zu schönen Naturtönen werden (denn rührende Naturtöne entrinnen auch dem gequälten Verbrecher, ohne hoffentlich auf Schönheit Anspruch zu machen),

solche Leser dürften nun schwerlich dahin zu bringen sein, idealisierte Empfindungen, wie Recensent sie der Kürze halber nennt, für nichtige Phantome oder gar mit erkünstelten, naturwidrigen Abstrakten für einerlei zu halten. Diese Leser wissen es sehr gut, daß die Wahrheit, Natürlichkeit, Menschlichkeit der Gefühle durch die Operation des idealisierenden Künstlers so wenig leidet, daß vielmehr durch jene drei Prädikate ihr Anspruch auf jedermanns Mitgefühl, d. i. ihre Allgemeinheit bezeichnet wird. Menschlich heißt uns die Schilderung eines Affekts, nicht weil sie darstellt, was ein einzelner Mensch wirklich so empfunden, sondern was alle Menschen ohne Unterschied mitempfinden müssen. Und kann dies wohl anders geschehen, als daß gerade so viel Lokales und Individuales davon weggenommen wird, als jener allgemeinen Mitteilbarkeit Abbruch thun würde? Wenn sich Klopstock in die Seele seiner Cidli[1], Wieland in die Seele seiner Psyche[2] oder Amande[3], Goethe in den Charakter seines Werthers, Rousseau in den Charakter seiner Julie[4], Richardson in den seiner Clarisse[5] versetzt und jeder dann die Liebe so empfindet, so uns schildert, wie sie in solchen Seelen erscheinen müßte, haben sie nicht unter der Bedingung einer idealischen Seelenstimmung empfunden, oder kürzer: ihre eigene Empfindung idealisiert? H. B. könnte vielleicht einwenden, daß der Fall sich verändere, wenn der Dichter in seiner eigenen Person empfindet und dichtet; dann aber müßte er ganz und gar nicht wissen, daß an der selbsteigenen Person des Dichters nur insofern etwas liegen kann, als sie die Gattung vorstellig macht, und daß es schlecht um seine Dichtungen stehen würde, wenn er das Geschäft der Idealisierung nicht zuvor an sich selbst vorgenommen hätte. Stellte er uns Affekte, wie er unter gewissen Umständen sie empfunden, bloß treu und natürlich dar, so kann er zwar einen historischen Zweck erreichen und das Publikum von etwas unterrichten (woran freilich dem Publikum

[1] Unter diesem Namen feiert bekanntlich Klopstock seine Geliebte und spätere Frau Meta Moller.

[2] In verschiedenen Gedichten, z. B. in den „Bruchstücken von Psyche“.

[3] Im „Oberon“.

[4] In der „Neuen Heloise“.

[5] In dem berühmten Roman „Clarissa Marlowe“.

so besonders viel nicht gelegen ist), das in ihm selbst vorgegangen. Will er aber einen Kunstzweck erreichen, d. i. will er allgemein rühren, will er gar die Seelen, die er rührt, durch diese Rührung veredeln, so entschließe er sich, von seiner noch so sehr geliebten Individualität in einigen Stücken Abschied zu nehmen, das Schöne, das Edle, das Vortreffliche, was wirklich in ihm wohnt, weislich zu Rat zu halten und womöglich in einem Strahl zu konzentrieren; so bemühe er sich, alles, was ausschließend nur an seinem einzelnen, umschränkten, befangenen Selbst haftet, und alles, was der Empfindung, die er darstellt, ungleichartig ist, davon zu scheiden und ja vor allem andern jeden groben Zusatz von Sinnlichkeit, Unsittlichkeit und dergleichen abzustoßen, womit man es im handelnden Leben nicht immer so genau zu nehmen pflegt. Ehe ein gebildeter Leser an Liedern Gefallen fände, worin noch der ganze trübe Strudel einer ungebändigten Leidenschaft braust und wallt und mit dem Affekt des begeisterten Dichters auch alle seine eigentümlichen Geistesflecken sich abspiegeln, würde er lieber die Autorität eines Horaz verwerfen, wenn es dem unsterblichen Dichter wirklich hätte einfallen können, durch seinen wahren und goldenen Spruch „Weine erst selbst, wenn du weinen machen willst“[1], jede wilde Geburt seines erhitzten Gehirnes in Schutz zu nehmen. So unentbehrlich ist eine gewisse Ruhe und Freiheit des Geistes zur schönen Darstellung selbst der feurigsten Leidenschaft, daß — sogar Antikritiken, wie man sieht, ihrer nicht entraten können, ohne den besten Teil ihres Zweckes zu verfehlen! Und von allem dem will H. B. nichts wissen? Alle diese Elemente der darstellenden Kunst klingen ihm wie neue Offenbarungen aus den Wolken? Nun wahrhaftig, ein Glück für ihn und seine Leser, daß sein poetischer Genius bisher für seine Führerin dachte und sich ohne Ästhetik noch ganz leidlich zu helfen wußte!

Der nachdenkende Leser entscheide, ob der Verfasser der Recension sich deswegen eines groben Widerspruchs schuldig machte, weil er Individualität an einem Werke der Kunst nicht vermissen will und dennoch eine ungeschlachte, ungebildete, mit allen ihren

[1] Horaz, „Ars poetica“ 102: „Si vis me flere, dolendum est primum ipsi tibi.“

Schlacken gegebene Individualität nicht schön finden kann. Oder sollte vielleicht nach H. B.s Meinung gerade in dieser letztern die Originalität und Eigentümlichkeit enthalten sein, die man mit Recht jedem Kunstwerke zu einem hohen Vorzug anrechnet? Der Leser entscheide wieder, ob Herrn Bürger die Kunst, zu idealisieren, abgesprochen wird, wenn Recensent ausdrücklich nur diese Idealisierung bei ihm vermißt, wovon er redet, die nämlich, welche jede idealische Schöpfung des Dichters im einzelnen auf ein inneres Ideal von höchster Vollkommenheit bezieht?

Herrn Bürgers Sache wäre es gewesen, die Anwendung der vom Recensenten aufgestellten Grundsätze auf seine Gedichte, nicht aber diese Grundsätze selbst zu bestreiten, die er im Ernst nicht wohl leugnen, nicht mißverstehen kann, ohne seine Begriffe von der Kunst verdächtig zu machen. Wenn er sich gegen diese Foderungen so lebhaft wehrt, bestärkt oder erweckt er den Verdacht, daß er seine Gedichte wirklich nicht dagegen zu retten hoffe. Dasjenige seiner Geistesprodukte hätte er nennen sollen, welchem Recensent durch seinen allgemeinen Ausspruch unrecht gethan hat. Wenn H. B. es für eine so unmögliche Sache hält, daß einer seiner poetischen Mitbrüder sich so sehr habe vergessen können, ein Ideal der Kunst aufzustellen, welches den selbsteigenen Produkten desselben das Urteil spricht, so beweist H. B. dadurch bloß, wie sehr sein Kunstideal unter dem Einfluß seiner Eigenliebe stehe, wenn er es nicht gar selbst aus seinen eigenen Geistesgeburten abgezogen hat. Was der Moralphilosoph ohne Bedenken von jedem menschlichen Subjekt und zum Teil schon der Erzieher von seinem Zögling fodert, darf doch wohl die Kunst von ihren vorzüglichsten Söhnen verlangen; und wenn in der Foderung der Moralisten keine Ungereimtheit liegt, wenn dort die Erhabenheit des Ideals die Bestrebungen, es zu erreichen, nicht niederschlagen darf, warum sollte mit der Kunst eine Ausnahme gemacht werden, die ihre Foderungen von jenen nur ableitet, deren Ideal unter jenem des Moralisten großenteils schon enthalten ist? Immer könnte also auch ein Dichter jenes Urteil über Hn. B. niedergeschrieben haben, der aber freilich die Klugheit nicht besaß, seine eigenen Geisteskinder vor der Strenge dieser seiner Theorie zu=

vörderst in Sicherheit zu bringen. Einen solchen könnte nun wohl schwerlich die Furcht vor Repressalien abgehalten haben, offen und frei seine Meinung vom H. B. zu sagen, und eifersüchtiger auf die Hoheit seiner Kunst als auf den Ruhm der Produkte, wodurch er sich in seinem Leben schon an ihr mag versündigt haben, erteilt er ihm hiemit uneingeschränkte Vollmacht, bei künftiger Entdeckung seines Namens gegen seine Geistesgeburten so viel Vernünftiges vorzubringen, als er fähig ist. Um so mehr glaubt er sich aber auch befugt, das, was ihm Sache der Kunst schien, gegen das Bürgersche Beispiel zu verfechten — gegen alle Elegieen an Molly und alle Blümchen Wunderhold und alle hohen Lieder, in denen man vom Rabenstein und von der Folterkammer in das Flaumenbett der Wollust entrückt wird[1], zu verfechten, mit Bescheidenheit, wie er gethan zu haben hofft, aber freilich nicht mit Schüchternheit. Schüchtern trete der Künstler vor die Kritik und das Publikum, aber nicht die Kritik vor den Künstler, wenn es nicht einer ist, der ihr Gesetzbuch erweitert.

Geschah es etwa, um den Streit auf fremden Boden zu spielen, daß H. B. die ganze Schar deutscher Liederdichter aufbietet, auf dem ganzen Musenberge „Feuer!" ruft und den Geist eines Wieland und seinesgleichen zu erscheinen und zu löschen beschwört? Er nehme sich ja in acht, den Schatten Samuels zu wecken, sonst möchte ihm wie weiland Sauln geantwortet werden.[2] Recensent erinnert sich, Hn. B. über alle erhoben zu haben, die mit ihm um den lyrischen Lorbeer ringen. Aber es ringen darum nicht alle, welche irgend einmal die Fülle ihrer Begeisterung in einem Liede oder in einer Ode aushauchten, mit Hn. B. um den lyrischen Kranz, und die ihn schon längst ersiegt haben, ringen auch nicht mehr. Wie sehr auch endlich Herrn B.s poetischer Genius über seine Mitkämpfer hervorragt, so könnte ihm doch mancher unter ihnen, der ihm an Dichtergaben weicht, in nicht unwesentlichen Stücken der poetischen Darstellung zum Muster dienen.

[1] Vgl. „Das hohe Lied von der Einzigen", neunte Strophe: „Das ist mehr, als von der Kette, | Aus der Folterkammer Pein, | Oder von dem Rabenstein | In der Wollust Flaumenbette | Durch ein Wort entrückt zu sein." Vgl. die Anmerkung hinter dem Text.

[2] Vgl. 1. Buch Samuelis 28, 11 ff.

Wenn das großgünstige Publikum Herrn B.s seinen Genius für ein noch höheres Wesen halten konnte als er selbst, welches viel ist, wenn es weit mehrere seiner Produkte, als ihm lieb war, mit überaus großem Wohlgefallen aufnahm und mit einem Glauben, der ihn selbst schamrot machte, den Feiertanz um seine Pagoden anstellte, so wäre das Unglück in der That so groß nicht, als H. B. es macht, mit dem Urteile dieses Publikums über ihn sich einigermaßen im Widerspruch zu befinden. Auch ist es nicht nötig, daß gerade die ganze schreibende und lesende Welt sich geirrt haben muß, wenn H. B. nicht als reifer und vollendeter Dichter befunden wird. Gerne verwechselt die Selbstzufriedenheit des Künstlers den lauten, brausenden Zuruf, der ihn gleich bei seiner ersten Erscheinung umtönt, mit dem Urteil der Welt, und so entscheidet sich oft der Ruhm eines Schriftstellers, ehe noch die gewichtigsten Stimmen mitgesprochen haben. Herrn B.s poetischer Genius hat diese Stimmen keineswegs zu fürchten, und es wird bloß auf etwas mehr Studium schöner Muster und etwas mehr Strenge gegen sich selbst ankommen, daß auch sie mit vollem Herzen das Prädikat unterschreiben, das ihm ohne sie erteilt worden ist. So wenig Recensent sich bei Abfassung seiner Kritik einer andern Leitung als seines eigenen Gefühls bewußt war, so angenehm überraschte ihn, was er nachher in Erfahrung brachte, daß er in seinem Urteile über Hn. B. die Meinung einiger der kompetentesten Geschmacksrichter[1] von diesem Schriftsteller ausgesprochen habe.

Um übrigens einem beträchtlichen Teile des Publikums nicht etwas Überflüssiges zu sagen und bei einem andern durch seinen unschuldigen Namen nicht den Beifall zu verwirken, den vielleicht seine Gründe fanden, sei es dem Recensenten erlaubt, einem Inkognito getreu zu bleiben, welches seiner Überzeugung nach bei litterarischen Kämpfen so lange gut und löblich bleibt, als es überhaupt noch Schriftsteller gibt, die dem Publikum auf ihre eigenen und

[1] Vgl. Schiller an Körner vom 5. März 1791: „In Weimar habe ich durch die Bürgersche Recension viel Redens von mir gemacht; in allen Zirkeln las man sie vor, und es war guter Ton, sie vortrefflich zu finden, nachdem Goethe erklärt hatte, er wünschte Verfasser davon zu sein. Das Komische dabei ist, daß von so viel Weisen keiner erriet, von wem sie war."

ihres ganzen Standes Unkosten nicht sehr erbauliche Komödien zum besten geben. Wo mit Vernunftgründen und aus lauterem Interesse an der Wahrheit gestritten wird, streitet man niemals im Dunkeln; das Dunkel tritt nur ein, wenn die Personen die Sache verdrängen. Der Recensent.

31. Vorbericht zum ersten Bande der kleineren prosaischen Schriften.[1]

Um dem Nachdruck zuvorzukommen und zugleich meinen Freunden in der lesenden Welt eine Auswahl desjenigen in die Hände zu geben, was ich unter meinen kleinern prosaischen Versuchen der Vergessenheit zu entziehen wünsche, habe ich diese Sammlung veranstaltet, auf welche, wenn sie anders Leser und Käufer findet, in der Folge ein zweiter und dritter Teil nachgeliefert werden könnten, die verschiedene noch ungedruckte Aufsätze enthalten würden. Bei den mehrsten der hier abgedruckten Aufsätze möchte, wie ich gar wohl einsehe, eine strengere Feile nicht überflüssig gewesen sein, und es war auch anfangs meine Absicht, Ton und Inhalt meiner gegenwärtigen Vorstellungsart gemäßer zu machen; aber ein veränderter Geschmack ist nicht immer ein besserer, und vielleicht hätte die zweite Hand ihnen gerade dasjenige genommen, wodurch sie bei ihrer ersten Erscheinung Beifall gefunden haben. Sie tragen also auch noch jetzt das jugendliche Gepräge ihrer ersten, zufälligen Entstehung und bitten dieser Ursache wegen um die Nachsicht des Lesers. Nicht immer ist es der innere Gehalt einer Schrift, der den Leser fesselt; zuweilen gewinnt sie ihn bloß durch charakteristische Züge, in denen sich die Individualität ihres Urhebers offenbart; eine Eigenschaft, die oft gerade die vollendetsten Werke eines Autors verleugnen. Für Leser also, welche diese interessieren kann, die, wenn sie in dem Buche auch nicht mehr finden sollten als den Verfasser selbst, mit diesem kleinen Gewinn sich begnügen, sind

[1] „Kleinere prosaische Schriften von Schiller. Aus mehreren Zeitschriften vom Verfasser selbst gesammelt und verbessert.“ 1.–4. Teil. Leipzig, bei Crusius, 1792–1802.

diese Rhapsodien bestimmt, und eine flüchtige, für ernsthafte Zwecke nicht ganz verlorene Unterhaltung ist alles, was ich ihnen davon versprechen kann.

Jena, in der Ostermesse 1792.

---

32. Bemerkungen Schillers zu einer Kritik des Gedichtes „Resignation".[1]

Der Herr Verfasser dieser Bemerkungen versteht es, wie poetische Werke beurteilt werden müssen, und das ist eine Kunst, die zuweilen selbst Dichter nicht verstehen. Man sehe das Urteil Herrn Fried. Leopold Stolbergs über die „Götter Griechenlands" (im „Deutschen Museum").[2]

Zu den Bemerkungen des Hrn. Verfassers erlaube ich mir noch die folgende hinzuzusetzen, die meinetwegen als der Schlüssel zu diesem Gedichte dienen kann.

Der Inhalt desselben sind die Anforderungen eines Menschen an die andere Welt, weil er die Güter der Zeit für die Güter der Ewigkeit hingegeben hat. Um des Lohnes willen, der ihm in der Ewigkeit versprochen wurde, hat er auf Genuß in dieser Welt resigniert. Zu seinem Schrecken findet er, daß er sich in seiner Rechnung betrogen hat, und daß man ihm einen falschen Wechsel an die Ewigkeit gegeben.

So kann und soll es jeder Tugend und jeder Resignation ergehen, die bloß deswegen ausgeübt wird, weil sie in einem anderen Leben gute Zahlung erwartet. Unsere moralischen Pflichten binden uns nicht kontraktmäßig, sondern unbedingt. Tugenden, die bloß gegen Assignation an künftige Güter ausgeübt werden, taugen nichts. Die Tugend hat innere Notwendigkeit, auch wenn

---

[1] Im „Morgenblatt" 1808, Nr. 207, teilte ein Herr L. mit, daß er bald nach dem Erscheinen der „Resignation" eine „Apologie" des Gedichtes verfaßt habe; diese sei, als Schiller in Stuttgart weilte (1793), zufällig in die Hände des Dichters gekommen, und er habe die hier folgenden Bemerkungen hinzugefügt. Nach dem Autorenexemplar des „Morgenblattes" (im Besitz der Cottaschen Buchhandlung) war der Einsender der Kaufmann und Kunstfreund Rapp (vgl. Bd. I, S. 326).

[2] Vgl. Bd. I, S. 321.

es kein anderes Leben gäbe. Das Gedicht ist also nicht gegen die wahre Tugend, sondern nur gegen die Religionstugend gerichtet, welche mit dem Weltschöpfer einen Akkord schließt und gute Handlungen auf Interessen ausleihet, und diese interessierte Tugend verdient mit Recht jene strenge Abfertigung des Genius.

33. Über Matthissons Gedichte.[1]

Daß die Griechen in den guten Zeiten der Kunst der Landschaftsmalerei eben nicht viel nachgefragt haben, ist etwas Bekanntes, und die Rigoristen in der Kunst stehen ja noch heutiges Tages an, ob sie den Landschaftsmaler überhaupt nur als echten Künstler gelten lassen sollen. Aber, was man noch nicht genug bemerkt hat, auch von einer Landschaftsdichtung, als einer eigenen Art von Poesie, die der epischen, dramatischen und lyrischen ohngefähr ebenso wie die Landschaftsmalerei der Tier- und Menschenmalerei gegenübersteht, hat man in den Werken der Alten wenig Beispiele aufzuweisen.

Es ist nämlich etwas ganz anders, ob man die unbeseelte Natur bloß als Lokal einer Handlung in eine Schilderung mit aufnimmt und, wo es etwa nötig ist, von ihr die Farben der Darstellung der beseelten entlehnt, wie der Historienmaler und der epische Dichter häufig thun, oder ob man es gerade umkehrt, wie der Landschaftsmaler, die unbeseelte Natur für sich selbst zur Heldin der Schilderung und den Menschen bloß zum Figuranten in derselben macht. Von dem erstern findet man unzählige Proben im Homer, und wer möchte den großen Maler der Natur in der Wahrheit, Individualität und Lebendigkeit erreichen, womit er uns das Lokal seiner dramatischen Gemälde versinnlicht? Aber den Neuern (worunter zum Teil schon die Zeitgenossen des Plinius gehören) war es aufbehalten, in Landschaftsgemälden und Landschaftspoesien diesen Teil der Natur für sich selbst zum Gegenstand einer eigenen Darstellung zu machen und so das Gebiet der Kunst, welches die Alten bloß auf Menschheit und Menschen-

[1] Friedrich von Matthisson (1761–1831), „Gedichte“, Mannheim 1786. Die Recension erschien in der „Allgemeinen Litteratur-Zeitung“ 1794, Nr. 2987.

ähnlichkeit scheinen eingeschränkt zu haben, mit dieser neuen Provinz zu bereichern.

Woher wohl diese Gleichgültigkeit der griechischen Künstler für eine Gattung, die wir Neuern so allgemein schätzen? Läßt sich wohl annehmen, daß es dem Griechen, diesem Kenner und leidenschaftlichen Freund alles Schönen, an Empfänglichkeit für die Reize der leblosen Natur gefehlt habe, oder muß man nicht vielmehr auf die Vermutung geraten, daß er diesen Stoff wohlbedächtlich verschmäht habe, weil er denselben mit seinen Begriffen von schöner Kunst unvereinbar fand?

Es darf nicht befremden, diese Frage bei Gelegenheit eines Dichters aufwerfen zu hören, der in Darstellung der landschaftlichen Natur eine vorzügliche Stärke besitzt und vielleicht mehr als irgend einer zum Repräsentanten dieser Gattung und zu einem Beispiel dienen kann, was überhaupt die Poesie in diesem Fache zu leisten im stande ist. Ehe wir es also mit ihm selbst zu thun haben, müssen wir einen kritischen Blick auf die Gattung werfen, worin er seine Kräfte versuchte.

Wer freilich noch ganz frisch und lebendig den Eindruck von Claude Lorrains[1] Zauberpinsel in sich fühlt, wird sich schwer überreden lassen, daß es kein Werk der schönen, bloß der angenehmen Kunst sei, was ihn in diese Entzückung versetzte, und wer soeben eine Matthissonsche Schilderung aus den Händen legt, wird den Zweifel, ob er auch wirklich einen Dichter gelesen habe, sehr befremdend finden.

Wir überlassen es andern, dem Landschaftsmaler seinen Rang unter den Künstlern zu verfechten, und werden von dieser Materie hier nur so viel berühren, als zunächst den Landschaftsdichter anbetrifft. Zugleich wird uns diese Untersuchung die Grundsätze darbieten, nach denen man den Wert dieser Gedichte zu bestimmen hat.

Es ist, wie man weiß, niemals der Stoff, sondern bloß die Behandlungsweise, was den Künstler und Dichter macht; ein Hausgeräte und eine moralische Abhandlung können beide durch

[1] Berühmter französischer Landschaftsmaler aus Lothringen, eigentlich Claude Gelée (1600—1682).

eine geschmackvolle Ausführung zu einem freien Kunstwerk gesteigert werden, und das Porträt eines Menschen wird in ungeschickten Händen zu einer gemeinen Manufaktur herabsinken. Steht man also an, Gemälde oder Dichtungen, welche bloß unbeseelte Naturmassen zu ihrem Gegenstand haben, für echte Werke der schönen Kunst (derjenigen nämlich, in welcher ein Ideal möglich ist) zu erkennen, so zweifelt man an der Möglichkeit, diese Gegenstände so zu behandeln, wie es der Charakter der schönen Kunst erheischt. Was ist dies nun für ein Charakter, mit dem sich die bloß landschaftliche Natur nicht ganz soll vertragen können? Es muß derselbe sein, der die schöne Kunst von der bloß angenehmen unterscheidet. Nun teilen aber beide den Charakter der Freiheit: folglich muß das angenehme Kunstwerk, wenn es zugleich ein schönes sein soll, den Charakter der Notwendigkeit an sich tragen.

Wenn man unter Poesie überhaupt die Kunst versteht, uns durch einen freien Effekt unsrer produktiven Einbildungskraft in bestimmte Empfindungen zu versetzen[1] (eine Erklärung, die sich neben den vielen, die über diesen Gegenstand im Kurs sind, auch noch wohl wird erhalten können), so ergeben sich daraus zweierlei Foderungen, denen kein Dichter, der diesen Namen verdienen will, sich entziehen kann. Er muß fürs erste unsere Einbildungskraft frei spielen und selbst handeln lassen, und zweitens muß er nichtsdestoweniger seiner Wirkung gewiß sein und eine bestimmte Empfindung erregen. Diese Foderungen scheinen einander anfänglich ganz widersprechend zu sein; denn nach der ersten müßte unsere Einbildungskraft herrschen und keinem andern als ihrem eigenen Gesetz gehorchen; nach der andern müßte sie dienen und dem Gesetz des Dichters gehorchen. Wie hebt der Dichter nun diesen Widerspruch? Dadurch, daß er unserer Einbildungskraft keinen anderen Gang vorschreibt, als den sie in ihrer vollen Freiheit und nach ihren eigenen Gesetzen nehmen müßte, daß er seinen Zweck durch Natur erreicht und die äußere Notwendigkeit in eine

[1] Diese Begriffserklärung umfaßt eigentlich jede der schönen Künste; für die Poesie hätte noch das Mittel dieser Kunst hinzugefügt werden müssen, daß sie nämlich diese Wirkung durch das Wort hervorbringt.

innere verwandelt. Es findet sich alsdann, daß beide Foderungen einander nicht nur nicht aufheben, sondern vielmehr in sich enthalten, und daß die höchste Freiheit gerade nur durch die höchste Bestimmtheit möglich ist.

Hier stellen sich aber dem Dichter zwei große Schwierigkeiten in den Weg. Die Imagination in ihrer Freiheit folgt, wie bekannt ist, bloß dem Gesetz der Ideenverbindung, die sich ursprünglich nur auf einen zufälligen Zusammenhang der Wahrnehmungen in der Zeit, mithin auf etwas ganz Empirisches gründet. Nichtsdestoweniger muß der Dichter diesen empirischen Effekt der Association zu berechnen wissen, weil er nur insofern Dichter ist, als er durch eine freie Selbsthandlung unserer Einbildungskraft seinen Zweck erreicht. Um ihn zu berechnen, muß er aber eine Gesetzmäßigkeit darin entdecken und den empirischen Zusammenhang der Vorstellung auf Notwendigkeit zurückführen können. Unsere Vorstellungen stehen aber nur insofern in einem notwendigen Zusammenhang, als sie sich auf eine objektive Verknüpfung in den Erscheinungen, nicht bloß auf ein subjektives und willkürliches Gedankenspiel gründen. An diese objektive Verknüpfung in den Erscheinungen hält sich also der Dichter, und nur wenn er von seinem Stoffe alles sorgfältig abgesondert hat, was bloß aus subjektiven und zufälligen Quellen hinzugekommen ist, nur wenn er gewiß ist, daß er sich an das reine Objekt gehalten und sich selbst zuvor dem Gesetz unterworfen habe, nach welchem die Einbildungskraft in allen Subjekten sich richtet, nur dann kann er versichert sein, daß die Imagination aller andern in ihrer Freiheit mit dem Gang, den er ihr vorschreibt, zusammenstimmen werde.

Aber er will die Einbildungskraft nur deswegen in ein bestimmtes Spiel versetzen, um bestimmt auf das Herz zu wirken. So schwer schon die erste Aufgabe sein mochte, das Spiel der Imagination unbeschadet ihrer Freiheit zu bestimmen, so schwer ist die zweite, durch dieses Spiel der Imagination den Empfindungszustand des Subjekts zu bestimmen. Es ist bekannt, daß verschiedene Menschen bei der nämlichen Veranlassung, ja daß derselbe Mensch in verschiedenen Zeiten von derselben Sache ganz

verschieden gerührt werden kann. Ungeachtet dieser Abhängigkeit unserer Empfindungen von zufälligen Einflüssen, die außer seiner Gewalt sind, muß der Dichter unsern Empfindungszustand bestimmen; er muß also auf die Bedingungen wirken, unter welchen eine bestimmte Rührung des Gemüts notwendig erfolgen muß. Nun ist aber in den Beschaffenheiten eines Subjekts nichts notwendig als der Charakter der Gattung; der Dichter kann also nur insofern unsere Empfindungen bestimmen, als er sie der Gattung in uns, nicht unserm spezifisch verschiedenen Selbst abfodert. Um aber versichert zu sein, daß er sich auch wirklich an die reine Gattung in den Individuen wende, muß er selbst zuvor das Individuum in sich ausgelöscht und zur Gattung gesteigert haben. Nur alsdann, wenn er nicht als der oder der bestimmte Mensch (in welchem der Begriff der Gattung immer beschränkt sein würde), sondern wenn er als Mensch überhaupt empfindet, ist er gewiß, daß die ganze Gattung ihm nachempfinden werde — wenigstens kann er auf diesen Effekt mit dem nämlichen Rechte dringen, als er von jedem menschlichen Individuum Menschheit verlangen kann.

Von jedem Dichterwerke werden also folgende zwei Eigenschaften unnachlaßlich gefodert: erstlich notwendige Beziehung auf seinen Gegenstand (objektive Wahrheit); zweitens notwendige Beziehung dieses Gegenstandes, oder doch der Schilderung desselben, auf das Empfindungsvermögen (subjektive Allgemeinheit). In einem Gedicht muß alles wahre Natur sein; denn die Einbildungskraft gehorcht keinem andern Gesetze und erträgt keinen andern Zwang, als den die Natur der Dinge ihr vorschreibt. In einem Gedicht darf aber nichts wirkliche (historische) Natur sein; denn alle Wirklichkeit ist mehr oder weniger Beschränkung jener allgemeinen Naturwahrheit. Jeder individuelle Mensch ist gerade um so viel weniger Mensch, als er individuell ist; jede Empfindungsweise ist gerade um so viel weniger notwendig und rein menschlich, als sie einem bestimmten Subjekt eigentümlich ist. Nur in Wegwerfung des Zufälligen und in dem reinen Ausdruck des Notwendigen liegt der große Stil.

Aus dem Gesagten erhellet, daß das Gebiet der eigentlich schönen Kunst sich nur so weit erstrecken kann, als sich in der Ver-

knüpfung der Erscheinungen Notwendigkeit entdecken läßt. Außerhalb dieses Gebietes, wo die Willkür und der Zufall regieren, ist entweder keine Bestimmtheit oder keine Freiheit; denn sobald der Dichter das Spiel unserer Einbildungskraft durch keine innere Notwendigkeit lenken kann, so muß er es entweder durch eine äußere lenken — und dann ist es nicht mehr unsere Wirkung — oder er wird es gar nicht lenken — und dann ist es nicht mehr seine Wirkung; und doch muß schlechterdings beides zusammen sein, wenn ein Werk poetisch heißen soll.

Daher mag es kommen, daß sich bei den weisen Alten die Poesie sowohl als die bildende Kunst nur im Kreise der Menschheit aufhielten, weil ihnen nur die Erscheinungen an dem (äußern und innern) Menschen diese Gesetzmäßigkeit zu enthalten schienen. Einem unterrichteteren Verstand, als der unserige ist, mögen die übrigen Naturwesen vielleicht eine ähnliche zeigen; für unsere Erfahrung aber zeigen sie sie nicht, und der Willkür ist hier schon ein sehr weites Feld geöffnet. Das Reich bestimmter Formen geht über den tierischen Körper und das menschliche Herz nicht hinaus; daher nur in diesen beiden ein Ideal kann aufgestellt werden. Über dem Menschen (als Erscheinung) gibt es kein Objekt für die Kunst mehr, obgleich für die Wissenschaft; denn das Gebiet der Einbildungskraft ist hier zu Ende. Unter dem Menschen gibt es kein Objekt für die schöne Kunst mehr, obgleich für die angenehme; denn das Reich der Notwendigkeit ist hier geschlossen.

Wenn die bisher aufgestellten Grundsätze die richtigen sind (welches wir dem Urteil der Kunstverständigen anheimstellen), so läßt sich, wie es bei dem ersten Anblicke scheint, für landschaftliche Darstellungen wenig Gutes daraus folgern, und es wird ziemlich zweifelhaft, ob die Erwerbung dieser weitläuftigen Provinz als eine wahre Grenzerweiterung der schönen Kunst betrachtet werden kann. In demjenigen Naturbezirke, worin der Landschaftsmaler und Landschaftsdichter sich aufhalten, verliert sich schon auf eine sehr merkliche Weise die Bestimmtheit der Mischungen und Formen; nicht nur die Gestalten sind hier willkürlicher und erscheinen es noch mehr: auch in der Zusammensetzung derselben spielt der

Zufall eine dem Künstler sehr lästige Rolle. Stellt er uns also bestimmte Gestalten und in einer bestimmten Ordnung vor, so bestimmt er, und nicht wir, indem keine objektive Regel vorhanden ist, in welcher die freie Phantasie des Zuschauers mit der Idee des Künstlers übereinstimmen könnte. Wir empfangen also das Gesetz von ihm, das wir uns doch selbst geben sollten, und die Wirkung ist wenigstens nicht rein poetisch, weil sie keine vollkommen freie Selbsthandlung der Einbildungskraft ist. Will aber der Künstler die Freiheit retten, so kann er es nur dadurch bewerkstelligen, daß er auf Bestimmtheit, mithin auf wahre Schönheit Verzicht thut.

Nichtsdestoweniger ist dieses Naturgebiet für die schöne Kunst ganz und gar nicht verloren, und selbst die von uns soeben aufgestellten Prinzipien berechtigen den Künstler und Dichter, der seine Gegenstände daraus wählt, zu einem sehr ehrenvollen Range. Fürs erste ist nicht zu leugnen, daß bei aller anscheinenden Willkür der Formen auch in dieser Region von Erscheinungen noch immer eine große Einheit und Gesetzmäßigkeit herrscht, die den weisen Künstler in der Nachahmung leiten kann. Und dann muß bemerkt werden, daß, wenngleich in diesem Kunstgebiet von der Bestimmtheit der Formen sehr viel nachgelassen werden muß (weil die Teile in dem Ganzen verschwinden und der Effekt nur durch Massen bewirkt wird), doch in der Komposition noch eine große Notwendigkeit herrschen könne, wie unter andern die Schattierung und Farbengebung in der malerischen Darstellung zeigt.

Aber die landschaftliche Natur zeigt uns diese strenge Notwendigkeit nicht in allen ihren Teilen, und bei dem tiefsten Studium derselben wird noch immer sehr viel Willkürliches übrig bleiben, was den Künstler und Dichter in einem niedrigern Grade von Vollkommenheit gefangen hält. Die Notwendigkeit, die der echte Künstler an ihr vermißt, und die ihn doch allein befriedigt, liegt nur innerhalb der menschlichen Natur, und daher wird er nicht ruhen, bis er seinen Gegenstand in dieses Reich der höchsten Schönheit hinübergespielt hat. Zwar wird er die landschaftliche Natur für sich selbst so hoch steigern, als es möglich ist, und, so=

weit es angeht, den Charakter der Notwendigkeit in ihr aufzufinden und darzustellen suchen; aber weil er, aller seiner Bestrebungen ungeachtet, auf diesem Wege nie dahin kommen kann, sie der menschlichen gleichzustellen, so versucht er es endlich, sie durch eine symbolische Operation in die menschliche zu verwandeln und dadurch aller der Kunstvorzüge, welche ein Eigentum der letztern sind, teilhaftig zu machen.

Auf was Art bewerkstelligt er nun dieses, ohne der Wahrheit und Eigentümlichkeit derselben Abbruch zu thun? Jeder wahre Künstler und Dichter, der in dieser Gattung arbeitet, verrichtet diese Operation, und gewiß in den mehrsten Fällen, ohne sich eine deutliche Rechenschaft davon zu geben. Es gibt zweierlei Wege, auf denen die unbeseelte Natur ein Symbol der menschlichen werden kann: entweder als Darstellung von Empfindungen oder als Darstellung von Ideen.

Zwar sind Empfindungen ihrem Inhalte nach keiner Darstellung fähig, aber ihrer Form nach sind sie es allerdings, und es existiert wirklich eine allgemein beliebte und wirksame Kunst, die kein anderes Objekt hat als eben diese Form der Empfindungen. Diese Kunst ist die Musik, und insofern also die Landschaftsmalerei oder Landschaftspoesie musikalisch wirkt, ist sie Darstellung des Empfindungsvermögens, mithin Nachahmung menschlicher Natur. In der That betrachten wir auch jede malerische und poetische Komposition als eine Art von musikalischem Werk und unterwerfen sie zum Teil denselben Gesetzen. Wir fodern auch von Farben eine Harmonie und einen Ton und gewissermaßen auch eine Modulation. Wir unterscheiden in jeder Dichtung die Gedankeneinheit von der Empfindungseinheit, die musikalische Haltung von der logischen, kurz, wir verlangen, daß jede poetische Komposition neben dem, was ihr Inhalt ausdrückt, zugleich durch ihre Form Nachahmung und Ausdruck von Empfindungen sei und als Musik auf uns wirke. Von dem Landschaftsmaler und Landschaftsdichter verlangen wir dies in noch höherem Grade und mit deutlicherm Bewußtsein, weil wir von unsern übrigen Anfoderungen an Produkte der schönen Kunst bei beiden etwas herunterlassen müssen.

Nun besteht aber der ganze Effekt der Musik (als schöner und nicht bloß angenehmer Kunst) darin, die inneren Bewegungen des Gemüts durch analogische äußere zu begleiten und zu versinnlichen. Da nun jene inneren Bewegungen (als menschliche Natur) nach strengen Gesetzen der Notwendigkeit vor sich gehen, so geht diese Notwendigkeit und Bestimmtheit auch auf die äußern Bewegungen, wodurch sie ausgedrückt werden, über; und auf diese Art wird es begreiflich, wie vermittelst jenes symbolischen Akts die gemeinen Naturphänomene des Schalles und des Lichts von der ästhetischen Würde der Menschennatur partizipieren können. Dringt nun der Tonsetzer und der Landschaftsmaler in das Geheimnis jener Gesetze ein, welche über die innern Bewegungen des menschlichen Herzens walten, und studiert er die Analogie, welche zwischen diesen Gemütsbewegungen und gewissen äußern Erscheinungen stattfindet, so wird er aus einem Bildner gemeiner Natur zum wahrhaften Seelenmaler. Er tritt aus dem Reich der Willkür in das Reich der Notwendigkeit ein und darf sich, wo nicht dem plastischen Künstler, der den äußern Menschen, doch dem Dichter, der den innern zu seinem Objekte macht, getrost an die Seite stellen.

Aber die landschaftliche Natur kann auch zweitens noch dadurch in den Kreis der Menschheit gezogen werden, daß man sie zu einem Ausdruck von Ideen macht. Wir meinen hier aber keinesweges diejenige Erweckung von Ideen, die von dem Zufall der Association abhängig ist — denn diese ist willkürlich und der Kunst gar nicht würdig — sondern diejenige, die nach Gesetzen der symbolisierenden Einbildungskraft notwendig erfolgt. In thätigen und zum Gefühl ihrer moralischen Würde erwachten Gemütern sieht die Vernunft dem Spiele der Einbildungskraft nicht müßig zu; unaufhörlich ist sie bestrebt, dieses zufällige Spiel mit ihrem eigenen Verfahren übereinstimmend zu machen. Bietet sich ihr nun unter diesen Erscheinungen eine dar, welche nach ihren eigenen (praktischen) Regeln behandelt werden kann, so ist ihr diese Erscheinung ein Sinnbild ihrer eigenen Handlungen; der tote Buchstabe der Natur wird zu einer lebendigen Geistersprache, und das äußere und innere Auge lesen dieselbe Schrift der Er=

scheinungen auf ganz verschiedene Weise. Jene liebliche Harmonie der Gestalten, der Töne und des Lichts, die den ästhetischen Sinn entzückt, befriedigt jetzt zugleich den moralischen; jene Stetigkeit, mit der sich die Linien im Raum oder die Töne in der Zeit aneinanderfügen, ist ein natürliches Symbol der innern Übereinstimmung des Gemüts mit sich selbst und des sittlichen Zusammenhangs der Handlungen und Gefühle, und in der schönen Haltung eines pittoresken oder musikalischen Stücks malt sich die noch schönere einer sittlich gestimmten Seele.

Der Tonsetzer und der Landschaftsmaler bewirken dieses bloß durch die Form ihrer Darstellung und stimmen bloß das Gemüt zu einer gewissen Empfindungsart und zur Aufnahme gewisser Ideen; aber einen Inhalt dazu zu finden, überlassen sie der Einbildungskraft des Zuhörers und Betrachters. Der Dichter hingegen hat noch einen Vorteil mehr; er kann jenen Empfindungen einen Text unterlegen, er kann jene Symbolik der Einbildungskraft zugleich durch den Inhalt unterstützen und ihr eine bestimmtere Richtung geben. Aber er vergesse nicht, daß seine Einmischung in dieses Geschäft ihre Grenzen hat. Andeuten mag er jene Ideen, anspielen jene Empfindungen; doch ausführen soll er sie nicht selbst, nicht der Einbildungskraft seines Lesers vorgreifen. Jede nähere Bestimmung wird hier als eine lästige Schranke empfunden; denn eben darin liegt das Anziehende solcher ästhetischen Ideen, daß wir in den Inhalt derselben wie in eine grundlose Tiefe blicken. Der wirkliche und ausdrückliche Gehalt, den der Dichter hineinlegt, bleibt stets eine endliche, der mögliche Gehalt, den er uns hineinzulegen überläßt, ist eine unendliche Größe.

Wir haben diesen weiten Weg nicht genommen, um uns von unserm Dichter zu entfernen, sondern um demselben näher zu kommen. Jene dreierlei Erfordernisse landschaftlicher Darstellungen, welche wir soeben namhaft gemacht haben, vereinigt Hr. Matthisson in den mehresten seiner Schilderungen. Sie gefallen uns durch ihre Wahrheit und Anschaulichkeit; sie ziehen uns an durch ihre musikalische Schönheit; sie beschäftigen uns durch den Geist, der darin atmet.

Sehen wir bloß auf treue Nachahmung der Natur in seinen Landschaftsgemälden, so müssen wir die Kunst bewundern, womit er unsere Einbildungskraft zu Darstellung dieser Szenen aufzufodern und, ohne ihr die Freiheit zu rauben, über sie zu herrschen weiß. Alle einzelnen Partien in denselben finden sich nach einem Gesetz der Notwendigkeit zusammen; nichts ist willkürlich herbeigeführt, und der generische Charakter dieser Naturgestalten ist mit dem glücklichsten Blick ergriffen. Daher wird es unserer Imagination so ungemein leicht, ihm zu folgen; wir glauben die Natur selbst zu sehen, und es ist uns, als ob wir uns bloß der Reminiszenz gehabter Vorstellungen überließen. Auch auf die Mittel versteht er sich vollkommen, seinen Darstellungen Leben und Sinnlichkeit zu geben, und kennt vortrefflich sowohl die Vorteile als die natürlichen Schranken seiner Kunst. Der Dichter nämlich befindet sich bei Kompositionen dieser Art immer in einem gewissen Nachteil gegen den Maler, weil ein großer Teil des Effekts auf dem simultanen Eindruck des Ganzen beruht, das er doch nicht anders als succesiv in der Einbildungkraft des Lesers zusammensetzen kann. Seine Sache ist nicht sowohl, uns zu repräsentieren, was ist, als was geschieht; und versteht er seinen Vorteil, so wird er sich immer nur an denjenigen Teil seines Gegenstandes halten, der einer genetischen Darstellung fähig ist. Die landschaftliche Natur ist ein auf einmal gegebenes Ganze von Erscheinungen und in dieser Hinsicht dem Maler günstiger; sie ist aber dabei auch ein succesiv gegebenes Ganze, weil sie in einem beständigen Wechsel ist, und begünstigt insofern den Dichter. Hr. M. hat sich mit vieler Beurteilung nach diesem Unterschied gerichtet. Sein Objekt ist immer mehr das Mannigfaltige in der Zeit als das im Raume, mehr die bewegte als die feste und ruhende Natur. Vor unsern Augen entwickelt sich ihr immer wechselndes Drama, und mit der reizendsten Stetigkeit laufen ihre Erscheinungen ineinander. Welches Leben, welche Bewegung findet sich z. B. in dem lieblichen Mondscheingemälde S. 85:

„Der Vollmond schwebt im Osten;
Am alten Geisterturm
Flimmt bläulich im bemoosten
Gestein der Feuerwurm.

Der Linde schöner Sylphe
Streift scheu in Lunens Glanz;
Im dunkeln Uferschilfe
Webt leichter Irrwischtanz.

„Die Kirchenfenster schimmern;
In Silber wallt das Korn;
Bewegte Sternchen flimmern
Auf Teich und Wiesenborn;
Im Lichte wehn die Ranken
Der öden Felsenkluft;
Den Berg, wo Tannen wanken,
Umschleiert weißer Duft.

„Wie schön der Mond die Wellen
Des Erlenbachs besäumt,
Der hier durch Binsenstellen,
Dort unter Blumen schäumt,
Als lodernde Kaskade
Des Dorfes Mühle treibt
Und wild vom lauten Rade
In Silberfunken stäubt.“ u. s. w.

Aber auch da, wo es ihm darum zu thun ist, eine ganze Dekoration auf einmal vor unsere Augen zu stellen, weiß er uns durch die Stetigkeit des Zusammenhanges die Komprehension leicht und natürlich zu machen, wie in dem folgenden Gemälde S. 54:

„Die Sonne sinkt; ein purpurfarbner Duft
Schwimmt um Savoyens dunkle Tannenhügel,
Der Alpen Schnee entglüht in hoher Luft,
Geneva malt sich in der Fluten Spiegel.“

Ob wir gleich diese Bilder nur nacheinander in die Einbildungskraft aufnehmen, so verknüpfen sie sich doch ohne Schwierigkeit in eine Totalvorstellung, weil eines das andere unterstützt und gleichsam notwendig macht. Etwas schwerer schon wird uns die Zusammenfassung in der nächstfolgenden Strophe, wo jene Stetigkeit weniger beobachtet ist:

„In Gold verfließt der Berggehölze Saum;
Die Wiesenflur, beschneit von Blütenflocken,

Haucht Wohlgerüche; Zephyr atmet kaum;
Vom Jura schallt der Klang der Herdenglocken."

Von dem vergoldeten Saum der Berge können wir uns nicht ohne einen Sprung auf die blühende und duftende Wiese versetzen, und dieser Sprung wird dadurch noch fühlbarer, daß wir auch einen andern Sinn ins Spiel setzen müssen. Wie glücklich aber nun gleich wieder die folgende Strophe!

„Der Fischer singt im Kahne, der gemach
Im roten Widerschein zum Ufer gleitet,
Wo der bemoosten Eiche Schattendach
Die netzumhangne Wohnung überbreitet."

Zeigt ihm die Natur selbst keine Bewegung, so entlehnt der Dichter diese auch wohl von der Einbildungskraft und bevölkert die stille Welt mit geistigen Wesen, die im Nebelduft streifen und im Schimmer des Mondlichts ihre Tänze halten. Oder es sind auch die Gestalten der Vorzeit, die in seiner Erinnerung aufwachen und in die verödete Landschaft ein künstliches Leben bringen. Dergleichen Associationen bieten sich ihm aber keineswegs willkürlich an; sie entstehen gleichsam notwendig entweder aus dem Lokale der Landschaft oder aus der Empfindungsart, welche durch jene Landschaft in ihm erweckt wird. Sie sind zwar nur eine subjektive Begleitung derselben, aber eine so allgemeine, daß der Dichter es ohne Scheu wagen darf, ihnen eine objektive Würdigung zu erteilen.

Nicht weniger versteht sich H. M. auf jene musikalischen Effekte, die durch eine glückliche Wahl harmonierender Bilder und durch eine kunstreiche Eurhythmie in Anordnung derselben zu bewirken sind. Wer erfährt z. B. bei folgendem kurzen Liede nicht etwas dem Eindruck Analoges, den etwa eine schöne Sonate auf ihn machen würde? S. 91:

„Abendlandschaft.

Goldner Schein
Deckt den Hain.
Mild beleuchtet Zauberschimmer
Der umbüschten Waldburg Trümmer.

„Still und hehr
Strahlt das Meer;
Heimwärts gleiten, sanft wie Schwäne,
Fern am Eiland Fischerkähne.

„Silbersand
Blinkt am Strand;
Röter schweben hier, dort blässer,
Wolkenbilder im Gewässer.

„Rauschend kränzt,
Goldbeglänzt,
Wankend Ried des Vorlands Hügel,
Wild umschwärmt vom Seegeflügel.

„Malerisch
Im Gebüsch
Winkt mit Gärtchen, Laub und Quelle
Die bemooste Klausnerzelle.

„Auf der Flut
Stirbt die Glut;
Schon erblaßt der Abendschimmer
An der hohen Waldburg Trümmer.

„Vollmondschein
Deckt den Hain;
Geisterlispel wehn im Thale
Um versunkne Heldenmale."

Man verstehe uns nicht so, als ob es bloß der glückliche Versbau wäre, was diesem Lied eine so musikalische Wirkung gibt. Der metrische Wohllaut unterstützt und erhöht zwar allerdings diese Wirkung; aber er macht sie nicht allein aus. Es ist die glückliche Zusammenstellung der Bilder, die liebliche Stetigkeit in ihrer Succession, es ist die Modulation und die schöne Haltung des Ganzen, wodurch es Ausdruck einer bestimmten Empfindungsweise, also Seelengemälde wird.

Einen ähnlichen Eindruck, wiewohl von ganz verschiedenem Inhalt, erweckt auch „Der Alpenwanderer", S. 61, und „Die Alpenreise", S. 66, zwei Kompositionen, welche mit der gelungensten Darstellung der Natur noch den mannigfaltigsten Ausdruck von Empfindungen verknüpfen. Man glaubt einen Tonkünstler

zu hören, der versuchen will, wie weit seine Macht über unsere Gefühle reicht; und dazu ist eine Wanderung durch die Alpen, wo das Große mit dem Schönen, das Grauenvolle mit dem Lachenden so überraschend abwechselt, ungemein glücklich gewählt.

Endlich finden sich unter diesen Landschaftsgemälden mehrere, die uns durch einen gewissen Geist oder Ideenausdruck rühren, wie gleich das erste der ganzen Sammlung, „Der Genfersee", in dessen prachtvollem Eingange uns der Sieg des Lebens über das Leblose, der Form über die gestaltlose Masse sehr glücklich versinnlicht werden. Der Dichter eröffnet dieses schöne Gemälde mit einem Rückblick in die Vergangenheit, wo die vor ihm ausgebreitete paradiesische Gegend noch eine Wüste war:

„Da wälzte, wo im Abendlichte dort,
Geneva, deine Zinnen sich erheben,
Der Rhodan seine Wogen traurend fort,
Von schauervoller Haine Nacht umgeben.

„Da hörte deine Paradiesesflur,
Du stilles Thal voll blühender Gehege,
Die großen Harmonien der Wildnis nur,
Orkan und Tiergeheul und Donnerschläge.

„Als senkte sich sein zweifelhafter Schein
Auf eines Weltballs ausgebrannte Trümmer,
So goß der Mond auf diese Wüstenein
Voll trüber Nebeldämmrung seine Schimmer."

Und nun enthüllt sich ihm die herrliche Landschaft, und er erkennt in ihr das Lokal jener Dichterszenen, die ihm den Schöpfer der Heloise ins Gedächtnis rufen:

„O Clarens[1], friedlich am Gestad erhöht!
Dein Name wird im Buch der Zeiten leben.
O Meillerie[1], voll rauher Majestät!
Dein Ruhm wird zu den Sternen sich erheben.

„Zu deinen Gipfeln, wo der Adler schwebt
Und aus Gewölk erzürnte Ströme fallen,

[1] Beides Orte am Genfer See, in Rousseaus „Neuer Heloise" dichterisch verherrlicht, Clarens westlich von Montreux, überaus anmutig gelegen, Meillerie am südlichen Ufer, steil und unzugänglich.

Wird oft, von süßen Schauern tief durchbebt,
An der Geliebten Arm der Fremdling wallen."

Bis hieher wie geistreich, wie gefühlvoll und malerisch! Aber nun will der Dichter es noch besser machen, und dadurch verderbt er. Die nun folgenden, an sich sehr schönen Strophen kommen von dem kalten Dichter, nicht von dem überströmenden, der Gegenwart ganz hingegebenen Gefühl. Ist das Herz des Dichters ganz bei seinem Gegenstande, so kann er sich unmöglich davon reißen, um sich bald auf den Ätna, bald nach Tibur, bald nach dem Golf bei Neapel u. s. w. zu versetzen und diese Gegenstände nicht etwa bloß flüchtig anzudeuten, sondern sich dabei zu verweilen. Zwar bewundern wir darin die Pracht seines Pinsels, aber wir werden davon geblendet, nicht erquickt; eine einfache Darstellung würde von ungleich größerer Wirkung gewesen sein. So viele veränderte Dekorationen zerstreuen endlich das Gemüt so sehr, daß, wenn nun auch der Dichter zu dem Hauptgegenstand zurückkehrt, unser Interesse an demselben verschwunden ist. Anstatt solches aufs neue zu beleben, schwächt er es noch mehr durch den ziemlich tiefen Fall beim Schluß des Gedichts, der gegen den Schwung, mit dem er anfangs aufflog, und worin er sich so lang' zu erhalten wußte, gar auffallend absticht. H. M. hat mit diesem Gedicht schon die dritte Veränderung vorgenommen und dadurch, wie wir fürchten, eine vierte nur desto nötiger gemacht. Gerade die vielerlei Gemütsstimmungen, denen er darauf Einfluß gab, haben dem Geist, der es anfangs diktierte, Gewalt angethan, und durch eine zu reiche Ausstattung hat es viel von dem wahren Gehalt, der nur in der Simplicität liegt, verloren.

Wenn wir Hn. M. als einen vortrefflichen Dichter landschaftlicher Szenen charakterisierten, so sind wir darum weit entfernt, ihm mit dieser Sphäre zugleich seine Grenzen anzuweisen. Auch schon in dieser kleinen Sammlung erscheint sein Dichtergenie mit völlig gleichem Glück auf sehr verschiedenen Feldern. In derjenigen Gattung, welche freie Fiktionen der Einbildungskraft behandelt, hat er sich mit großem Erfolg versucht und den Geist, der in diesen Dichtungen eigentlich herrschen muß, vollkommen getroffen. Die Einbildungskraft erscheint hier in ihrer

ganzen Fessellosigkeit und dabei doch in der schönsten Einstimmung mit der Idee, welche ausgedrückt werden soll. In dem Liede, welches „Das Feenland" überschrieben ist, verspottet der Dichter die abenteuerliche Phantasie mit sehr vieler Laune; alles ist hier so bunt, so prangend, so überladen, so grotesk, wie der Charakter dieser wilden Dichtung es mit sich bringt; in dem „Liede der Elfen" alles so leicht, so duftig, so ätherisch, wie es in dieser kleinen Mondscheinwelt schlechterdings sein muß. Sorgenfreie, selige Sinnlichkeit atmet durch das ganze artige „Liedchen der Faunen", und mit vieler Treuherzigkeit schwatzen die Gnomen ihr (und ihrer Konsorten) Zunftgeheimnis aus. S. 141:

„Des Tagscheins Blendung drückt,
Nur Finsternis beglückt!
Drum hausen wir so gern
Tief in des Erdballs Kern.
Dort oben, wo der Äther flammt,
Ward alles, was von Adam stammt,
Zu Licht und Glut mit Recht verdammt."

Hr. M. ist nicht bloß mittelbar, durch die Art, wie er landschaftliche Szenen behandelt, er ist auch unmittelbar ein sehr glücklicher Maler von Empfindungen. Auch läßt sich schon im voraus erwarten, daß es einem Dichter, der uns für die leblose Welt so innig zu interessieren weiß, mit der beseelten, die einen so viel reichern Stoff darbietet, nicht fehlschlagen werde. Ebenso kann man schon im voraus den Kreis von Empfindungen bestimmen, in welchem eine Muse, die dem Schönen der Natur so hingegeben ist, sich ungefähr aufhalten muß. Nicht im Gewühle der großen Welt, nicht in künstlichen Verhältnissen — in der Einsamkeit, in seiner eigenen Brust, in den einfachen Situationen des ursprünglichen Standes sucht unser Dichter den Menschen auf. Freundschaft, Liebe, Religionsempfindungen, Rückerinnerungen an die Zeiten der Kindheit, das Glück des Landlebens u. dergl. sind der Inhalt seiner Gesänge, lauter Gegenstände, die der landschaftlichen Natur am nächsten liegen und mit derselben in einer genauen Verwandtschaft stehen. Der Charakter seiner Muse ist sanfte Schwermut und eine gewisse kontemplative Schwärmerei,

wozu die Einsamkeit und die schöne Natur den gefühlvollen Menschen so gerne neigen. Im Tumult der geschäftigen Welt verdrängt eine Gestalt unsers Geistes unaufhaltsam die andere, und die Mannigfaltigkeit unsers Wesens ist hier nicht immer unser Verdienst; desto treuer bewahrt die einfache, stets sich selbst gleiche Natur um uns her die Empfindungen, zu deren Vertrauten wir sie machen, und in ihrer ewigen Einheit finden wir auch die unsrige immer wieder. Daher der enge Kreis, in welchem unser Dichter sich um sich selbst bewegt, der lange Nachhall empfangener Eindrücke, die oftmalige Wiederkehr derselben Gefühle. Die Empfindungen, welche von der Natur als ihrer Quelle abfließen, sind einförmig und beinahe dürftig; es sind die Elemente, aus denen sich erst im verwickelten Spiele der Welt feinere Nüancen und künstliche Mischungen bilden, die ein unerschöpflicher Stoff für den Seelenmaler sind. Jene wird man daher leicht müde, weil sie zu wenig beschäftigen; aber man kehrt immer gerne wieder zu ihnen zurück und freut sich, aus jenen künstlichen Arten, die so oft nur Ausartungen sind, die ursprüngliche Menschheit wiederhergestellt zu sehen. Wenn diese Zurückführung zu dem Saturnischen Alter und zu der Simplicität der Natur für den kultivierten Menschen recht wohlthätig werden soll, so muß diese Simplicität als ein Werk der Freiheit, nicht der Notwendigkeit erscheinen; es muß diejenige Natur sein, mit der der moralische Mensch endigt, nicht diejenige, mit der der physische beginnt. Will uns also der Dichter aus dem Gedränge der Welt in seine Einsamkeit nachziehen, so muß es nicht Bedürfnis der Abspannung, sondern der Anspannung, nicht Verlangen nach Ruhe, sondern nach Harmonie sein, was ihm die Kunst verleidet und die Natur liebenswürdig macht; nicht weil die moralische Welt seinem theoretischen, sondern weil sie seinem praktischen Vermögen widerstreitet, muß er sich nach einem Tibur umsehen und zu der leblosen Schöpfung flüchten.

Dazu wird nun freilich etwas mehr erfodert als bloß die dürftige Geschicklichkeit, die Natur mit der Kunst in Kontrast zu setzen, die oft das ganze Talent der Idyllendichter ist. Ein mit der höchsten Schönheit vertrautes Herz gehört dazu, jene Einfalt

der Empfindungen mitten unter allen Einflüssen der raffiniertesten Kultur zu bewahren, ohne welche sie durchaus keine Würde hat. Dieses Herz aber verrät sich durch eine Fülle, die es auch in der anspruchlosesten Form verbirgt, durch einen Adel, den es auch in die Spiele der Imagination und der Laune legt, durch eine Disziplin, wodurch es sich auch in seinem rühmlichsten Siege zügelt, durch eine nie entweihte Keuschheit der Gefühle; es verrät sich durch die unwiderstehliche und wahrhaft magische Gewalt, womit es uns an sich zieht, uns festhält und gleichsam nötigt, uns unsrer eignen Würde zu erinnern, indem wir der seinigen huldigen.

Hr. M. hat seinen Anspruch auf diesen Titel auf eine Art beurkundet, die auch dem strengsten Richter Genüge thun muß. Wer eine Phantasie wie sein „Elysium“ (S. 34) komponieren kann, der ist als ein Eingeweihter in die innersten Geheimnisse der poetischen Kunst und als ein Jünger der wahren Schönheit gerechtfertigt. Ein vertrauter Umgang mit der Natur und mit klassischen Mustern hat seinen Geist genährt, seinen Geschmack gereinigt, seine sittliche Grazie bewahrt; eine geläuterte, heitre Menschlichkeit beseelt seine Dichtungen, und rein, wie sie auf der spiegelnden Fläche des Wassers liegen, malen sich die schönen Naturbilder in der ruhigen Klarheit seines Geistes. Durchgängig bemerkt man in seinen Produkten eine Wahl, eine Züchtigkeit, eine Strenge des Dichters gegen sich selbst, ein nie ermüdendes Bestreben nach einem Maximum von Schönheit. Schon vieles hat er geleistet, und wir dürfen hoffen, daß er seine Grenzen noch nicht erreicht hat. Nur von ihm wird es abhängen, jetzt endlich, nachdem er in bescheidenern Kreisen seine Schwingen versucht hat, einen höhern Flug zu nehmen, in die anmutigen Formen seiner Einbildungskraft und in die Musik seiner Sprache einen tiefen Sinn einzukleiden, zu seinen Landschaften nun auch Figuren zu erfinden und auf diesen reizenden Grund handelnde Menschheit aufzutragen. Bescheidenes Mißtrauen zu sich selbst ist zwar immer das Kennzeichen des wahren Talents, aber auch der Mut steht ihm gut an; und so schön es ist, wenn der Besieger des Python den furchtbaren Bogen mit der Leier vertauscht, so einen

großen Anblick gibt es, wenn ein Achill im Kreise thessalischer Jungfrauen sich zum Helden aufrichtet.

---

34. Über den „Garten-Kalender auf das Jahr 1795“[1].

Tübingen, bei Cotta.

Seit den Hirschfeldischen Schriften über die Gartenkunst[2] ist die Liebhaberei für schöne Kunstgärten in Deutschland immer allgemeiner geworden, aber nicht sehr zum Vorteil des guten Geschmacks, weil es an festen Prinzipien fehlte und alles der Willkür überlassen blieb. Den irregeleiteten Geschmack in dieser Kunst zu berichtigen, werden in diesem Kalender vortreffliche Winke gegeben, die von dem Kunstfreund näher geprüft und von dem Gartenliebhaber befolgt zu werden verdienen.

Es ist gar nichts Ungewöhnliches, daß man mit der Ausführung einer Sache anfängt und mit der Frage, ob sie denn auch wohl möglich sei, endigt. Dies scheint besonders auch mit den so allgemein beliebten ästhetischen Gärten der Fall zu sein. Diese Geburten des nördlichen Geschmacks sind von einer so zweideutigen Abkunft und haben bis jetzt einen so unsichern Charakter gezeigt, daß es dem echten Kunstfreunde zu verzeihen ist, wenn er sie kaum einer flüchtigen Aufmerksamkeit würdigte und dem Dilettantism zum Spiele dahingab. Ungewiß, zu welcher Klasse der schönen Künste sie sich eigentlich schlagen solle, schloß sich die Gartenkunst lange Zeit an die Baukunst an und beugte die lebendige Vegetation unter das steife Joch mathematischer Formen, wodurch der Architekt die leblose schwere Masse beherrscht. Der Baum mußte seine höhere organische Natur verbergen, damit die Kunst an seiner gemeinen Körpernatur ihre Macht beweisen konnte. Er mußte sein schönes selbständiges Leben für ein geistloses Eben=

---

[1] „Taschenkalender auf das Jahr 1795 für Natur= und Gartenfreunde. Mit Abbildungen von Hohenheim und andern Kupfern. Tübingen, bei Cotta“ — Die Recension erschien in der „Allgemeinen Litteratur=Zeitung“ 1794, 11. Oktober.

[2] Christian Lorenz Hirschfeld (1742—92) verfaßte eine ganze Reihe von Schriften über die Gartenkunst, die durch ihn zuerst eine wissenschaftliche Gestalt erhielt. Sein berühmtestes Werk: „Theorie der Gartenkunst“, erschien 1779—85 zu Leipzig in fünf Bänden. Auch gab er 1782—89 einen „Gartenkalender“ heraus.

maß und seinen leichten, schwebenden Wuchs für einen Anschein von Festigkeit hingeben, wie das Auge sie von steinernen Mauern verlangt. Von diesem seltsamen Irrweg kam die Gartenkunst in neuern Zeiten zwar zurück, aber nur um sich auf dem entgegengesetzten zu verlieren. Aus der strengen Zucht des Architekts flüchtete sie sich in die Freiheit des Poeten, vertauschte plötzlich die härteste Knechtschaft mit der regellosesten Lizenz und wollte nun von der Einbildungskraft allein das Gesetz empfangen. So willkürlich, aberteuerlich und bunt, als nur immer die sich selbst überlassene Phantasie ihre Bilder wechselt, mußte nun das Auge von einer unerwarteten Dekoration zur andern hinüberspringen und die Natur, in einem größern oder kleinern Bezirk, die ganze Mannigfaltigkeit ihrer Erscheinungen wie auf einer Musterkarte vorlegen. So wie sie in den französischen Gärten ihrer Freiheit beraubt, dafür aber durch eine gewisse architektonische Übereinstimmung und Größe entschädigt wurde, so sinkt sie nun in unsern sogenannten englischen Gärten zu einer kindischen Kleinheit herab und hat sich durch ein übertriebenes Bestreben nach Ungezwungenheit und Mannigfaltigkeit von aller schönen Einfalt entfernt und aller Regel entzogen. In diesem Zustande ist sie größtenteils noch, nicht wenig begünstigt von dem weichlichen Charakter der Zeit, der vor aller Bestimmtheit der Formen flieht und es unendlich bequemer findet, die Gegenstände nach seinen Einfällen zu modeln, als sich nach ihnen zu richten.

Da es so schwer hält, der ästhetischen Gartenkunst ihren Platz unter den schönen Künsten anzuweisen, so könnte man leicht auf die Vermutung geraten, daß sie hier gar nicht unterzubringen sei. Man würde aber unrecht haben, die verunglückten Versuche in derselben gegen ihre Möglichkeit überhaupt zeugen zu lassen. Jene beiden entgegengesetzten Formen, unter denen sie bis jetzt bei uns aufgetreten ist, enthalten etwas Wahres und entsprangen beide aus einem gegründeten Bedürfnis. Was erstlich den architektonischen Geschmack betrifft, so ist nicht zu leugnen, daß die Gartenkunst unter einer Kategorie mit der Baukunst stehet, obgleich man sehr übel gethan hat, die Verhältnisse der letztern auf sie anwenden zu wollen. Beide Künste entsprechen in ihrem ersten

Ursprunge einem physischen Bedürfnis, welches zunächst ihre Formen bestimmt, bis das entwickelte Schönheitsgefühl auf Freiheit dieser Formen drang und zugleich mit dem Verstande der Geschmack seine Foderungen machte. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, sind beide Künste nicht vollkommen frei, und die Schönheit ihrer Formen wird durch den unnachläßlichen physischen Zweck jederzeit bedingt und eingeschränkt bleiben. Beide haben gleichfalls miteinander gemein, daß sie die Natur durch Natur, nicht durch ein künstliches Medium nachahmen oder auch gar nicht nachahmen, sondern neue Objekte erzeugen. Daher mochte es kommen, daß man sich nicht sehr streng an die Formen hielt, welche die Wirklichkeit darbietet, ja sich wenig daraus machte, wenn nur der Verstand durch Ordnung und Übereinstimmung und das Auge durch Majestät oder Anmut befriedigt wurde, die Natur als Mittel zu behandeln und ihrer Eigentümlichkeit Gewalt anzuthun. Man konnte sich um so eher dazu berechtigt glauben, da offenbar in der Gartenkunst wie in der Baukunst durch eben diese Aufopferung der Naturfreiheit sehr oft der physische Zweck befördert wird. Es ist also den Urhebern des architektonischen Geschmacks in der Gartenkunst einigermaßen zu verzeihen, wenn sie sich von der Verwandtschaft, die in mehrern Stücken zwischen diesen beiden Künsten herrscht, verführen ließen, ihre ganz verschiedenen Charaktere zu verwechseln und in der Wahl zwischen Ordnung und Freiheit die erstere auf Kosten der andern zu begünstigen.

Auf der andern Seite beruht auch der poetische Gartengeschmack auf einem ganz richtigen Faktum des Gefühls. Einem aufmerksamen Beobachter seiner selbst konnte es nicht entgehen, daß das Vergnügen, womit uns der Anblick landschaftlicher Szenen erfüllt, von der Vorstellung unzertrennlich ist, daß es Werke der freien Natur, nicht des Künstlers sind. Sobald also der Gartengeschmack diese Art des Genusses bezweckte, so mußte er darauf bedacht sein, aus seinen Anlagen alle Spuren seines künstlichen Ursprungs zu entfernen. Er machte sich also die Freiheit, so wie sein architektonischer Vorgänger die Regelmäßigkeit, zum obersten Gesetz; bei ihm mußte die Natur, bei diesem die Menschenhand siegen. Aber der Zweck, nach dem er strebte, war

für die Mittel viel zu groß, auf welche seine Kunst ihn beschränkte, und er scheiterte, weil er aus seinen Grenzen trat und die Gartenkunst in die Malerei hinüberführte. Er vergaß, daß der verjüngte Maßstab, der der letztern zu statten kommt, auf eine Kunst nicht wohl angewendet werden konnte, welche die Natur durch sich selbst repräsentiert und nur insofern rühren kann, als man sie absolut mit Natur verwechselt. Kein Wunder also, wenn er über dem Ringen nach Mannigfaltigkeit ins Tändelhafte und — weil ihm zu den Übergängen, durch welche die Natur ihre Veränderungen vorbereitet und rechtfertigt, der Raum und die Kräfte fehlten — ins Willkürliche verfiel. Das Ideal, nach dem er strebte, enthält an sich selbst keinen Widerspruch; aber es war zweckwidrig und grillenhaft, weil auch der glücklichste Erfolg die ungeheuren Opfer nicht belohnte.

Soll also die Gartenkunst endlich von ihren Ausschweifungen zurückkommen und, wie ihre andern Schwestern, zwischen bestimmten und bleibenden Grenzen ruhn, so muß man sich vor allen Dingen deutlich gemacht haben, was man denn eigentlich will, eine Frage, woran man in Deutschland wenigstens noch nicht genug gedacht zu haben scheint. Es wird sich alsdann wahrscheinlicherweise ein ganz guter Mittelweg zwischen der Steifigkeit des französischen Gartengeschmacks und der gesetzlosen Freiheit des sogenannten englischen finden; es wird sich zeigen, daß sich diese Kunst zwar nicht zu so hohen Sphären versteigen dürfe, als uns diejenigen überreden wollen, die bei ihren Entwürfen nichts als die Mittel zur Ausführung vergessen, und daß es zwar abgeschmackt und widersinnig ist, in eine Gartenmauer die Welt einschließen zu wollen, aber sehr ausführbar und vernünftig, einen Garten, der allen Foderungen des guten Landwirts entspricht, sowohl für das Auge als für das Herz und den Verstand zu einem charakteristischen Ganzen zu machen.

Dies ist es, worauf der geistreiche Verfasser der fragmentarischen Beiträge zur Ausbildung des deutschen Gartengeschmacks in diesem Kalender vorzüglich hinweist[1], und unter allem, was

[1] Es war der Stuttgarter Hofrat und Bankdirektor Heinrich von Rapp (S. 358, Anmerk. 1). Vgl. Schillers Brief an Dannecker vom 5. Oktober 1794:

über diesen Gegenstand je mag geschrieben worden sein, ist uns nichts bekannt, was für einen gesunden Geschmack so befriedigend wäre. Zwar sind seine Ideen nur als Bruchstücke hingeworfen, aber diese Nachlässigkeit in der Form erstreckt sich nicht auf den Inhalt, der durchgängig von einem feinen Verstande und einem zarten Kunstgefühle zeugt. Nachdem er die beiden Hauptwege, welche die Gartenkunst bisher eingeschlagen, und die verschiedenen Zwecke, welche bei Gartenanlagen verfolgt werden können, namhaft gemacht und gehörig gewürdiget hat, bemüht er sich, diese Kunst in ihre wahren Grenzen und auf einen vernünftigen Zweck zurückzuführen, den er mit Recht „in eine Erhöhung desjenigen Lebensgenusses setzt, den der Umgang mit der schönen landschaftlichen Natur uns verschaffen kann". Er unterscheidet sehr richtig die Gartenlandschaft (den eigentlichen englischen Park), worin die Natur in ihrer ganzen Größe und Freiheit erscheinen und alle Kunst scheinbar verschlungen haben muß, von dem Garten, wo die Kunst als solche sichtbar werden darf. Ohne der erstern ihren ästhetischen Vorzug streitig zu machen, begnügt er sich, die Schwierigkeiten zu zeigen, die mit ihrer Ausführung verknüpft und nur durch außerordentliche Kräfte zu besiegen sind. Den eigentlichen Garten teilt er in den großen, den kleinen und mittlern und zeichnet kürzlich die Grenzen, innerhalb deren sich bei einer jeden dieser drei Arten die Erfindung halten muß. Er eifert nachdrücklich gegen die Anglomanie so vieler deutschen Gartenbesitzer, gegen die Brücken ohne Wasser, gegen die Einsiedeleien an der Landstraße u. s. f., und zeigt, zu welchen Armseligkeiten Nachahmungssucht und mißverstandene Grundsätze von Varietät und Zwangsfreiheit führen. Aber indem er die Grenzen der Gartenkunst verengt, lehrt er sie innerhalb derselben desto wirksamer sein und durch Aufopferung des Unnötigen und Zweckwidrigen nach einem bestimmten und interessanten Charakter streben. So hält er es keineswegs für unmöglich, symbolische und gleichsam pathetische Gärten anzulegen, die ebenso gut als musikalische oder poetische Kompositionen fähig sein müßten,

„Rapps Aufsätze im Gartenkalender haben mir viel Vergnügen gemacht; in einem öffentlichen Blatte wird er meine Meinung darüber finden."

einen bestimmten Empfindungszustand auszudrücken und zu erzeugen.

Außer diesen ästhetischen Bemerkungen ist von demselben V. in diesem Kalender eine Beschreibung der großen Gartenanlage zu Hohenheim[1] angefangen, davon uns derselbe im nächsten Jahre die Fortsetzung verspricht. Jedem, der diese mit Recht berühmte Anlage entweder selbst gesehen oder auch nur von Hörensagen kennt, muß es angenehm sein, dieselbe in Gesellschaft eines so feinen Kunstkenners zu durchwandern. Es wird ihn wahrscheinlich nicht weniger als den Recensenten überraschen, in einer Komposition, die man so sehr geneigt war, für das Werk der Willkür zu halten, eine Idee herrschen zu sehen, die, es sei nun dem Urheber oder dem Beschreiber des Gartens, nicht wenig Ehre macht. Die mehresten Reisenden, denen die Gunst widerfahren ist, die Anlage zu Hohenheim zu besichtigen, haben darin nicht ohne große Befremdung römische Grabmäler, Tempel, verfallene Mauren u. dgl. mit Schweizerhütten und lachende Blumenbeete mit schwarzen Gefängnismauern abwechseln gesehen. Sie haben die Einbildungskraft nicht begreifen können, die sich erlauben durfte, so disparate Dinge in ein Ganzes zu verknüpfen. Die Vorstellung, daß wir eine ländliche Kolonie vor uns haben, die sich unter den Ruinen einer römischen Stadt niederließ, hebt auf einmal diesen Widerspruch und bringt eine geistvolle Einheit in diese barocke Komposition. Ländliche Simplicität und versunkene städtische Herrlichkeit, die zwei äußersten Zustände der Gesellschaft, grenzen auf eine rührende Art aneinander, und das ernste Gefühl der Vergänglichkeit verliert sich wunderbar schön in dem Gefühl des siegenden Lebens. Diese glückliche Mischung gießt durch die ganze Landschaft einen tiefen elegischen Ton aus, der den empfindenden Betrachter zwischen Ruhe und Bewegung, Nachdenken und Genuß schwankend erhält und noch lange nachhallt, wenn schon alles verschwunden ist.

Der Vf. nimmt an, daß nur derjenige über den ganzen Wert dieser Anlage richten könne, der sie im vollen Sommer gesehen; wir möchten noch hinzusetzen, daß nur derjenige ihre Schönheit

[1] Herzogliches Schloß in Württemberg, 1782 von Karl Eugen erbaut, mit berühmten Park- und Gartenanlagen.

vollständig fühlen könne, der sich auf einem bestimmten Wege ihr nähert. Um den ganzen Genuß davon zu haben, muß man durch das neu erbaute fürstliche Schloß zu ihr geführt worden sein. Der Weg von Stuttgart nach Hohenheim ist gewissermaßen eine versinnlichte Geschichte der Gartenkunst, die dem aufmerksamen Betrachter interessante Bemerkungen darbietet. In den Fruchtfeldern, Weinbergen und wirtschaftlichen Gärten, an denen sich die Landstraße hinzieht, zeigt sich demselben der erste physische Anfang der Gartenkunst, entblößt von aller ästhetischen Verzierung. Nun aber empfängt ihn die französische Gartenkunst mit stolzer Gravität unter den langen und schroffen Pappelwänden, welche die freie Landschaft mit Hohenheim in Verbindung setzen und durch ihre kunstmäßige Gestalt schon Erwartung erregen. Dieser feierliche Eindruck steigt bis zu einer fast peinlichen Spannung, wenn man die Gemächer des herzoglichen Schlosses durchwandert, das an Pracht und Eleganz wenig seinesgleichen hat und auf eine gewiß seltene Art Geschmack mit Verschwendung vereinigt. Durch den Glanz, der hier von allen Seiten das Auge drückt, und durch die kunstreiche Architektur der Zimmer und des Ameublement wird das Bedürfnis nach — Simplicität bis zu dem höchsten Grade getrieben und der ländlichen Natur, die den Reisenden auf einmal in dem sogenannten englischen Dorfe empfängt, der feierlichste Triumph bereitet. Indes machen die Denkmäler versunkener Pracht, an deren traurende Wände der Pflanzer seine friedliche Hütte lehnt, eine ganz eigene Wirkung auf das Herz, und mit geheimer Freude sehen wir uns in diesen zerfallenden Ruinen an der Kunst gerächt, die in dem Prachtgebäude nebenan ihre Gewalt über uns bis zum Mißbrauch getrieben hatte. Aber die Natur, die wir in dieser englischen Anlage finden, ist diejenige nicht mehr, von der wir ausgegangen waren. Es ist eine mit Geist beseelte und durch Kunst exaltierte Natur, die nun nicht bloß den einfachen, sondern selbst den durch Kultur verwöhnten Menschen befriedigt und, indem sie den erstern zum Denken reizt, den letztern zur Empfindung zurückführt.

Was man auch gegen eine solche Interpretation der Hohenheimer Anlagen vielleicht einwenden mag, so gebührt dem Stifter

dieser Anlagen immer Dank genug, daß er nichts gethan hat, um sie Lügen zu strafen; und man müßte sehr ungenügsam sein, wenn man in ästhetischen Dingen nicht ebenso geneigt wäre, die That für den Willen, als in moralischen den Willen für die That anzunehmen. Wenn das Gemälde dieser Hohenheimer Anlage einmal vollendet sein wird, so dürfte es den unterrichteten Leser nicht wenig interessieren, in demselben zugleich ein symbolisches Charaktergemälde ihres so merkwürdigen Urhebers zu erblicken, der nicht in seinen Gärten allein Wasserwerke von der Natur zu erzwingen wußte, wo sich kaum eine Quelle fand.

Das Urteil des Vf. über den Garten zu Schwetzingen und über das Seifersdorfer Thal bei Dresden wird jeder Leser von Geschmack, der diese Anlagen in Augenschein genommen, unterschreiben und sich mit demselben nicht enthalten können, eine Empfindsamkeit, welche Sittensprüche, auf eigne Täfelchen geschrieben, an die Bäume hängt, für affektiert und einen Geschmack, der Moscheen und griechische Tempel in buntem Gemische durcheinander wirft, für barbarisch zu erklären.

---

35. Drei Ankündigungen, die „Horen" betreffend.[1]

a. Einladung Schillers zur Mitarbeit an den „Horen".[2]

Die Horen.

Unter diesem Titel wird mit dem Anfang des Jahrs 1795 eine Monatsschrift erscheinen, zu deren Verfertigung eine Gesellschaft bekannter Gelehrten sich vereinigt hat. Sie wird sich über alles verbreiten, was mit Geschmack und philosophischem Geiste behandelt werden kann, und also sowohl philosophischen Untersuchungen als historischen und poetischen Darstellungen offen stehen. Alles, was entweder bloß den gelehrten Leser interessieren oder

---

[1] Über Plan und Zweck der „Horen" vgl. Bd. I, „Schillers Leben und Werke", S. 57.

[2] Diese Einladung, die Schiller damals an eine große Anzahl der namhaftesten Schriftsteller Deutschlands versandte, ist zuerst öffentlich gedruckt worden im Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller. Einzelne Exemplare des ursprünglichen Druckes haben sich erhalten.

was bloß den nicht gelehrten befriedigen kann, wird davon ausgeschlossen sein; vorzüglich aber und unbedingt wird sie sich alles verbieten, was sich auf Staatsreligion und politische Verfassung bezieht. Man widmet sie der schönen Welt zum Unterricht und zur Bildung und der gelehrten zu einer freien Forschung der Wahrheit und zu einem fruchtbaren Umtausch der Ideen; und indem man bemüht sein wird, die Wissenschaft selbst durch den innern Gehalt zu bereichern, hofft man zugleich, den Kreis der Leser durch die Form zu erweitern.

Unter der großen Menge von Zeitschriften ähnlichen Inhalts dürfte es vielleicht schwer sein, Gehör zu finden, und nach so vielen verunglückten Versuchen in dieser Art noch schwerer, sich Glauben zu verschaffen. Ob die Herausgeber der gegenwärtigen Monatsschrift gegründetere Hoffnungen haben, wird sich am besten aus den Mitteln abnehmen lassen, die man zur Erreichung jenes Zwecks eingeschlagen hat.

Nur der innere Wert einer litterarischen Unternehmung ist es, der ihr ein daurendes Glück bei dem Publikum versichern kann. Auf der andern Seite aber ist es nur dieses Glück, welches ihrem Urheber den Mut und die Kräfte gibt, etwas Beträchtliches auf ihren Wert zu verwenden. Die große Schwierigkeit also ist, daß der Erfolg gewissermaßen schon realisiert sein müßte, um den Aufwand, durch den allein er zu realisieren ist, möglich zu machen. Aus diesem Zirkel ist kein anderer Ausweg, als daß ein unternehmender Mann an jenen problematischen Erfolg so viel wage, als etwa nötig sein dürfte, ihn gewiß zu machen.

Für Zeitschriften dieses Inhalts fehlt es gar nicht an einem zahlreichen Publikum, aber in dieses Publikum teilen sich zu viele einzelne Journale. Würde man die Käufer aller hieher gehörigen Journale zusammenzählen, so würde sich eine Anzahl entdecken lassen, welche hinreichend wäre, auch die kostbarste Unternehmung im Gange zu erhalten. Diese ganze Anzahl nun steht derjenigen Zeitschrift zu Gebot, die alle die Vorteile in sich vereinigt, wodurch jene Schriften im einzelnen bestehen, ohne den Kaufpreis einer einzelnen unter denselben beträchtlich zu übersteigen.

Jeder Schriftsteller von Verdienst hat in der lesenden Welt

seinen eigenen Kreis, und selbst der am meisten gelesene hat nur einen größern Kreis in derselben. So weit ist es noch nicht mit der Kultur der Deutschen gekommen, daß sich das, was den besten gefällt, in jedermanns Händen finden sollte. Treten nun die vorzüglichsten Schriftsteller der Nation in eine litterarische Association zusammen, so vereinigen sie eben dadurch das vorher geteilt gewesene Publikum, und das Werk, an welchem alle Anteil nehmen, wird die ganze lesende Welt zu seinem Publikum haben. Dadurch aber ist man im stande, jedem einzelnen alle die Vorteile anzubieten, die der allerweiteste Kreis der Leser und Käufer einem Autor nur immer verschaffen kann.

Ein Verleger, der diesem Unternehmen in jeder Rücksicht gewachsen ist, hat sich bereits [in dem Buchhändler Cotta von Tübingen[1]] gefunden und ist bereit, sie ins Werk zu richten, sobald die erforderliche Anzahl von Mitarbeitern sich zusammengefunden haben wird. Jeder Schriftsteller, an den man diese Anzeige sendet, wird also zum Beitritt an dieser Sozietät eingeladen, und man hofft dafür gesorgt zu haben, daß er in keiner Gesellschaft, die seiner unwürdig wäre, vor dem Publikum auftreten soll. Da aber die ganze Unternehmung nur unter der Bedingung einer gehörigen Anzahl von Teilnehmern möglich ist, so kann man keinem der eingeladenen Schriftsteller zugestehn, seinen Beitritt bis nach Erscheinung des Journals aufzuschieben, weil man schon vorläufig wissen muß, auf wen man zu rechnen hat, um an die Ausführung auch nur denken zu können. Sobald aber die erforderliche Anzahl sich zusammengefunden hat, wird solches jedem Teilnehmer an der Zeitschrift unverzüglich bekannt gemacht werden.

Jeden Monat, ist man übereingekommen, ein Stück von neun Bogen in Median zu liefern; der gedruckte Bogen wird mit . . .[2] Ldors in Golde bezahlt. Dafür verspricht der Verfasser, von

[1] Für diese Worte war in dem ursprünglichen Druck eine Lücke gelassen, die von Schillers Hand ausgefüllt ist.

[2] Die hier befindliche Lücke wurde von Schiller verschieden ausgefüllt, da das Honorar nicht für alle Teilnehmer gleich war. Goedeke (X, S. 234) berichtet, daß nach einem am 28. Mai 1794 vollzogenen Kontrakt, § 6, das niedrigste Honorar 3 Louisdors war, das höchste 8, der Mittelpreis 5. So erhielten z. B. Hufeland und Schlegel 5, Körner 6 Ldors für den Bogen (Brief an Körner vom 1. Mai 1795). Die Redaktion erhielt jährlich 100 Dukaten, die vier Mitglieder

diesen einmal abgedruckten Aufsätzen drei Jahre nach ihrer Erscheinung keinen andern öffentlichen Gebrauch zu machen, es sei denn, daß beträchtliche Veränderungen damit vorgenommen worden wären.

Obgleich von denjenigen Gelehrten, deren Beiträge man sich ausbittet, nichts, was ihrer selbst und einer solchen Zeitschrift nicht ganz würdig wäre, zu befürchten ist, so hat man doch aus leicht begreiflichen Gründen die Verfügung getroffen', daß kein Manuskript eher dem Druck übergeben werde, als bis es einer dazu bestimmten Anzahl von Mitgliedern zur Beurteilung vorgelegt worden ist. Dieser Konvention werden sich die H. H. Teilnehmer um so eher unterwerfen, als sie versichert sein können, daß höchstens nur die relative Zweckmäßigkeit ihrer Beiträge in Rücksicht auf den Plan und das Interesse des Journals zur Frage kommen kann. Eigenmächtige Änderungen wird weder der Redakteur noch der Ausschuß sich in den Manuskripten erlauben. Sollten welche nötig sein, so versteht es sich von selbst, daß man den Verfasser ersuchen wird, sie selbst vorzunehmen. Der Abdruck der Manuskripte wird sich nach der Ordnung richten, in der sie eingesandt werden, soweit dieses mit der nötigen Mannigfaltigkeit des Inhalts in den einzelnen Monatsstücken bestehen kann. Eben diese Mannigfaltigkeit macht die Verfügung notwendig, daß kein Beitrag durch mehr als drei Stücke fortgesetzt werde und in keinem einzelnen Stück mehr als sechzig Seiten einnehme.

Briefe und Manuskripte sendet man an den Redakteur dieser Monatsschrift, der den Hn. Verfassern für ihre eingesandten Beiträge steht und bereit ist, jedem, sobald es verlangt wird, Rechnung davon abzulegen.

Daß von dieser Anzeige kein öffentlicher Gebrauch zu machen sei, wird kaum nötig sein zu erinnern.

Jena, am 13. Jun. 1794.

Friedrich Schiller,
Hofrat und Professor zu Jena.

---

des beurteilenden Ausschusses je 10 Ldors. Nach einer vorhandenen Abrechnung über die 9 Hefte vom Mai 1795 bis Januar 1796 erhielt in diesem Zeitraum Goethe 52 Ldors, Herder 47, Schiller für Beiträge 117, für Redaktion 60, Schlegel 32, Körner 9 u. s. w. Die ganze Honorarrechnung betrug für die neun Hefte 410 Ldors.

b. Öffentliche Ankündigung der „Horen".[1]

Die Horen, eine Monatsschrift, von einer Gesellschaft verfaßt, und herausgegeben von Schiller.

Zu einer Zeit, wo das nahe Geräusch des Kriegs das Vaterland ängstigt, wo der Kampf politischer Meinungen und Interessen diesen Krieg beinahe in jedem Zirkel erneuert und nur allzu oft Musen und Grazien daraus verscheucht, wo weder in den Gesprächen noch in den Schriften des Tages vor diesem allverfolgenden Dämon der Staatskritik Rettung ist, möchte es ebenso gewagt als verdienstlich sein, den so sehr zerstreuten Leser zu einer Unterhaltung von ganz entgegengesetzter Art einzuladen. In der That scheinen die Zeitumstände einer Schrift wenig Glück zu versprechen, die sich über das Lieblingsthema des Tages ein strenges Stillschweigen auferlegen und ihren Ruhm darin suchen wird, durch etwas anderes zu gefallen, als wodurch jetzt alles gefällt. Aber je mehr das beschränkte Interesse der Gegenwart die Gemüter in Spannung setzt, einengt und unterjocht, desto dringender wird das Bedürfnis, durch ein allgemeines und höheres Interesse an dem, was rein menschlich und über allen Einfluß der Zeiten erhaben ist, sie wieder in Freiheit zu setzen und die politisch geteilte Welt unter der Fahne der Wahrheit und Schönheit wieder zu vereinigen.

Dies ist der Gesichtspunkt, aus welchem die Verfasser dieser Zeitschrift dieselbe betrachtet wissen möchten. Einer heitern und leidenschaftfreien Unterhaltung soll sie gewidmet sein und dem Geist und Herzen des Lesers, den der Anblick der Zeitbegebenheiten bald entrüstet, bald niederschlägt, eine fröhliche Zerstreuung gewähren. Mitten in diesem politischen Tumult soll sie für Musen und Charitinnen einen engen, vertraulichen Zirkel schließen, aus welchem alles verbannt sein wird, was mit einem unreinen Parteigeist gestempelt ist. Aber indem sie sich alle Beziehungen auf den jetzigen Weltlauf und auf die nächsten Erwartungen der Menschheit verbietet, wird sie über die vergangene Welt die Ge-

[1] Erschien zuerst im „Intelligenzblatt der Allgemeinen Litteratur-Zeitung" 1794, 10. Dezember; dann wieder abgedruckt im 1. Stück der „Horen" 1795.

schichte und über die kommende die Philosophie befragen, wird sie zu dem Ideale veredelter Menschheit, welches durch die Vernunft aufgegeben, in der Erfahrung aber so leicht aus den Augen gerückt wird, einzelne Züge sammeln und an dem stillen Bau besserer Begriffe, reinerer Grundsätze und edlerer Sitten, von dem zuletzt alle wahre Verbesserung des gesellschaftlichen Zustandes abhängt, nach Vermögen geschäftig sein. Sowohl spielend als ernsthaft wird man im Fortgange dieser Schrift dieses einzige Ziel verfolgen, und so verschieden auch die Wege sein mögen, die man dazu einschlagen wird, so werden doch alle näher oder entfernter dahin gerichtet sein, wahre Humanität zu befördern. Man wird streben, die Schönheit zur Vermittlerin der Wahrheit zu machen und durch die Wahrheit der Schönheit ein daurendes Fundament und eine höhere Würde zu geben. So weit es thunlich ist, wird man die Resultate der Wissenschaft von ihrer scholastischen Form zu befreien und in einer reizenden, wenigstens einfachen Hülle dem Gemeinsinn verständlich zu machen suchen. Zugleich aber wird man auf dem Schauplatze der Erfahrung nach neuen Erwerbungen für die Wissenschaft ausgehen und da nach Gesetzen forschen, wo bloß der Zufall zu spielen und die Willkür zu herrschen scheint. Auf diese Art glaubt man zu Aufhebung der Scheidewand beizutragen, welche die schöne Welt von der gelehrten zum Nachteile beider trennt, gründliche Kenntnisse in das gesellschaftliche Leben und Geschmack in die Wissenschaft einzuführen.

Man wird sich, soweit kein edlerer Zweck darunter leidet, Mannigfaltigkeit und Neuheit zum Ziele setzen, aber dem frivolen Geschmacke, der das Neue bloß um der Neuheit willen sucht, keineswegs nachgeben. Übrigens wird man sich jede Freiheit erlauben, die mit guten und schönen Sitten verträglich ist.

Wohlanständigkeit und Ordnung, Gerechtigkeit und Friede werden also der Geist und die Regel dieser Zeitschrift sein; die drei schwesterlichen Horen, Eunomia, Dike und Irene[1], werden sie regieren. In diesen Göttergestalten verehrte der Grieche die

[1] Die Bedeutung der drei griechischen Worte ist: Gute Sitte, Recht und Friede.

welterhaltende Ordnung, aus der alles Gute fließt, und die in dem gleichförmigen Rhythmus des Sonnenlaufs ihr treffendstes Sinnbild findet. Die Fabel macht sie zu Töchtern der Themis und des Zeus, des Gesetzes und der Macht, des nämlichen Gesetzes, das in der Körperwelt über den Wechsel der Jahrszeiten waltet und die Harmonie in der Geisterwelt erhält.

Die Horen waren es, welche die neugeborene Venus bei ihrer ersten Erscheinung in Cypern empfingen, sie mit göttlichen Gewanden bekleideten und so, von ihren Händen geschmückt, in den Kreis der Unsterblichen führten; eine reizende Dichtung, durch welche angedeutet wird, daß das Schöne schon in seiner Geburt sich unter Regeln fügen muß und nur durch Gesetzmäßigkeit würdig werden kann, einen Platz im Olymp, Unsterblichkeit und einen moralischen Wert zu erhalten. In leichten Tänzen umkreisen diese Göttinnen die Welt, öffnen und schließen den Olymp und schirren die Sonnenpferde an, das belebende Licht durch die Schöpfung zu versenden. Man sieht sie im Gefolge der Huldgöttinnen und in dem Dienst der Königin des Himmels, weil Anmut und Ordnung, Wohlanständigkeit und Würde unzertrennlich sind.

Daß die gegenwärtige Zeitschrift des ehrenvollen Namens, den sie an ihrer Stirne führt, sich würdig zeigen werde, dafür glaubt der Herausgeber sich mit Zuversicht verbürgen zu können. Was ihm in seiner eignen Person nicht geziemen würde zu versichern, das erlaubt er sich als Sprecher der achtungswürdigen Gesellschaft, die zu Herausgabe dieser Schrift sich vereinigt hat. Mit patriotischem Vergnügen sieht er einen Entwurf in Erfüllung gehen, der ihn und seine Freunde schon seit Jahren beschäftigte, aber nicht eher als jetzt gegen die vielen Hindernisse, die seiner Ausführung im Wege standen, hat behauptet werden können. Endlich ist es ihm gelungen, mehrere der verdienstvollsten Schriftsteller Deutschlands zu einem fortlaufenden Werke zu verbinden, an welchem es der Nation trotz aller Versuche, die von einzelnen bisher angestellt wurden, noch immer gemangelt hat und notwendig mangeln mußte, weil gerade eine solche Anzahl und eine solche Auswahl von Teilnehmern nötig sein möchte, um bei einem

Werk, das in festgesetzten Zeiten zu erscheinen bestimmt ist, Vortrefflichkeit im einzelnen mit Abwechslung im ganzen zu verbinden.

Folgende Schriftsteller werden an dieser Monatschrift Anteil nehmen:

Hr. Hauptmann von Archenholz in Hamburg.
Seine Erzbischöfl. Gnaden, Hr. Koadjutor von Mainz, Freiherr von Dalberg in Erfurt.
Hr. Professor Engel aus Berlin.
„ Dr. Erhardt in Nürnberg.
„ Professor Fichte in Jena.
„ von Funk in Dresden.
„ Professor Garve in Breslau.
„ Kriegsrat Genz in Berlin.
„ Kanonikus Gleim in Halberstadt.
„ Geheimer Rat von Goethe in Weimar.
„ Dr. Gros in Göttingen.
„ Vizekonsistorialpräsident Herder in Weimar.
„ Hirt in Rom.
„ Professor Hufeland in Jena.
„ Legationsrat Wilh. von Humboldt aus Berlin.
„ Oberbergmeister Alexander von Humboldt in Bayreuth.
„ Geheimer Rat Jacobi in Düsseldorf.
„ Hofrat Matthisson in der Schweiz.
„ Professor Meyer in Weimar.
„ Hofrat Pfeffel in Colmar.
„ Hofrat Schiller in Jena.
„ Schlegel in Amsterdam.
„ Hofrat Schütz in Jena.
„ Hofrat Schulz in Mitau.
„ Professor Woltmann in Jena.

Da sich übrigens die hier erwähnte Societät keineswegs als geschlossen betrachtet, so wird jedem deutschen Schriftsteller, der sich den notwendig gefundenen Bedingungen des Instituts zu unterwerfen geneigt ist, zu jeder Zeit die Teilnahme daran offen stehen. Auch soll jedem, der es verlangt, verstattet sein, anonym

zu bleiben, weil man bei Aufnahme der Beiträge nur auf den Gehalt und nicht auf den Stempel sehen wird. Aus diesem Grunde, und um die Freiheit der Kritik zu befördern, wird man sich erlauben, von einer allgemeinen Gewohnheit abzugehen und bei den einzelnen Aufsätzen die Namen ihrer Verfasser bis zum Ablauf eines jeden Jahrgangs verschweigen, welches der Leser sich um so eher gefallen lassen kann, da ihn diese Anzeige schon im ganzen mit denselben bekannt macht.

Jena, den 10. Dez. 1794. Schiller.

---

c. Abgekürzte öffentliche Ankündigung der „Horen".[1]

Die Horen, eine Monatsschrift, von einer Gesellschaft verfaßt, und herausgegeben von Schiller.

(Auszug aus der ausführlichen, in Nr. 140 des Intellig.-Blatts der Jenaischen Allgem. Litt.-Zeit. abgedruckten Ankündigung.)

Je mehr die allgemeine Aufmerksamkeit durch die lebhafteste Teilnahme an den politischen Begebenheiten des Tages und den Kampf entgegengesetzter Meinungen und Parteien jetzt auf die Gegenwart gerichtet ist, desto dringender wird das Bedürfnis, die dadurch eingeengten Gemüter durch ein allgemeineres und höheres Interesse an allem, was rein menschlich und über den Einfluß der Zeiten erhaben ist, wiederum in Freiheit zu setzen und dem durch den Anblick der Zeitbegebenheiten ermüdeten Leser eine fröhliche Zerstreuung zu verschaffen. Diesem Endzweck widmet man die gegenwärtige Zeitschrift. Sich alle Beziehung auf den jetzigen Weltlauf und die nächsten Erwartungen der Menschheit verbietend, wird dieselbe mit Hilfe der Geschichte und Philosophie zu dem Ideale veredelter Menschheit die einzelnen Züge sammeln und an dem stillen Bau besserer Begriffe, reinerer Grundsätze und edlerer Sitten nach Vermögen geschäftig sein. Daß sie diesem erhabenen Ziele nicht ohne Erfolg entgegenstreben werde, dafür glaubt der Herausgeber sich mit Zuversicht verbürgen zu können, wenn er sich als den Sprecher der achtungswürdigen

---

[1] Diese abgekürzte Fassung erschien in der „Staats- und Gelehrten-Zeitung des Hamburgischen unpartheyischen Correspondenten", 1794, Nr. 207, 27. Dezember.

Gesellschaft ansieht, die sich zur Herausgabe derselben vereinigt hat. Denn nach vielen Schwierigkeiten ist es ihm endlich gelungen, mehrere der verdienstvollsten Schriftsteller Deutschlands zu einem fortlaufenden Werk zu verbinden, an welchem es der Nation trotz aller von einzelnen bisher angestellten Versuche noch immer gemangelt hat und notwendig mangeln mußte, weil gerade eine solche Anzahl und eine solche Auswahl von Teilnehmern nötig sein möchte, um bei einem periodischen Werke Vortrefflichkeit im einzelnen mit Abwechslung im ganzen zu verbinden. Die jetzigen Mitarbeiter sind Hr. v. Archenholz, v. Dalberg, Engel, Erhardt, Fichte, v. Funk, Garve, Genz, Gleim, v. Goethe, Gros, Herder, Hirt, Hufeland, W. v. Humboldt, A. v. Humboldt, Jacobi, Matthisson, Meyer, Pfeffel, Schiller, Schlegel, Schütz, Friedr. Schulz, Woltmann, Vogel in Nürnberg.

Jena, den 10. Dezember 1794. Schiller.

36. An den Herausgeber der „Propyläen“.[1]

Ich komme von Betrachtung der Bilder zurück, die durch Ihre zwei letzten Preisaufgaben veranlaßt wurden, und, noch leb-

[1] Goethe gab mit Heinrich Meyer zusammen seit 1797 bei Cotta eine Zeitschrift für bildende Kunst: „Die Propyläen“, heraus, und sie verbanden damit die Aussetzung eines Preises (von 30 Dukaten) für das beste Bild, dessen Gegenstand von den Herausgebern bestimmt wurde. Für 1800 waren zwei Szenen aus der „Ilias“ zur Wahl gestellt: Hektors Abschied von Andromache („Ilias“ VI) und Odysseus und Diomedes bei ihrem nächtlichen Überfall des Rhesos („Ilias“ X). Goethe wünschte bei Veröffentlichung der „Preisverteilung“, die er selbst verfaßte, auch Beurteilungen der Bilder durch Meyer und Schiller. Letzterer schrieb ihm am 15. September: „Ich kann Ihnen nichts anders bestimmt zusagen als den Brief, den ich für mich allein und auf meine Weise aufsetzen will. Ich komme ganz aus meinem Vorteil, wenn ich meine Ideen über diese Werke mit Meyers und Ihren zusammenzuschmelzen suche.“ Dann am 29. September schickte er ihm den Brief und fügte hinzu: „Ich wünschte sehr, daß Ihnen dadurch etwas an eigener Arbeit erspart sein möchte, aber ich hoffe es kaum; ich war hier nicht auf meinem Felde, und worauf es hier eigentlich ankommt, die Proprietät der Sache, ist von mir nicht zu erwarten. Einige Gedanken auszusprechen, den Leser zu unterhalten, den Künstler ein wenig anzuregen und mitunter konfus zu machen, das hab' ich versprochen und so ungefähr auch geleistet.“ Aber Goethe erwidert: „Eben wollte ich meine Depesche schließen, als zu meiner größten Freude Ihr Aufsatz anlangt. Ich habe ihn geschwind gelesen und finde ihn so schön, gut und zweckmäßig, als Sie es selbst nicht wissen. Ich danke Ihnen tausendmal für guten Beistand“ Der Aufsatz erschien in den „Propyläen“, im 2. Stück des 3. Bandes.

haft mit diesen Eindrücken beschäftigt, versuche ich es, die Gedanken zu ordnen und auszusprechen, welche diese interessanten Kunsterscheinungen in mir aufgeregt haben. Werke der Einbildungskraft haben das Eigentümliche, daß sie keinen müßigen Genuß zulassen, sondern den Geist des Beschauers zur Thätigkeit aufreizen. Das Kunstwerk führt auf die Kunst zurück, ja es bringt erst die Kunst in uns hervor.

Sie hatten es zwar bei diesen Preisaufgaben nur auf den Künstler abgesehen; aber auch dem bloßen Beschauer haben Sie durch dieses Institut eine reiche Quelle von Vergnügen und Belehrung eröffnet. Diese neunzehn und wieder diese neun Ausführungen des nämlichen Gegenstandes gewähren ein ganz eignes Interesse des Verstandes, wovon freilich derjenige keinen Begriff hat, der sich den Eindrücken künstlerischer Werke nur gedankenlos hingibt. Eine gleich große Anzahl wirklicher Meisterstücke, aber von verschiedenem Inhalt, würde uns unstreitig einen höhern Kunstgenuß, aber vielleicht keinen so reichen Begriff von der Kunst verschafft haben, als diese vielseitige Behandlung desselben Thema mir wenigstens gegeben hat.

Zuerst ein Wort von den Preisaufgaben selbst. In Sachen der schönen Kunst wird die Möglichkeit nur durch die That bewiesen; aus Begriffen kann man höchstens vorauswissen, daß ein gegebenes Thema der künstlerischen Darstellung nicht widerstreitet. Der Erfolg hat die Wahl der beiden Süjets gerechtfertigt, denn aus beiden sind wirklich unter geschickten Händen sprechende, selbständige und anmutige Bilder geworden.

Obgleich die Kunst unzertrennlich und eins ist, und beide, Phantasie und Empfindung, zu ihrer Hervorbringung thätig sein müssen, so gibt es doch Kunstwerke der Phantasie und Kunstwerke der Empfindung, je nachdem sie sich einem dieser beiden ästhetischen Pole vorzugsweise nähern; zu einer von beiden Klassen aber muß jedes künstliche und poetische Werk sich bekennen, oder es hat gar keinen Kunstgehalt. Sie haben bei diesen zwei Preisaufgaben dafür gesorgt, daß jeder Künstler in seiner Sphäre beschäftigt würde und derjenige, den die Natur reich genug ausstattete, auf beiden Feldern der Kunst glänzen konnte.

Hektors Abschied qualifizierte sich zu einem naiven und seelenvollen Empfindungsgemälde, der Raub der Pferde des Rhesus, ein Nachtstück, war zu einem kühnen, kraftvollen Phantasiebilde geeignet. Beide Aufgaben konnten in Absicht auf den innern Kunstgehalt für gleich bedeutend gelten und mochten für die Ausführung, im ganzen genommen, gleich viel oder wenig Schwierigkeiten darbieten. Das Naturell und die Neigung des Künstlers mußte also die Wahl entscheiden, und es ließ sich voraussehen, wohin sich das Übergewicht neigen würde. Der erste Gegenstand spricht an das Herz, und der Deutsche hat seinen schätzbaren Charakter auch bei dieser Gelegenheit nicht verleugnet.

Indem die Gegenstände gegeben wurden, waren die Momente der Handlung und die Motive unentschieden gelassen; hier also war das Feld der Erfindung. Zwei Helden, dem Begriffe gemäß, den wir uns von Diomed und Ulysses bilden, zeigen sich in der Finsternis der Nacht in dem trojanischen Lager, wo thracische Krieger mit ihrem Könige schlafend liegen. Indem Diomed die Schlafenden erwürgt, bemächtigt sich Ulyß der schönen weißen Pferde des Königs. Sie müssen eilen, um nicht überfallen zu werden, und Diomed verläßt ungern den Schauplatz.

Hier war nun die Wahl des Moments von der höchsten Bedeutung. Der Künstler konnte den Augenblick des wirklichen Ermordens, er konnte den Augenblick nach der That und unmittelbar vor dem Abzuge darstellen. Blieb er bei dem ersten Momente stehen, so war das Bild nicht nur an Gehalt ärmer, es konnte auch einen widrigen Eindruck auf das Gefühl machen; die nächtliche Ermordung schlafender Menschen hat etwas Schändendes für einen Helden. Der König, welcher ermordet wird, wurde dadurch die Hauptperson, unser Mitleid wurde interessiert, und das Bild bekam einen pathetischen Charakter, den es durchaus nicht haben sollte. Wählte hingegen der Künstler den Augenblick nach der That, wo beide Helden auf ihre Entfernung denken, so kam ein ganz anderer Geist in das Gemälde. Das Gefühlempörende wurde mit Schatten bedeckt, die Ermordeten waren nur als Masse noch übrig, ohne daß ein einzelner aus denselben einen Anspruch an unsre Teilnahme machte; wir schauen nicht unmittelbar an,

sondern erfahren nur durch einen Schluß, daß sie im Schlaf ermordet worden, und, was die Hauptsache ist, Ulyß und Diomed sind dann die eigentlichen Helden des Bildes, es ist ihre Kühnheit, die uns interessiert, ihr glückliches Entkommen, was uns beschäftigt.

Aber auch so wird dem Bilde noch immer ein wesentlicher Teil der sinnlichen Bedeutsamkeit und der Würde abgehen. Ulyß und Diomed werden immer nur als zwei nächtliche Mörder und Räuber erscheinen; die Handlung wird also, auch wenn sie ihr Empörendes verliert, wenigstens gemein und gleichgültig für uns sein. Etwas muß geschehen, um die Helden, um ihre That emporzuheben; dies geschieht durch die Gegenwart und den Anteil einer Göttin. Der Künstler durfte diese nicht weit suchen; auch im Homer erscheint die Pallas und treibt beide Helden, zu eilen. Durch Einführung der Göttin wird für den Gedanken noch dieses gewonnen, daß die nächtliche That einen Zeugen hat, daß durch ihre Geste die Notwendigkeit der Flucht sinnlich klar wird, und für die Ausführung des Bildes entsteht der große Gewinn, daß die nächtliche Szene mit einem göttlichen Licht kann erleuchtet werden.

Einen Künstler, der keinen tiefen Gedankengehalt in sein Bild zu legen wußte, konnte bei der zweiten Aufgabe schon der Effekt der Massen und Kontraste anlocken und bei der Ausführung befriedigen. Der geschickte Verfertiger des Bildes Nr. 5, wo in der Mitte des Ganzen zwei milchweiße Pferde sich erheben, Diomed im Hintergrund noch in dem Morden begriffen ist und beide Helden als Nebenfiguren gegen die Tiere verschwinden, scheint sich bloß mit einer angenehmen Wirkung der Schatten und Lichter begnügt zu haben. Das Bild ist sanft und gefällig fürs Auge; aber der Gedanke ist gemein, und der Künstler hat von seinem Gegenstand nur das Nächste, Prosaische ergriffen. Denn warum zwei Heldenfiguren hervorrufen und durch Ankündigung einer bedeutenden That Erwartung erregen, wenn es um nichts weiter zu thun ist, als was auch durch eine gefällige Anordnung von Stilleben geleistet werden kann? Es war übrigens kein Wunder, daß eben dieses Bild bei vielen Zuschauern die Palme davontrug: die Wirkung des Gefälligen ist unfehlbar, es setzt nichts voraus und läßt sich völlig gedankenlos genießen.

Zwei andere größere Bilder (Nr. 3 und 4) desselben Inhalts stellen gleichfalls nur den Augenblick der Ermordung dar. Der König liegt noch schlafend, das Schwert ist über ihm gezückt, Ulysses hat sich der Pferde bemächtigt. Die Ausführung ist kräftiger, die Handlung reicher als bei dem vorerwähnten Bilde, die Helden sind den Pferden nicht aufgeopfert. Aber der Gedanke erhebt sich nicht über das Gemeine, das Bild spricht bloß zu dem Auge, ohne die Imagination anzuregen, und die geschickte, fleißige Ausführung kann den fehlenden Geist nicht ersetzen.

Zwei andere Bilder (Nr. 6 und 7) zeigen uns zwar schon die Göttin, aber ihre Gegenwart erhebt das Bild nicht, ob sie gleich eine höhere Intention des Künstlers verrät. Der Moment ist bedeutender, die Ermordung ist geschehen; auf dem einen, wo die Figuren bloß im Umriß gezeichnet sind, hat sich Ulyß auf eins der Pferde geschwungen, der Augenblick des Forteilens ist ausgedrückt; auf dem andern wird noch Rat gehalten, aber die Szene ist zu ruhig, es fehlt an Leben und Bedeutung.

In einem höheren Geist sind zwei andere Bilder desselben Inhalts gedacht und ausgeführt.

Die Göttin erscheint (Nr. 2) über den erschlagenen Leichen, und das Licht, das sie umfließt, beleuchtet die nächtliche Szene. Diomedes ruht in einer nachdenkenden Stellung mit aufgehobenem Fuß auf einem Leichnam und bedenkt sich, das Schwert in die Scheide zu stecken. Bedeutend erhebt die Göttin den Zeigefinger der rechten Hand, um ihn zu warnen, und mit der ausgestreckten Linken zeigt sie ihm den Weg. Ulysses, den Bogen in der Hand, hält die sich bäumenden Pferde am Zügel und strebt schon in einer raschen Bewegung fort, nach dem säumenden Gefährten zurückschauend. Beide Helden sind nackt; nur ein Mantel flattert um den eilenden Ulyß, und ein Löwenfell hängt über den Rücken des Diomedes. Jener, dessen kräftig gezeichnete Figur am meisten hervordringt, bringt in das Ganze eine lebhafte Bewegung, welche gegen die sinnende Ruhe des Diomedes einen vielleicht nur zu starken Abstich macht.

Mit diesem Bilde sind wir in die geistige Welt der Kunst eingetreten. Das gemeine Wirkliche ist uns aus den Augen ge-

rückt, nur das Bedeutende ist aufgenommen. Noch um einen Schritt weiter in das Reich der Einbildungskraft führt uns der andere (Nr. 1), mit dem sich diese Galerie der Rhesusbilder würdig abschließt.

Der vorige Künstler hatte uns das trojanische Lager gezeigt und uns mit einem engen Raum umschränkt, indem er die Szene durch die Mauern von Troja begrenzte. Ein glücklicher Gedanke des gegenwärtigen hingegen war es, die griechischen Zelte und Schiffe in die Tiefe des Bildes zu setzen, aus dem wir dadurch gleichsam herausgetrieben werden. Er öffnet mit einem kühnen Griff seinen Schauplatz, und wir übersehen zugleich die Szene der Handlung und das Ziel der Flucht.

Drei Punkte des Bildes ziehen uns sogleich durch ganz verschiedene Mittel an. Das Auge, welches zuerst dem lebhaftesten Lichte folgt, fällt auf eine malerische, schön pyramidenförmig geordnete Masse von vier milchweißen Pferden, welche Ulysses eben forttreiben will. Er wendet dem Zuschauer den Rücken; nur der Kopf ist ein wenig nach der Szene gedreht. Sein Mantel sowie die Mähnen und Decken der Pferde sind in einer fliegenden Bewegung; dieser hellglänzenden und rasch bewegten Gruppe setzt sich die ruhige, dunkle Masse leblos liegender Körper im Vordergrund und die stillliegende Ferne des Hintergrundes schön entgegen.

Sobald der erste gewaltsame Sinnenreiz nachläßt, so wendet sich der Verstand zu dem Bedeutungsvollen; dies findet er hier sehr geistreich in der Mitte des Bildes. Diomedes, in eine Löwenhaut gehüllt, den Schild in der linken Hand, steht an dem Wagen des Rhesus, den er mit der Rechten anfaßt, als ob er sich denselben zueignen wollte. An dem Rade des Wagens liegt der Erschlagene, durch die neben ihm liegende Helmkrone kenntlich, in schön verkürzter Lage hingestreckt. So rasch sich Ulyß und die Pferde bewegen, so ruhig steht Diomedes; nur das Gesicht ist unzufrieden nach der Erscheinung zur Linken hingerichtet.

Hier schwebt in einer Wolkenumgebung, schlank und schön gebildet, Minerva herab und bedeutet mit ausgestreckter Rechten den Säumenden, fortzueilen. Die Wolke, in der sie erscheint,

wälzt sich malerisch wie ein daherströmender Nebel um den Wagen des Rhesus herum und faßt auf diese Art die ganze Mordszene mit einem geheimnisvollen Vorhange ein, der sich nur auf der rechten Seite öffnet, um den Blick nach dem griechischen Schifflager zu erweitern. Alle Partien des Bildes schmelzen in einer angenehmen Harmonie von Licht und Schatten und Reflexen ineinander.

Man erfährt bei diesem Bilde den heitern Einfluß einer phantasiereichen Kunst; nach Kunstideen ist alles gewählt und geordnet, nichts Einzelnes ist der gemeinen Wirklichkeit abgeborgt; alles repräsentiert nur und hat nur Dasein für den Gedanken und durch denselben.

Es ließ sich für diese beiden Aufgaben von einer doppelten Seite her Gefahr befürchten.

Der Raub der Pferde des Rhesus ist, als bloßes Faktum betrachtet, gleichgültig und ohne allen Gehalt für das Herz; hier mußte also die Phantasie ihre Macht beweisen und der Gedanke statt des wirklichen Gegenstandes eintreten. Wurde dieses Bild bloß mit einer treuen Sinnlichkeit und natürlichen Wahrheit behandelt, so mußte es leer und charakterlos ausfallen. Aber eben diese natürliche Wahrheit ist das Gespenst der Zeit, und dem Deutschen insbesondere wird es schwer, sich mit freier Dichtungskraft über das gemein Wirkliche zu erheben. Diesem Stoffe also, der sein Gefühl nicht ansprach, konnte ein Künstler von gewöhnlichem Schlag nicht viel abgewinnen, und eben dies scheint die meisten von diesem Süjet zurückgeschreckt zu haben.

Der Abschied des Hektors ist schon als Stoff und ohne allen Zusatz der Kunst ein rührender Gegenstand und konnte mit einem mäßigen Aufwand von Phantasie, selbst durch naive Wahrheit ein sprechendes Bild abgeben. Aber hier war der sentimentalische Hang der Nation und des Zeitalters zu fürchten, welcher zum wahren Verderben aller bildenden Kunst auch auf diesem Felde wie auf dem poetischen überhandgenommen hat. Ein weinerlicher Hektor und eine zerfließende Andromache waren zu fürchten, und sie sind auch nicht ausgeblieben. Ich bezeichne die Werke nicht, da sie sich leicht von selbst herausfinden.

Es war in diesem einfach scheinenden Stoff ein doppeltes Verhältnis auszudrücken: Hektor sollte als liebender Gatte und als zärtlicher Vater erscheinen. Nicht leicht war die Aufgabe, jedem dieser Verhältnisse sein volles Recht anzuthun, ohne gegen die Einheit des Bildes zu verstoßen. Eines mußte notwendig zur Hauptsache gemacht werden, weil keine doppelte Handlung von gleicher Bedeutung erlaubt war, und die Kunst bestand darin, die prägnanteste zu wählen.

Einige der konkurrierenden Künstler haben sich begnügt, bloß den Abschied des Gatten von der Gattin vorzustellen, und sind folglich unter der Aufgabe geblieben. Das Kind auf den Armen der Wärterin oder der Mutter ist nur ein Zeuge der Handlung. Hektor selbst ist so jugendlich und weichlich gehalten, daß man bloß den Abschied zweier Liebenden vor sich zu sehen glaubt. Dies ist unstreitig der unglücklichste Einfall, der sich am weitesten von der Aufgabe entfernt; denn an den Krieger und Held, der der Schirm seiner Vaterstadt sein soll, ist hier nun gar nicht zu denken. Es ist auf eine Rührung angelegt, die diesem Stoffe ganz und gar fremd ist.

Andre schlugen den entgegengesetzten Weg ein; indem sie den Vater ausschließend mit dem Kinde beschäftigen, lassen sie die Mutter und Gattin eine untergeordnete Rolle spielen. Diese entfernten sich weniger von dem Geist der Forderung, weil der Ausdruck des väterlichen Charakters sich mit dem männlichen Ernst des Helden sehr wohl verträgt. Und da die Mutter sich durch sich selbst schon in die Handlung einmischen kann, so konnte sie nicht bedeutungslos erscheinen.

Auf einem der vorzüglichsten Stücke in der Sammlung (Nr. 24), einem Ölgemälde, scheint der Künstler beabsichtigt zu haben, Mutter und Kind in einer Umarmung zusammenzufassen. Hektor breitet seine Arme nach dem Kinde aus, das auf den Armen der Wärterin vor ihm zurückflieht, während daß sich Andromache zwischen diesen nach dem Kinde ausgestreckten Armen an seinen Leib schmiegt; aber er selbst zeigt sich keineswegs mit ihr beschäftigt, seine ganze Bewegung bezieht sich auf das Kind, sie scheint überflüssig und eher ein Hindernis zu sein.

Nun war die zweite Frage, für das Pathetische der Situation den wahrsten und zugleich würdigsten Ausdruck zu finden; denn es sollte der Abschied eines Helden sein, der Gattin und Kind zurückläßt, um in eine Todesgefahr zu gehen; man sollte einen letzten, ewigen Abschied ahnen. Auf der andern Seite sollte sich der Held über den Schmerz erhaben zeigen, Andromache sollte sich auch in dieser schmerzlichen Situation seiner wert beweisen, unser Herz sollte nicht zerrissen, sondern durch die Rührung selbst gestärkt und erhoben werden.

Einer der konkurrierenden Künstler (Nr. 13), dem die Natur einen heitern Sinn und ein schönes naives Gefühl verliehen, aber die Stärke und Tiefe der Empfindungen scheint versagt zu haben, hat sich auf die einfachste Weise aus der Verlegenheit gezogen, indem er die ganze Aufgabe in eine zärtliche Familienszene verwandelt, worin von dem tragischen Inhalt der Situation wenig oder gar nichts zu spüren ist. Hektor unterhält sich mit dem Kinde, das auf dem linken Arm der Wärterin ist und sich vor dem Vater zu scheuen scheint. Die Amme deutet mit einer sprechenden Bewegung auf den Vater, als ob sie das Kind mit demselben bekannt machen wollte. An Hektors rechte Seite schmiegt sich Andromache; er hat ihr den einen Arm liebevoll hingegeben, indem er den andern dem Kinde schmeichelnd entgegenstreckt. Jede der drei Figuren belebt ein naiver, äußerst glücklich gewählter Ausdruck, ein freundliches Lächeln spielt um den Mund des Vaters, und Andromaches seelenvoller Blick schwimmt zwischen Heiterkeit und Thränen. Alles akkordiert zu einer schönen, lieblichen Gruppe und spricht das Gemüt schnell und entscheidend an. Man läßt augenblicklich von der Strenge der Kunstforderungen nach, weil man einer schönen Natur begegnet, und wird unwillig über den gerechten Tadler, der die Zeichnung, die Farbengebung und die ganze malerische Anlage fehlerhaft und außerdem das Bild mit Unschicklichkeiten überladen findet. Denn der Künstler schien das Heroische, das er in die Handlung selbst nicht zu legen wußte, in der Umgebung nachholen zu wollen und erfüllt deswegen den Rand der Mauern und Türme, unter welchen die Szene vorgeht, mit einer Million spießtragender Trojaner, welche auf diese Familiengruppe herabschauen.

So wie man auf diesem Bilde das Pathetische ganz vermißt, so ist demselben auf zwei andern, sonst sehr tüchtig gearbeiteten Bildern zu viel Raum gegeben und von dem heroischen Charakter des Helden zu viel aufgeopfert worden. Sie erregen daher ein gewisses peinliches Gefühl, und man mag nicht gern dabei verweilen. Auf dem einen mißfällt noch besonders die abgewandte Stellung des Hektors und der Ausdruck hilflosen Schmerzens in seiner Gebärde. Dem andern (Nr. 19) scheint eine gewisse kranke Bläße zu schaden, welche dadurch entsteht, daß die Zeichnung zum Teil koloriert ist und auf einen Farbeneffekt Anspruch macht, aber gerade da, wo die energische Farbe verlangt wird, die tote Kreide gebraucht worden ist.

Mehrere, und zwar die geschicktesten Meister lassen ihren Helden sich an die Götter wenden und das Kind ihrem Schutz übergeben. Diese Handlung ist schicklich, ausdrucksvoll und edel. Das Vertrauen auf die Götter erlaubt einen mutigen, heitern und selbst im Affekt beruhigten Ausdruck, und die Handlung erhält dadurch einen feierlichen Charakter. Das Kind auf den Armen des Vaters, besonders wenn es hoch emporgehalten wird, wie auf den zwei vorzüglichsten (Nr. 25 und 26) Bildern in dieser Reihe der Fall ist, bildet einen bedeutenden Gipfel der Gruppe. Das Kind wird uns zugleich zu einem Symbol der hülflosen Stadt; beide scheint Hektor in die Hand der Götter zu geben.

Es finden sich zwei nach Art der Basreliefs gearbeitete Bilder (Nr. 20 und 21), wo der Künstler im Geist der alten Bildhauerwerke des Pathetischen nicht bedurfte, um bedeutend zu sein. Ernst und ruhig steigt der gewaffnete Hektor die Stufen seines Hauses herab; sein Körper ist schon den Kriegern zugewendet, die mit dem Schlachtroß auf ihn warten. Nur das Gesicht kehrt sich nach der Andromache, die sich mit leidender Miene an ihn anschmiegt und ihn nicht lassen will. Ihr zur Seite steht die Wärterin, das Kind auf den Armen, mit noch andern Jungfrauen. Ganz mit der weisen Bedeutsamkeit der Alten hat uns hier der Künstler die Situation mehr durch symbolische Zeichen als durch Nachahmung des Wirklichen vorgebildet. Alles stellt mehr vor, als es ist; es gilt zwar für sich selbst und weist doch auf etwas

andres hin; es ist nur der sinnvolle Buchstabe, in welchem der Geist verhüllt liegt. Die weibliche Reihe mit dem Kinde bedeutet uns das Innere eines Hauses, welches von dem Hausvater jetzt verlassen wird. Die Krieger gegenüber mit ihren Waffen und dem wartenden Streitroß rufen uns die unerbittliche Notwendigkeit in die Seele. Das ernste, doch nicht traurige Herabsteigen des Helden steht ihm wohl an; er braucht nicht die Götter, er ruht auf sich selbst; die zärtliche Bekümmernis der Gattin ist dem Ganzen gemäß. Nur sie selbst ist zu klein und zu dürftig gegen die kolossalische Figur des Helden und stört den antiken Sinn des Ganzen durch ihre moderne schwächliche Erscheinung.

Auch in Behandlung der Amme, als der dritten Figur, hat sich das Genie der verschiedenen Künstler charakterisiert. Einige, die zu der Höhe des Gegenstandes nicht hinauflangen konnten, haben mit ihrem Genie gerade die Amme noch erreicht, und diese ist dann die gelungenste Figur des Bildes geworden. Hier in corpore vili[1] konnte der Künstler der beliebten Natürlichkeit mit dem mindesten Nachteile folgen, obgleich der gute Geschmack auch hier eine edlere Behandlung zur Pflicht machte. Von der stupiden Gleichgültigkeit an bis zur koketten Leichtfertigkeit ist sie auf diesen Bildern durchgeführt worden. Diesen letztern Charakter trägt sie auf einer bunt getuschten Zeichnung, die ich Ihnen hier nur durch die zwei unschicklich angebrachten Säulen, die das Thor versperren, bezeichnet haben will. Das Bild ist auf das gefälligste, nach Art eines bunten englischen Kupferstichs, behandelt, die Figur der Andromache voll Anmut, die Amme aber besonders geistreich gedacht. Nur einen Hektor wußte der Künstler sich nicht zu denken und sich überhaupt nicht zu der Höhe seines Gegenstandes zu erheben.

Dagegen ist auf den zwei vorhin erwähnten Bildern, in welchen Hektor seinen Sohn zum Himmel emporhält, die Amme ein wirklich bedeutender und integranter Teil der Handlung und zu der Würde des Ganzen veredelt. Auf dem einen (Nr. 23) steht sie in einer sehr geistreich gedachten Stellung abgewendet, und es

[1] An einem wertlosen Körper, nach dem bekannten Grundsatz der Ärzte: fiat experimentum in corpore vili.

ist dem Künstler gelungen, uns gerade durch das, was er verhüllte, desto tiefer zu rühren. Auf dem andern Bilde (Nr. 26), dessen ich nachher noch umständlicher gedenken werde, hat ihr der Künstler eine noch größere, wenn nicht zu große Bedeutung gegeben.

Bei dieser Abschiedsszene Hektors war das Lokale keineswegs unwichtig, und die Handlung konnte nur vermittelst desselben ihre volle Erklärung erhalten. Wenn sich der Künstler nicht der Freiheit der Symbole bediente, so mußte er die Szene unter oder an das trojanische Thor verlegen, und je sprechender er die Umgebung machte, desto mehr Ausdruck kam in die Handlung. Es ist daher nicht zu billigen, daß auf einigen Bildern die Szene an eine ganz öde und gleichgültige Stelle an der Stadtmauer verlegt ist. Die Handlung entbehrt dadurch ihren bedeutenden Hintergrund und ihren öffentlichen Charakter, der jenen alten Zeiten so gemäß ist, obgleich das andre Extrem, wo der Künstler einen opernmäßigen Hofstaat um seine Personen herum verbreitet, noch weit mehr Tadel verdient.

Man hat alle Ursache, sich über den Fleiß, über die Kunstfertigkeit, über das Sentiment, über den Geist und Geschmack zu erfreuen, die bei diesen Bildern, bald mehr, bald weniger verbunden, zur Erscheinung gekommen sind. Von der Gefühlsinnigkeit an, bei welcher die Kunst anfängt, bis zu der heitern Imagination, wodurch sie sich frei und selbständig erklärt, und zu der geistreichen, vollendenden Anmut, wodurch sie sich auf ihrem weiten Weg wieder zur Natur zurückfindet, sind Proben gegeben worden. Mehrere dieser Bilder sind wahrhaft schön gedachte Ganze; andre empfehlen sich durch irgend eine glückliche Anlage oder durch eine erworbene Fertigkeit, einige durch ein vollendetes Talent in Absicht auf gewisse Teile der malerischen Ausführung. Wenn man aber alle der Reihe nach durchlaufen hat, so wird man zuletzt mit erhöhter Zufriedenheit zu (Nr. 26) der braunen Zeichnung, wie das Publikum sie nannte, ehe man den Namen des Künstlers, Hrn. Nahls[1], erfuhr, zurückkehren, welche auch den Blick zuerst angezogen hat.

[1] Johann August Nahl (1752–1825), Schweizer von Geburt, lange in Rom, seit 1792 in Kassel, besonders bekannt durch historische Zeichnungen in brauner Tusche.

Hektor hebt den Astyanax mit einem heitern Blick des Vertrauens zu den Göttern empor. Andromache, eine schöne Gestalt, im Geist der Antiken gezeichnet, lehnt sich an die rechte Seite des Helden; auf ihm als ihrem Gotte scheint sie zu ruhen, kein Ausdruck des Schmerzens entstellt ihre reinen Züge. Zur Linken Hektors, im weiteren Abstand von ihm und durch den Helm, der auf dem Boden liegt, von ihm geschieden, kniet die Wärterin, das heitre Gebet des Helden mit einem schmerzvollen Flehen aus tiefer, geängsteter Brust begleitend. Auf sie, als die niedrigere Natur, hat der weise Künstler die ganze Schale der Leidenschaft ausgegossen, die er für diese Szene bereit hielt; aber in ihrem Affekt ist nichts Unwürdiges, es ist nur das Heftige der Inbrunst, was ihn bezeichnet. Die Handlung geschieht unter dem Thor, dessen edle Architektur würdig zum Ganzen stimmt. Hinter der Amme öffnet sich dasselbe in einem schönen freien Bogen; man sieht den Wagen Hektors, der Führer hält die Pferde an, ein Krieger ist näher getreten und setzt die Hauptszene mit der Handlung des Hintergrundes in Verbindung.

Dies ist der poetische Gedanke des Bildes; aber der edle Stil, die Einheit, die leichte Hand, die Reinlichkeit und Anmut in der Behandlung kann nur empfunden, nicht durch Worte ausgedrückt werden. Man fühlt sich thätig, klar und entschieden, die schönste Wirkung, die die plastische Kunst bezweckt. Das Auge wird gereizt und erquickt, die Phantasie belebt, der Geist aufgeregt, das Herz erwärmt und entzündet, der Verstand beschäftigt und befriedigt.

---

37. Dramatische Preisaufgabe.[1]

Durch den glücklichen Erfolg der bisherigen Preisaufgaben in Absicht auf bildende Kunst hat man sich bewogen gefunden, etwas Ähnliches auch auf dem Felde der Poesie, und zwar der

---

[1] Erschien in demselben Stück der „Propyläen" wie die vorige Nummer. Vgl. Goethe an Schiller vom 9. November 1800: „Möchten Sie wohl an die Preisaufgabe des Intriguenstücks denken, da der letzte Bogen der ‚Propyläen' endlich gefördert werden soll."

dramatischen, zu versuchen, welche gegenwärtig im Besitz ist, am meisten unter allen poetischen Gattungen auf den Volksgeschmack zu wirken.

Man gibt hierbei dem Lustspiel den Vorzug vor dem Trauerspiel, weil an jenem überhaupt noch ein größerer Mangel ist und das Neue darin am meisten gefodert wird. Denn ob wir gleich an guten Tragödien vielleicht noch ärmer sind, so kann unsre Bühne sich hier weit mehr als dort durch das Ausland, ja selbst durch das Altertum bereichern, und das Vortreffliche in dieser Gattung veraltet nie, da die Leidenschaften auf der unbeweglichen Base der menschlichen Natur gegründet und folglich weit beständiger sind als die Sitten, die jedes Land und jeder Zeitmoment verändert.

Man klagt mit Recht, daß die reine Komödie, das lustige Lustspiel, bei uns Deutschen durch das sentimentalische zu sehr verdrängt worden, und es ist allerdings ein herrschender Fehler auf unserer komischen Bühne, daß das Interesse noch viel zu sehr aus der Empfindung und aus sittlichen Rührungen geschöpft wird. Das Sittliche aber sowie das Pathetische macht immer ernsthaft, und jene geistreiche Heiterkeit und Freiheit des Gemüts, welche in uns hervorzubringen das schöne Ziel der Komödie ist, läßt sich nur durch eine absolute moralische Gleichgültigkeit erreichen; es sei nun, daß der Gegenstand selbst schon diese Eigenschaft habe, oder daß der Dichter die Kunst besitze, die moralische Tendenz seines Stoffs durch die Behandlung zu überwinden.

Man unterscheidet aber auch in der rein komischen Gattung noch Charakterstücke und Intriguenstücke, und es ist eine alte, nicht ungegründete Bemerkung, daß der deutsche Genius in jener ersten Klasse nie sehr glänzend erscheinen wird. Charakterstücke stellen uns entweder Gattungen (die Molièresche Komödie) oder Individuen (die englische Komödie) dar. Für die letztern ist der deutsche Charakter an Originalen zu arm, und für die erste, kältere Gattung ist der Zeitmoment vorüber. Die Charakterkomödie erfordert im ganzen eine größere Fülle des Genies von seiten des Dichters und von seiten des Schauspielers ein tieferes Studium, als man in unsern Tagen glaubt voraussetzen zu dürfen.

Es bleibt also nur das Feld der Intriguenstücke offen; das Feld ist reich und nicht so leicht als das der Charakterstücke zu erschöpfen.

In dem Intriguenstücke sind die Charaktere bloß für die Begebenheiten, in dem Charakterstücke sind die Begebenheiten für die Charaktere erfunden. Das Genie wird das Vorzügliche beider Gattungen auf eine glückliche Art zu vereinigen wissen.

Ein Preis von dreißig Dukaten wird hiermit auf das beste Intriguenstück gesetzt.

Die Manuskripte werden vor der Mitte Septembers erwartet.

Diejenigen Stücke, welche sich zu einer Vorstellung qualifizieren, werden aufgeführt.

Sämtliche Arbeiten werden in den „Propyläen" recensiert; dabei wird von den Eigenschaften des Intriguenstücks überhaupt die Rede sein.

Das Eigentum sowie die freie Disposition bleibt den Verfassern.

Aus der Zeit der Militärakademie.

Einleitung des Herausgebers.

Diese vierte Abteilung enthält das, was aus Schillers Schulzeit vorhanden ist; sie schließt deshalb mit seiner Dissertation, die seinen Austritt aus der Militärakademie bezeichnet. — Die Berichte des fünfzehnjährigen Schiller an den Herzog und ebenso die beiden vorhandenen Schulreden werden stets auf den Leser einen etwas peinlichen Eindruck machen, eine Folge der inneren Unwahrheit der auf der Akademie herrschenden Verhältnisse.[1] Einen ganz andern Geist zeigen die medizinischen Rapporte. Der erste ist rein sachlich geschäftsmäßig und beweist nur, daß der Eleve Schiller sich die dazu erforderlichen Kenntnisse angeeignet hatte; einen tieferen Blick dagegen in seinen Charakter gewähren die seinen Mitschüler Grammont betreffenden Berichte an den Intendanten der Akademie, Oberst von Seeger. Mit großer Umsicht und Vorsicht, eingegeben durch das herzliche Gefühl der Freundschaft, behandelt hier der Zwanzigjährige den hypochondrisch aufgeregten Freund. Wie er den direkten Widerspruch gegen die Vorstellungen des Kranken vermeidet, die geeignete Stunde für dies oder jenes Gesprächsthema abwartet, wie er ihn zu beruhigen weiß, wie er mit ihm im Garten Wein trinkt und ihm aus dem Plutarch vorliest, wie er ihm einige Befreiung von der üblichen Strenge der Hausordnung zu erwirken sucht, das alles sind ebenso viele Beweise seiner ruhigen Beobachtung wie seines menschenfreundlichen Herzens. Leider wurde seine selbstlose Absicht verdächtigt und dem Intendanten der Argwohn beigebracht, als ob er heimlich mit dem Kranken im Einverständnis sei. Die Art, wie Schiller sich dagegen verteidigt, hält sich zwar dem Vorgesetzten gegenüber in den gebotenen Formen der Bescheidenheit, zeigt aber deutlich und männlich entschieden den gerechten Unmut eines edlen Herzens über unverdiente Kränkung.

Endlich die Dissertation zeigt vor allem, daß den jungen Mediziner in seiner Wissenschaft der Punkt am meisten angezogen hatte, wo

[1] Vgl. Bd. I, „Schillers Leben und Werke", S. 15.

sie an das allgemeine Gebiet der Philosophie grenzt; nicht die Thätigkeit am Krankenbette ist für ihn die Hauptaufgabe der Medizin, sondern er erblickt sie „in dem höhern Rang einer philosophischen Lehre". Der Grundgedanke, von dem er ausgeht, ist, daß die Thätigkeit der menschlichen Seele an die Thätigkeit der Materie gebunden ist, „aus einer Notwendigkeit, die ich noch nicht erkenne, und auf eine Art, die ich noch nicht begreife". — Die Abhandlung wurde im November 1780 eingereicht und von den mit ihrer Prüfung beauftragten drei medizinischen Lehrern des Druckes für würdig erklärt. Ihr Gutachten beginnt: „In unterthänigster Befolgung des Herzoglichen gnädigsten Befehls haben wir des Eleven Schillers Versuch ‚Über den Zusammenhang u. s. w.' genau durchgegangen und dabei besonders auf diejenigen Stellen gesehen, welche sowohl physiologischen als psychologischen Inhalts sind. Wir loben den Verfasser darüber, daß er ein so schweres Thema mit vielem Genie behandelt und nicht allein gute Schriftsteller schicklich benutzt, sondern auch selbsten über die Materie gedacht hat. Jedoch fanden wir einiges, worüber wir mit dem Autor nicht gleicher Meinung sein können." Es folgen dann einige Ausstellungen, teils den Inhalt, teils den Ausdruck betreffend; sie fassen aber ihr Urteil dahin zusammen: „Bei allem diesem dünkt uns, daß, wenn die nötigen Veränderungen vorgenommen werden, diese Probeschrift des Drucks würdig seie." — Mit Recht schließt Weltrich, S. 319, eine eingehende Besprechung der Dissertation, worin er die Lebhaftigkeit der Darstellung sowie den außerordentlichen Gedankenreichtum dieser Jugendschrift hervorhebt, mit den Worten ab: „Das Merkwürdige ist, daß derselbe Jüngling, in dessen Kopf ein die Welt bewegendes Drama gärte, sein Schulpensum so respektabel bewältigte."

Aus der Zeit der Militärakademie.

1. Bericht Schillers an den Herzog Karl über Mitschüler und über sich selbst.[1]

Durchlauchtigster Herzog,
Gnädigster Herzog und Herr!

Wenn uns der ausdrückliche Befehl zu einer Unternehmung, deren Folgen wichtig genug sind, das Glück oder Unglück meiner Freunde zu veranlassen, nicht verbände, so würden wir, weit entfernt, den weisesten Endzweck unsers Durchlauchtigsten zu erreichen, weit entfernt, ein vollkommenes Urteil zu fällen, vielmehr verstummen müssen. Schon der größeste Weise, der größeste Naturkundige würden sich nicht erkühnen, mit ihrem Urteil vor Euer Herzoglichen Durchlaucht zu erscheinen und Beifall zu erwarten. Wie viel weniger sollte ich, viel zu unwissend, viel zu unerfahren, mich selbst zu kennen, auch den letzten meiner Freunde beurteilen!

Allein ich unterstehe mich doch, etwas zu sagen. Der Ruf, der so erhabene Ruf meines Fürsten, der mir ein Heiligtum sein muß, ist stark genug, mir einen Verspruch, ein Werk abzufordern, welches ich sonst für unmöglich hielte. Ich würde wider die Pflichten der Dankbarkeit sündigen, wenn ich nicht thun sollte,

[1] Im Herbst 1774 hatte der Herzog befohlen, daß jeder Zögling von den Genossen seiner Abteilung sowie von sich selbst eine Schilderung einreichen solle, worin Fehler, Vorzüge, Fähigkeiten, Neigungen und insbesondere die Gesinnung gegenüber der Religion und dem Fürsten, die innere Zufriedenheit und die äußere Reinlichkeit zu beurteilen waren. Diese Berichte des fünfzehnjährigen Schiller, die im Original erhalten sind, wurden zuerst in Hoffmeisters „Nachlese" abgedruckt. Die Urteile der Mitschüler über Schiller sind von Schloßberger veröffentlicht in der „Archivalischen Nachlese zur Schillerlitteratur", Stuttgart 1877. Einen anziehenden Auszug daraus gibt Weltrich, S. 147.

was ich thun könnte; und welchen Leichtsinn würde ich verraten, wenn ich nicht diesen gnädigsten Befehl nach meinem Vermögen auf das pünktlichste erfüllen sollte! Allein, Durchlauchtigster Herzog, ich verwerfe doch einige Punkte Ihres Befehls, ich verwerfe sie und seufze zugleich über meine Schwachheit. Ich fühle mich zu klein, zu urteilen, ob jener das Christentum hochschätze und ausübe, ob es dieser verachte, ob er es fliehe; ich sehe es als ein Werk an, welches nur göttliche Allmacht, nur göttliche Allwissenheit ausführen können. Wie wird aber derjenige die Pflichten gegen andere beobachten, wann er sie an Gott vernachlässigt? Sollten aber diejenigen, wann es je einige geben sollte, ihre so große Unwürdigkeit zu offenbaren sich unterstehen, sollten sie sich nicht vielmehr in die Einsamkeit verkriechen, um der Schande eines so unedlen Namens zu entfliehen, sollten sie nicht zittern, wann sie an sich zurückdenken, und nicht verzweifeln, wann sie die Größe ihrer Laster fühlen? Solche Unglückliche sind unter der Stufe der Menschheit; sie beleidigen Gott, sich selbst und ihre Freunde; sie vernachlässigen die Seelenkräfte, die ihnen Gott, seine Ehre auszubreiten, geschenkt hat, kurz, sie hören auf, den Namen eines Menschen zu verdienen. Ebenso schändlich ist es, seinen Fürsten mit niedrigen Gedanken zu entheiligen; ein solcher ist ebenso zu fliehen als der, welcher Gott und Christentum hasset.

Sollte ein solcher unter uns wohnen, sollte er endlich gar das Heiligtum beflecken, welches der beste Fürst geheiliget hat, sollte er sich dieses erkühnen, so sei er von uns verflucht, verabscheuet.

Aber eines solchen Lasters ist keiner von uns fähig; die Gegenwart des heiligen Fürsten erhebt ihn zu edlern Gesinnungen, zu einer Ruhmbegierde, von seinem Fürsten edel und groß zu denken; seine Vernunft führt ihm den fürtrefflichen Bau seines Glücks vor Augen, den er, sobald er wider seine Pflichten handelt, augenblicklich umgestürzt und zertrümmert in Ruinen sieht.

Hier muß der geringste Stoff zur Unzufriedenheit verschwinden, wo ein Jüngling, von Tugend und Weisheit geleitet, den Tempel der Unsterblichkeit aufgebauet erblickt, da, wo Laster gehaßt, da, wo edlere Thaten zum Triumphe geführt werden. Ebenso

muß ein Jüngling, wann er die erhabene Stufe nicht erreicht, wann er sich selbst hindert, die Bahn der Tugend durchzulaufen, unzufrieden sein, so wie ein Rechtschaffener, von einem edlen Ehrgeiz beseelet, wenn er den Beifall des Richters verdient, mit sich selbst zufrieden sein muß. O wie glücklich könnte ich sein, wenn ich ihn verdienen könnte, wenn ich mich als den Beförderer meines eigenen Glücks ansehen könnte!

Empfangen Sie, Durchlauchtigster Herzog, diese niedrigen Gedanken, welche zu klein sind, einem Fürsten zu gefallen, der die wahre Weisheit kennt, welche aber alsobald groß werden, wenn er sie mit seinem Blick erleuchtet hat.

Scheffauer[1], Keller.[2]

Beide werden von einem edlen Herzen, welches Gott, den Fürsten und Lehrer anbetet, liebt und verehrt, beseelet, welches Freunde durch Dienstfertigkeit, durch Aufrichtigkeit und durch Treue zur Gegenliebe aufmuntert, welches sich nicht allein freut, unter denselben zu wohnen, sondern es auch für eine Ehre hält, in ihrer Gesellschaft dem großen Stifter zu huldigen. Reinlichkeit ist bei ihnen eine der Hauptsorgen, so wie die Aufrichtigkeit, im Gegenteil aber auch Eigensinn ihre Haupteigenschaft ist. Sie befleißigen sich, ihre guten Gaben hauptsächlich zu Haus zu Erreichung ihrer Hauptabsicht — jenes ist die Bildhauerei, dieses die Mathematik — wohl anzuwenden.

Gläßle.[3]

Verdient durch den willigsten Gehorsam, durch die große Ehrerbietung gegen seine Lehrer und Vorgesetzte, durch die Höflichkeit und Auswahl, mit welcher er mit seinen Freunden umgeht, den Ruhm eines der besten Jünglinge. Da ihm seine Jahre sehr viel Überlegung gestatten, so benutzt er seine guten Gaben,

---

[1] Philipp Jakob Scheffauer (1756–1808), seit 1780 Hofbildhauer, mit Dannecker bekannt, den er auf einer Reise nach Rom und Paris begleitete. Schiller erneuerte die Jugendbekanntschaft 1793.

[2] Wahrscheinlich Imanuel Leopold Keller, später Kirchenrats-Sekretarius.

[3] Eberhard Thomas Gläßle, Sohn eines Gardisten, geb. 1753, widmete sich militärischen Studien, trat 1776 aus der Akademie und kam zum Leibkorps.

welche er meistens zur Physik anwendet, überall auf das fürtrefflichste. Sonsten wendet er große Sorge auf die Reinlichkeit, an deren er fast alle übertrifft. Durch Züge des Eigensinns aber verschwinden seine Vollkommenheiten, und derselbe hat ihn zu sehr vielen Handlungen angereizt, welche dem Fürsten notwendig mißfallen müssen. Wie unedel würde er aber sein, wann er Gott und seinen Herzog verachten sollte!

Schreyer, Plessing, Jeither, Kerner.[1]

Wunderbar ist es, daß diese beinahe gleiche Neigung, gleiche Gemütsart, gleiche Gaben besitzen. Alle werden von einem dankbaren Trieb, Gott und ihren Wohlthäter zu erheben, angefeuert, die Werkzeuge desselben, ihre Lehrer und Vorgesetzte, mit Ehrfurcht und mit blindem Gehorsam zu erfreuen und ihren Freunden mit Dienstfertigkeit und mit Aufrichtigkeit zu dienen. Die Sorge für die Reinlichkeit ist ihnen ebenso gemein als der Eifer, ihre guten Gaben wohl anzuwenden, welche sie alle zu der Zeichnungskunst gebrauchen. Mit ihren Umständen habe ich sie noch niemal unzufrieden gesehen, vielmehr habe ich an ihnen eine außerordentliche Zufriedenheit wahrgenommen.

Chatillon, Schmidlin, Batz.[2]

Wann ich von Fleiß, von Geschicklichkeit, von fürtrefflichen Gaben reden sollte, so würde ich diese drei mit Recht obenan setzen können. Es ist Ihnen, Durchlauchtigster Herzog, schon vorher bekannt, was für Proben dieselben von Fleiß abgelegt haben. Sie haben solche durch Belohnungen, durch Lobsprüche, durch

[1] Georg Peter Schreyer, geb. 1755, Sohn eines Gardisten, als Gärtnerzögling aufgenommen, trat 1777 aus der Akademie, um eine Studienreise mit herzoglichem Stipendium anzutreten. — Johann Plessing (1755—1815), Sohn eines Grenadiers, als Jägerzögling aufgenommen, war später Hofjäger und Förster. — Johann Melchior Jeither oder Jeitter (1757—1842), Sohn eines Fahnenjunkers, als Jägerzögling aufgenommen, war später Oberförster und Professor am landwirtschaftlichen Institut zu Hohenheim. — Johann Simon Kerner (1755—1830), Sohn eines Gärtners, Gärtnerzögling, später Lehrer der Botanik an der Karlsschule.

[2] Peter Nikolaus Chatillon, geb. 1755, trat 1778 aus, wurde Militär. — Johann Friedrich Schmidlin (1758—1819), Sohn eines Regierungsrates, war später Staatsrat und Konsistorialdirektor. — August Friedrich Batz (1757—1820), Sohn eines Legationssekretärs, war später Obertribunalsrat zu Tübingen.

Verheißungen angetrieben, sich zu edlen Gliedern des Vaterlands zu bilden. Könnte es nun möglich sein, daß einer derselben seinem Fürsten nicht mit Anbetung, nicht mit dankbarer Entzückung begegnen sollte, oder wird er gar den Gottesdienst vernachlässigen? Das sei ferne!

Sie ziehen durch den Gehorsam, durch die Hochachtuug ihrer Vorgesetzten deren Bewunderung an sich, sie lieben ihre Freunde, welche aber doch über ihren Hochmut, über ihren Eigensinn klagen. Sie wenden auf die Reinlichkeit die größte Sorge, sind mit ihrem Schicksal vergnügt und halten überaus viel auf mathematische und philosophische Wissenschaften.

Karl Kempff.[1]

Nun komme ich zu dem, dessen Beschreibung seine Mitbrüder beschimpfen muß. Ich rede von seinem Betragen gegen Freunde deswegen zuerst, weil er am meisten wider die Pflichten der Freundschaft sündigt. Wann ich nicht überzeugt wäre, Euer Herzogliche Durchlaucht wüßten schon vorher, wie falsch er einem seiner Freunde begegnet ist, so würde ich dieser Schandthat gedenken. Wie leicht kann derjenige, der in seiner Jugend falsch ist, im Alter ein Verräter werden! Jedoch sollte er gar unedle Gedanken von der Religion im Schilde führen, sollte er wider die Pflichten gegen seinen Wohlthäter handeln? — Jetzund schon müssen Vorgesetzte über seinen Hochmut, über seinen Eigensinn klagen — Lehrer, die kurz vorher die Größe seiner Verleumdung eingesehen haben — und Freunde müssen seine Verachtung erdulden. Doch welches Glück ist größer, als von Lasterhaften gehaßt, beneidet und verachtet werden? Ich habe ihn aber doch niemalen mit seinem Schicksal unzufrieden gesehen, sondern er scheint ganz gelassen dem Ziel entgegenzugehen, welches ihm die Gnade des Fürsten bestimmet hat. Ich habe ihn jederzeit fleißig angetroffen, und Lehrer selbst rühmen die fürtreffliche Anwendung seiner

[1] Karl Kempff, geb. 1753, Sohn eines Oberamtmanns, wurde von allen Schülerurteilen als der schlechteste bezeichnet (vgl. auch Bd. IX, S. 16). Er bekannte sich selbst als schuldig und bat um Verzeihung sowie um die Erlaubnis, sich seinem Lieblingsstudium, der Reitkunst und Tierheilkunst, widmen zu dürfen; seit 1794 war er herzoglicher Stallmeister und Leiter einer Reitschule.

guten Gaben zu Leibesübungen. Am Körper aber fängt man an, diejenige Reinlichkeit nicht mehr zu beobachten, die er bisher geäußert hat. Niemalen werde ich den Charakter seines Bruders Dietrich Kempffs besser beschreiben, als wenn ich ihn denselben entgegensetzen kann.

Baßmann und Brandt.[1]

So wie die Züge Karl Kempffs das böse Herz gleichbald entdecken, so verraten die Sitten dieser beiden eine schlechte Auferziehung zu Haus. Sie scheinen zwar von Euer Herzoglichen Durchlaucht eine rühmliche Gesinnung zu haben, von ihren Vorgesetzten ebenso löblich zu denken; allein das Pöbelhafte in ihrer Seele ist ungeachtet der natürlichen Vorsicht aus ihrem Herzen noch nicht verdrungen worden, welches sie durch Grobheiten gegen ihre Mitbrüder an den Tag legen. Der erste könnte mehr Reinlichkeit beobachten, welches eine von des letzten Hauptsorgen ist. Sie sind sonsten mit ihrem Schicksal überaus zufrieden, gegen sich selbst aber besitzen beide eine große Eigenliebe. Unter den Händen ihrer Lehrer sind sie fleißiger als für sich; doch wenden alle zwei die guten Gaben so an, daß ihre Bestimmung schwerlich nicht erreicht werden wird. Unter anderm legen sie sich hauptsächlich auf die schönen Künste.

Parrot, Eisenberg, Groß, Burrlin, Scharffenstein.[2]

Um richtig zu urteilen und einen vollkommenen Charakter zu ziehen, habe ich die zwei erstern denen drei letztern entgegengesetzt; dann ich finde ein Widerspiel bei denselben, welches ich

---

[1] Johann Franz Baßmann, geb. 1755, trat 1778 aus, wurde Musterzeichner und Theatermaler, 1788 auch Theatermaschinist; er starb als Theaterinspektor nach 1815. — Johann Jakob Brandt, geb. 1754, Sohn eines Lackierers, war Gärtnerzögling und wurde 1778 Kammerdiener des Herzogs.

[2] Johann Leonhard Parrot (1755—1836), Sohn eines Hofchirurgus, studierte Cameralia, wurde Domänendirektor und Oberforstmeister. — Friedrich Philipp Eisenberg wurde im November 1775 „heimgewiesen", d. h. entlassen. — Eberhard Heinrich Groß, Sohn eines Hauptmanns, verließ die Akademie 1778 als Leutnant. — Johann Philipp Beurlin (so die richtige Form des Namens), geb. 1756, Sohn eines Bürgermeisters, studierte Cameralia, starb 1831 als Baurat. — Georg Friedrich Scharffenstein (1758—1817), Sohn eines Goldschmiedes, trat 1778 als Leutnant aus der Akademie und wurde später Generalmajor Er gehörte zu Schillers vertrautesten Freunden. Vgl. Bd. IX, S 450.

noch bei keinem angetroffen habe. Erstere versprechen äußerlich zwar ein rechtschaffenes Gemüt, ein Herz, welches das Wohl der Freunde zu befördern sucht; allein gewiß würden sie auf Wege sinnen, dieselben in Unglück zu stürzen, wann ihnen Gelegenheit und Umstände solches zuließen. Diese aber sind die Zuflucht ihrer Freunde, diese freuen sich über deren Glück und seufzen über ihr Unglück. Da erstere noch dazu eine stolze Eigenliebe besitzen, so suchen sie alle, auch die schändlichsten Mittel hervor, solche zu befriedigen und sich in die Gnade des Fürsten einzuschmeicheln, da ich gewiß versichert bin, daß sie nicht die nämlichen innerlichen guten Gedanken von demselben haben; diese hingegen warten, bis sie solche verdienen. Weil jene ihre Vorgesetzten als Werkzeuge ansehen, wodurch sie zu ihrem Ziel gelangen könnten, so beobachten sie gegen solche eine kriechende Demut, da aber diese eine Auswahl beobachten, die mit ihrem guten Charakter übereinkommt. Alle zusammen kommen darin überein, daß sie mit ihrem Schicksal überaus wohl zufrieden sind und am Körper große Reinlichkeit beobachten.

Jene haben fürtreffliche Gaben, welche sie gut anwenden, jedoch verspricht ersterer mehr, als er leisten kann, der andere aber verderbt sich durch Auswendiglernen. Diese haben nicht so gute Gaben, suchen aber solche durch Fleiß zu verbessern. Bei jenen macht der Eigennutz, die Falschheit eines der Hauptlaster, ihre Höflichkeit aber ihre Haupttugend aus; letztere bestreben sich, sich durch Dienstfertigkeit, durch Redlichkeit und Treue gefällig und wert zu machen. Der erste liebt die Mathematik, der zweite die Historie, der dritte die römischen Altertümer, der vierte das Forstkameralwesen, der fünfte auch die Mathematik. Von den drei letztern kann ich gewiß Christentum hoffen, erstere aber lassen mich in der Ungewißheit.

Von Netzen[1]

hat ein fürtreffliches Herz, welches Gott, den Durchlauchtigsten Herzog, Vorgesetzte und Lehrer anbetet, liebt, verehrt und hochschätzt, welches sich das Glück seiner Freunde zur Hauptsorge macht und sie durch Aufrichtigkeit zur Gegenliebe aufmuntert.

[1] Beckers van Netzen, geb. 1755, Sohn eines Regierungsrates, trat 1775 aus der Akademie zum Militär über.

Seine mittelmäßigen Gaben wendet von Netzen durch Fleiß und Unverdrossenheit recht gut zur Mathematik, seiner Lieblingswissenschaft, an. Er befleißt sich auch der Reinlichkeit, besitzt noch überdas eine große Dienstfertigkeit und Lebhaftigkeit; wann ich nur eben dieses auch von seiner Zufriedenheit rühmen könnte!

Kapff und Faber.[1]

Hier finde ich den einen in des andern Bilde getroffen. Wann mir derselben Bezeigen gegen Freunde ebenso unbekannt wäre als Gottesfurcht und Religion, so würde ich mich glücklich schätzen. Allein mit meiner Mitbrüder und mit eigener Erfahrung muß ich bekennen, daß der letzte solchen mit der frechsten Grobheit begegnet, die sich mit ihm in einen Streit oder in eine andere Gelegenheit einlassen. Von Euer Herzoglichen Durchlaucht aber scheint er die besten Gesinnungen zu haben. Mit seiner stolzen Eigenliebe, mit seiner Schadenfrohheit, mit seiner Unhöflichkeit fällt er allen beschwerlich; auch sogar Lehrer klagen über seine Unverschämtheit. Der erste hingegen macht seinen Mitbrüdern mit kindischem Betragen, mit Unverschämtheit Verdruß und verbirgt ein nicht gar gutes Gemüt. Beide beobachten am Körper keine gar große Reinlichkeit, beide klagen murrend über ihr Schicksal; sich selbst aber, mit Verachtung anderer, am meisten zu lieben, macht den Hauptzug in ihrem Charakter aus. Die guten Gaben, die sie haben, wenden sie nicht löblich genug an; von ihrer Neigung aber zum Soldatenwesen reden sie großsprecherisch und erzählen mit Ausführung große Heldenthaten, die sie begehen würden, wann sie das Glück haben sollten, ihre Neigung bald befriedigen zu können.

Bilfinger.[2]

So gewiß ich weiß, Seine Herzogliche Durchlaucht seien schon vorher überzeugt, wie viel Lob, wie viel Bewunderung Bilfinger

[1] Franz Joseph Kapff, Sohn eines Rittmeisters, geb. 1760, widmete sich dem Militär und soll als Offizier in Afrika oder Ostindien umgekommen sein. Schiller hat nach seinem Austritt aus der Akademie eine Zeitlang mit ihm zusammen gewohnt. — Ferdinand Friedrich Faber, geb. 1758, Sohn eines Rates, verließ 1778 die Akademie.

[2] Wendelin Bilfinger (1759–1835), Sohn eines Regierungsrates, trat in preußische Dienste und wurde Geheimer Legationsrat und Landrat.

verdiene, so gewiß sehe ich ein, es sei mir erlaubt, mehreres zu seinem Lobe hinzuzufügen. Die Proben, welche er von Fleiß, von einem außerordentlichen Fleiß täglich liefert, wären hinlänglich genug, ihn als den besten meiner Mitbrüder zu betrachten. Allein ein Herz, welches seine Freunde durch Redlichkeit, durch Aufrichtigkeit staunend macht, welches die edelsten Gesinnungen von dem gnädigsten Fürsten hegt, welches sich willig und ehrerbietig den Befehlen der Vorgesetzten unterwirft, welches durch Gehorsam und Aufmerksamkeit den Lehrern ihre Mühe angenehm macht, macht seinen Ruhm weit größer. Freunde nehmen an ihm einen Freund wahr, dessen Verlust sie einmal nicht genug beweinen könnten. Sein uneigennütziges, sein dienstfertiges, sein freundschaftliches Herz deckt die allzu große Lebhaftigkeit zu, die ihn öfters zu Übereilungen hinreißt, zu Fehlern, die er, wann er könnte, ablegen würde, wo seine Lebhaftigkeit seine Handlungen nicht so heftig angreifen würde. Weil er schon so große Schritte in dem Recht der Natur gemacht hat, so kann ich nichts anders für seine Hauptwissenschaft ansehen. An Reinlichkeit am Körper und zu Haus übertrifft er auch sogar die ersten seiner Mitbrüder. Er ist ein würdiger Bewunderer seines Fürsten, ein würdiger Diener Gottes und verdient das Schicksal, dessen Vorteile er bisher auf das edelste erhoben hat.

Voigeol und Petersen.[1]

Eine große Neugierde hat mich bewogen, den Charakter derselben genau auszuforschen, und weil ich denselben ziemlich gleich befunden habe, so habe ich mich unterstanden, beide zu vereinigen. Der erste ist Mensch, Christ und Freund, der andere mehr Freund allein. So erhaben, so edel, so würdig ein jeder von seinem Gott, so denkt er auch von seinem besten Fürsten, von seinen Vorgesetzten, von seinen Lehrern, von seinem Schicksal. Freunde sehen

[1] Georg Friedrich Voigeol (1756–1843), Sohn eines Kaufmanns, war später Regierungsrat. Er gehörte zu Schillers vertrauten Freunden. — Johann Wilhelm Petersen (1758–1815), Sohn eines Konsistorialrats und Hofpredigers, ein vertrauter Freund Schillers, der nach dem Tode des Dichters 1805 Mitteilungen über ihn im „Freimütigen" und im „Morgenblatt" machte. Er war Bibliothekar in Stuttgart.

sich in der Gesellschaft dieser zwei Mitbrüder geliebt, geholfen. Weil der erste schon sehr viel Verstand, der zweite sehr viel Aufrichtigkeit hat, so sind sie die Ratgeber ihrer Freunde und genießen derselben Glück wir ihr eigenes, weil sie auch ihr Unglück bedauern. Fürtreffliche Gaben, die sie vor andern eigen haben, machen sie tüchtig, den Fleiß zu krönen, dem Vaterlande dereinst Dienste zu leisten und der herzoglichen Militärakademie Ehre zu machen. Der erstere ist ein großer Liebhaber der Mathematik, der letzte der Philosophie. Sonsten sind sie sehr besorgt, ihren Körper und ihr Eigentum reinlich zu erhalten.

Masson, Hahn, Schmidgall.[1]

Diese sind mir durch Zufälle wenig bekannt worden. Ich bedaure den Verlust, sie zu kennen; allein vielleicht würde ich auch mir Unangenehmes entdeckt haben, wann ich solche genauer hätte kennen lernen wollen. Von ihrer Neigung bin ich so viel überwiesen worden, daß sie ganz auf mathematische Wissenschaften gerichtet ist.

Reichenbach und Wächter[2]

behaupten den Rang fleißiger, geschickter und vernünftiger Jünglinge. Weil sie alles gründlich studieren und wenig auf den bloßen Gebrauch des Gedächtnisses halten, so sind sie zwar nicht fertig, aber nichtsdestoweniger bereit zu Antworten, welche Überlegung und Verstand verraten. Würdige Gesinnungen von Gott und dem Fürsten sind ihnen angeboren, und Freunde verehren ihre Liebe, Dienstfertigkeit, Verschwiegenheit und Treue. Gegen Vorgesetzte und Lehrer haben sie sich bisher so aufgeführt, daß sie derselben Lobsprüche und Bewunderung erhalten haben. Ebenso lieben sie Reinlichkeit und Ordnung, worin aber der erstere den

---

[1] Peter Konrad Masson, geb. 1758, wurde Artillerieoffizier. — Georg Gottlieb Hahn, geb. 1756, wurde später als Lehrer der Mathematik und Artillerie an der Akademie angestellt. — Johann Daniel Schmidgall, geb. 1756, wurde Artillerieoffizier.

[2] Karl Ludwig Reichenbach, geb. 1757, Sohn eines Regimentsfeldschers, studierte die Rechte, wurde Bibliothekar und Archivar und starb um 1830. — Georg Friedrich Eberhard Wächter (1762—1852), Sohn eines Regierungsrates, studierte Cameralia und wurde Maler.

letztern übertrifft. Das Schicksal, das ihnen Gott und die Gnade des Fürsten eigen gemacht hat, verehren sie mit Dankbarkeit; überhaupt machen sie sich fähig, mit der Zeit dem Erzieher Ehre zu machen. Die Weltweisheit bestimmte bisher ihre Triebe, ihren Fleiß, ihr Privatstudieren. Geduld und Aufrichtigkeit entwickeln des letztern, Verstand und Nachdenken aber des erstern Gemütsbeschaffenheit.

Plieninger[1]

würde durch Redlichkeit und Aufrichtigkeit, durch eine edle Gesinnung gegen Eure Herzogliche Durchlaucht, durch Ehrerbietung gegen Lehrer und Vorgesetzte und durch freundschaftliches Bezeugen gegen seine Mitbrüder sehr viele Lobsprüche verdienen, wann er sich nicht durch eine kriechende Demut verächtlich machte. Unsere Pflichten sind zwar auch gegen die Demut beschworen worden, allein niederträchtige Demut ist ebenso schändlich zu fliehen als Stolz und Hochmut. Plieninger würde sich nicht schämen, um ein gutes Wort den geringsten seiner Vorgesetzten gleichsam anzubeten. Sonsten aber ist er der Gnade Euer Herzoglichen Durchlaucht durch Fleiß und Zufriedenheit nicht ganz unwürdig. Die Reinlichkeit hat er sich zum Gesetz gemacht, und die guten Gaben, die er hat, wendet er fürtrefflich an. Religion und Gottesfurcht sind ihm mit Recht zuzuschreiben, eben deswegen legt er sich auch auf die Theologie und wünschte, sie als seine Brotwissenschaft betrachten zu können.

Atzel und Hetsch.[2]

Zwei Künstler, welche wirklich schon der herzoglichen Militärakademie Ehre machen können. Aber nicht allein der Ruhm ihrer Kunst, nicht allein ihr Bestreben, sich täglich vollkommener zu machen, sondern auch eigene Tugenden machen sie uns liebenswürdig. Eine edle Gesinnung gegen die Religion, gegen den gnädigsten Fürsten, ein ehrerbietiger Gehorsam gegen Lehrer und

---

[1] Theodor Plieninger (1756–1840), Sohn eines Schullehrers, studierte Medizin und war zuletzt Medizinalrat.

[2] Johann Jakob Atzel, vgl. S. 214, Anm. 1. — Philipp Friedrich Hetsch (1758—1839), Sohn eines Hofmusikus, widmete sich der Malerei und wurde Galeriedirektor.

Vorgesetzte verdienen Lobsprüche. Atzel vernachlässigt die Reinlichkeit am Körper, weil er sich allzuviel Geschäfte macht, dahingegen Hetsch mehr Reinlichkeit, aber nicht so viel Beschäftigung liebt. Beide aber verehren ihr glückliches Schicksal öffentlich und in der Stille. Der erste verrät mehr Menschenliebe, Aufrichtigkeit und Nachdenken, letzterer mehr Witz, Dienstfertigkeit, aber ziemlich Eigenliebe. Beide richten alle Gedanken auf die schönen Künste.

Grub, Preißmeyer.[1]

Beide machen sich durch Höflichkeit, Dienstfertigkeit und Aufrichtigkeit bei ihren Mitbrüdern wert. Die schönen Gaben, die sie besitzen, wenden sie mit Ruhm auf die Philosophie an. Eine edle Gesinnung gegen Seine Herzogliche Durchlaucht, ein außerordentlicher Gehorsam gegen Lehrer und Vorgesetzte, ein redliches, höfliches und aufrichtiges Bezeugen gegen ihre Freunde und Mitbrüder machet sie denselben angenehm und wert. Letzterer verbirgt, aus Sorge wegen der herzoglichen Ungnade, seine Hauptneigung zum Soldatenstand, dem er gewiß Ehre machen würde, wenn Pflicht und Vaterland ihn dafür streiten hießen. Der erstere scheint nichts als Philosophie zu denken, zu lieben, zu reden und auszuüben, und wird gewiß große Schritte darin machen, wann er diese Neigung hinlänglich wird befriedigen können. An Reinlichkeit am Körper beobachten sie den Rang der erstern ihrer Freunde, und im Zimmer unterscheidet sich ihr Eigentum durch Ordnung von den übrigen. Und wie sollten sie mit sich unzufrieden sein, da sie einsehen, wie viel sie noch zu lernen haben? Warum sollten sie ihr Schicksal nicht verehren, da sie es unstreitig nicht vorteilhafter betrachten könnten?

Wolff und Kaußler[2]

scheinen äußerlich wenig Vollkommenheiten, wenig Gutes an sich zu haben, zuweilen gar unvollkommen und unwissend zu sein;

[1] Ludwig Friedrich Johann Grub (1760–1847), Sohn eines herzoglichen Kammerdieners, studierte die Rechte, war zuletzt Oberrevisor und Kammerrat in Stuttgart. — Friedrich Wilhelm Preißmeyer, geb. 1757, studierte Militärwissenschaften.

[2] Karl Friedrich Wolff (1760—1823) studierte Cameralia und wurde Kirchenratsrevisor. — Christoph Friedrich Kaußler (1760—1825) wurde später Lehrer der französischen Sprache und Professor am Gymnasium in Stuttgart.

allein ich gestehe, wann sie ebenso gute Gaben, ebenso gute Erziehung besäßen und genossen hätten, als edel ihre Gesinnung gegen Gott, den Fürsten und die Vorgesetzten und Freunde ist, so würden sie andere weit übertreffen. Sie beobachten eine wahre Zufriedenheit mit sich und ihrem Schicksal, eine mittelmäßige Reinlichkeit und Ordnung. Sie sind still, höflich, aufrichtig und verschwiegen. Der erste hat zu der Historie, der zweite zur Kameralwissenschaft eine Hauptneigung.

Liesching, Duttenhofer, Elwert, Scheidle und Pfeifflin[1] verdienen gemeinschaftliche Bewunderung, Lobsprüche und Liebe. Durch Freundlichkeit, Aufrichtigkeit und Treue haben sie sich den größten Teil ihrer Mitbrüder verbindlich gemacht. Durch eine edle und würdige Gesinnung von Gott und der Religion sehen sie alle ihre Handlungen gesegnet, durch eine vorteilhafte Denkungsart von Euer Herzoglichen Durchlaucht erscheinen sie an der ersten Stufe derer, welche ich bewundert habe. Vorgesetzte und Lehrer sehen und hören sich von ihnen geliebt, geehrt und mit Dank belohnt. Reinlichkeit haben dieselben meistens gemein. Elwerts und Duttenhofers fürtreffliche Gaben werden durch Fleiß immer vergrößert. Liesching und Elwert lieben und verehren die Arznei-, Duttenhofer die Kameralwissenschaften, Pfeifflin richtet Sinn und Gedanken auf den Soldatenstand, und Scheidle macht sich die Mathematik zum Hauptstudio.

Von Hoven senior, Grammont.[2]

Wann ich die Gemütsbeschaffenheit des ersten genau beurteile, so finde ich das Gegenteil von dem andern, welche bloß in einigen

---

[1] Friedrich Ludwig Liesching (1757–1839), Sohn eines Stadtphysikus, studierte Medizin, ging später nach dem Kapland. — Karl Friedrich Duttenhofer (1758—1837), Sohn eines Pfarrers, wurde Lehrer der Mathematik, später Oberst und Wasserbaudirektor. — Emanuel Elwert (1759—1811), Sohn eines Arztes, studierte Medizin. Er war schon in der lateinischen Schule zu Ludwigsburg Schillers Mitschüler gewesen. — Christian Friedrich Pfeifflin, geb. 1761, Sohn eines Hauptmanns, studierte die Rechte.

[2] Der Hauptmann von Hoven hatte zwei Söhne: der ältere, Friedrich (1759—1838), war Schillers nahestehender Freund, lieferte Gedichte zur „Anthologie" 2c. Sie erneuerten die alte Freundschaft bei Schillers Aufenthalt in Schwaben 1793 (vgl Bd. I, „Schillers Leben und Werke", S. 56). Er studierte

Stücken eingeschränkt werden muß. Ein übergroßer Stolz, eine gehässige Eigenliebe ist jenem eigen, dahingegen dieser durch Verachtung seiner selbst und durch Demut gefallen will. Gegen Gott ist der letztere am edelsten, am würdigsten gesinnt. Und wie sollte er es seinem andern Wohlthäter nicht auch sein? Vorgesetzten und Lehrern begegnet er mit Ehrerbietung und Gehorsam, und jener hält nicht viel von ihnen. An Reinlichkeit sind beide einander gleich und verdienen Lobsprüche, die ich bisher noch keinem zugesprochen. Aufrichtigkeit, Stille und Verschwiegenheit machen die Hauptzüge des letztern aus. Dienstfertigkeit, Lebhaftigkeit, aber Ehrgeiz und Grobheit sind dem erstern eigen. Mit ihrem Schicksal sind beide sehr vergnügt und äußern große Bewunderung desselben. Der erste hat sich die schönen Künste und Wissenschaften, der andere die Religionswissenschaft zur Hauptneigung gemacht.

Von Hoven junior und Gegel senior[1]

haben bisher den Namen junger Leute behauptet, da sie in ihren Handlungen wenig Überlegung, wenig Vernunft geäußert haben. Es ist zwar gewiß, sie bewundern die Gnade, die Größe ihres Gottes und Fürsten, sie verehren die Befehle ihrer Vorgesetzten; allein ihre Freunde haben sie öfters durch Fürwitz und Unhöflichkeit beleidigt. Von ihrer Zufriedenheit und von ihrer Hauptneigung bestimme ich noch nichts Gewisses. Von ihren fürtrefflichen Gaben aber und von ihrem Privatfleiß bin ich genau überzeugt. Reinlichkeit am Körper und im Schlafzimmer beobachten sie mit großer Pünktlichkeit. Von Hoven übertrifft den Gegel an Lebhaftigkeit, welche er aber öfters aus Mangel der Einsicht zu Unvollkommenheiten anwendet; Dienstfertigkeit und Treue, aber zugleich auch Veränderlichkeit haben sie miteinander gemein.

Medizin und wurde Medizinalrat in Anspach, später in Nürnberg. Dem jüngern, Christoph August (1761—80), widmete Schiller bei seinem frühen Tode das Gedicht „Eine Leichenphantasie“. — Joseph Friedrich Grammont, geb. 1759, war später Professor der französischen Sprache am Gymnasium in Stuttgart; er starb nach 1816. Auf ihn beziehen sich die Rapporte S. 445 ff.

[1] Über von Hoven vgl. S. 425, Anm. 2. — Franz August Leopold Gegel (1760—1814), Sohn eines Hofrats, war später Baukassierer und Bauverwalter.

Nun habe ich, Durchlauchtigster Herzog, meine Mitbrüder so geschildert, als mir der Umgang mit ihnen und die wenige Beurteilungskraft verstattet haben. Ich habe nach meinem Gewissen gehandelt und würde wünschen, auch etwas zu derselben Glück beitragen zu können. Dürfte ich mich also unterstehen, meine Gedanken in das edle Herz meines gnädigsten Fürsten auszuschütten? Mit diesem Augenblick stelle ich mir den ganzen Umfang meines Glücks vor Augen, welches mir schon seit einigen Jahren entgegeneilt. Ich erblicke den Vater meiner Eltern vor mir, dem ich seine Gnade niemals vergelten kann. Ich erblicke ihn und seufze. Dieser Fürst, welcher meine Eltern in den Stand gesetzt hat, mir Gutes zu thun, dieser Fürst, durch welchen Gott seine Absicht mit mir erreichen wird, dieser Vater, welcher mich glücklich machen will, ist und muß mir viel schätzbarer als Eltern sein, welche unmittelbar von seiner Gnade abhangen. — Dürfte ich mich ihm mit meiner Entzückung nahen, die mir die Dankbarkeit auspreßt, dürfte ich die Worte erzählen, welche mir mein Vater anvertraute: „Sohn, bemühe dich, ihm zu gefallen, bemühe dich, daß er dich und deine Eltern nicht vergesse. Denke, daß von ihm dein Leben, deine Zufriedenheit, dein Glück abhängt, denke, daß ohne denselben deine Eltern unglücklich werden. Bete für sein Leben, daß er dir nicht mitten in dem Glanze deines Glücks entrissen werde."

So sprach er seufzend zu mir. Von jetzt an soll es mir ein Gesetz werden, das ich mit Verlust meines guten Gewissens niemals umstoßen könne. Nun beurteilen Sie mich, Durchlauchtigster Herzog, nach den Regeln der Religion! Sie werden mich öfters übereilend, öfters leichtsinnig finden; aber ist es dann notwendig, daß Vergehungen dasjenige umstoßen, was Vertrauen und Liebe zu Gott aufgebaut haben, und was ein von Natur empfindbares Herz sich zum Grundgesetz machte? Beurteilen Sie mich nach meinen eigenen Worten, ob ich Sie nicht liebe, nicht verehre, nicht anbete; oder sollte ich gar schwören, daß ich meinen Fürsten verehre? Ich kenne den Wert der Tugend noch nicht, aber ich empfinde ihn zu meiner Beschämung, ich empfinde ihn in den Handlungen meines Wohlthäters.

Sehen Sie mich, Durchlauchtigster Herzog, in der Mitte meiner Brüder, forschen Sie von ihnen selbst, wie ich mich bisher gegen dieselben aufgeführt habe! Sie werden mich eigensinnig, hitzig, ungeduldig hören müssen, doch werden dieselben Ihnen auch meine Aufrichtigkeit, meine Treue, mein gutes Herz rühmen. Aber, Durchlauchtigster Herzog, die schönen Gaben, die ich habe, habe ich bisher nicht so angewendet, als es mir meine Pflichten aufgelegt haben. Nun sehe ich mich von der Unzufriedenheit gedrückt, die ich verdiene; allein ich kann doch einigermaßen Entschuldigung finden; dann wann der Körper leidet, so leiden auch mit ihm die Kräfte der Seele, und der Wille wird durch Leibesschwachheiten öfters gehindert, in Erfüllung zu gehen. Ebenso habe ich Reinlichkeit am Körper bisher nicht so beobachtet, als es meine Schuldigkeit gewesen. Aber verzeihen Sie mir, Durchlauchtigster Herzog, diese Fehler, denken Sie an die Gnade zurück, die meine Eltern und ich selbst aus Ihrer Hand empfangen haben. Es ist Ihnen schon bekannt, gnädigster Herzog, mit wieviel Munterkeit ich die Wissenschaft der Rechte angenommen habe, es ist Ihnen bekannt, wie glücklich ich mich schätzen würde, wann ich durch dieselbe meinem Fürsten, meinem Vaterland dereinst dienen könnte; aber weit glücklicher würde ich mich halten, wann ich solches als Gottesgelehrter ausführen könnte. Jedoch hierin unterwerfe ich mich dem Willen meines weisesten Fürsten, bei dem mein ganzes Glück, alle meine Zufriedenheit steht.

Nun habe ich überlegt, wie unzufrieden man sein muß, wann man seine Pflichten vergißt, wie abscheulich die Folgen sind, wann man sich nicht bemüht, seine Schuldigkeit zu thun. Jetzund sehe ich eine fröhliche Reihe meiner Freunde vor mir, welche Belohnungen hoffen, und welche sie auch verdienen. Ich sehe einen Fürsten, welcher ihnen lächelt, ich sehe Vorgesetzte, welche ihnen mit Liebe und Hochachtung begegnen; mich selbst aber sehe ich hinter ihnen, verlassen, traurig, zitternd. — Sollte ich nun ungerührt bleiben, sollte ich zusehen, wie man mir dieselben vorzieht? Wofern ich noch ein Gefühl der Ehre empfinde, wofern ich noch Gnade — und Ungnade unterscheide, so will ich mich bemühen, fleißiger zu sein. Ja, ich will noch mehr thun, ich will nicht

ruhen, bis ich sie eingeholt, ich will nicht ruhen, bis ich sie übertroffen habe.

Aber, Durchlauchtigster Herzog, Sie sind es, dem ich zuwider gehandelt, Sie sind es, gegen welchen ich meine Pflichten gebrochen; und doch schweigen Sie, und doch drücken Sie mich nicht mit der Strafe, die ich billig fühlen sollte. Welche Großmut herrscht in Ihren Zügen, eine Großmut, welche mich Vergebung hoffen läßt! Ja, Durchlauchtigster Herzog, wofern Sie mir diesmal verzeihen, so werde ich von meiner Betrübnis, von meiner Unzufriedenheit, von meiner gerechten Unzufriedenheit frei, so werde ich aufgemuntert, mehr zu thun, als Gott und mein Fürst von mir begehren. Lassen Sie mich, Durchlauchtigster, vor Ihr Leben Weihrauch bringen, lassen Sie meine Eltern vor Ihnen niederknieen und Ihnen vor mein Glück danken; aber wie werden sie es thun können, da sie selbst unfähig sind, Ihnen vor ihr eigenes Glück dankbar zu sein? Lassen Sie mich zwischen mein Vaterland treten und mit demselben Ihnen, mein Vater, zurufen: „Er lebe!" Lassen Sie mich endlich seufzen, daß ich nicht danken kann!

---

2. Schulreden.

a. Rede über die Frage:

Gehört allzuviel Güte, Leutseligkeit und große Freigebigkeit im engsten Verstand zur Tugend?

Von Joh. Christ. Fried. Schiller, den 10. Jan. 1779.[1]

Durchlauchtigster Herzog!
Erlauchte Gräfin!

Gehört allzuviel Güte, Leutseligkeit und große Freigebigkeit im engsten Verstand zur Tugend? Dies ist die Frage, die nun zu beantworten mir gnädigst auferlegt ist. Ich freue mich des

---

[1] Geburtstag der Gräfin Franziska von Hohenheim. Die Rede steht unter 29 von den Verfassern eigenhändig geschriebenen Reden auf den 10. Januar 1779 in einem Prachtband, der im Besitz der Gräfin war und sich jetzt in Binsingen in Württemberg befindet. Vgl. Weltrich, S. 204.

erhabenen Gegenstands meiner Rede. Ich freue mich doppelt, der Tugend Lobredner zu sein im Tempel der Tugend.[1]

Nicht die schimmernde That vor dem Auge der Welt, nicht das stürmende Klatschen des Beifalls der Menge — die innere Quelle der That ist's, die zwischen Tugend und Untugend entscheidet. Liebe zur Glückseligkeit muß diese Quelle sein. Sie, diese Liebe ist es, die zwischen zwei Gegenneigungen den Ausschlag geben soll, sie, die alles, alles überwägen muß. Aber ihr ist der scharfsehende Verstand zum Führer gegeben. Der Verstand muß jede Neigung prüfen, ob sie zur Glückseligkeit leite. Der Verstand muß den Ausspruch thun, welche Neigung zu höherer, zu weiterumfassender Glückseligkeit leite. Der Verstand muß die Wahl der Seele bestimmen. Je heller also, je gewaltiger, je dringender die gegenseitige Neigung, desto höherer Verstand, desto höhere Liebe, desto höhere Tugend.

Ich sehe den erhabensten Geist, den je das Altertum gebar, dem nie dämmerte der Offenbarung Gottes ein blasser Widerstrahl; er hat den Giftbecher in der Hand — hier Liebe zum Leben, das mächtigste Drangsgefühl, das je eines Menschen Seele bestürmte, dort zum Pfade höherer Seligkeit ein zitternder Schein, ein eigner durch das Forschen seines Geistes einsam erschaffner Gedanke. Was wird Sokrates wählen? Das Weiseste. Itzt, o Weisheit, leite du seine entsetzliche Freiheit — Tod — Vergehen — Unsterblichkeit — Krone des Himmels — Versieglung — blutige, große, mächtige Versieglung seiner neuen Lehre! — Leite seine letzte entscheidende Freiheit, scharfsehender Verstand! — Entschieden — getrunken das Gift — Tod — Unsterblichkeit — seine Lehre mächtig versiegelt! — Höchster Kampf — höchster Verstand — erhabenste Liebe — erhabenste Tugend! Erhabner nichts unter hohem, bestirntem Himmel vollbracht!

Was ist also das Wesen der Tugend? Nichts anders als Liebe zur Glückseligkeit, geleitet durch den Verstand. Tugend ist das harmonische Band von Liebe und Weisheit.

[1] Die Feier fand in einem Saale statt, der durch allerhand Inschriften und Darstellungen zu einem „Tempel der Tugend" umgeschaffen war.

Und was anders, wenn ich hinaufstaune an das höchste Urbild der Tugend? Was war's, das den Weisesten leitete, eine Welt aus dem Chaos zu erheben? Unendliche Liebe! — Was war's, das den Liebenden leitete, der neugebornen Welt Ordnung und Wohlklang zu geben durch ewige, unwandelbare Gesetze? Unendliche Weisheit! — So ist also Liebe und Weisheit das Wesen Gottes in Beziehung auf seine Geschöpfe, Tugend ist Nachahmerin Gottes, Tugend ist das harmonische Band von Liebe und Weisheit.

Und was sagt von der Tugend der große Lehrer der Menschen? Sie ist Liebe zu Gott und den Menschen. Wer kann Gott lieben ohne Weisheit? Wer Menschen lieben ohne Verstand? Wiederum Tugend das harmonische Band von Liebe und Weisheit. So spricht der Gesetzgeber aus den Donnern von Sina! So der Gottmensch auf dem Tabor![1] So Religion, Sittenlehre, Philosophie und aller Weisen einstimmiger Mund!

Ich komme nun näher zu meiner Frage: Ist allzuviel Güte, Leutseligkeit und große Freigebigkeit Tugend im engsten Verstand? — Mich soll itzt die glänzende Außenseite prangender Thaten nicht verblenden; dringen will ich und forschen in ihre innerste Quelle, nach dem festgesetzten Begriff von Tugend will ich sie richten, auf dieser Wage will ich sie wägen.

Ich schaue in die Geschichte. Ich sehe den großen Julius das römische Volk mit Spielen belustigen, mit Geschenken und Gaben überschwemmen, ich sehe den Niedrigsten hoch herablächeln sein Aug'. Laut erhebt ihn der Mund des Pöbels, preist seinen Namen, stellt sein entweihendes Bild an den Altar der obersten Gottheit. Hat er tugendhaft gehandelt? — Er, den so hoch erhub der Thoren läppischer Mund — wie leicht wird der Weltherrscher dahinflattern auf der Wage der Gerechtigkeit Gottes, überwogen unendlich weit von einer — einer mitleidigen Thräne, in Hütten geweint! Herrschsucht war seine Neigung, Ehrgeiz die Quelle seiner That!

[1] Im Vorhergehenden ist an Christi Gebot der Liebe, namentlich in der Bergpredigt, gedacht. Danach scheint Schiller diese auf den Berg Tabor zu verlegen, der nach der Tradition (im Neuen Testament kommt sein Name nicht vor) vielmehr als Schauplatz der Verklärung gilt.

Ich dringe weiter in eben der Geschichte — ich sehe dich, o Augustus, der du den ersten Purpur wieder trägst! Die großen Geister deines Jahrhunderts lockst du mit kaiserlichen Belohnungen an deinen Thron, Rom feiert sein goldenes Alter unter deinem Zepter, Rom schimmert unter dir in blühender Jugend. — Herunter die Larve deiner Absichten! Roms Männerseelen willst du entnerven durch sanftes, wollüstiges Gefühl, daß nimmer sie erhüben zur Rettung des Vaterlands den furchtbaren Arm, willst prangen sehen deinen Namen im Liede deiner bestochenen Sänger, willst unsterblich werden mit den Unsterblichen!

Und dringe ich in die heilige Geschichte — was war der Grundtrieb, der den Sohn Davids beseelte, daß er in Jerusalems Thoren in die Umarmung der niedrigsten Bürger sank?[1] War dieses fürstliche Güte? — oder war es die Krone, die ihm fernher ums Haupt schimmerte, der Durst nach Herrschaft, der ihn zwang und drang, unter die Stufe seiner Hoheit zu sinken, daß er über dieselbe sich emporschwingen möchte?

Soll ich ferner forschen oder mit ewigem Schleier bedecken diese schändliche Szene? — Hier also war Güte die Larve des in der Tiefe der Seele laurenden Lasters. Aber verlarvtes Laster ist greulicher im Auge des großen Kenners im Himmel als das, so wie Ravaillacs Königsmord oder Catilinas Mordbrennerei in seiner Schande vor dem Auge der Menschen steht. Hier war die Güte mit Weisheit, aber nicht mit Liebe im Bund. Tugend ist das harmonische Band von Liebe und Weisheit.

Aber allzuviel Güte und Leutseligkeit hat dich, o Weisheit, nicht zur Wegweiserin gehabt. Der Weise ist gütig, aber kein Verschwender. Der Weise ist leutselig, aber er behauptet seine Würde. Verschwendung beglückt nicht. Allzuviel Leutseligkeit beglückt nicht. Güte mit Weisheit, Leutseligkeit mit Verstand, diese allein beglücken den Bruder. Und seh' ich an das größeste Urbild der Tugend, der Güte — mit welcher Weisheit und Mäßigung

[1] Vgl. 2. Sam. 15, 2 ff.: „Und Absalom machte sich auf und trat an den Weg bei dem Thore . . . Und wenn jemand sich zu ihm that, daß er ihn wollte anbeten, so reckte er seine Hand aus und ergriff ihn und küssete ihn."

hat nicht die höchste Güte ihre Wohlthaten ausgespendet! — Siehe an die große, herrliche Haushaltung der Natur! Ich will schweigen. Und von der Leutseligkeit — siehe an das große Urbild der Herablassung! (Leutseligkeit ist beim Unendlichen Herablassung.) Hält nicht des Ewigen Majestät auch den erhabensten Menschengeist, den je ein Körper umgab, in heiliger Nacht zurück? Siehe an die heilige Bücher! Frage dich selbst! Ich will schweigen. Dieses Urbild nachahmen, ist Tugend. Allzu große Güte und Leutseligkeit ist nicht Nachahmung Gottes, nicht Tugend. Sie ist mit Liebe, aber nicht mit Weisheit im Bund. Tugend ist das harmonische Band von Liebe und Weisheit.

Die Frage noch auf der dritten Seite beantwortet! Ein Wort noch vom Kampfe der Seele! Die schönste That ohne Kampf begangen, hat gar geringen Wert gegen derjenigen[1], die durch großen Kampf errungen ist. Ich frage also: hat den Allzugütigen seine That Kampf gekostet? War es ein Reicher, der des Glückes Güter im Übermaß besitzt, dem sein kraftloses Leibesgebäude noch Leidenschaften versagte, so war ja keine Sorge des Darbens, war ja keine Begierde nach mehrerem vorhanden, der Neigung, wohlzuthun, das Gegengewicht zu halten. So hat sie ja nicht kämpfen dürfen. So darf sie auch nicht triumphieren — ferne von ihr der glorreiche Name Tugend!

Und der Allzuleutselige — hat jener Große dort, der seinen Adel, seine Hoheit von sich legt und zum gemeinen Mann vertraulich sich gesellt, hat er, frage ich, Seelenadel? Oder fleußt seine Denkart mit dieses Gesinnungen zusammen? So ist ja wiederum das Gefühl eigner innerer Erhabenheit nicht da, der Leutseligkeit des Großen das Gegengewicht zu halten. So hat sie nicht gekämpft. So darf sie nicht triumphieren. Fern auch von dieser der glorreiche Name Tugend! Würde dieser Große mit der pöbelhaften Seele heute noch ein Gefühl eigener geistiger Hoheit erlangen — wer mag bestimmen, ob nicht diese seine Leutseligkeit in schwellenden Stolz ausarten würde?

[1] „Gegen" mit dem Dativ, wie z. B. bei Lessing, „Dramaturgie", St. 30: „Medea ist gegen ihr tugendhaft und liebenswürdig".

So ist demnach allzuviel Güte und Leutseligkeit und große Freigebigkeit das harmonische Band von Liebe und Weisheit nicht, so hat sie keinen Kampf gekostet, so hat sie die Menschen nicht bestmöglich glücklich gemacht, so hat sie Gott nicht nachgeahmt. Ich verwerfe sie ganz — sie ist nicht Tugend. Dies ist ein Satz von großem Gewicht, mancher mißkannter That eine Krone zu geben oder zu nehmen. So wird mancher, dem der tobende Lobspruch der Menge, dem der Afterglanz seiner That von Belohnungen träumen ließ — ha! wie so einsam, wie so hingeschauert dastehn am großen Gericht! Wir Menschen richten bloß die Außenseite der That, wir messen nach den Folgen allein. Aber wie anders gestaltet sie sich vor jenem Richter, der den Gedanken, eh' er geboren war, sah, und eh' er vollbracht war, belohnte oder verdammte!

„— Wie krümmen vor dem der Tugenden höchste
Sich ins kleine! Wie fleugt ihr Wesen verstäubt in die Luft aus!
Einige werden belohnt — die meisten werden vergeben!“[1]

Sie, die echte Tugend des Weisen, wanket ihm nicht, fliehet ihn nicht, höhnet ihn nicht. Ihm ist sie ein mächtiger Harnisch, gegentrotzend den Donnern des Himmels, ein gewaltiger Schirm, wenn zu Trümmern gehen die Himmel, wenn die Scheintugend, wie vor dem Winde Spreu, hinwegflattert.

„Große Wonne ist es, vor Gott gelebt zu haben,
Gute Thaten um sich in vollen Scharen
Zu erblicken! Sie folgen
Alle nach in das ernste Gericht!“[2]

Wo eine herrliche That je zur Glückseligkeit der Menschen von Menschen unternommen, je mit mehr Liebe erdacht, je mit mehr Weisheit vollendet — wo je eine mehr Nachahmung Gottes, wo also eine höhere, tugendhaftere That als die Bildung der

---

[1] Aus Klopstocks „Messias“, VII, 421. Eine Lieblingsstelle Schillers; vgl. Bd. IX, S. 166.

[2] Aus Klopstocks Ode „Für den König“, in einzelnen Worten etwas ungenau citiert.

Jugend? Diese ist mehr denn Schar. Auch diese, Durchlauchtigster Herzog, folgt nach in das ernste Gericht!

Was ist also die Krone der Tugend, was ihr schönster, herrlichster Schmuck? Du, o Liebe, Erstgeborne des Himmels, schönste, herrlichste im Angesicht Gottes! Beuge dich nieder, blühende, jauchzende Natur! beuge dich nieder, o Mensch! beuge dich, Seraph am Thron! Durch die Liebe seid ihr hervorgegangen, durch die Liebe blühet ihr, jauchzet ihr, pranget ihr! Durch die Liebe! Beuget euch vor der Liebe!

Und du, gleichen Adels mit ihr, gleich ewig im Unendlichen mit ihr, Weisheit, schönste Gespielin der Liebe, die du bist das Hauchen der göttlichen Kraft! Weisheit, dich bet' ich an, dich bet' ich an! Dich bet' ich ewig an! Beuge dich nieder, große, unendliche Natur! Durch die Weisheit bist du so meisterhaft zusammengefüget. Durch sie lebt dein ewiges Uhrwerk. Durch sie klingen melodisch zusammen deine tausend zitternde Saiten. Beuge dich nieder, o Mensch, erkenne die Würde der Weisheit! Durch sie umfassest du das Meisterwerk Gottes! durch sie durchdringet dein gottgeadelter Geist des Schöpfers großherrlichen Plan, durch sie ahmest du den Fürchterlichherrlichen nach. Beuge dich nieder! Erkenne die Würde der Weisheit! Betet an vor der Weisheit! Betet an vor der Liebe und Weisheit! Tugend ist das harmonische Band von Liebe und Weisheit. Betet an vor der Tugend!

Du, o Tugend, schön strahlst du in des Menschen Seele! Großen Lohn gibst du deinen Lieblingen. Groß ist ihr Schimmer, groß ihr Ruhm bei Gott und den Menschen. So Markus Aurelius, der größte unter den Fürsten der Vergangenheit, das Muster der Herrscher. Er war der weiseste und sparsamste Verwalter seiner Güter. Er hat dir, o Göttin der Wohlthätigkeit, einen Tempel errichtet. Dir, weil er am meisten verstund, dir zu dienen. Und (wenn ich aus dem toten Schutt des barbarischen Heidentums eine That emporheben darf, die von wenigen des lichten Jahrtausends übertroffen wird) „Kathmors Seele war wie der Strahl des Himmels. Hoch an Athas Strande stiegen seine Türme gen Himmel. An jedem Turm sieben Hallen, an

jeder Halle ein Gebieter, und lud zum Gastmahle Kathmors. Aber Kathmor verbarg sich tief in den Wald, die Stimme des Lobs nicht zu hören."[1]

Aber was soll ich noch lange Geschichte voriger Zeiten durchirren, Muster edler Güte und Leutseligkeit aus den verwehten Trümmern des Altertums hervorzuheben?

Durchlauchtigster Herzog!

Nicht mit der schamrot machenden Heuchelrede kriechender Schmeichelei (Ihre Söhne haben nicht schmeicheln gelernt) — nein, mit der offnen Stirne der Wahrheit kann ich auftreten und sagen:

Sie ist's, die liebenswürdige Freundin Karls — sie, die Menschenfreundin, sie, unser aller besondere Freundin! Mutter! Franziska! Nicht den prangenden Hof, die Großen Karls nicht, nicht meine hier versammelten Freunde, die alle, glühend vor Dankbarkeit, den Wink erwarten, in ein strömendes Lob auszubrechen — nein! die Armen in den Hütten rufe ich jetzt auf — Thränen in ihren Augen — Franziska! — Thränen der Dankbarkeit und Freude; im Herzen dieser Unschuldigen wird Franziskens Andenken herrlicher gefeiert als durch die Pracht dieser Versammlung. Wenn dann der größeste Kenner und Freund der Tugend Tugend belohnt? Karl — wo hat ihn je der Schein geschminkter Tugend geblendet? — Karl feiert das Fest von Franziska! — Wer ist größer, der so Tugend ausübt — oder der sie belohnet? Beides Nachahmung der Gottheit — ich schweige — aber ich sehe, ich sehe schon die Söhne der kommenden Jahre, ich sehe sie neidisch über uns sein, ich sehe sie an diesem und noch einem Feste versammelt, ich sehe sie irren in den Grabmälern ihrer Voreltern; sie suchen — suchen — „Wo ist Karl, Wirtembergs trefflicher Karl? Wo ist Franziska, die Freundin der Menschen?"

---

[1] „Ossian" von Denis, Wien 1768, I, 14.

b. Die Tugend in ihren Folgen betrachtet.

Rede zur Feier des Geburtsfestes der Frau Reichsgräfin von Hohenheim, auf gnädigsten Befehl Seiner Herzoglichen Durchlaucht verfertigt vom Eleve Schiller.[1]

Durchlauchtigster Herzog!
Erlauchte Gräfin!

Wenn je etwas ist, das ein jugendliches Herz mit Liebe zur Tugend erwärmen kann, so ist es gewiß die Aussicht in ihre erhabenen Folgen. Jedes fühlende Gemüt wird mit brennendem Eifer der Göttlichen sich weihen, wenn es einmal mit voller Überzeugung weiß, daß nur Vollkommenheit, nur Glückseligkeit ihre Folgen sind. Denn wonach ringt die Seele des Jünglings als nach diesem einigen Ziele, wenn sie den großen Gedanken denkt, daß nur Tugend den Menschen zum Abglanz der unendlichen Gottheit macht? Denn wonach schmachtet die Seele des Jünglings als nach diesem nie zu umfassenden Urbild? — Es ist also die Frage: Wie ist die Tugend, in ihren Folgen betrachtet? desjenigen vollkommen würdig, der, ein Vater in der Mitte einer jauchzenden Jugend, den göttlichen Wunsch äußerte: „O daß ich alle glücklich machen könnte!" — vollkommen würdig, an diesem Freundschaftsfeste feierlich beantwortet zu werden.

Erlauchte Gräfin!

Wenn wir uns den Menschen als einen Bürger des großen Weltsystems denken, so können wir den Wert seiner Handlungen nach nichts besser bestimmen als nach dem Einfluß, den sie auf die Vollkommenheit dieses Systems haben. Wenn wir noch weiter gehen, wenn wir finden, daß alle Räder, alle treibenden Kräfte des großen Systems nur darum so innig ineinandergreifen, nur darum so harmonisch zusammenstimmen, damit der geistige Teil der Schöpfung dadurch vollkommener werde, der empfindende angenehmer, stärker empfinde, der denkende höher, umfassender

[1] Vgl. „Schwäbisches Magazin" (von Haug), 1780, S. 53: „Herr Schiller, ein geschickter Zögling der Militär-Akademie, hat am 10. Januar in dem Examinationssaal vor dem durchlauchtigsten Herzog und Hof eine öffentliche teutsche Rede gehalten: Von den Folgen der Tugend." — Zuerst veröffentlicht durch Freiherrn von Böhnen: „Schillers erste, bis jetzt unbekannte Jugendschrift". 1839.

denke: so können wir jede moralische Handlung nur nach dem Maße schätzen oder verdammen, nach welchem sie mehr oder weniger zur Vollkommenheit der geistigen Wesen mitgewirkt hat. Ja, wenn wir dann noch höher hinaufsteigen, wenn wir finden, daß alle Vollkommenheit der geistigen Wesen die Nachahmung, das Wohlgefallen, die Verherrlichung der Gottheit zum äußersten Ziele hat: so muß diese Gleichheit, diese Übereinstimmung mit den Eigenschaften der Gottheit, dieses ihr Wohlgefallen, diese ihre Verherrlichung der Maßstab aller moralischen Handlungen sein. Jedwede Handlung eines Geistes also, jedweder Gedanke, ja, ich darf sagen, jedwede Empfindung macht sich des herrlichen, ehrenvollen Namens von Tugend würdig, wenn sie die Vollkommenheit der Geister zum Zwecke hat, wenn sie mit dem Wesen des Unendlichen übereinstimmt, mit seinen Absichten harmonisch geht, wenn sie seine Größe verherrlicht. Jedwede im Gegenteil macht sich des schändenden Namens von Laster schuldig, wenn sie die Geister unvollkommener macht, wenn sie mit den Eigenschaften des höchsten Wesens mißlautet, wenn sie seine Absichten verfehlt. Vollkommenheit der Geisterwelt wäre also die erste Folge der Tugend.

Noch herrscht ferner ein ewiges Gesetz in der empfindenden und denkenden Natur, daß nämlich Vollkommenheit des Ganzen mit der Glückseligkeit des einzelnen Wesens im innigsten Bunde stehe. Kraft dieses Gesetzes wird uns das allezeit ergötzen, was das Ganze vollkommener, das allezeit schmerzen müssen, was das Ganze unvollkommener macht. So zieht also jene allgemeine Folge der Tugend, Glückseligkeit des Ganzen, eine zweite und innere nach sich: Glückseligkeit des einzelnen Wesens, das tugendhaft handelt.

Dies alles kurz zusammengefaßt, können wir sagen: derjenige Zustand eines denkenden Geistes, durch welchen er am fähigsten wird, Geister vollkommener zu machen und durch Vervollkommnung derselben selbst glückselig zu sein, dieser Zustand wäre die Tugend. — Und worin wird nun dieser Zustand bestehen? Diese Frage unwidersprechlich bestimmt zu beantworten, müßte mein Auge in die verworrensten Tiefen der menschlichen Seele gedrungen sein, müßte mein Verstand alle Gedanken der Menschen umfaßt und vereiniget haben. Beinahe ein jeglicher Philo-

soph — ja, was sag' ich? jeder denkende Geist schafft sich aus seinem eigenen Gedankensystem ein eigenes Gebäude von Tugend und Laster, und obschon alle nur einem Zwecke entgegenarbeiten, so sind sie doch in Bestimmung desjenigen Zustandes, durch welchen sie ihn erreichen sollen, unendlich geteilt.

Werd' ich wohl jedes noch wankende System von Tugend vollends zu Boden stürzen, werd' ich ihr wohl ihren festen, ewigen Charakter anerschaffen, wenn ich sie mit den größten Weisen dieses Jahrhunderts[1] weises Wohlwollen heiße?

Ein weiser, wohlwollender Geist also macht die Geisterwelt vollkommener, glücklicher: dies sind die äußern Folgen der Tugend. Er macht sich selbst vollkommener, glücklicher: dies sind die innern Folgen der Tugend.

Und diese zwei Standpunkte sind es, aus denen ich nun die mir gnädigst aufgegebene Frage zu entwickeln suchen werde.

I. Folgen der Tugend auf das Ganze.

Nicht geringer als die allwirkende Kraft der Anziehung in der Körperwelt, die Welten um Welten wendet und Sonnen in ewigen Ketten hält, nicht geringer, sag' ich, ist in der Geisterwelt das Band der allgemeinen Liebe.[2] Liebe ist es, die Seelen an Seelen fesselt; Liebe ist es, die den unendlichen Schöpfer zum endlichen Geschöpfe herunterneigt, das endliche Geschöpf hinaufhebt zum unendlichen Schöpfer; Liebe ist es, die aus der grenzenlosen Geisterwelt eine einzige Familie und so viele Myriaden Geister zu so viel Söhnen eines allliebenden Vaters macht. Liebe ist der zweite Lebensodem in der Schöpfung, Liebe das große Band des Zusammenhangs aller denkenden Naturen. Würde die Liebe im Umkreis der Schöpfung ersterben — wie bald, wie bald würde das Band der Wesen zerrissen sein, wie bald das unermeßliche Geisterreich in anarchischem Aufruhr dahintoben, ebenso als die ganze Grundlage der Körperwelt zusammenstürzen, als alle Räder der Natur einen ewigen Stillstand halten würden, wenn das mächtige Gesetz der Anziehung aufgehoben worden wäre.

[1] Gedacht ist an die schottischen Moralphilosophen, deren Lehren den Zöglingen der Militärakademie vertraut waren, vor allen an Adam Ferguson (1723—1816).

[2] Vgl. zu diesem ganzen Absatz das Gedicht „Phantasie an Laura", Bd. I, S. 18.

Dieses allgemeinen Geisterzusammenhangs erste Folgen sind gegenseitige Ausbildung der Seelenfähigkeiten, Ergänzung, Erweiterung, Verfeinerung der Begriffe, Richtung des Willens nach dem Vollkommenen. So kann die Wissenschaft des einen in die Seele des andern fließen, so kann der rohe Gedanke des einen durch die schärfere Denkkraft des andern verfeinert werden. So kann ein doppelter Verstand das zur Reife bringen, was einem einfachen undurchdringlich war. So kann das jugendliche Feuer eines brausenden Geistes durch den bedachtsamern Ernst des reifern Mannes milder und mäßiger werden. So kann der ersterbende Trieb zur Tugend in diesem durch die wärmere Tugendliebe in jenem in neue Flammen auflodern. So kann sich Seele in Seele spiegeln, so der Schöpfer selbst sein großes Bild in menschliche Seelen zurückwerfen. So kann Wonne des Freundes in die Seele des Freundes hinüberjauchzen. — Vollkommenheit der höhern Geisteskraft wäre also die erste Folge dieses Zusammenhangs. Dieser Zusammenhang ist die Folge der Liebe.

Groß also sind die Folgen der Liebe. Die ganze Sphäre der Geister ist ihr unendlicher Kreis. Aber wenn es auch nicht die ganze Sphäre der Geister ist, so kann sie doch thätig sein in einer kleinen und durch diese kleine rückwärts thätig in die große, in die unendliche. Die Liebe, die den Vater an den Sohn, den Sohn an den Vater fesselt, die einen Weisen zum Lehrer eines vielleicht verlassenen Jünglings macht, kann mächtig wirken auf die Harmonie des Ganzen.

Wenn sie in dem Jüngling einen Antonin, einen Trajan auf den Thron setzt oder an den Ufern des Eurotas einen Lykurg erschafft, wenn sie aus dem Sohn einen Montesquieu, einen Gellert, einen Haller, einen Addison bildet, so kann sie das ganze Menschengeschlecht — ja, was sag' ich? — eine ganze Kette von Menschengeschlechtern mit dem Lichte der Wahrheit erleuchten und näher rücken ihrem erhabenen Ziel (denn vielleicht führt Gellerts Moral und Addisons[1] Beispiel noch in künftigen Jahrhunderten

[1] Joseph Addison (1672—1719), bekannt durch seine moralischen Aufsätze im „Spectator"; unter seinen Schriften ist die berühmteste „Evidence of the christian religion".

irrende Seelen zur Wahrheit zurück). — Aber ebenso leicht kann das Laster eines einzigen in tausend unverwahrte Seelen sein süßes Gift einhauchen. So kann es eine Kette von Menschenaltern, ferne von ihrer hohen Bestimmung, in das alte barbarische Dunkel tierischer Wildheit zurückstoßen. So hat sich der unvollkommene Geist eines Lamettrie[1], eines Voltaire auf den Ruinen tausend verunglückter Geister eine Schandsäule aufgerichtet, ihres Frevels unsterbliches Denkmal!

Aber noch einmal wollen wir jene fruchtbare Wahrheit zurückrufen, noch einmal vor unsere Seele stellen: daß nämlich ein vollkommener Geist eine ganze Geisterwelt vollkommener machen könne. — Meine Freunde! welche Sonne rückt vor meine staunende Seele! Sehe ich nicht ein Gewimmel von Menschengeschlechtern sich zu dem Grabmal eines Fürsten (ach, eines Fürsten, den ich Vater nennen darf) hinzudrängen, seh' ich sie nicht weinen, jauchzen, beten über dem Grabmal des Herrlichen? Was? eine Welt auf dem Grabmal eines einzigen? Tausend — Millionen segnen einen einzigen? Er allein war's, meine Freunde, der eine bildungslose Jugend aus allen Gegenden der Welt in seine väterlichen Arme rief, der Strahlen der Weisheit in tausend jugendliche Seelen goß, der jeder Sphäre von Erkenntnis tüchtige Männer erschuf, der, wenn von diesen Tausenden nur zehn das große Siegel ihres Erziehers nicht verleugnen, der Menschheit dereinst neue Solone, neue Platone aufstellen wird. Und wenn ein einziger vollkommener Geist einen so großen Schauplatz der Wirkung hat, wie weit hat nicht der große Menschenbildner durch seine gebildete Jugend in die Harmonie des Ganzen hineingewirkt! Er allein, weil er immer tugendhafter zu werden sucht, er allein, weil er ein Nachahmer der Gottheit auf Erden ist. — Allmächtige Tugend, die du dich in den Busen des Fürsten niederließest und von hier aus die Herzen der Menschen angelst, durch dieses einzige Fürstenherz hast du dir eine Welt unterworfen!

Und wenn nun dieser große Freund der Tugend zu seinem erhabenen Werk sich eine Gehülfin erwählte, wenn die sanfte

[1] Julien de Lamettrie (1709—51), bekannter Schriftsteller der französischen Aufklärung. Sein berüchtigtstes Werk „L'homme machine".

Teilnehmung dieser vortrefflichen Freundin seine Freuden würzt und erhöht, seine Leiden (denn auch die Großen, auch die Vortrefflichsten unter den Großen haben ihre Leiden, weil sie Menschen sind) seine Leiden, sag' ich, sympathievoll mit ihm duldet, seinen Schmerzen den Stachel nimmt, wenn sie, die aufmerksame Hörerin seiner Lehren, ihre Tugend mit der Tugend ihres erhabenen Freundes zur Glückseligkeit der Menschen vereinigt, wenn sie — steigt hier nicht jede Brust? Glüht nicht das Feuer der Freude aus jedem Antlitz empor? Schweben nicht zwei heilige Namen auf allen bebenden Lippen?

Thränen des Danks auf Ihre Asche, mein Vater; Thränen des Danks auf Ihre Asche, beste Freundin des Vaters!

II. Folgen der Tugend auf den Tugendhaften selbst.

Dies sind die Folgen der Tugend auf die Vollkommenheit des Ganzen. Aber sie allein sind es noch nicht, die den Begriff von Tugend erschöpfen. Zwar rauschen sie dem Ohr mächtig entgegen, zwar strahlt ihr blendender Schimmer in jegliches Aug', aber eben darum werden sie nicht selten vom stumpfen Auge des Pöbels mit dem Flittergolde unwürdiger Thaten verwechselt. Auch aus ungeweihtem Boden, aus unheiligen Herzen kann Glückseligkeit des Ganzen emporkeimen; denn die weiseste Vorsehung ist ebenso mächtig, das Laster eines einzigen in die Glückseligkeit der Welt enden zu lassen, als sie diese durch Tugend glücklich machen kann.

Es folgt also aus dem Wesen der Tugend selbst, daß sie im Herzen des Tugendhaften innere Folgen zurücklasse, innere Folgen, die, wenn sie auch dem Auge der Menschen entfliehen, dennoch vor jenem durchdringenden Auge einer höhern Weisheit in heller Erhabenheit stehen; innere Folgen, die jenen Eroberer fliehen würden, wenn er ebenso leicht mit fliegenden Siegen von Welten zu Welten gegangen wäre, als er über den Indus gegangen ist; die den Weisen glückselig machten, wenn er auch in bodenlosen Kerkern schmachtete. Wäre die Tugend nicht von diesen innern Folgen — Vorgefühlen des Himmels — begleitet: wie wenige würden ihr heiliges Bild anbeten! Wäre das Laster nicht

von jenen stummen Schauern der Hölle begleitet — wie leicht würde der zauberische Taumeltrank seiner Vergnügen alle Herzen dahinreißen! Und was sind nun diese innern Folgen der Tugend? Jede tugendsame Seele wird hierin meiner Antwort zuvorkommen, jede im stillen bei sich empfinden, daß sie nichts anders als Ruhe der Seele in allen Stürmen des Schicksals, Stärke des Geistes in allen Auftritten des Jammers, Selbstgewißheit in allen Zweifeln der Finsternis, daß sie, wenn ich es kurz sagen soll, ein gleicher und unerschütterter Charakter gegen alle Vorfälle des menschlichen Lebens sei, der jeden Schmerz stumpf, jedes Vergnügen doppelt empfindlich macht, der einen Regulus den Schrecknissen eines barbarischen Todes heiter entgegenführt, wenn die Cäsare unter blutig errungenen Diademen zittern, der einen Seneca jeden Tropfen seines dahinrinnenden Lebens ruhig zählen läßt, wenn Gewissensmartern den Tyrannen bis unter die Hülle des Purpurs verfolgen, der selbst auf dem einstürzenden Holzstoß den Weisen Indiens nicht verläßt, wenn europäischer Mut bei schwachen Fieberschauern dahinsinkt; der blühende Paradiese ihm zeigt, wenn seine Augen im Tode nun dahinstarren und Erd' und Himmel vor ihm schwinden in Nacht und Seele und Leib im feierlichen Bruche sich losreißen, — ja, der ihn dereinst in den Schrecken jenes furchtbaren Tages nicht verlassen wird, wenn unter Domitianen irdische Throne schwanken, wenn jede Empfindung — denn keine wird sich dem Aug' des Rächers entstehlen — als eine drohende Zeugin wider den Gottlosen sich erheben — wenn, ach! vielleicht ein einziger nicht erstickter Gedanke zwischen Tod und Himmel entscheiden wird. In diesem Augenblicke des Entsetzens wird dem Tugendsamen der Donnerton des Gerichts Jubellied sein, die Stimme des Weltrichters Stimme des rufenden Vaters; jetzt wird sein Auge glänzen im ewigen Strahle, wenn auf des Frevlers Auge ewiges Dunkel sinkt.

So groß, so selig, so unaussprechlich selig, meine Freunde, sind die innern Folgen der Tugend. Dieses Gefühl, eine Welt um sich beglückt — dieses Gefühl, einige Strahlenzüge der Gottheit getroffen zu haben — dieses Gefühl, über alle Lobsprüche erhaben zu sein — dieses Gefühl —

Erlauchte Gräfin!

Irdische Belohnungen vergehen, sterbliche Kronen flattern dahin, die erhabensten Jubellieder verhallen über dem Sarge. — Aber diese Ruhe der Seele, Franziska, diese himmlische Heiterkeit, jetzt ausgegossen über Ihr Angesicht, laut, laut verkündet sie mir unendliche innere Belohnung der Tugend. — Eine einzige fallende Thräne der Wonne, Franziska, eine einzige gleich einer Welt — Franziska verdient, sie zu weinen![1]

---

3. Medizinische Tagesrapporte.

a. Beobachtungen bei der Leichenöffnung des Eleve Hillers.[2]

Die Leiche war sehr abgezehrt, aber nicht erstarret. Vom Aufliegen hatte er eine Entzündung.

Als man die Brust öffnete, floß eine große Menge gelblichten Blutwassers heraus.

Das Netz, so sehr gering war, schien wie brandig, doch hatte es den faulen Geruch nicht.

Der Magen, die Gedärme waren natürlich, nur die großen waren teils aufgeblasen. Würmer fühlte man von außen keine. Von innen wurden sie nicht untersucht, weil es die Zeit nicht erlaubte.

Das Gekrös enthielt eine gelblichte Zähigkeit und schien äußerlich von stockendem Blute bleifärbig. Keine Verhärtungen ließen sich in den Drüsen desselben bemerken. Die große Magendrüse aber war ziemlich verhärtet.

Die Leber war an der untern Fläche schwarzblau. An der obern blau und rot marmorieret. Sie war sehr voll Blutes. Sonst zeigte sich nichts Widernatürliches an derselben. Die Gallenblase war voll Galle. Die Milz und die Nieren waren mit dem linken Grimmdarmgekröse verwachsen. Sonst ganz gesund. Die Harnblase war ganz angefüllt.

---

[1] Nach Klopstock, „Messias", VII, 425: „Eine der redlichen Thränen des Mitleids [ist] einer Welt gleich! Verdiene du, sie zu weinen!"

[2] Johann Christian Hiller, geb. 1761, starb als Zögling der Akademie am 10. Oktober 1778.

Bei Eröffnung der Brusthöhle floß ebenso gelbliches Blutwasser heraus. Die rechte Lunge war an das Brustfell angewachsen.

Die linke Lunge war kleiner als die rechte und schien von widernatürlich großem Herzbeutel verdrungen.

Der Herzbeutel selbst wurde kaum geöffnet, so floß eine große Menge des Blutwassers hervor, die Haut des Beutels war besonders dick, aber verhältnisweise nicht so dicht. Die innere Fläche, die sonst glatt ist, war durch eine Fettsubstanz mit dem Herzen, besonders mit dessen unterer Fläche verwachsen. Diese Fettsubstanz überzog das ganze Herz und war an vielen Stellen, hauptsächlich unten, sehr dick. Sie war durch beträchtliche Fortsätze und Bänder mit dem Herzbeutel verbunden. Im Herzen selbst war kein organischer Fehler zugegen, und es beweist noch nichts, daß seine Fleischmasse so gar gering war, indem sich bei der allgemeinen Abzehrung aller Muskeln nichts anders erwarten läßt. Auch in seinen Höhlen ist nicht das mindeste sonderbar bemerkt worden, und die Ursache des Todes scheint mehr außer dem Herzen als von dem Herzen hergeleitet werden zu können.

Die Lungen waren hin und wieder entzündet und mit kleinen harten Körnern durchsät. An der obern Hälfte der linken Lunge war etwas Eiterartiges.

Das Haupt ist nicht geöffnet worden.

Stuttgart, den 10. Oktober 1778.

Schiller.

---

b. Über die Krankheits-Umstände des Eleven Grammonts[1], so wie solche den 26. Juni beobachtet wurden.

Auf den gnädigsten Befehl, ein wachsames Aug' auf die Leiden und Äußerungen meines Freundes zu haben, wage ich es,

[1] Der mit Schiller befreundete Zögling Grammont aus Mömpelgart (vgl. S 425, Anm. 2) litt an tiefgehender Melancholie, und Schiller hatte ihn, als er am 11. Juni 1780 mit verstörter Miene einen Schlaftrunk von ihm forderte, zu dem Geständnis gebracht, daß er an Selbstmord denke. Er suchte ihn so viel als möglich zu beruhigen, veranlaßte seine Unterbringung im Krankenzimmer und bewirkte durch einen schonenden Wink, den er dem Obersten von Seeger, als Intendanten der Militärakademie, zukommen ließ, daß er den amtlichen Auftrag erhielt, den Kranken im Auge zu behalten. Die acht Rapporte, an Seeger gerichtet, bezeugen die gewissenhafte und umsichtige Ausführung dieses Auftrags.

ein kurzes Bild seiner Krankheit zu entwerfen, soweit mir die mir gnädigst gemachte Gelegenheit und der bisherige genaue Umgang, den ich mit ihm genossen, Aufschluß darin gegeben hat.

Die ganze Krankheit ist meinen Begriffen nach nichts anders als eine wahre Hypochondrie, derjenige unglückliche Zustand eines Menschen, in welchem er das bedaurenswürdige Opfer der genauen Sympathie zwischen dem Unterleib und der Seele ist, die Krankheit tiefdenkender, tiefempfindender Geister und der meisten großen Gelehrten. Das genaue Band zwischen Körper und Seele macht es unendlich schwer, die erste Quelle des Übels ausfindig zu machen, ob es zuerst im Körper oder in der Seele zu suchen sei.

Pietistische Schwärmerei schien den Grund zum ganzen nachfolgenden Übel gelegt zu haben. Sie schärfte sein Gewissen und machte ihn gegen alle Gegenstände von Tugend und Religion äußerst empfindlich und verwirrte seine Begriffe. Das Studium der Metaphysik machte ihm zuletzt alle Wahrheit verdächtig und riß ihn zum andern Extremo über, so daß er, der die Religion vorhero übertrieben hatte, durch skeptische Grübeleien nicht selten dahin gebracht wurde, an ihren Grundpfeilern zu zweifeln.

Diese schwankende Ungewißheit der wichtigsten Wahrheiten ertrug sein vortreffliches Herz nicht. Er strebte nach Überzeugung, aber verirrte auf einen falschen Weg, da er sie suchen wollte, versank in die finstersten Zweifel, verzweifelte an der Glückseligkeit, an der Gottheit und glaubte sich den unglückseligsten Menschen auf Erden. Alles dies hab' ich in häufigen Wortwechseln aus ihm herausgebracht, da er mir von seinem Zustand niemal nichts verschwiegen hat.

Mit dieser Unordnung seiner Begriffe verband sich nach und nach eine körperliche Zerrüttung (ich getraue mir nicht zu bestimmen, ob ein organischer Fehler im Unterleib zum Grund liegt). Es folgten Fehler im Verdauungsgeschäfte, Mattigkeit und Kopfschmerzen, welche, so wie sie Wirkungen eines zerrütteten Seelenzustands waren, hinwiederum diesen Zustand rückwärts verschlimmerten.

Auf diese Art war der Weg zu der fürchterlichen Melancholie gebahnt, in die er einige Wochen versank. Es ist Verzweiflung

an seiner eignen Kraft — er sagte oftmals zu mir, er sei kein Mensch, denn er könne nicht denken, er sähe nicht ein, warum er leben sollte, da er ohne alle Absicht lebe, und dergl. mehr. Diese Äußerungen schienen wirklich gefährlich, da sie tiefere Wurzeln hatten und Geburten eines denkenden, spekulativen, gar nicht aber leichtsinnigen Kopfes waren, welchen Fehler er gewiß nicht hat. Er sahe die Zerstörung ein, in die er geraten war, und schrieb sie äußern Verhältnissen und Einschränkungen zu, weswegen er auch ein großes Verlangen hatte, außerhalb der Akademie, in der Ruhe des Landlebens, seinen Geist zu besänftigen und neue Kräfte zu Erforschung der Wahrheit zu sammeln. Mit einer tiefen Heftigkeit, die seinem Charakter eigen ist, warf er sich auf diesen Gedanken, und er füllte seine ganze Seele. Er zweifelte nicht an der Erfüllung und sprach, wie mit Zuverlässigkeit, von dem neuen Plan seines Lebens. Darum wirkten die Hindernisse, auf welche er traf, doppelt heftig auf ihn, daß er in die tiefste Melancholie stürzte und den Entschluß faßte, sein Leben abzukürzen und vernichtet zu werden. Alle Versuche, ihn zu zerstreuen, mißlangen.

So dauerte es bis heute gegen Abend fort. Den ganzen Morgen war er in sich selbst versunken, gleichgültig gegen alles, mißtrauisch und überaus zerstört; er wollte nicht wie gewöhnlich frühstücken, weigerte sich auch mittags, etwas zu genießen, und wie ich stärker in ihn drang, sagte er kurz heraus, er habe gar nicht Ursache, sein Leben zu verlängern, da es ihm doch nur zur Last wäre; und alles, was er that, verriet einen schrecklichen Entschluß.

Wegen heftigem Kopfweh warf er sich öfters auf das Bett, schlief aber nicht und hatte auch die vorige Nacht nichts geschlafen. Er floh die Gesellschaft und hing der Einsamkeit überhaupt außerordentlich nach. Endlich gegen Abend gewann ich so viel über ihn, daß er sich bei mir über seinen Zustand herausließ. Indem er so seine Klagen entwickelte und sich durch Reden erleichterte, fing er an, etwas nachgiebiger zu werden, und ermunterte sich. Nach und nach wurde er lebhaft, gesprächig und verlangte endlich etwas zu essen. Er war schon über 24 Stunden nüchtern ge-

blieben. Was ihn vollends zur Ruhe brachte, war das Collegium archiatrale, deren Vorstellungen und Gründe ihm ein Zutrauen einflößten. Besonders sprach er mit vieler Achtung und Vertrauen vom Leibmedikus Hopffengärtner[1], der ihm ausnehmend gefallen hatte. Er entschloß sich, seiner Führung sich ganz zu überlassen, sich selbst Gewalt anzuthun, und schöpfte Hoffnung zur Wiedergenesung, an der er bisher verzweifelt hatte. Er gelobte, alles aufs pünktlichste zu erfüllen, was ihm auferlegt würde, und gestand mir auch, wie er jetzt selbst einsähe, daß er sein eigener Peiniger gewesen und sein Übel vergrößert habe.

Mit einem Wort, es ist die beste Hoffnung zur Wiederherstellung des Patienten da, er schien wie aus einem Traum erwacht zu sein, und arbeitet itzt emsig für seine Gesundheit und zwingt sich, sich der traurigen Ideen zu entschlagen und dafür in historischen Schriften, Bewegung, Zeitvertreiben und dergleichen Zerstreuung zu suchen.

Er hat mich gebeten, in seinem Namen Seiner Herzoglichen Durchlaucht auf das feurigste zu danken, daß Höchstdieselben seinen irrigen Wunsch, aus der Akademie zu kommen, vereitelt haben, von dem er itzt einsieht, daß er ihn unglücklich gemacht haben würde. Schiller.

c. Bericht von den Krankheits-Umständen des Eleven Grammonts am 1. des Julius 1780.

Mit der größten Genauigkeit beobachtet der Patient die Vorschriften seiner Ärzte. Er brachte die meiste Zeit des Tags mit Leibesbewegungen zu, welche vorzüglich in Reiten, Spazierengehen und dreimaligem Baden bestanden, welches letztere ihm auch ohnstreitig am zuträglichsten ist, da es alle Vorteile der Bewegung hat, ohne durch Erhitzung zu entkräften. Auch fand er sich selbst jedesmal auf das Bad muntrer und stärker.

Vormittags besuchte er die Lektion des Chirurgien-Majors Klein[2]. Sonsten zerstreut er sich durch Diskurse oder Lesung

[1] Über diesen ist nichts weiter bekannt.

[2] Christian Konrad Klein (1741—1815) war seit 1774 Lehrer der Anatomie und Chirurgie mit dem Charakter als Chirurgien-Major, später auch Leibarzt

solcher Schriften, die ihn ohne Anstrengung unterhalten und unvermerkt von seinen Lieblingsideen entfernen.

Die verordneten Arzneimittel nahm er mit der äußersten Sorgfalt und dem vollsten Vertrauen. Er hat auch mehr Appetit zum Essen und schlief nach dem Mittagspeisen einige Zeit, worauf er sich aber nicht zum besten befand.

Abends war er ziemlich aufgeräumt, und gewiß ist diese Aufheiterung seines Geists das größte Mittel zur Beförderung seiner Gesundheit, so wie sich die zunehmende Besserung seines Körpers rückwärts der Seele mitteilt. Die Nacht war nicht so gut. Er beklagte sich sehr über unruhige Träume und diesen Morgen über Kopfweh. Eleve Schiller.

d. Bericht von den Krankheits-Umständen des Eleven Grammonts am 11. Juli 1780.

Diesen Vormittag war unser Hypochondrist von der gestrigen Reise noch sehr abgemattet und meistens sehr niedergeschlagen. Dieses letztere läßt sich freilich auch dem Verlust einer heitern und reizenden Gegend, worin Seine Herzogliche Durchlaucht ihn zu versetzen die Gnade gehabt, zuschreiben. Er war mißmutig zu allem, und außer dem Reiten hatte er zu keiner Lektion Lust. Er ließ sich von mir einige Zeit aus den Biographien des Plutarchs vorlesen. Sonst ging er spazieren oder schlief, worauf er immer mit schwermütigen Gedanken und Kopfschmerzen erwachte.

Den Mittag aß er wenig. Selbst seinen Wein, der ihm sonst immer wohl bekam, wollte er mir aufdringen. Ich sparte ihm solchen aber bis auf den Abend auf und beredete ihn, ihn im Garten mit mir zu trinken, wodurch ich ihn etwas munterer zu machen hoffte. Er geht immer mit dem Gedanken um, wie er keines reinen Vergnügens fähig sei, da ihn selbst diese letztere Lustreise so wenig verändert, ja vielmehr verschlimmert hätte. Er glaubt, ohngeachtet aller Gegenvorstellungen, daß kein anderer Weg zu seiner Genesung übrig sei als die Aufhebung aller seiner Verhältnisse mit der Akademie.

Eleve Schiller.

e. Unterthänigster Bericht von dem Befinden des Eleven Grammonts am 16. Juli 1780.

Dieser Tag war an traurigen Auftritten bei unserm Patienten besonders merkwürdig. Vormittags, als ich bei ihm war, schien er noch ziemlich erträglich, sprach gern und wurde wirklich etwas munter, bis er gegen Mittag Kopfweh und Übligkeiten klagte, welches aber wahrscheinlicherweise nur die Wirkung des genommenen Brechweinsteins war. Von da an war er auch unruhiger und hängte seinen schwermütigen Schwärmereien heftiger nach. Er hatte kein Frühstück zu sich genommen, aß auch diesen Mittag nichts und verfiel endlich aus Mattigkeit in einen Schlaf, worin Seine Herzogliche Durchlaucht ihn selbsten überraschten.

Auf die Unterredung, welche Höchstdieselbe mit ihm zu halten die Gnade hatten, beharrte er immer noch auf dem Gedanken, daß er schlechterdings nicht in der Akademie genesen könnte. Alles sei ihm hier zuwider, alles zu einförmig, um ihn zu zerstreuen. Alles wecke seine Melancholie nur desto heftiger. Unsere eifrigsten Einredungen waren vergeblich. Ich gab ihm zu bedenken, wie er nirgends keine Aussicht in der Welt hätte, da er nicht ausstudiert, da er ohnehin noch einen siechen Körper hätte, da ihm alle Mittel fehlten; wie es ihn vielleicht auf das schwerste gereuen würde, und dergleichen mehr. Er antwortete, als Taglöhner und Bettler würde er immer vergnügter sein als hier, weil er da frei sei. Gott erhalte ja den Sperling auf dem Dache. Er werde auch ihn nicht verhungern lassen, und wenn ihm auch diese Erwartung fehlschlagen sollte, worauf er das größte Vertrauen setzte, so sei ihm noch immer der Tod übrig.

An den Schönheiten der Natur schien er sich gestrigen Abend etwas aufzuheitern, aber sie wirkten bald die alte Melancholie in ihm wieder, indem er sich beklagte, daß er diese Schönheiten nicht außerhalb der Akademie genießen dörfte. Das ist noch das schlimmste, daß er sogar das Vergnügen nicht lang' genießen kann, ohne körperliche Schmerzen zu empfinden und in desto tiefere Schwermut zu versinken.

Auf vieles fruchtloses Zureden versprach er endlich, sich noch so lang' zu gedulden, bis er auch das Teinacher Bad[1] noch versucht hätte. Aber wenn ihn auch dieses Mittel betriegen sollte, so wüßte er in der Akademie kein einziges mehr. Er bittet aber unterthänigst, daß er es doch ja bald besuchen dürfte, eh' es vielleicht zu spät würde, da seine Melancholie vielleicht mit jedem Tage seines Aufenthalts allhier zunähme.

Hiebei kann ich nicht verschweigen, wie sehr die außerordentlich große Gnade und Gelindigkeit Seiner Herzoglichen Durchlaucht ihn gerührt hat. Er erkannte es mit dem innigsten Dank, wie väterlich Höchstdieselbe um die Hebung seiner Beschwerden bekümmert sind, und auch dieses ist ein großer Zuwachs zu seiner Melancholie, daß er diese unaussprechlich gütige Fürsorge und Geduld nicht, wie er gern wünscht, mit Gehorsam belohnen kann, daß sie (wie er glaubt) an ihm fruchtlos sei, und daß er notwendig für den Undankbarsten unter der Sonne gehalten werden müßte, wenn ihm nicht seine Schwermut und körperliche Schmerzen zur Entschuldigung dienen.

Eleve Schiller.

---

f. Unterthänigster Bericht von den Krankheits-Umständen des Eleven Grammonts am 21. Juli 1780.

Die moralischen und physikalischen Umstände des Patienten scheinen sich nun zu einer vollkommenen Besserung zu neigen, wenigstens kann ich von dem heutigen Tag nichts anders als Gutes melden. Er war voll Munterkeit und Leben, zu klagen fand er gar nichts, wenn ich einige geringe Beschwerden über Übligkeiten aus dem Magen, welche aber nichts als vorübergehende Folgen seiner Arzneien waren, ausnehmen will. Wie ich ihn in dieser günstigen Stimmung fand, auf die ich lange mit Sehnsucht gewartet hatte, so ergriff ich den Zeitpunkt und leitete den Diskurs auf seine vormaligen Foderungen und fragte ihn, was er itzo gesonnen sei, ob er noch aus der Akademie begehre. Ich that zugleich einen Seitenblick auf die vielen und großen

[1] Teinach, Badeort im württembergischen Schwarzwaldkreis, mit kohlensäurehaltigen Stahlquellen

Vorteile seines Hierbleibens und auf die vielen abschreckenden Folgen seines unzeitigen Hinauskommens, auf die Vorstellungen und gütigsten Ermahnungen Seiner Herzoglichen Durchlaucht vom vorigen Sonntag. Da ich ihn dagegen gar nicht unempfindlich fand, so führte ich ihn weiter, stellte ihm das Vergnügen lebhaft vor Augen, das ihn im großen und schönen Feld der medizinischen Wissenschaften erwartete. Auf diese Art erweckte ich in ihm die lang' schon erstorbene Neigung zum Studieren wieder, welches ohnstreitig das einzige und auch dauerhafteste Mittel ist, sein Gemüt von sich selbst auf andere Gegenstände zu lenken; welches ihm zugleich äußerst notwendig ist, da er bisher wegen seiner Krankheit nicht wenig zurückblieb. Er eröffnete mir nun sein ganzes Herz, räumte mir vieles ein und schloß mit der Versicherung, daß er sehr gern in der Akademie bleiben wolle, wenn ihm nur diejenigen Freiheiten gelassen würden, die sein körperlicher Zustand und die Richtung seiner Seele notwendig machten; nach und nach sprach er von seinem Hierbleiben als von einer bekannten Sache, dawider er doch vorhin mit der größten Heftigkeit gekämpft hatte, und versprach mir, gleich nach seiner Zurückkunft aus Teinach mit vollem Eifer wieder an sein Studieren zu gehen.

Mit größter Freude hört' ich dieses an, mit größter Freude schreib' ich es hier nieder, denn ich sehe jetzt das erreicht, was die einzige gnädigste Absicht Seiner Herzoglichen Durchlaucht war, und finde zugleich auch meine bisherige Handlungsart gerechtfertigt, die, ob sie schon ganz allein auf jenen letzten Wunsch meines gnädigsten Vaters gerichtet war, dennoch, wie ich mit Schmerzen bemerken mußte, nicht ganz frei von einigem Verdacht einer heimlichen Begünstigung seiner Meinungen geblieben ist.

Daß vielleicht Augenblicke kommen, in welchen die alten Klagen unsers Hypochondristen wiederum aufwachen, dafür steh' ich nicht, dafür kann auch kein Mensch stehen, denn es ist fast eine physische Notwendigkeit seines leidenden Körpers. Daß dieselben aber nur schwach, nur vorübergehend, daß sie durch eine schonende Behandlung bald unterdrückt sein werden, das getraute ich mir mit vieler Gewißheit zu behaupten. Indessen kommt das meiste

nur darauf an, daß demselben immer noch gewisse Freiheiten bleiben, die er gewiß niemals mißbrauchen wird; sonst dürfte der Sprung von seinem jetzigen Zustand auf einen entgegengesetzten die Vergleichung seiner jetzigen Lage mit einem Zwang, der für die Gesunden vortrefflich sein kann, ihm allzu auffallend sein und einen Rückfall seiner alten Melancholie nach sich ziehen, der das letzte Übel ärger machte als das erste.

Stuttgart, d. 21. Juli 1780. Eleve Schiller.

---

g. Originalschreiben Schillers vom 23. Juli 1780 an den Obersten von Seeger. (Ohne Überschrift.)

Hochwohlgeborener Herr,
Hochgebietender Herr Obrist!

Gewisse Vorfälle bei der Krankengeschichte des Eleven Grammont, welche mich etwas näher, als ich wünschte, anzugehen scheinten, haben mich so dreust gemacht, Euer Hochwohlgeboren mit einer schriftlichen Erklärung zu beschweren, welche Kühnheit nichts als meine vollkommenste Überzeugung von Euer Hochwohlgeboren billiger Gesinnung entschuldigen kann.

Ich bemerkte seit einigen Wochen, daß mein Umgang mit dem Patienten mehr als vorhin eingeschränkt und sorgfältig dahin gesehen wurde, daß ich ihn nicht leicht allein sprechen konnte. Es ist mir dies um so befremdender aufgefallen, da ich den von Euer Hochwohlgeboren mir selbst erteilten gnädigen Befehl, beständig um ihn zu sein, noch nicht vergessen hatte, und es führte mich auf die Besorgnis irgend eines zu Grunde liegenden Verdachts auf meine Handlungsarten, der mir nichts weniger als gleichgültig sein konnte. Es würde mir unendlich gefehlt sein, wenn ich dazu schweigen müßte, da es für mich von Folgen sein könnte und meinem Charakter gänzlich zuwiderläuft; ich nehme mir daher die Freiheit, zur Rechtfertigung meines bisherigen Betragens einige noch geheim gehaltene Fakta Denenselben zu entdecken, welche über die Reinheit meiner Absichten einigen Aufschluß geben können.

Am 11ten Junius, zwei Tage vorher, ehe die Krankheit unsers Hypochondristen zuerst bekannt wurde, kam er zu mir und wollte, daß ich ihm einen Schlaftrunk verschaffen sollte. Mich schreckten seine fürchterlich-ruhige Miene, seine veränderte Stimme, seine ungewohnten Gebärden, daß ich Unrat merkte. Ich fragte ihn lächelnd: „Wozu?" Danach hätte ich nicht zu fragen, war die Antwort; ich soll' es ihm nur anschaffen, falls ich jemals sein Freund gewesen. Endlich forschte ich das unglückliche Geheimnis aus ihm heraus, und er gestand mir, daß er nach reifer Überlegung nunmehr entschlossen sei, diese Welt zu verlassen, wo er nicht glücklich sein könnte. Mit Gründen einer vernünftigen Philosophie war nun nichts mehr auszurichten, denn ich hatte schon in seinen gesunden Tagen über diesen Punkt oftmals vergebens mit ihm gestritten; ich bat ihn also, doch wenigstens nur so lang' ruhig zu sein, bis er mit H. Prof. Abel[1] gesprochen hätte. Zugleich drang ich in ihn, daß er auf das Krankenzimmer gehen möchte, weil ich diese schreckliche Melancholie einem verschlimmerten Zustand seines Unterleibs zuschrieb, und mir dort seine Gründe schriftlich entwickelte, weil ich hoffte, daß er dardurch Zeit gewinnen würde, seinen paradoxen Entschluß mit mehr Kälte zu prüfen. Er ließ sich bereden, nur bat er mich auf das inständigste, bei unserer Freundschaft, von dem allen niemand kein Wort zu sagen, welches ich um so gerner halten konnte, da ich ihn privatim zurecht zu bringen hoffte und kein Aufsehen in der Akademie machen wollte, welches vielleicht hätte von Folgen sein können. Das aber that ich, wie Euer Hochwohlgeboren sich zu erinnern gnädig belieben werden, daß ich Denenselben durch den Lieutenant Walter einen Wink davon geben ließ, worauf ich auch die gnädige Antwort erhielt, ein wachsames Aug' fortan auf ihn zu haben und besonders auf seinen Unterleib Rücksicht zu nehmen, weil ich ohnehin viel daraus herzuleiten gewohnt wäre. Euer Hochwohlgeboren hatten auch die Gnade, mich öfters über sein Befinden zu befragen, und empfahlen mir ihn auf das nachdrücklichste zu verschiedenen Malen und verordneten, daß die medizi-

[1] Vgl. Bd. I, „Schillers Leben und Werke", S 16.

nischen Veteranen Tag vor Tag seine Ordonnanzen sein sollten. Meine Bemühungen waren anfangs nicht ohne guten Erfolg — ich berufe mich auf meinen ersten Rapport — allein das Übel nahm im ganzen zu und spottete unserer Kräfte.

Bis dahin war ich der vollkommenen Meinung, daß ich mich vielleicht einiges Verdiensts um das Wohl des Patienten rühmen könnte, wenn es Verdienst ist, einen Menschen vom Abgrund zurückzuziehen und einen Selbstmord zu verhindern, der nach seinem eignen Geständnis noch denselbigen Abend auch ohne Schlaftrunk geschehen wäre. Bis dahin war ich der Meinung, die Vorteile der Akademie nach allen meinen Kräften betrieben zu haben, aber ich war es bald nicht mehr, und die nachfolgenden Äußerungen Euer Hochwohlgeboren brachten mich beinahe dahin, daß es mich hätte reuen können, jemals meinen redlichen Eifer in dieser Sache bewiesen zu haben, wenn mich nicht das belohnende Bewußtsein, die Pflichten eines Akademisten und die Pflichten eines Freunds ohne Anstoß erfüllt zu haben, wegen aller unverdienten Begegnung schadlos halten könnte.

Euer Hochwohlgeboren hatten vorigen Sonntag die Gnade, mir den Unterfeldscher Mauchardt als Zeugen nachzuschicken, welcher auch nachher durch den Eleven Plieninger abgelöst wurde. Dies machte mich freilich nicht wenig stutzen, da ich immer, wie auch der Eleve von Hoven, zum besondern Gesellschafter des Kranken ausersehen worden war. Dazu kam noch, daß Euer Hochwohlgeboren Montag abends in den Verweis, den Dieselbe dem Kranken zu geben gnädig beliebten, die Worte einflochten, er traue vielen, denen er gar nicht trauen sollte. Er klagte dieses nachher dem Eleven Plieninger und supplierte die verschwiegenen Namen mit dem des Prof. Abels, des Chirurgien-Majors Klein, des Eleven von Hovens und dem meinigen, denn nur diesen, sagte er, könne er trauen, diese also müßten notwendig verstanden sein. Was für eine Wirkung dieser Seitenblick auf den Patienten gemacht hat, indem ihm dadurch seine Freunde, das einzige, was ihn noch manchmal erheiterte, verdächtig gemacht wurden, das zu sagen ist Verwegenheit, aber von da an traute er niemanden und sagte selbst, er sei mit lauter Krea-

turen eines höhern Winks umgeben. Wir hatten viele Not damit, unsere Niedergeschlagenheit unter die Maske der Heiterkeit zu verstecken.

Sollten Euer Hochwohlgeboren vielleicht vermuten, daß ich neulich den Eleven Plieninger bei dem Patienten verraten und verdächtig gemacht hätte? Dieser Vorwurf ist mir so empfindlich, daß ich wider Willen gezwungen bin, dem wahren Urheber dieser Verleumdung nachzuforschen. Aber nein, ich will es nicht thun, ich will Euer Hochwohlgeboren nur die Gnade haben zu versichern, daß ich bald acht Jahre in der Akademie zu leben das Glück habe und in dieser Zeit noch keinem Menschen unter dem schändlichen Charakter eines Ohrenbläsers bekannt worden bin.

Oder sollte wohl die besondere Anhänglichkeit des Eleven Grammonts an den Eleven von Hoven und mich Euer Hochwohlgeboren den Argwohn eingeflößt haben, daß wir den Absichten Seiner Herzoglichen Durchlaucht entgegengearbeitet und den Grillen des Patienten geschmeichelt hätten? Ganz befremdet mich dieser Argwohn nicht, denn ich muß selbst gestehen, daß er fast notwendig aufsteigen muß, wenn man bedenkt, wie sehr der Patient sonst jeden Umgang floh; ich habe es ihm auch vorhergesagt und ihn um alles gebeten, mich nicht zu seiner Gesellschaft nach Hohenheim auszubitten; allein ich habe doch vielmehr gehofft, daß dieses Vertrauen des Patienten zu uns beiden vielmehr ein vortreffliches Mittel sein werde, jene gnädigste und weiseste Absichten unsers Durchlauchtigsten Vaters um so leichter erreichen zu[1] können, da wir beide nur allzuwohl einsahen, wie sehr die Wünsche des Kranken von seinem wahren Besten abwichen.

Endlich rechtfertigt uns die jetzige Zufriedenheit und wahrhaftige Besserung des Patienten ganz. Freilich ging der Weg, den wir einschlugen, in etwas von dem gewöhnlichen ab; wir durften es ihn am wenigsten merken lassen, daß wir auf Befehl reden, nur die Künste der Freundschaft waren uns erlaubt, die mehr nachgibt als forciert, und jener Tolle, der sich einbildete, er habe zwei Köpfe, war nicht durch ein diktatorisches Nein über-

[1] Das „zu" fehlt versehentlich in der Handschrift.

wiesen, sondern man setzte ihm einen künstlichen auf, und diesen schlug man ihm ab. Das Vertrauen eines Kranken kann nur dardurch erschlichen werden, wenn man seine eigene Sprache gebraucht, und diese Generalregel war auch die Richtschnur unserer Behandlung. Widerspruch und Gewalt kann vielleicht dergleichen Kranke darniederschlagen, aber sie wird sie gewiß niemals kurieren. Aus diesem Grunde hatte die Gelindigkeit und nachgebende Methode Seiner Herzoglichen Durchlaucht einen so heilsamen Einfluß auf den Kranken, sobald ihm seine Krankheit Ruhe ließ darüber zu denken; er hatte es uns nachher öfters gestanden.

So hoff' ich und kann es von Euer Hochwohlgeboren edler Gesinnung mit Recht hoffen, daß Dieselbe in diesem Stück günstiger von mir urteilen werden, und habe die Ehre in unterthänigem Respekt zu verharren

Hochwohlgeborener Herr,
Hochgebietender Herr Obrist,
Dero unterthäniger Diener

Stuttgart, d. 23. Juli 1780. Schiller, Eleve.

---

h. Unterthänigster Bericht von dem gegenwärtigen Befinden des Eleven Grammonts am 26. Julius 1780.

Auch aus dem heutigen Tag zu schließen, ist die größte Hoffnung zur völligen physischen und moralischen Genesung unsers Hypochondristen da; er war überaus heiter, lustig, zuweilen scherzhaft und besonders vergnügt. Sein Appetit ist natürlich und gut. Die Vorschriften zur Bewegung befolgt er auf das genaueste, indem er auch dreimal gebadet und noch sonst allerlei Leibesübungen sich gemacht hat. Zum Studieren zeigt er wenig Lust und klagt meistens Kopfweh, wenn er nur wenig und ohne viel Anstrengung denkt. Für die Musik ist er besonders eingenommen und versäumt auch keine Gelegenheit, sie zu hören. Auf das Teinacher Bad freut er sich ungemein und verspricht sich alles davon. Eleve Schiller.

---

i. Unterthäniger Bericht von dem Befinden des Eleven Grammonts am 30. Juli 1780.

Dieser Tag war zwischen den Anstalten zu seiner Abreise und den Besuchen seiner Schwester ganz geteilt. Er ließ nichts als Hoffnung, Dank und Freude blicken, so daß selbst der Abschied von seiner von ihm so geliebten Schwester ihn nicht schwermütig machen konnte. Er sieht auch jetzt weit gesünder aus als jemals, und es läßt sich alles von dieser moralisch- und physischen Heilanstalt erwarten, da ihn schon allein die entfernte Vorstellung davon halb genesen macht. Er nahm mit viel Rührung von allen Abschied und erkannte die mehr als väterliche Fürsorge Seiner Herzoglichen Durchlaucht mit dem dankbarsten Herzen.

Eleve Schiller.

---

4. Versuch über den Zusammenhang der tierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen.[1]

[2] Natus homo est — sive hunc divino semine fecit
Ille opifex rerum, mundi melioris origo;
Sive recens tellus, retinebat semina coeli;
Pronaque cum spectent animalia caetera terram,
Os homini sublime dedit, coelumque videre
Jussit, et erectos ad sidera tollere vultus.
OVID. II. Metamorph.

Durchlauchtigster Herzog,
Gnädigster Herzog und Herr!

Ich sehe heute mit ausnehmendem Vergnügen den Wunsch erfüllet, Euer Herzoglichen Durchlaucht für die höchste Gnade und mehr als väterliche Führung, die ich schon acht Jahre in dieser ruhmvollen Stiftung zu genießen das Glück habe, öffentlich auf das kindlichste danken zu dürfen. Die weisesten und

---

[1] Vgl. Bd. I „Schillers Leben und Werke“, S. 18 ff.

[2] Ovid, „Metamorphosen“ I, 78 ff.:
„Da ward der Mensch geboren, ob nun aus himmlischem Keime
Ihn der Schöpfer erzeugt, als den Anfang edlerer Ordnung,
Oder die Erde noch selbst in sich barg den Samen des Himmels.
Nieder zur Erde gebeugt, so wandeln die andern Geschlechter.
Nur der Mensch blickt aufwärts, zum Himmel darf er emporschau'n,
Zeigt den ewigen Sternen sein stolz erhobenes Antlitz.“

vortrefflichsten Anstalten, welche Höchstdieselbe zur Aufklärung unseres Verstandes und zu Verfeinerung unserer Empfindungen getroffen haben; die würdigen und einsichtsvollen Lehrer, welche Höchstdieselbe mit dem durchdringenden Auge eines Menschenkenners aus der gemeinen Klasse der Gelehrten herausgeforscht und zu den glücklichen Werkzeugen des großen unsterblichen Bildungsplans angeordnet haben; der unvergeßliche mündliche Unterricht eines Fürsten, der Seine Größe darein setzt, ein Lehrer unter Seinen Schülern, ein Vater unter Seinen Söhnen zu wandeln — der Zusammenfluß aller dieser glücklichen Fügungen, in denen ich die Wege einer höhern Vorsicht bewundre, haben den Grund zu dem Glück meines ganzen Lebens gelegt, und nur dann wird es mir fehlen, wenn meine eigene Bestrebungen sich mit den Absichten des besten Fürsten durchkreuzen.

Höchstdieselbe haben mit eben dem tiefen Blick, mit dem Sie die Seele aller Ihrer Zöglinge durchschauen, auch mich geprüft und einiges in mir zu bemerken geglaubt, das mich vielleicht fähig machte, meinem Vaterlande dereinst als Arzt zu dienen. Ich freue mich dieser Bestimmung und werde um so mehr alle Nerven meines Geists anstrengen, sie zu erreichen, da Euer Herzogliche Durchlaucht mir die günstigsten Aussichten dazu eröffnet haben.

Ein Arzt, dessen Horizont sich einzig und allein um die historische Kenntnis der Maschine dreht, der die gröbern Räder des seelenvollsten Uhrwerks nur terminologisch und örtlich weißt, kann vielleicht vor dem Krankenbette Wunder thun und vom Pöbel vergöttert werden; aber Euer Herzogliche Durchlaucht haben die Hippokratische Kunst aus der engen Sphäre einer mechanischen Brotwissenschaft in den höhern Rang einer philosophischen Lehre erhoben. Philosophie und Arzneiwissenschaft stehen unter sich in der vollkommensten Harmonie: diese leihet jener von ihrem Reichtum und Licht, jene teilt dieser ihr Interesse, ihre Würde, ihre Reize mit. Ich habe mich dieses Jahr mit beiden bekannter zu machen gesucht; diese wenigen Blätter seien die Rechtfertigung meines Unternehmens; sie seien dem Stifter meines Glücks geheiligt. Aber die Nachsicht des Vaters beschütze diesen schwachen Versuch vor den gerechten Forderungen des Fürsten.

Tief durchdrungen von dem innigsten Dankgefühl für die gnädigste Sorgfalt, womit Höchstdieselbe mich stets vollkommener zu machen streben, hoch erhoben von Eifer, diese Gnade verdienen zu lernen, ersterbe ich

Stuttgart, den 30. Nov.
1780.

Euer Herzoglichen Durchlaucht
unterthänigst gehorsamster
Joh. Christoph Frid. Schiller, Eleve.

Über den Zusammenhang der tierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen.

Inhalt.

§ 1.

Einleitung.

Schon mehrere Philosophen haben behauptet, daß der Körper gleichsam der Kerker des Geistes sei, daß er solchen allzusehr an das Irdische hefte und seinen sogenannten Flug zur Vollkommenheit hemme. Wiederum ist von manchem Philosophen mehr oder weniger bestimmt die Meinung gehegt worden, daß Wissenschaft und Tugend nicht sowohl Zweck als Mittel zur Glückseligkeit seien, daß sich alle Vollkommenheit des Menschen in der Verbesserung seines Körpers versammle.

Mich deucht, es ist dies von beiden Teilen gleich einseitig gesagt. Letzteres System wird beinahe völlig aus unseren Moralen und Philosophien verwiesen sein und ist, scheint es mir, nicht selten mit allzu fanatischem Eifer verworfen worden — es ist gewiß der Wahrheit nichts so gefährlich, als wenn einseitige Meinungen einseitige Widerleger finden; das erstere ist wohl

im ganzen am mehrsten geduldet worden, indem es am fähigsten ist, das Herz zur Tugend zu erwärmen, und seinen Wert an wahrhaftig großen Seelen schon gerechtfertiget hat. Wer bewundert nicht den Starksinn eines Cato, die hohe Tugend eines Brutus und Aurels, den Gleichmut eines Epiktets und Seneca? Aber dessen ungeachtet ist es doch nichts mehr als eine schöne Verirrung des Verstandes, ein wirkliches Extremum, das den einen Teil des Menschen allzu enthusiastisch herabwürdigt und uns in den Rang idealischer Wesen erheben will, ohne uns zugleich unserer Menschlichkeit zu entladen; ein System, das allem, was wir von der Evolution des einzelnen Menschen und des gesamten Geschlechts historisch wissen und philosophisch erklären können, schnurgerade zuwiderläuft und sich durchaus nicht mit der Eingeschränktheit der menschlichen Seele verträgt. Es ist demnach hier wie überall am ratsamsten, das Gleichgewicht zwischen beiden Lehrmeinungen zu halten, um die Mittellinie der Wahrheit desto gewisser zu treffen. Da aber gewöhnlicherweise mehr darin gefehlt worden ist, daß man zu viel auf die eigene Rechnung der Geisteskraft, insofern sie außer Abhängigkeit von dem Körper gedacht wird, mit Hintansetzung dieses letztern geschrieben hat, so wird sich gegenwärtiger Versuch mehr damit beschäftigen, den merkwürdigen Beitrag des Körpers zu den Aktionen der Seele, den großen und reellen Einfluß des tierischen Empfindungssystemes auf das geistige in ein helleres Licht zu setzen. Aber darum ist das noch gar nicht die Philosophie des Epikurus, so wenig es Stoicismus ist, die Tugend für das höchste Gut zu halten.

* * *

Ehe wir die höheren moralischen Zwecke, die mit Beihülfe der tierischen Natur erreicht werden, zu erforschen suchen, müssen wir zuerst ihre physische Notwendigkeit festsetzen und in einigen Grundbegriffen einig werden. Darum der erste Gesichtspunkt, aus welchen wir den Zusammenhang der beiden Naturen betrachten.

Physischer Zusammenhang.

Tierische Natur befestigt die Thätigkeit des Geists.

§ 2.

Organismus der Seelenwirkungen — der Ernährung — der Zeugung.

Alle Anstalten, die wir in der sittlichen und körperlichen Welt zur Vollkommenheit des Menschen gewahrnehmen, scheinen sich zuletzt in den Elementarsatz zu vereinigen: Vollkommenheit des Menschen liegt in der Übung seiner Kräfte durch Betrachtung des Weltplans; und da zwischen dem Maße der Kraft und dem Zweck, auf den sie wirket, die genaueste Harmonie sein muß, so wird Vollkommenheit in der höchstmöglichsten Thätigkeit seiner Kräfte und ihrer wechselseitigen Unterordnung bestehen. Aber die Thätigkeit der menschlichen Seele ist — aus einer Notwendigkeit, die ich noch nicht erkenne, und auf eine Art, die ich noch nicht begreife — an die Thätigkeit der Materie gebunden. Die Veränderungen in der Körperwelt müssen durch eine eigene Klasse mittlerer organischer Kräfte, die Sinne, modifiziert und sozusagen verfeinert werden, ehe sie vermögend sind, in mir eine Vorstellung zu erwecken; so müssen wiederum andere organische Kräfte, die Maschinen der willkürlichen Bewegung, zwischen Seele und Welt treten, um die Veränderung der ersteren auf die letztere fortzupflanzen; so müssen endlich selbsten die Operationen des Denkens und Empfindens gewissen Bewegungen des innern Sensoriums korrespondieren. Alles dieses macht den Organismus der Seelenwirkungen aus.

Aber die Materie ist ein Raub des ewigen Wechsels und reibt sich selbst auf, sowie sie wirket; unter der Bewegung wird das Element aus seinen Fugen getrieben, verjagt und verloren. Weil nun im Gegenteil das einfache Wesen, die Seele, Dauer und Beständheit in sich selber hat und in ihrem Wesen weder gewinnet noch verlieret, so kann die Materie nicht gleichen Schritt mit der Geistesthätigkeit halten, und bald würde also der Organismus des geistigen Lebens, mit ihm alle Wirksamkeit der Seele,

dahin sein. Dies nun zu verhüten, mußte ein neues System organischer Kräfte zu dem ersten gleichsam angereihet werden, das seine Konsumtionen ersetzt und seinen sinkenden Flor durch eine stetig aneinander hangende Kette neuer Schöpfungen erhält. Dies ist der Organismus der Ernährung.

Noch mehr. Nach einem kurzen Zeitraum von Wirkung nach dem aufgehobenen Gleichgewicht zwischen Verlust und Erneuerung tritt der Mensch von der Bühne des Lebens, und das Gesetz der Sterblichkeit entvölkert die Erde. Auch hat die Anzahl empfindender Wesen, die die ewige Liebe und Weisheit in ein glückliches Dasein wollte gerufen haben, nicht Raum genug, in den engen Grenzen dieser Welt zumal zu existieren, und das Leben dieser Generation schließt das Leben einer andern aus. Darum ward es notwendig, daß neue Menschen an die Stelle der weggeschiedenen alten treten und das Leben durch ununterbrochene Successionen erhalten würde. Aber g e s c h a f f e n wird nichts mehr, und was nun Neues wird, wird es nur durch Entwicklung. Die Entwicklung des Menschen mußte durch Menschen geschehen, wenn sie mit der Konsumtion im Verhältnis stehen, wenn der Mensch zum Menschen gebildet werden sollte. Aus diesem Grund wurde ein neues System organischer Kräfte den zwei vorhergehenden zugeordnet, das die Belebung und Entwicklung des Menschenkeims zur Absicht hatte. Dies ist der Organismus der Zeugung. Diese drei Organismi, in den genauesten Lokal- und Realzusammenhang gebracht, bilden den menschlichen Körper.

§ 3.

Der Körper.

Die organischen Kräfte des menschlichen Körpers teilen sich von selbst in zwei Hauptklassen: die erste enthält diejenige, die wir nach keinen bekannten Gesetzen und Phänomenen der physischen Welt begreifen können, und dahin gehören die Empfindlichkeit der Nerven und die Reizbarkeit des Muskels. Da es bisher unmöglich war, in die Ökonomie des Unsichtbaren einzudringen, so hat man die unbekannte Mechanik durch die bekannte zu erklären gesucht und den Nerven als einen Kanal betrachtet, der

ein äußerst feines, flüchtiges und wirksames Fluidum führet, das an Geschwindigkeit und Feinheit Äther und elektrische Materie übertreffen soll, und hat dieses als das Prinzipium der Empfindlichkeit und Beweglichkeit angesehen und ihm daher den Namen der Lebensgeister gegeben. So hat man ferner die Reizbarkeit der Muskelfaser in einen gewissen Nisum[1] gesetzt, sich auf Veranlassung eines fremden Reizes zu verkürzen und beide Endpunkte näher zu bringen. Diese zweierlei Prinzipien machen den spezifiken Charakter des tierischen Organismus.

Die zwote Klasse begreift diejenige, die wir den allgemeinen bekannten Gesetzen der Physik unterordnen können. Hieher rechne ich die Mechanik der Bewegung und die Chemie des menschlichen Körpers, woraus das vegetabilische Leben erwächst. Vegetation also und tierische Mechanik, auf das genaueste vermischt, bilden eigentlich das physische Leben des menschlichen Körpers.

§ 4.

Tierisches Leben.

Noch ist das nicht alles. Da der Verlust mehr oder weniger in der Willkür des Geistes liegt, so mußte es auch notwendig der Ersatz sein. Ferner, da der Körper allen Folgen der Zusammensetzung unterworfen und im Kreis der um ihn wirkenden Dinge unzähligen feindlichen Wirkungen bloßgestellt ist, so mußte es in der Gewalt der Seele stehen, ihn wider den schädlichen Einfluß dieser letztern zu beschützen und ihn mit der physischen Welt in diejenige Verhältnisse zu bringen, die seiner Fortdauer am zuträglichsten sind; sie mußte daher von dem gegenwärtigen schlimmen oder guten Zustand ihrer Organe unterrichtet werden, sie mußte aus seinem schlimmen Zustand Mißvergnügen, aus seinem Wohlstand Vergnügen schöpfen, um ihn entweder zu verlängern oder zu entfernen, zu suchen oder zu fliehen. Hier also wird schon der Organismus an das Empfindungsvermögen gleichsam angeknüpft und die Seele in das Interesse ihres Körpers gezogen. Itzt ist es etwas mehr als Vegetation, etwas mehr als

[1] Nisus, der Drang, das Streben.

toter Model und Nerven= und Muskelmechanik, itzt ist es tierisches Leben.*

Der Flor des tierischen Lebens ist, wie wir wissen, für den Flor der Seelenwirkungen äußerst wichtig und darf ohne die Totalaufhebung dieser letztern niemals aufgehoben werden. Er muß also einen festen Grund haben, der ihm nicht so leicht schwanke, das heißt, die Seele muß durch eine unwiderstehliche Macht zu den Handlungen des physischen Lebens bestimmt werden. Konnten also wohl die Empfindungen des tierischen Wohl= oder Übelstands geistige Empfindungen sein und durch das Denken erzeugt werden? Wie oft würde sie das überwaltende Licht der Leidenschaften verdunkeln, wie oft Trägheit oder Dummheit begraben, wie oft Geschäftigkeit und Zerstreuung übersehen? Ferner, würde nicht von dem Tiermenschen die vollkommenste Kenntnis seiner Ökonomie gefodert, müßte das Kind nicht in demjenigen Meister sein, in dem unsere Harvey, Boerhaave und Haller[1] nach einer fünfzigjährigen Untersuchung noch Anfänger geblieben sind? — Die Seele konnte also schlechterdings keine Idee von dem Zustand haben, den sie verändern soll. Wie wird sie ihn erfahren, wie wird sie in Thätigkeit kommen?

§ 5.

Tierische Empfindungen.

Noch kennen wir keine andern Empfindungen als solche, die aus einer vorgängigen Operation des Verstandes entspringen; aber itzt sollen Empfindungen entstehen, bei denen der Verstand

* Aber auch etwas mehr als tierisches Leben des Tiers. Das Tier lebt das tierische Leben, um angenehm zu empfinden. Es empfindet angenehm, um das tierische Leben zu erhalten. Also es lebt itzt, um morgen wieder zu leben. Es ist itzt glücklich, um morgen glücklich zu sein. Aber ein einfaches, ein unsichers Glück, das die Perioden des Organismus nachmacht, das dem Zufall, dem blinden Ohngefähr preisgegeben ist, weil es nur allein in der Empfindung beruht. Der Mensch lebt auch das tierische Leben und empfindet seine Vergnügungen und leidet seine Schmerzen. Aber warum? Er empfindet und leidet, daß er sein tierisches Leben erhalte. Er erhält sein tierisches Leben, um ein geistiges länger leben zu können. Hier ist also Mittel verschieden vom Zweck, dort schienen Zweck und Mittel zu koincidieren. Dies ist eine von den Grenzscheiden zwischen Mensch und Tier.

[1] William Harvey (1578—1657), berühmter englischer Arzt. Über die beiden andern vgl. Bd. IX, S. 65 und 166.

ganz exulieren muß. Diese Empfindungen sollen die gegenwärtige Beschaffenheit meiner Werkzeuge, wo nicht ausdrücken, doch gleichsam spezifisch bezeichnen oder, besser, begleiten. Diese Empfindungen sollen den Willen rasch und lebhaft zu Abscheu oder Begierde bestimmen, diese Empfindungen sollen aber doch nur auf der Oberfläche der Seele schweben und niemals in das Gebiet der Vernunft reichen. Was also bei der geistigen Empfindung das Denken gethan hat, das thut hier diejenige Modifikation in den tierischen Teilen, die entweder ihre Auflösung droht oder ihre Fortdauer sichert; das heißt, mit demjenigen Zustand der Maschine, der ihren Flor befestiget, ist eine angenehme, und im Gegenteil mit demjenigen, der ihren Wohlstand untergräbt und ihren Ruin beschleunigt, eine schmerzhafte Rührung der Seele durch ein ewiges Gesetz der Weisheit verbunden, und so, daß die Empfindung selbst nicht die geringste Ähnlichkeit mit der Beschaffenheit der Organe hat, die sie bezeichnet. So entstehen tierische Empfindungen. Tierische Empfindungen haben demnach einen zweifachen Grund, 1) in dem gegenwärtigen Zustand der Maschine, 2) im Empfindungsvermögen.

Nun läßt sich begreifen, warum die tierische Empfindungen mit unwiderstehlicher und gleichsam tyrannischer Macht die Seele zu Leidenschaften und Handlungen fortreißen und über die geistigsten selbst nicht selten die Oberhand bekommen. Diese nämlich hat sie vermittelst des Denkens hervorgebracht, diese also kann sie wiederum durch das Denken auflösen und gar vernichten. Dies ist die Gewalt der Abstraktion und überhaupt der Philosophie über die Leidenschaften, über die Meinungen, kurz über alle Situationen des Lebens; jene aber sind ihr durch eine blinde Notwendigkeit, durch das Gesetz des Mechanismus aufgedrungen worden; der Verstand, der sie nicht schuf, kann sie auch nicht auflösen, ob er dieselben schon durch eine entgegengesetzte Richtung der Aufmerksamkeit um vieles schwächen und verdunkeln kann. Der hartnäckigste Stoiker, der am Steinschmerzen darniederliegt, wird sich niemalen rühmen können, keinen Schmerz empfunden zu haben; aber er wird, in Betrachtungen über seine Endursachen verloren, die Empfindungskraft teilen, und das überwiegende Vergnügen der großen Vollkommenheit, die auch den Schmerz der allge-

meinen Glückseligkeit unterordnet, wird über die Unlust siegen. Nicht Mangel der Empfindung war es, nicht Vernichtung derselben, daß Mucius, die Hand in lohen Flammen bratend, den Feind mit dem römischen Blick der stolzen Ruhe anstarren konnte, sondern der Gedanke des großen ihn bewundernden Roms, der in seiner Seele herrschte, hielt sie gleichsam innerhalb ihrer selbst gefangen, daß der heftige Reiz des tierischen Übels zu wenig war, sie aus dem Gleichgewicht zu heben. Aber darum war der Schmerz des Römers nicht geringer als der des weichsten Wollüstlings. Freilich wohl wird derjenige, der gewohnt ist, in einem Zustand dunkler Ideen zu existieren, weniger fähig sein, sich in dem kritischen Augenblick des sinnlichen Schmerzens zu ermannen, als der, der beständig in hellen, deutlichen Ideen lebt; aber dennoch schützt weder die höchste Tugend noch die tiefste Philosophie noch selbst die göttliche Religion vor dem Gesetz der Notwendigkeit, ob sie schon ihre Anbeter auf dem einstürzenden Holzstoß beseligen kann.

Eben diese Macht der tierischen Fühlungen auf die Empfindungskraft der Seele hat die weiseste Absicht zum Grunde. Der Geist, wenn er einmal in den Geheimnissen einer höhern Wollust eingeweiht worden ist, würde mit Verachtung auf die Bewegungen seines Gefährten herabsehen und den niedrigen Bedürfnissen des physischen Lebens nicht leicht mehr opfern wollen, wenn ihn nicht das tierische Gefühl darzu zwänge. Den Mathematiker, der in den Regionen des Unendlichen schweifte und in der Abstraktionswelt die wirkliche verträumte, jagt der Hunger aus seinem intellektuellen Schlummer empor; den Physiker, der die Mechanik des Sonnensystems zergliedert und den irrenden Planeten durchs Unermeßliche begleitet, reißt ein Nadelstich zu seiner mütterlichen Erde zurück; den Philosophen, der die Natur der Gottheit entfaltet und wähnet, die Schranken der Sterblichkeit durchbrochen zu haben, kehrt ein kalter Nordwind, der durch seine baufällige Hütte streicht, zu sich selbst zurück und lehrt ihn, daß er das unselige Mittelding von Vieh und Engel ist.[1]

[1] Citat aus Hallers Gedicht „Gedanken über Vernunft, Aberglauben und Unglauben“: „Unselig Mittelding von Engeln und von Vieh, | Du prahlst mit der Vernunft, und du gebrauchst sie nie.“

Wider die überhandnehmenden tierischen Fühlungen vermag endlich die höchste Anstrengung des Geistes nichts mehr, die Vernunft wird, sowie sie wachsen, mehr und mehr übertäubt und die Seele gewaltsam an den Organismus gefesselt. Hunger und Durst zu löschen, wird der Mensch Thaten thun, worüber die Menschlichkeit schauert, er wird wider Willen Verräter und Mörder, er wird Kannibal —

„Tiger! In deiner Mutter Busen wolltest du deine Zähne setzen?“[1]

So heftig wirket die tierische Fühlung auf den Geist. So wachsam hat der Schöpfer für die Erhaltung der Maschine gesorgt; die Pfeiler, auf denen sie ruht, sind die festeste, und die Erfahrung hat gelehrt, daß mehr das Übermaß als der Mangel der tierischen Empfindung verdorben hat.

Tierische Empfindungen befestigen also den Wohlstand der tierischen Natur, so wie die moralischen und intellektuellen den Wohlstand der geistigen oder die Vollkommenheit. Das System tierischer Empfindungen und Bewegungen erschöpft den Begriff der tierischen Natur. Diese ist der Grund, auf dem die Beschaffenheit der Seelenwerkzeuge beruht, und die Beschaffenheit dieser letztern bestimmt die Leichtigkeit und Fortdauer der Seelenthätigkeit selbst. Hier also ist schon das erste Glied des Zusammenhangs der beiden Naturen.

§ 6.

Einwürfe wider den Zusammenhang der beiden Naturen aus der Moral.

Aber man wird dieses einräumen und weiter sagen: hier endet sich auch die Bestimmung des Körpers. Über diese hinaus ist er ein träger Gefährte der Seele, mit dem sie ewig zu kämpfen hat, dessen Bedürfnisse ihr alle Muße zum Denken rauben, dessen Anfechtungen den Faden der vertieftesten Spekulation zerreißen und den Geist von seinen deutlichsten und hellesten Begriffen in sinnliche Verworrenheit stürzen, dessen Lüste den größten Teil unserer Mitgeschöpfe von ihrem hohen Urbild entfernen und in

[1] Worte Ugolinos in Gerstenbergs Trauerspiel zu seinem Sohn Anselmo, der, von wütendem Hunger gequält, sich gierig auf den Leichnam der Mutter stürzt.

die Klasse der Tiere erniedern, kurz, der sie in eine Sklaverei verstrickt, woraus der Tod sie endlich befreien muß. Ist es nicht widersinnig und ungerecht, dörfte man fortfahren zu klagen, das einfache, notwendige, für sich Bestand habende Wesen mit einem andern Wesen zu verwickeln, das, in ewigem Wirbel umhergerollt, jedem Ungefähr preisgegeben, jeder Notwendigkeit zum Opfer wird? — Vielleicht sehen wir bei kälterem Nachdenken aus dieser anscheinenden Verwirrung und Planlosigkeit eine große Schönheit hervorgehen.

Philosophischer Zusammenhang.

Tierische Triebe wecken und entwickeln die geistige.

§ 7.

Methode.

Die sicherste Methode, einiges Licht auf diese Materie zu werfen, mag vielleicht folgende sein: Man denkt sich vom Menschen alles weg, was Organisation heißt, das ist, man trennt den Körper vom Geist, ohne ihm jedoch die Möglichkeit, zu Vorstellungen zu gelangen und Handlungen in der Körperwelt hervorzubringen, abzuschneiden, und untersucht dann, wie er in Wirkung gekommen, wie er seine Kräfte entwickelt, was für Schritte er wohl zu seiner Vollkommenheit würde gethan haben; das Resultat dieser Untersuchung muß durch Fakta bestätigt werden. Man übersieht also die wirkliche Bildung des einzelnen Menschen und wirft einen Blick über die Entwicklung des gesamten Geschlechts. Zuerst also den abstrakten Fall: Es ist Vorstellungskraft und Wille da, es ist Kreis der Wirkung da und freier Übergang von Seele zu Welt, von Welt zu Seele. Fragt sich nun: wie wird er wirken?

§ 8.

Die Seele außer Verbindung mit dem Körper.

Wir können keinen Begriff setzen, ohne einen vorhergehenden Willen, ihn zu machen; keinen Willen, ohne die Erfahrung unsers durch diese Handlung verbesserten Zustands, ohne Empfindung;

keine Empfindung ohne vorhergehende Idee (denn wir schlossen ja zugleich mit dem Körper auch die körperlichen Empfindungen aus), also keine Idee ohne Idee.

Nun betrachte man das Kind, das hieße nach der Voraussetzung einen Geist, der die Fähigkeit, Ideen zu formieren, in sich begreift, aber diese Fähigkeit itzt zum erstenmal in Übung bringen soll. Was wird ihn zum Denken bestimmen, wenn es nicht die daraus entspringende angenehme Empfindung ist, was kann ihm die Erfahrung dieser angenehmen Empfindung verschafft haben? Wir sahen ja eben, daß dies wieder nichts als Denken sein konnte, und er soll nun zum erstenmal denken. Ferner, was kann ihn zur Betrachtung der Welt einladen? Nichts anders als die Erfahrung ihrer Vollkommenheit, insofern sie seinen Trieb zur Aktivität befriedigt und diese Befriedigung ihm Vergnügen gewähret. Was kann ihn zu Übung seiner Kräfte determinieren? Nichts als die Erfahrung ihres Daseins, aber alle diese Erfahrungen soll er ja zum erstenmal machen. — Er müßte also von Ewigkeit her thätig gewesen sein, und dieses ist wider den angenommenen Fall, oder er wird ewig niemals in Thätigkeit kommen, gleichwie die Maschine ohne den Stoß von außen träg und ruhig bleibt.

§ 9.

In Verbindung.

Itzt setze man zu dem Geiste das Tier. Man verflechte diese beiden Naturen so innig, als sie wirklich verflochten sind, und lasse ein unbekanntes Etwas, aus der Ökonomie des tierischen Leibes geboren, die Empfindungskraft anfallen — man versetze die Seele in den Zustand des physischen Schmerzens. Das war der erste Stoß, der erste Lichtstrahl in die Schlummernacht der Kräfte, tönender Goldklang auf die Laute der Natur. Itzt ist Empfindung da, und Empfindung war es ja auch nur allein, was wir vorhin vermißten. Diese Art von Empfindung scheint mit Absicht recht dazu gemacht zu sein, alle jene Schwierigkeiten zu heben. Dort konnten wir keine herausbringen, weil wir keine Idee voraussetzen durften; hier vertritt die Modifikation in dem körperlichen Werkzeug die Stelle der Ideen, und so hilft tierische

Empfindung das innere Uhrwerk des Geists, wenn ich so sagen darf, in den Gang bringen. Der Übergang von Schmerz zu Abscheu ist Grundgesetz der Seele. Der Wille ist thätig, und die Thätigkeit einer einzigen Kraft ist hinlänglich, alle übrigen in Wirkung zu setzen. Die nachfolgende Operationen entwickeln sich von selbst und gehören auch nicht in dieses Kapitel.

§ 10.

Aus der Geschichte des Individuums.

Nun verfolge man das Seelenwachstum des einzelnen Menschen in Beziehung auf den zu erweisenden Satz und gebe acht, wie sich alle seine Geistesfähigkeiten aus sinnlichen Trieben entwickeln.

a) Das Kind. Noch ganz Tier, oder besser, mehr oder auch weniger als Tier; menschliches Tier. (Denn dasjenige Wesen, das einmal Mensch heißen sollte, darf niemalen nur Tier gewesen sein.) Elender als ein Tier, weil es auch nicht einmal Instinkt hat. Die Tiermutter darf ihr Junges eh verlassen als die Mutter ihr Kind. Der Schmerz mag ihm wohl Geschrei auspressen, aber er wird es niemals auf die Quelle desselben aufmerksam machen. Die Milch mag ihm wohl Vergnügen gewähren, aber sie wird niemals von ihm gesucht werden. Es ist ganz leidend —

„Sein Denken steigt nur noch bis zum Empfinden,
Sein ganzes Kenntnis ist Schmerz, Hunger und die Binden."[1]

b) Der Knabe. Hier ist schon Reflexion, aber immer nur in Bezug auf Stillung tierischer Triebe. „Er lernt", wie Garve sagt*, „die Dinge anderer Menschen und seine Handlungen gegen sie erstlich dadurch schätzen, weil sie ihm (sinnliches) Vergnügen gewähren." Liebe zur Arbeit, Liebe zu den Eltern, zu Freunden, ja selbst Liebe zur Gottheit geht durch den Weg der Sinnlichkeit in seine Seele. „Die allein ist die Sonne", wie Garve an einem andern Orte anmerkt**, „die

* Anmerkungen zu Fergusons Moralphilosophie. S. 319.
** Ebendaselbst S. 393.

[1] Aus Hallers Gedicht „über die Ewigkeit"

durch sich selbst leuchtet und wärmt, alle übrigen Gegenstände sind dunkel und kalt; aber sie können auch erleuchtet und erwärmt werden, wenn sie mit ihr in eine solche Verbindung treten, daß sie die Strahlen derselben bekommen können." Die Güter des Geists erhalten beim Knaben nur durch Übertragung einigen Wert, sie sind geistiges Mittel zu tierischem Zweck.

c) Jüngling und Mann. Oftmalige Wiederholung dieser Schlüsse macht sie nach und nach zur Fertigkeit, und Übertragung will in dem Mittel selbst Schönheit gefunden haben. Er wird gerner darauf verweilen, ohne zu wissen, warum. Er wird unvermerkt hingezogen werden, darüber zu denken. Itzt können schon die Strahlen der geistigen Schönheit selbst seine offene Seele rühren; das Gefühl seiner Kraftäußerung ergötzt ihn und flößt ihm Neigung zu dem Gegenstand ein, der bisher nur Mittel war; der erste Zweck ist vergessen. Aufklärung und Ideenbereicherung decken ihm zuletzt die ganze Würde geistiger Vergnügungen auf — das Mittel ist höchster Zweck worden.

Dies lehrt mehr oder weniger die Individualgeschichte jedes Menschen, der nur einige Bildung hat; und einen bessern Weg konnte wohl die Weisheit nicht wählen, den Menschen zu führen. Wird nicht auch itzt noch der Pöbel gegängelt wie unser Knabe? Und hat uns nicht der Prophet aus Medina ein auffallend deutliches Beispiel zurückgelassen, wie man den rohen Sinn der Sarazenen im Zügel halten sollte?[1]

Hierüber kann nichts Vortrefflichers gesagt werden, als was Garve in seinen Anmerkungen zu dem Kapitel über die natürlichen Triebe in Fergusons Moralphilosophie auf folgende Art entwickelt hat: „Der Trieb der Erhaltung und der Reiz der sinnlichen Lust setzt zuerst den Menschen wie das Tier in Thätigkeit; er lernt die Dinge andrer Menschen und seine Handlungen gegen sie erstlich dardurch schätzen, weil sie ihm Vergnügen verschaffen. So wie sich die Anzahl der Dinge erweitert, deren Wirkungen er erfährt, so breiten

[1] Gedacht ist an die grobsinnlichen Freuden des mohammedanischen Paradieses, Huris u. dgl.

sich seine Begierden aus; so wie sich der Weg verlängert, auf welchem er zu diesen Wirkungen gelangt, so werden seine Begierden künstlicher. Hier ist die erste Grenzscheidung zwischen Menschen und Tier, und hier findet sich selbst ein Unterschied zwischen einer Tierart und der andern. Bei wenig Tieren folgt die Handlung des Fressens unmittelbar auf die Begierde des Hungers; die Hitze der Jagd oder der Fleiß des Sammelns geht vorher. Aber bei keinem Tiere erfolgt die Befriedigung der Begierde so spät auf die Anstalten, die es zu diesem Ende macht, als bei dem Menschen; bei keinem wird die Bestrebung des Tiers durch eine so lange Kette von Mitteln und Absichten fortgeführt, ehe sie bis an dieses letzte Glied gelangt. Wie weit sind die Arbeiten des Handwerksmannes oder des Ackerbauers, wenn sie gleich alle auf nichts weiter abzielen, als ihm Brot oder ein Kleid zu verschaffen, doch von diesem Ziele entfernt? Aber das ist noch nicht alles. Wenn die Mittel der Erhaltung für den Menschen durch Errichtung der Gesellschaft reichlicher werden; wenn er Überfluß für sich findet, zu dessen Herbeischaffung er nicht seine ganze Zeit und Kräfte braucht; wenn er zugleich durch die Mitteilung der Ideen aufgeklärt wird: dann fängt er an, einen Endzweck seiner Handlung in sich selbst zu finden, dann bemerkt er, daß, wenn er auch völlig satt, bekleidet, unter einem guten Dach, mit allem Hausgeräte versehen ist, doch noch für ihn etwas zu thun übrig bleibe. Er geht noch einen Schritt weiter; er wird gewahr, daß in diesen Handlungen selbst, wordurch der Mensch sich Nahrung und Bequemlichkeit verschafft hat, insofern sie aus gewissen Kräften eines Geistes entstehen, insofern sie diese Kräfte üben, ein höheres Gut liege als in den äußern Endzwecken selbst, die durch sie erreicht werden. Von diesem Augenblick an arbeitet er zwar in Gesellschaft mit dem übrigen menschlichen Geschlecht und mit dem Reich aller lebendigen Wesen dazu, sich zu erhalten und sich und seinen Freunden die Hülfsmittel des physischen Lebens zu verschaffen — denn was wollte er anders thun? welche andere Sphäre von Thä-

tigkeit könnte er sich schaffen, wenn er aus dieser herausginge? — aber er weiß nun, daß die Natur nicht sowohl diese vielen Triebe im Menschen erweckt hat, um ihm jene Bequemlichkeit zu gewähren, als ihm vielmehr den Reiz jener Vergnügen und Vorteile aufstelle, um diese Triebe in Bewegung zu setzen, um einem denkenden Wesen Materie zu Vorstellungen, einem empfindlichen Geiste Stoff zu Empfindungen, einem wohlwollenden Geiste Mittel der Gutthätigkeit, einem thätigen Gelegenheit zu Beschäftigungen zu geben. Dann nimmt jede Sache, leblose und lebendige, eine andere Gestalt für ihn an. Die Gegenstände und Veränderungen wurden zuerst von ihm nur angesehen, insofern sie ihm nur Vergnügen oder Verdruß machen; jetzo, insofern sie Handlungen und Äußerungen seiner Vollkommenheit veranlassen. In jener Betrachtung sind die Vorfälle bald gut, bald böse; in dieser sind sie alle auf gleiche Weise gut. Dann ist es keiner, wo nicht die Ausübung einer Tugend oder die Beschäftigung einer besondern Fähigkeit möglich wäre. — Zuerst liebte er die Menschen, weil er glaubte, daß sie ihm nutzen können; itzo liebt er sie noch mehr, weil er das Wohlwollen für den Zustand eines vollkommenen Geistes hält."

§ 11.

Aus der Geschichte des Menschengeschlechts.

Nun noch ein gewagterer Blick über die Universalgeschichte des ganzen menschlichen Geschlechts, von seiner Wiege an bis zu seinem männlichen Alter, und die Wahrheit des bisher Gesagten wird in ihrem vollesten Lichte stehen.

Hunger und Blöße haben den Menschen zuerst zum Jäger, Fischer, Viehhirten, Ackermann und Baumeister gemacht. Wollust stiftete Familien, und Wehrlosigkeit der einzelnen zog Horden zusammen. Hier schon die ersten Wurzeln der geselligen Pflichten. Bald mußte der anwachsenden Menschenmenge der Acker zu arm werden, der Hunger zerstreute sie in ferne Klimate und Lande, die dem forschenden Bedürfnis ihre Produkte enthüllten und sie neue Raffinements, sie zu bearbeiten und ihrem schädlichen

Einfluß zu begegnen lehrten. Diese einzelne Erfahrungen gingen durch Tradition vom Großvater zum Urenkel über und wurden erweitert. Man lernte die Kräfte der Natur wider sie selbst benutzen, man brachte sie in neue Verhältnisse und erfand hier schon die ersten Wurzeln der einfachen und heilsamen Künste. Zwar immer nur Kunst und Erfindung für das Wohl des Tieres, aber doch Übung der Kraft, doch Gewinn an Kenntnis, und — an eben dem Feuer, woran der rohe Naturmensch seine Fische bratete, spähte nachher Boerhaave in die Mischungen der Körper; aus eben dem Messer, mit dem der Wilde sein Wildbret zerlegte, erfand Lionet[1] dasjenige, womit er die Nerven der Insekten aufdeckte; mit eben dem Zirkel, mit dem man anfangs nur Hufen maß, mißt Newton Himmel und Erde. So zwang der Körper den Geist, auf die Erscheinungen um ihn her zu achten, so machte er ihm die Welt interessant und wichtig, weil er sie ihm unentbehrlich machte. Der Drang einer innern thätigen Natur, verbunden mit der Dürftigkeit der mütterlichen Gegend, lehrte unsere Stammväter kühner denken und erfand ihnen ein Haus, worin sie im Geleit der Gestirne auf Flüssen und Ozeanen sicher dahinglitten und neuen Zonen entgegenschifften —

Fluctibus ignotis insultavere carinae.[2]

Hier wiederum neue Produkten, neue Gefahren, neue Bedürfnisse, neue Anstrengungen des Geistes. Die Kollision der tierischen Triebe stößt Horden wider Horden, schmiedet das rohe Erz zum Schwert, zeugt Abenteurer, Helden und Despoten. Städte werden befestiget, Staaten errichtet, mit den Staaten entstehen bürgerliche Pflichten und Rechte, Künste, Ziffern, Gesetzbücher, schlaue Priester — und Götter.

Und nun die Bedürfnisse ausgeartet in Luxus — welch unermeßliches Feld eröffnet sich unserm Auge! Itzt werden die Adern der Erde durchwühlt, itzt wird der Grund des Meeres betreten, Handel und Wandel blühen —

Latet sub classibus aequor.[3]

---

[1] Pierre Lyonet, berühmter Naturforscher, gestorben 1789 im Haag.

[2] Ovids „Metamorphosen" I, 134: „Über unbekannte Fluten hin hüpften die Kiele."

[3] Virgils „Äneis" IV, 582. Vgl. oben, S. 176.

Der Ost wird in West, der West in Ost bewundert, die Geburten des Auslands gewöhnen sich unter künstlichen Himmeln, und die Gartenkunst bringt die Produkte von drei Weltteilen in einem Garten zusammen. Künstler lernen der Natur ihre Werke ab, Töne schmelzen die Wilde, Schönheit und Harmonie veredeln Sitten und Geschmack, und die Kunst geleitet zur Wissenschaft und Tugend hinüber. „Der Mensch", sagt Schlözer* [1], „dieser mächtige Untergott, räumt Felsen aus der Bahn, gräbt Seen ab und pflüget, wo man sonsten schiffte. Durch Kanäle trennt er Weltteile und Provinzen voneinander, leitet Ströme zusammen und führet sie in Sandwüsten hin, die er dardurch in lachende Fluren verwandelt; er plündert dreien Weltteilen ihre Produkte ab und versetzt sie in den vierten. Selbst Klima, Luft und Witterung gehorchen seiner Macht. Indem er Wälder ausreutet und Sümpfe austrocknet, so wird ein heiterer Himmel über ihm, Nässe und Nebel verlieren sich, die Winter werden sanfter und kürzer, die Flüsse frieren nicht mehr zu." — Und der Geist verfeinert sich mit dem feinern Klima.

Der Staat beschäftiget den Bürger für die Bedürfnisse und Bequemlichkeiten des Lebens. Arbeitsamkeit gibt dem Staat Sicherheit und Ruhe von außen und innen, die dem Denker und Künstler jene fruchtbare Muße gewährt, wordurch das Zeitalter des Augusts zum goldenen Alter geworden. Itzt nehmen die Künste einen kühneren, ungehinderten Schwung, itzt gewinnen die Wissenschaften ein reines, geläutertes Licht, Naturgeschichte und Physik stürzen den Aberglauben, die Geschichte reicht den Spiegel der Vorwelt, und die Philosophie lacht über die Thorheit der Menschen. Wie aber nun der Luxus, in Weichlichkeit und Schwelgerei ausgeartet, in den Gebeinen der Menschen zu toben anfängt und Seuchen ausbrütet und die Atmosphäre verpestet, da eilt der bedrängte Mensch von einem Reich der Natur zum andern, die lindernden Mittel auszuspähen; da findet er die göttliche Rinde der China, da gräbt er aus den Eingeweiden der Berge den

* Siehe „Schlözers Vorstellung seiner Universalhistorie", § 6.

[1] August Ludwig von Schlözer (1735—1809), berühmter Geschichtsforscher und Publizist.

mächtig wirkenden Merkur und preßt den kostbaren Saft aus dem orientalischen Mohn. Die verhohlensten Winkel der Natur werden durchsucht, die Scheidekunst zertrümmert die Produkte in ihre letzte Elemente und schafft sich eigene Welten, Goldmacher bereichern die Naturgeschichte, der mikroskopische Blick eines Schwammerdams[1] ertappt die Natur bei ihren geheimsten Prozessen. Der Mensch geht noch weiter. Not und Neugierde überspringen die Schranken des Aberglaubens, er ergreift mutig das Messer — und hat das größte Meisterstück der Natur, den Menschen, entdeckt. So mußte das Schlimmste das Größte erreichen helfen, so mußte uns Krankheit und Tod drängen zum *γνῶθι σεαυτόν*. Die Pest bildete unsere Hippokrate und Sydenhame[2], wie der Krieg Generale gebar, und der einreißenden Lustseuche haben wir eine totale Reformation des medizinischen Geschmacks zu verdanken.

Wir wollten den rechtmäßigen Genuß der Sinnlichkeit auf die Vollkommenheit der Seele zurückführen, und wie wunderbar drehte sich der Stoff unter unsern Händen! Wir fanden, daß auch ihr Übermaß, ihr Mißbrauch im ganzen die Realitäten der Menschheit befördert hat. Die Verirrungen vom ersten Zwecke der Natur, Kaufleute, Eroberer und Luxus haben unstreitig die Schritte dahin unendlich beschleunigt, die eine einfachere Lebensart regelmäßiger wohl, aber auch langsam genug würde gemacht haben. Man halte die alte Welt gegen die neue! Dort waren die Begierden einfach und ihre Befriedigung leicht. Aber wie abscheulich wurde auch über die Natur und ihre Gesetze geurteilt! Itzt ist sie durch tausend Krümmungen erschwert, aber welch volles Licht hat sich über alle Begriffe verbreitet!

Noch einmal also: der Mensch mußte Tier sein, eh' er wußte, daß er ein Geist war; er mußte im Staube kriechen, eh' er den Newtonischen Flug durchs Universum wagte. Der Körper also der erste Sporn zur Thätigkeit; Sinnlichkeit die erste Leiter zur Vollkommenheit.

*　　*
*

[1] Jan Swammerdam (1637—80), berühmter holländischer Naturforscher.
[2] Thomas Sydenham (1624—89), berühmter englischer Arzt.

Tierische Empfindungen begleiten die geistigen.

§ 12.

Gesetz.

Der Verstand des Menschen ist äußerst beschränkt, und darum müssen es auch notwendig alle Empfindungen sein, die aus seiner Thätigkeit resultieren. Diesen also einen größern Schwung zu geben und den Willen mit gedoppelter Kraft zum Vollkommenen hinzuziehen und vom Übel zurückzureißen, wurden beide Naturen, geistige und tierische, also eng ineinander verschlungen, daß ihre Modifikationen sich wechselsweise mitteilen und verstärken. Daraus erwächst nun ein Fundamentalgesetz der gemischten Naturen, das, in seine letzte Grundteile aufgelöst, ohngefähr also lautet: Die Thätigkeiten des Körpers entsprechen den Thätigkeiten des Geistes, d. h. jede Überspannung von Geistesthätigkeit hat jederzeit eine Überspannung gewisser körperlicher Aktionen zur Folge, so wie das Gleichgewicht der erstern oder die harmonische Thätigkeit der Geisteskräfte mit der vollkommensten Übereinstimmung der letztern vergesellschaftet ist. Ferner: Trägheit der Seele macht die körperlichen Bewegungen träg, Nichtthätigkeit der Seele hebt sie gar auf. Da nun Vollkommenheit jederzeit mit Lust, Unvollkommenheit mit Unlust verbunden ist, so kann man dieses Gesetz auch also ausdrücken: Geistige Lust hat jederzeit eine tierische Lust, geistige Unlust jederzeit eine tierische Unlust zur Begleiterin.

§ 13.

Geistiges Vergnügen befördert das Wohl der Maschine.

Also eine Empfindung, die das ganze Seelenwesen einnimmt, erschüttert in eben dem Grade den ganzen Bau des organischen Körpers. Herz, Adern und Blut, Muskelfasern und Nerven, von jenen mächtigen wichtigen, die dem Herzen den lebendigen Schwung der Bewegung geben, bis hinaus zu jenen unbedeutenden geringen, die die Härchen der Haut spannen, nehmen daran teil. Alles gerät in heftigere Bewegung. War die Empfindung angenehm, so werden alle jenen Teile einen höhern Grad harmo=

nischer Thätigkeit haben, das Herz wird frei, lebhaft und gleichförmig schlagen, das Blut wird ungehemmt, mild oder feurig rasch, je nachdem der Affekt von der sanften oder heftigen Art ist, durch die weichen Kanäle fließen; Koktion, Sekretion und Exkretion wird frei und ungehindert von statten gehen, die reizbaren Fasern werden im milden Dampfbad geschmeidig spielen, so Reizbarkeit als Empfindlichkeit wird durchaus erhöht sein. Darum ist der Zustand der größten augenblicklichen Seelenlust augenblicklich auch der Zustand des größten körperlichen Wohls.

So viel dieser Partialthätigkeiten sind (und ist nicht jeder Puls das Resultat von vielleicht tausenden?), so viel dunkle Sensationen werden sich zumal vor die Seele drängen, wovon jede Vollkommenheit anzeigt. Aus der Verworrenheit dieser aller bildet sich nun die Totalempfindung der tierischen Harmonien, d. h. die höchst zusammengesetzte Empfindung von tierischer Lust, die sich an die ursprüngliche intellektuelle oder moralische gleichsam anreiht und solche durch diesen Zutritt unendlich vergrößert. So ist demnach jeder angenehme Affekt die Quelle unzähliger körperlicher Lüste.

Dieses bestätigen am augenscheinlichsten die Beispiele der Kranken, die die Freude kuriert hat. Man bringe einen, den das fürchterliche Heimweh bis zum Skelett verdorren gemacht hat, in sein Vaterland zurück, er wird sich in blühender Gesundheit verjüngen. Man trete in die Gefangenhäuser, wo Unglückliche seit zehen und zwanzig Jahren im faulen Dampf ihres Unrats wie begraben liegen und kaum noch Kraft finden, von der Stelle zu gehen, und verkündige ihnen auf einmal Erlösung. Das einige Wort wird jugendliche Kraft durch ihre Glieder gießen, die erstorbenen Augen werden Leben und Feuer funkeln. Die Seefahrer, die der Brot- und Wassermangel auf der ungewissen See siech und elend niedergeworfen hat, werden durch das einige Wort „Land!" das der Steuermann von Verdeck erspäht, halb gesund, und gewiß würde der sehr irren, der hier den frischen Lebensmitteln alle Wirkung zuschreiben wollte. Der Anblick einer geliebten Person, nach der er lange geschmachtet hat, hält die

fliehende Seele des Agonizanten[1] noch auf, er wird kräftiger und augenblicklich besser. Wahr ist es, daß die Freude das Nervensystem in lebhaftere Wirksamkeit setzen kann als alle Herzstärkungen, die man aus Apotheken holen muß, und selbst inveterierte Stockungen in den labyrinthischen Gängen der Eingeweide, die weder die Rubia[2] durchdringt noch selbst der Merkur durchreißt, durch sie zerteilt worden sind. Wer begreift nun nicht, daß diejenige Verfassung der Seele, die aus jeder Begebenheit Vergnügen zu schöpfen und jeden Schmerz in die Vollkommenheit des Universums aufzulösen weißt, auch den Verrichtungen der Maschine am zuträglichsten sein muß? Und diese Verfassung ist die Tugend.

§ 14.

Geistiger Schmerz untergräbt das Wohl der Maschine.

Auf eben diese Weise erfolget das Gegenteil beim unangenehmen Affekt; die Ideen, die sich beim Zornigen oder Erschrockenen so intensiv stark herausheben, könnte man mit eben dem Recht, als Plato die Leidenschaften Fieber der Seele nannte, als Konvulsionen des Denkorgans betrachten. Diese Konvulsionen pflanzen sich schnell durch den ganzen Umriß des Nervengebäudes fort, bringen die Kräfte des Lebens in jene Mißstimmung, die seinen Flor zernichtet und alle Aktionen der Maschine aus dem Gleichgewicht bringt. Das Herz schlägt ungleich und ungestüm; das Blut wird in die Lungen gepreßt, wenn in den Extremitäten kaum so viel übrigbleibt, den verlornen Puls zu erhalten. Alle Prozesse der tierischen Chemie durchkreuzen einander. Die Scheidungen überstürzen sich, die gutartigen Säfte verirren und wirken feindlich in fremden Gebieten, wenn zu gleicher Zeit die bösartigen, die im Unrat dahingeschwemmt werden sollten, in den Kern der Maschine zurückfallen. Mit einem Wort, der Zustand des größten Seelenschmerzes ist zugleich der Zustand der größten körperlichen Krankheit.

---

[1] Im Todeskampf Liegenden.

[2] Staudenartige Pflanze, früher vielfach als durchschlagendes Mittel gebraucht.

Die Seele wird durch tausend dunkle Sensationen vom drohenden Ruin ihrer Werkzeuge unterrichtet und von einer ganzen Schmerzempfindung übergossen, die sich an die ursprüngliche geistige anheftet und solcher einen desto schärfern Stachel gibt.

§ 15.

Beispiele.

Tiefe chronische Seelenschmerzen, besonders wenn sie von einer starken Anstrengung des Denkens begleitet sind, worunter ich vorzüglich denjenigen schleichenden Zorn, den man Indignation heißt, rechne, nagen gleichsam an den Grundfesten des Körpers und trocknen die Säfte des Lebens aus. Diese Leute sehen abgezehrt und bleich, und der innere Gram verrät sich aus den hohlen, tiefliegenden Augen. „Ich muß Leute um mich haben, die fett sind", sagt Cäsar, „Leute mit runden Backen, und die des Nachts schlafen. Der Kassius dort hat ein hageres, hungriges Gesicht; er denkt zu viel; dergleichen Leute sind gefährlich."[1] Furcht, Unruh', Gewissensangst, Verzweiflung wirken nicht viel weniger als die hitzigsten Fieber. Dem in Angst gejagten Richard[2] fehlt die Munterkeit, die er sonst hat, und er wähnt, sie mit einem Glas Wein wiederzugewinnen. Es ist nicht Seelenleiden allein, das ihm seine Munterkeit verscheucht, es ist eine ihm aus dem Kern der Maschine aufgedrungene Empfindung von Unbehaglichkeit, es ist eben diejenige Empfindung, welche die bösartigen Fieber verkündigt. Der von Freveln schwer gedrückte Moor, der sonst spitzfindig genug war, die Empfindungen der Menschlichkeit durch Skelettisierung der Begriffe in nichts aufzulösen, springt eben itzt bleich, atemlos, den kalten Schweiß auf seiner Stirne, aus einem schrecklichen Traum auf. Alle die Bilder zukünftiger Strafgerichte, die er vielleicht in den Jahren der Kindheit eingesaugt und als Mann obsopiert[3] hatte, haben den umnebelten Verstand unter dem Traum überrumpelt. Die Sensationen sind

---

[1] Shakespeares „Julius Cäsar" I, 2, nach Eschenburgs Übersetzung citiert (1779).

[2] „Richard III.", Akt V, Szene 3

[3] Obsopieren = einschläfern.

allzu verworren, als daß der langsamere Gang der Vernunft sie einholen und noch einmal zerfasern könnte. Noch kämpfet sie mit der Phantasie, der Geist mit den Schrecken des Mechanismus.*

Moor. Nein, ich zittere nicht. War's doch ledig ein Traum. — Die Toten stehen noch nicht auf. — Wer sagt, daß ich zittere und bleich bin? Es ist mir ja so leicht, so wohl.

Bed. Ihr seid todesbleich, Eure Stimme ist bang und lallend.

Moor. Ich habe das Fieber. Ich will morgen zur Ader lassen. Sage du nur, wenn der Priester kommt, ich habe das Fieber.

Bed. O, Ihr seid ernstlich krank.

Moor. Ja freilich, freilich, das ist's alles; und Krankheit verstöret das Gehirn und brütet tolle, wunderliche Träume — Träume bedeuten nichts — pfui, pfui der weiblichen Feigheit! — Träume kommen aus dem Bauch, und Träume bedeuten nichts. — Ich hatte soeben einen lustigen Traum — (Er sinkt ohnmächtig nieder.)

Hier bringt das plötzlich auffahrende Integralbild[1] des Traums das ganze System der dunkeln Ideen in Bewegung und rüttelt gleichsam den ganzen Grund des Denkorgans auf. Aus der Summe aller entspringt eine ganze, äußerst zusammengesetzte Schmerzempfindung, die die Seele in ihren Tiefen erschüttert und den ganzen Bau der Nerven per Konsensum lähmt.

Die Schauer, die denjenigen ergreifen, der auf eine lasterhafte That ausgeht oder eben eine ausgeführt hat, sind nichts anders als eben der Horror, der den Febricitanten schüttelt, und welcher auch auf eingenommene widerwärtige Arzneien empfunden wird. Die nächtliche Jaktationen derer, die von Gewissensbissen gequält werden, und die immer mit einem febrilischen Aderschlag begleitet sind, sind wahrhaftige Fieber, die der Konsens der Maschine mit der Seele veranlaßt, und wenn Lady Macbeth im Schlaf geht, so ist sie eine phrenitische Delirantin. Ja schon der nachgemachte Affekt macht den Schauspieler augenblicklich krank, und wenn Garrick seinen Lear oder Othello gespielt

* Life of Moor. Tragedy by Krake. Act. V. Sc. 1.[2]

[1] Soll wohl bedeuten: das Gesamtbild

[2] Vgl. Bd. I, „Schillers Leben und Werke", S. 19.

hatte, so brachte er einige Stunden in gichterischen Zuckungen auf dem Bette zu. Auch die Illusion des Zuschauers, die Sympathie mit künstlichen Leidenschaften hat Schauer, Gichter und Ohnmachten gewirkt.

Ist also nicht derjenige, der mit der bösen Laune geplagt ist und aus allen Situationen des Lebens Gift und Galle zieht, ist nicht der Lasterhafte, der in einem steten chronischen Zorn dem Haß lebt, der Neidische, den jede Vollkommenheit seines Mitmenschen martert, sind nicht alle diese die größten Feinde ihrer Gesundheit? Sollte das Laster noch nicht genug Abschreckendes haben, wenn es mit der Glückseligkeit auch die Gesundheit zernichtet?

§ 16.

Ausnahmen.

Aber auch der angenehme Affekt hat getötet, auch der unangenehme hat Wunderkuren gethan? Beides lehrt die Erfahrung; sollte das die Grenzen des aufgestellten Gesetzes verrücken?

Die Freude tötet, wenn sie zur Ekstasi hinaufsteigt, die Natur erträgt den Schwung nicht, in den in einem Moment das ganze Nervengebäude gerät; die Bewegung des Gehirns ist nicht Harmonie mehr, sie ist Konvulsion; ein höchster augenblicklicher Vigor, der aber auch gleich in den Ruin der Maschine übergeht, weil er über die Grenzlinie der Gesundheit gewichen ist (denn schon in die Idee der Gesundheit ist die Idee einer gewissen Temperatur der natürlichen Bewegungen wesentlich eingeflochten); auch die Freude der endlichen Wesen hat ihre Schranken, so wie der Schmerz; diese darf sie nicht überschreiten, oder sie muß untergehen.

Was den zweiten Fall betrifft, so hat man viele Beispiele, daß ein mäßiger Grad des Zorns, der Gewalt hat, frei auszubrausen, die langwierigsten Verstopfungen durchrissen, daß der Schrecken, z. E. über eine Feuersbrunst, alte Gliederschmerzen und unheilbare Lähmungen plötzlich gehoben hat. Aber auch die Dysenterie hat Verstopfungen der Pfortader geschmolzen, auch die Krätze hat Melancholien und Tobsuchten geheilt — ist die Krätze darum weniger Krankheit oder die Ruhr darum Gesundheit?

§ 17.

Trägheit der Seele macht die Bewegungen der Maschine träger.

Da die Wirksamkeit des Geistes während den Geschäften des Tags nach dem Zeugnis des Herrn von Haller den abendlichen Puls zu beschleunigen vermag[1], wird ihre Trägheit ihn nicht schwächen, wird ihre Nichtthätigkeit ihn vielleicht nicht gar aufheben müssen? Denn obschon die Bewegung des Bluts nicht so sehr von der Seele abhängig zu sein scheint, so läßt sich doch nicht ohne allen Grund schließen, daß das Herz, welches doch immerhin den größten Teil seiner Kraft vom Gehirn entlehnt, notwendig, wenn die Seele die Bewegung des Gehirns nicht mehr unterhält, einen großen Kraftverlust erleiden müsse. — Das Phlegma führt einen trägen, langsamen Puls, das Blut ist wässerigt und schleimigt, der Kreislauf durch den Unterleib leidet Not. Die Stupiden, die uns Muzell* beschrieben hat, atmeten langsam und schwer, hatten weder Trieb zum Essen und Trinken noch zu den natürlichen Exkretionen, der Aderschlag war selten, alle Verrichtungen des Körpers waren schläfrig und matt. Die Erstarrung der Seele unter dem Schrecken, dem Erstaunen u. s. w. wird zuweilen von einer allgemeinen Aufhebung aller physischen Thätigkeit begleitet. War die Seele die Ursache dieses Zustands, oder war es der Körper, der die Seele in diese Erstarrung versetzte? Aber diese Materie führt uns auf Spitzfindigkeiten und muß ja auch gerade hier nicht entwickelt werden.

§ 18.

Zweites Gesetz.

Nun ist das, was von Übertragung der geistigen Empfindungen auf tierische gesagt worden, auch vom umgekehrten Fall,

---

* Muzells medizinische und chirurgische Wahrnehmungen.[2]

---

[1] Diese Bemerkung macht Haller in seinem „Grundriß der Physiologie“ („Primae lineae physiologiae“, deutsch, Berlin 1769).

[2] Das Buch erschien in 2. Auflage, Berlin 1772.

von Übertragung der tierischen auf die geistige, gültig. Krankheit des Körpers, mehrenteils die natürlichen Folgen der Unmäßigkeit, strafen an sich schon durch sinnlichen Schmerz; aber auch hier mußte die Seele in ihrem Grundwesen angegriffen werden, daß der gedoppelte Schmerz ihr die Einschränkung der Begierden desto dringender einschärfe. Ebenso mußte zu dem sinnlichen Wohlgefühl der körperlichen Gesundheit auch die feinere Empfindung einer geistigen Realverbesserung treten, daß der Mensch um so mehr gespornet werde, seinen Körper im guten Zustande zu erhalten. So ist es also ein zweites Gesetz der gemischten Naturen, daß mit der freien Thätigkeit der Organe auch ein freier Fluß der Empfindungen und Ideen, daß mit der Zerrüttung derselbigen auch eine Zerrüttung des Denkens und Empfindens sollte verbunden sein. Also kürzer, daß die allgemeine Empfindung tierischer Harmonie die Quelle geistiger Lust und die tierische Unlust die Quelle geistiger Unlust sein sollte.

Man kann in diesen verschiedenen Rücksichten Seele und Körper nicht gar unrecht zweien gleichgestimmten Saiteninstrumenten vergleichen, die nebeneinander gestellt sind. Wenn man eine Saite auf dem einen rühret und einen gewissen Ton angibt, so wird auf dem andern eben diese Saite freiwillig anschlagen und eben diesen Ton, nur etwas schwächer, angeben. So weckt, vergleichungsweise zu reden, die fröhliche Saite des Körpers die fröhliche in der Seele, so der traurige Ton des ersten den traurigen in der zweiten. Dies ist die wunderbare und merkwürdige Sympathie, die die heterogenen Prinzipien des Menschen gleichsam zu einem Wesen macht; der Mensch ist nicht Seele und Körper, der Mensch ist die innigste Vermischung dieser beiden Substanzen.

§ 19.

Die Stimmungen des Geists folgen den Stimmungen des Körpers.

Daher die Schwere, die Gedankenlosigkeit, das mürrische Wesen auf Überladungen des Magens, auf Exzesse in allen

sinnlichen Lüsten; daher die wunderthätigen Wirkungen des Weins bei denen, die ihn mit Mäßigkeit trinken. „Wenn Ihr Wein getrunken habt", sagt Bruder Martin[1], „so seid Ihr alles doppelt, noch einmal so leicht denkend, noch einmal so leicht unternehmend, noch einmal so schnell ausführend." Daher die gute Laune, die Behaglichkeit bei heiterem und gesundem Wetter, die zwar eines Teils auch in der Association der Begriffe, mehrenteils aber in dem dadurch erleichterten Gang der natürlichen Aktionen ihren Grund hat. Diese Leute pflegen sich gemeiniglich des Ausdrucks zu bedienen: „Ich spüre, daß mir wohl ist", und zu dieser Zeit sind sie auch zu allen Arbeiten des Geists mehr aufgelegt und haben ein offener Herz für die Empfindungen der Menschlichkeit und die Ausübung moralischer Pflichten. Eben dieses gilt von dem Nationalcharakter der Völker. Die Bewohner düsterer Gegenden trauren mit der sie umgebenden Natur, der Mensch verwildert in wilden, stürmischen Zonen, lacht in freundlichen Lüften und fühlt Sympathie in gereinigten Atmosphären. Nur unter dem feinen griechischen Himmel gab es einen Homer, einen Plato und Phidias; dort nur standen Musen und Grazien auf, wenn das nebligte Lappland kaum Menschen, ewig niemals ein Genie gebiert. Als unser Deutschland noch waldigt, rauh und sumpfigt war, war der Deutsche ein Jäger, roh wie das Wild, dessen Fell er um seine Schultern schlug. Sobald die Arbeitsamkeit die Gestalt seines Vaterlandes umänderte, fing die Epoche seiner Sittlichkeit an. Ich will nicht behaupten, daß das Klima die einzige Quelle des Charakters sei, aber gewiß muß, um ein Volk aufzuklären, eine Hauptrücksicht dahin genommen werden, seinen Himmel zu verfeinern.

Zerrüttungen im Körper können auch das ganze System der moralischen Empfindungen in Unordnung bringen und den schlimmsten Leidenschaften den Weg bahnen. Ein durch Wollüste ruinierter Mensch wird leichter zu Extremis gebracht werden können als der, der seinen Körper gesund erhält. Dies eben ist ein abscheulicher Kunstgriff derer, die die Jugend verderben, und

[1] Im ersten Akt von Goethes „Götz".

jener Banditenwerber[1] muß den Menschen genau gekannt haben, wenn er sagt: „Man muß Leib und Seele verderben.“ Catilina war ein Wollüstling, eh' er ein Mordbrenner wurde; und Doria hatte sich gewaltig geirret, wenn er den wollüstigen Fiesko nicht fürchten zu dörfen glaubte. Überhaupt beobachtet man, daß die Bösartigkeit der Seele gar oft in kranken Körpern wohnt.

In den Krankheiten ist diese Sympathie noch auffallender. Alle Krankheiten von Bedeutung, diejenigen vorzüglich, die man die bösartige nennt, und die aus der Ökonomie des Unterleibs hervorgehen, kündigen sich mehr oder weniger mit einer sonderbaren Revolution im Charakter an. Damals, wenn sie im stillen noch in den verborgenen Winkeln der Maschine schleichen und die Lebenskraft der Nerven untergraben, fängt die Seele an, den Fall ihres Gefährten in dunkeln Ahndungen voraus zu empfinden. Das ist mit ein großes Ingrediens zu demjenigen Zustand, den uns ein großer Arzt unter dem Namen der Vorschauer (Horrores) mit Meisterzügen geschildert hat. Daher die Morosität dieser Leute, davon niemand die Ursache weißt anzugeben, die Änderung ihrer Neigungen, der Ekel an allem, was ihnen sonst das Liebste war. Der Sanftmütige wird zänkisch, der Lacher mürrisch, und der sich vorher im Geräusch der geschäftigen Welt verlor, flieht den Anblick der Menschen und entweicht in düstere melancholische Stille. Unter dieser heimtückischen Ruhe rüstet sich die Krankheit zum tödlichen Ausbruch. Der allgemeine Tumult der Maschine, wenn die Krankheit mit offener Wut hervorbricht, gibt uns den redendsten Beweis von der erstaunlichen Abhängigkeit der Seele vom Körper an die Hand. Die aus tausend Schmerzgefühlen zusammengeronnene Empfindung des allgemeinen Umsturzes der Organe richtet im System ihrer geistigen Empfindungen eine fürchterliche Zerrüttung an. Die schröcklichste Ideen leben wieder auf. Der Bösewicht, den nichts gerührt hat, unterliegt der Übermacht tierischer Schrecken. Der sterbende Winchester[2] heult in

[1] Schiller citiert wieder sich selbst. In den „Räubern“, II, 3, sagt Spiegelberg: „Denn incidenter muß ich dir sagen, du richtest nichts aus, wenn du nicht Leib und Seele verderbst.“

[2] Kardinal Beauford, Bischof von Winchester, in Shakespeares „Heinrich VI. Zweiter Teil“ III, 3.

wütender Verzweiflung. Die Seele scheint mit Fleiß nach allem zu haschen, was sie in noch tiefere Verfinsterung stürzt, und vor allen Trostgründen mit rasendem Widerwillen zurückzuschaudern. Der Ton der unangenehmen Empfindung ist herrschend, und wie dieser tiefe Schmerz der Seele aus den Zerrüttungen der Maschine entsprungen ist, so hilft er rückwärts diese Zerrüttungen heftiger und allgemeiner machen.

§ 20.

Einschränkung des Vorigen.

Aber man hat täglich Beispiele von Kranken, die sich voll Mut über die Leiden des Körpers erheben, von Sterbenden, die mitten in den Bedrängnissen der kämpfenden Maschine fragen: „Wo ist dein Stachel, Tod?" Sollte die Weisheit, dörfte man einwenden, nicht vermögend sein, wider die blinden Schrecken des Organismus zu waffnen? Sollte, was noch mehr ist als Weisheit, sollte die Religion ihre Freunde so wenig gegen die Anfechtungen des Staubes beschützen können? Oder, welches ebensoviel heißt, kommt es nicht auch auf den vorhergehenden Zustand der Seele an, wie sie die Alterationen der Lebensbewegungen aufnimmt?

Dieses nun ist eine unleugbare Wahrheit. Philosophie und noch weit mehr ein mutiger und durch die Religion erhobener Sinn sind fähig, den Einfluß der tierischen Sensationen, die das Gemüt des Kranken bestürmen, durchaus zu schwächen und die Seele gleichsam aus aller Kohärenz mit der Materie zu reißen. Der Gedanke an die Gottheit, die, wie durchs Universum, so auch im Tode webet, die Harmonie des vergangenen Lebens und die Vorgefühle einer ewig glücklichen Zukunft breiten ein volles Licht über alle ihre Begriffe, wenn die Seele des Thoren und Unglaubigen von allen jenen dunkeln Fühlungen des Mechanismus umnachtet wird. Wenn auch unwillkürliche Schmerzen dem Christen und Weisen sich aufdrängen (dann ist er weniger Mensch?), so wird er selbst das Gefühl seiner zerfallenden Maschine in Wollust auflösen.

[1]„The Soul, secur'd in her existence, smiles
At the drawn dagger, and defies its point,
The stars shall fade away, the sun himself
Grow dim with age, and nature sink in years,
But thou shalt flourish in immortal youth,
Unhurt amidst the war of Elements,
The wreck of Matter, and the crush of Worlds."

Eben diese ungewöhnliche Heiterkeit der tödlich Kranken hat mehrmalen auch eine physische Ursach zum Grunde und ist äußerst wichtig für den praktischen Arzt. Man findet sie oft in Gesellschaft der tödlichsten Zeichen des Hippokrates, und ohne sie aus irgend einer vorgängigen Krisis begreifen zu können; diese Heiterkeit ist bösartig. Die Nerven, welche während der Höhe des Fiebers auf das schärffste waren angefochten worden, haben itzt ihre Empfindlichkeit verloren, die entzündeten Teile, weiß man wohl, hören auf zu schmerzen, sobald sie brandig werden, aber es wäre ein unglücklicher Gedanke, sich Glück zu wünschen, daß die Entzündungsperiode nunmehr überstanden sei. Der Reiz weicht von den toten Nerven zurück, und eine tödliche Indolenz lügt baldige Genesung. Die Seele befindet sich in der Illusion einer angenehmen Empfindung, weil sie einer langanhaltenden schmerzhaften los ist. Sie ist schmerzenfrei, nicht weil der Ton ihrer Werkzeuge wiederhergestellt worden ist, sondern weil sie den Mißton nicht mehr empfindet. Die Sympathie hört auf, sobald der Zusammenhang wegfällt.

§ 21.

Weitere Aussichten in den Zusammenhang.

Wenn ich nun erst tiefer hineingehn, wenn ich vom Wahnsinn selbst, vom Schlummer, vom Stupor, von der fallenden

---

[1] Joseph Addison (vgl. S 440, Anm.) in seinem Trauerspiel „Cato", V, 1:
„Die Seele, sicher ihres Daseins, lächelt
Dem droh'nden Dolch und trotzet seiner Spitze;
Die Sterne löschen aus, die Sonne selbst
Wird trüb vor Alter, die Natur sinkt hin;
Doch du wirst blühn, unsterblich, jugendlich
Und unversehrt im Krieg der Elemente,
Im Schiffbruch der Natur, im Sturz der Welten."

Sucht und der Katalepsis u. s. f. sprechen dürfte, wo der freie und vernünftige Geist dem Despotismus des Unterleibs unterworfen wird, wenn ich mich überhaupt in das große Feld der Hysterie und Hypochondrie ausbreiten dürfte, wenn es mir erlaubt wäre, von Temperamenten, Idiosynkrasien und Consensus zu reden, welches für Ärzte und Philosophen ein Abgrund ist, mit einem Wort, wenn ich die Wahrheit des Bisherigen von dem Krankenbett aus beweisen wollte, welches immerhin eine Hauptschule des Psychologen ist, so würde mein Stoff sich ins Unendliche dehnen. Genug, deucht es mich, ist es nunmehr bewiesen, daß die tierische Natur mit der geistigen sich durchaus vermischet, und daß diese Vermischung Vollkommenheit ist.

* *
*

Körperliche Phänomene verraten die Bewegungen des Geists.

§ 22.

Physiognomik der Empfindungen.

Eben diese innige Korrespondenz der beiden Naturen stützt auch die ganze Lehre der Physiognomik. Durch eben diesen Nervenzusammenhang, welcher, wie wir hören, bei der Mitteilung der Empfindungen zum Grunde liegt, werden die geheimsten Rührungen der Seele auf der Außenseite des Körpers geoffenbart, und die Leidenschaft dringt selbst durch den Schleier des Heuchlers. Jeder Affekt hat seine spezifiken Äußerungen und sozusagen seinen eigentümlichen Dialekt, an dem man ihn kennt. Und zwar ist dies ein bewundernswürdiges Gesetz der Weisheit, daß jeder edle und wohlwollende den Körper verschönert, den der niederträchtige und gehässige in viehische Formen zerreißt. Je mehr sich der Geist vom Ebenbild der Gottheit entfernet, desto näher scheint auch die äußere Bildung dem Viehe zu kommen, und immer demjenigen am nächsten, das diesen Hauptthang mit ihm gemein hat. So ladet das sanfte Außenbild des Menschenfreunds den Hülfsbedürftigen ein, wenn der trotzige Blick des Zornigen jeden zurückscheucht. Dies ist der unentbehrlichste Leitfaden im gesellschaftlichen Leben. Es ist merkwürdig, wie viel

Ähnlichkeit die körperlichen Erscheinungen mit den Affekten haben; Heldenmut und Unerschrockenheit strömen Leben und Kraft durch Adern und Muskeln, Funken sprühen aus den Augen, die Brust steigt, alle Glieder rüsten sich gleichsam zum Streit, der Mensch hat das Ansehen des Rosses. Schrecken und Furcht erlöschen das Feuer der Augen, die Glieder sinken kraftlos und schwer, das Mark scheint in den Knochen erfroren zu sein, das Blut fällt dem Herzen zur Last, allgemeine Ohnmacht lähmt die Instrumente des Lebens. Ein großer, kühner, erhabener Gedanke zwingt uns, auf die Zehen zu stehen, das Haupt emporzurichten, Nase und Mund weit aufzusperren. Das Gefühl der Unendlichkeit, die Aussicht in einen weiten, offenen Horizont, das Meer und dergleichen dehnt unsere Arme aus, wir wollen ins Unendliche ausfließen. Mit Bergen wollen wir gen Himmel wachsen, auf Stürmen und Wellen dahinbrausen; gähe Abgründe stürzen uns schwindelnd hinunter; der Haß äußert sich im Körper gleichsam durch eine zurückstoßende Kraft, wenn im Gegenteil selbst unser Körper durch jeden Händedruck, jede Umarmung in den Körper des Freundes übergehen will, gleichwie die Seelen harmonisch sich mischen; der Stolz richtet den Körper auf, so wie die Seele steigt; Kleinmut senket das Haupt, die Glieder hangen; knechtische Furcht spricht aus dem kriechenden Gang; die Idee des Schmerzens verzerret unser Gesicht, wenn wollüstige Vorstellungen eine Grazie über den ganzen Körper verbreiten; so hat ferner der Zorn die stärksten Bande zerrissen und die Not beinahe die Unmöglichkeit überwunden. — Durch was für eine Mechanik, möcht' ich nun fragen, geschieht es, daß gerade diese Bewegungen auf diese Empfindungen erfolgen, gerade diese Organe bei diesen Affekten interessiert werden? Ist dies nicht ebensoviel, als wollt' ich wissen, warum gerade eine solche Verletzung der Bandhaut die untere Kinnlade erstarren mache?

Wird der Affekt, der diese Bewegungen der Maschine sympathetisch erweckte, öfters erneuert, wird diese Empfindungsart der Seele habituell, so werden es auch diese Bewegungen dem Körper. Wird der zur Fertigkeit gewordene Affekt **dauernder Charakter**, so werden auch diese konsensuellen Züge der Maschine

tiefer eingegraben, sie bleiben, wenn ich das Wort von dem Pathologen entlehnen darf, deuteropathisch zurück und werden endlich organisch. So formiert sich endlich die feste perennierende Physiognomie des Menschen, daß es beinahe leichter ist, die Seele nachher noch umzuändern als die Bildung. In diesem Verstande also kann man sagen, die Seele bildet den Körper, ohne ein Stahlianer[1] zu sein, und die ersten Jugendjahre bestimmen vielleicht die Gesichtszüge des Menschen durch sein ganzes Leben, so wie sie überhaupt die Grundlage seines moralischen Charakters sind. Eine unthätige und schwache Seele, die niemal in Leidenschaften überwallt, hat gar keine Physiognomie, wenn nicht eben der Mangel derselben die Physiognomie der Simpel ist. Die Grundzüge, die die Natur ihnen anerschuf und die Nutrition vollendete, dauren unangetastet fort. Das Gesicht ist glatt, denn keine Seele hat darauf gespielt. Die Augbraunen behalten einen vollkommenen Bogen, denn kein wilder Affekt hat sie zerrissen. Die ganze Bildung behält eine Ründe, denn das Fett hat Ruhe in seinen Zellen; das Gesicht ist regelmäßig, vielleicht auch sogar schön, aber ich bedaure die Seele.

Eine Physiognomik organischer Teile, z. E. der Figur und Größe der Nase, der Augen, des Mundes, der Ohren u. s. w., der Farbe der Haare, der Höhe des Halses u. s. f. ist vielleicht nicht unmöglich, dörfte aber wohl so bald nicht erscheinen, wenn auch Lavater noch durch zehen Quartbände schwärmen sollte. Wer die launigten Spiele der Natur, die Bildungen, mit denen sie stiefmütterlich bestraft und mütterlich beschenkt hat, unter Klassen bringen wollte, würde mehr wagen als Linné und dörfte sich sehr in acht nehmen, daß er über der ungeheuren kurzweiligen Mannigfaltigkeit der ihm vorkommenden Originale nicht selbst eines werde.

Noch eine Art von Sympathie verdient bemerkt zu werden, indem sie in der Physiologie von großer Erheblichkeit ist; ich meine die Sympathie gewisser Empfindungen mit den Organen, aus denen sie kamen. Ein gewisser Krampf des

[1] Stahl (vgl. Bd IX, S. 41, Anm. 2) leitete alle Bewegungen des Körpers von der Seele ab.

Magens erregte in uns die Empfindung von Ekel; die Reproduktion dieser Empfindung bringt rückwärts diesen Krampf hervor. Wie geschieht das?

* *
*

Auch der Nachlaß der tierischen Natur ist eine Quelle von Vollkommenheit.

§ 23.

Scheint sie zu hindern.

Noch kann man sagen, wenn auch der tierische Teil des Menschen ihm alle die großen Vorteile gewährt, von denen bisher gesprochen worden, so bleibt er doch immer noch in einer andern Rücksicht verwerflich. Nämlich die Seele ist also sklavisch an die Thätigkeit ihrer Werkzeuge gefesselt, daß die periodische Abspannung dieser letztern ihr eine thatenlose Pause vorschreibt und sie gleichsam periodisch vernichtet. Ich meine den Schlaf, der, wie man nicht leugnen kann, uns wenigstens den dritten Teil unsers Daseins raubt. Ferner ist unsere Denkkraft von den Gesetzen der Maschine äußerst abhängig, daß der Nachlaß dieser letztern dem Gang der Gedanken plötzliches Halt auferlegt, wenn wir eben auf dem geraden offenen Pfade zur Wahrheit begriffen sind. Der Verstand darf kaum ein wenig auf einer Idee gehaftet haben, so versagt ihm die träge Materie; die Saiten des Denkorganes erschlaffen, wenn sie kaum ein wenig angestrengt worden; der Körper verläßt uns, wo wir sein am meisten bedürfen. Welch erstaunliche Schritte, dörfte man einwenden, würde der Mensch in Bearbeitung seiner Fähigkeiten machen, wenn er in einem Zustand ununterbrochener Intensität fortdenken könnte? Wie würde er jede Idee in ihre letzte Elemente zerfasern, wie würde er jede Erscheinung bis zu ihren verhohlensten Quellen verfolgen, wenn er sie unaufhörlich vor seiner Seele fest halten könnte? — Aber es ist nun einmal nicht so; warum ist es nicht so?

§ 24.

Notwendigkeit des Nachlasses.

Folgendes wird uns auf die Spur der Wahrheit leiten.

1) Die angenehme Empfindung war notwendig, den Menschen

zur Vollkommenheit zu führen, und er ist ja nur darum vollkommen, daß er angenehm empfinde.

2) Die Natur eines endlichen Wesens macht die unangenehme Empfindung unvermeidlich. Das Übel exuliert nicht aus der besten Welt, und die Weltweisen wollen ja darin Vollkommenheit finden.

3) Die Natur eines gemischten Wesens bringt sie notwendig mit sich, weil sie größtenteils darauf ruhet.

Also: Schmerz und Lust sind notwendig.

Schwerer scheint es, aber es ist dennoch nicht weniger wahr:

4) Jeder Schmerz wächst seiner Natur nach, so wie jede Lust, ins Unendliche.

5) Jeder Schmerz und jede Lust eines gemischten Wesens zielt auf seine Auflösung.

§ 25.

Erklärung.

Nämlich das will so viel sagen: Es ist ein bekanntes Gesetz der Ideenverbindung, daß eine jede Empfindung, welcher Art sie auch immer seie, alsogleich eine andere ihrer Art ergreife und sich durch diesen Zuwachs vergrößere. Je größer und vielfältiger sie wird, desto mehr gleichartige weckt sie nach allen Direktionen des Denkorgans auf, bis sie nach und nach allgemein herrschend wird und die ganze Fläche der Seele einnimmt. So wächst demnach jede Empfindung durch sich selbst; jeder gegenwärtige Zustand des Empfindungsvermögens enthält den Grund eines nachfolgenden ähnlichen heftigern. Dies ist an sich klar. Nun ist, wie wir wissen, jede geistige Empfindung mit einer ähnlichen tierischen vergesellschaftet, d. i. mit andern Worten, jede ist mit mehr oder wenigern Nervenbewegungen verknüpft, die sich nach dem Grad ihrer Stärke und Ausbreitung richten. Also, so wie die geistigen Empfindungen wachsen, müssen auch die Bewegungen im Nervensystem zunehmen. Dies ist nicht minder deutlich. Aber nun lehrt uns die Pathologie, daß kein Nerve jemals allein leide, und sagen: Hie ist Übermaß von Kraft, ebensoviel heiße als: dort ist Mangel der Kraft. Also wächst zugleich noch jede Nervenbewegung

durch sich selbst. Ferner ist oben gesagt worden, daß die Bewegungen des Nervensystems auf die Seele zurückwirken und die geistigen Empfindungen verstärken; die verstärkte Empfindungen des Geists vermehren und verstärken wiederum die Bewegungen der Nerven. Also ist hier ein Zirkel, und die Empfindung muß stets wachsen, und die Nervenbewegungen müssen in jedem Moment allgemeiner und heftiger werden. Nun wissen wir, daß die Bewegungen der Maschine, welche die Empfindung des Schmerzens verursachen, dem harmonischen Ton zuwiderlaufen, durch den sie erhalten wird, das heißt, daß sie Krankheit sind. Aber Krankheit kann nicht ins Unendliche wachsen, also endigen sie sich mit der totalen Destruktion der Maschine. In Absicht auf den Schmerz ist es also erwiesen, daß er auf den Tod des Subjekts abzielt.

Aber die Bewegungen der Nerven unter dem Zustand des angenehmen Affekts sind ja so harmonisch, der Fortdauer der Maschine so günstig; der Zustand der größten Seelenlust ist ja der Zustand des größten körperlichen Wohls — sollte nicht vielmehr umgekehrt der angenehme Affekt den Flor des Körpers ins Unendliche verlängern? — Dieser Schluß ist sehr übereilt. In einem gewissen Grade der Moderation sind diese Nervenbewegungen heilsam und wirklich Gesundheit. Wachsen sie über diesen Grad hinaus, so können sie wohl höchste Aktivität, höchste augenblickliche Vollkommenheit sein, aber dann sind sie Exzeß der Gesundheit, dann sind sie nicht mehr Gesundheit. Nur diejenige gute Beschaffenheit der natürlichen Aktionen heißen wir Gesundheit, in denen der Grund zukünftiger ähnlicher liegt, d. h. die die Vollkommenheit der darauf folgenden Aktionen befestigen; also gehört die Bestimmung des Fortdauernden wesentlich mit in den Begriff der Gesundheit. So hat z. E. der Körper des entkräftetsten Wollüstlings im Momente der Ausschweifung seine höchste Harmonie erreicht; aber sie ist nur augenblicklich, und ein desto tieferer Nachlaß lehrt zur Genüge, daß Überspannung nicht Gesundheit war. So kann man denn mit Recht behaupten, daß der übertriebene Vigor der physischen Aktionen den Tod so sehr beschleunigt als die höchste Disharmonie oder die heftigste Krank-

heit. Und also reißen uns beide, Schmerz und Vergnügen, einem unvermeidlichen Tod entgegen, wenn nicht etwas vorhanden ist, das ihr Wachstum beschränket.

§ 26.

Vortrefflichkeit dieses Nachlasses.

Und eben dieses leistet nun der Nachlaß der tierischen Natur. Eben diese Einschränkung unserer zerbrechlichen Maschine, die unsern Gegnern einen so starken Einwurf wider ihre Vollkommenheit schien geliehen zu haben, mußte es auch sein, die alle die üblen Folgen verbesserte, die der Mechanismus anderwärts unvermeidlich macht. Eben dieses Hinsinken, dieses Erschlaffen der Organe, worüber die Denker so klagen, verhindert, daß uns unsere eigene Kraft nicht in kurzer Zeit aufreibt, und läßt es nicht zu, daß unsere Affekten in immer steigenden Graden zu unserm Verderben fortwachsen. Sie zeichnet jedem Affekt die Perioden seines Wachstums, seiner Höhe und seiner Defervescenz, wenn er nicht gar in einer totalen Relaxation des Körpers erstirbt, die den empörten Geistern Zeit läßt, wiederum ihren harmonischen Ton zu nehmen, und den Organen, sich wiederum zu erholen. Daher die höchsten Grade des Entzückens, des Schreckens und des Zorns eben dieselben sind, nämlich Ermattung, Schwäche oder Ohnmacht. —

„Itzo mußt' er entweder ohnmächtig niedersinken"[1] —

Noch mehr gewährt der Schlaf, der, wie unser Shakespeare sagt[2], „den verworrenen Knäul der Sorgen auseinander löst, das Bad der wunden Arbeit, die Geburt von jedes Tages Leben, der zweite Gang der großen Natur ist". Unter dem Schlaf ordnen sich die Lebensgeister wiederum in jenes heilsame Gleichgewicht, das die Fortdauer unsers Daseins so sehr verlangt; alle jene krampfigten Ideen und Empfindungen, alle jene überspannte Thätigkeiten, die uns den Tag durch gepeinigt haben, werden itzo in der allgemeinen Erschlaffung des Sensoriums aufgelöst, die Har=

[1] Aus Klopstocks „Messias" IV, 271.
[2] Im „Macbeth". Vgl. Bd. XI, S. 226.

monie der Seelenwirkungen wird wiederum hergestellt, und ruhiger grüßt der neuerwachte Mensch den kommenden Morgen.

Auch in Hinsicht auf die Einrichtung des Ganzen können wir den Wert und die Wichtigkeit dieses Nachlasses nicht genug bewundern. Eben diese Einrichtung brachte es notwendig mit sich, daß manche, die nicht minder glücklich sein sollten, der allgemeinen Ordnung aufgeopfert wurden und das Los der Unterdrückung davon trugen. Ebenso mußten wiederum viele, die wir vielleicht mit Unrecht zu beneiden pflegen, ihre Geistes- und Leibeskraft in rastloser Anstrengung foltern, damit die Ruhe des Ganzen erhalten werde. So ferner die Kranke, so das unvernünftige Vieh. Der Schlaf versiegelt gleichsam das Auge des Kummers, nimmt dem Fürsten und Staatsmann die schwere Bürde der Regierung ab, gießt Lebenskraft in die Adern des Kranken und Ruhe in seine zerrissene Seele; auch der Taglöhner hört die Stimme des Drängers nicht mehr, und das mißhandelte Vieh entflieht den Tyranneien der Menschen. Alle Sorgen und Lasten der Geschöpfe begräbt der Schlaf, setzt alles ins Gleichgewicht, rüstet jeden mit neugebornen Kräften aus, die Freuden und Leiden des folgenden Tages zu ertragen.

§ 27.

Trennung des Zusammenhangs.

Endlich dann, auf den Zeitpunkt, wo der Geist den Zweck seines Daseins in diesem Kreise erfüllt hat, hat zugleich eine inwendige unbegreifliche Mechanik auch seinen Körper unfähig gemacht, weiter sein Werkzeug zu sein. Alle Anordnungen zur Aufrechthaltung des körperlichen Flors scheinen nur bis auf diese Epoche zu reichen; die Weisheit, kommt es mir vor, hat bei Gründung unserer physischen Natur eine solche Sparsamkeit beobachtet, daß ungeachtet der steten Kompensationen doch die Konsumtion immer das Übergewicht behalte, daß die Freiheit den Mechanismus mißbrauche und der Tod aus dem Leben wie aus seinem Keime sich entwickle. Die Materie zerfährt in ihre letzte Elemente wieder, die nun in andern Formen und Verhältnissen durch die Reiche der Natur wandern, andern Absichten zu dienen. Die Seele fähret

fort, in andern Kreisen ihre Denkkraft zu üben und das Universum von andern Seiten zu beschauen. Man kann freilich sagen, daß sie diese Sphäre im geringsten noch nicht erschöpft hat, daß sie solche vollkommener hätte verlassen können; aber weiß man denn, daß diese Sphäre für sie verloren ist? Wir legen itzo manches Buch weg, das wir nicht verstehn, aber vielleicht verstehn wir es in einigen Jahren besser.

Anmerkungen des Herausgebers.

I.

Die beiden letzten Bände dieser Schillerausgabe sollen dasjenige enthalten, was in den früheren Bänden keinen Raum gefunden hat, der 14. die geschichtlichen Schriften, der 13. alles übrige. Weggeblieben ist das Bruchstück der Abhandlung „Philosophie der Physiologie". Diese erste medizinische Dissertation Schillers, die er behufs Austritts aus der Militärakademie 1779 einreichte, wurde bekanntlich nicht für druckreif befunden und zurückgewiesen. Da sich nur die erste Hälfte erhalten hat und die ein Jahr später verfaßte und gedruckte Abhandlung „Über den Zusammenhang ꝛc." ein verwandtes Thema behandelt, so schien die Weglassung bei dem schon stark angeschwollenen Bande unbedenklich.

Sonst sind mit Wissen des Herausgebers nur ganz unbedeutende oder in ihrer Echtheit unsichere Stücke fortgelassen worden:

1) In der 1781 von Schiller redigierten Stuttgarter Zeitung „Nachrichten zum Nuzen und Vergnügen", die wöchentlich zweimal (Dienstags und Freitags) herauskam, steht von Schiller, als sicher bezeugt, nur die Bd. IX, S. 31 abgedruckte „Ode". Daß von den Nachrichten und Erzählungen, besonders unter dem Titel „Vermischte Neuigkeiten", vielleicht noch einiges von ihm herrührt, ist sehr möglich. Indes, obgleich Minor I, S. 485 sagt, Schillers eigene Beiträge seien „dank dem schlechten Stil seiner Korrespondenten und Quellen unschwer herauszufinden", so habe ich mich doch nicht entschließen können, etwas davon aufzunehmen. Am meisten hat wohl folgende „Anekdote" sein Gepräge:

„Der Graf P**, Offizier in Diensten, war der einzige Sohn einer sechzigjährigen Witwe. Er war schön, sehr tapfer und liebte ein Fräulein von B. aus ganzer Seele. Sie war achtzehn Jahr alt, schön, artig und sehr gefühlvoll. Ihr Geliebter aber war zwanzig Jahr alt. Der

Tag, der sie glücklich machen sollte, war auf den 20. Julius 1778 angesetzt. Den 17. Junius um 10 Uhr abends bekam des Grafen Regiment Ordre zum Aufbruch nach —. Er war in — und seine Geliebte auf einem Landgute ein paar Meilen von der Stadt. Da der Marsch sogleich vor sich ging, so mußte er fort, ohne sie zu sehen. Er schrieb ihr daher von dem ersten Ort, wo sie Halt machten, es sei ihm unmöglich, ohne sie zu leben, und daß sie ihm nach Schlesien folgen möchte, wo sie sich vermählen wollten. Zugleich schrieb er an ihren Bruder der sein vertrautester Freund war, daß er bei ihren Verwandten für ihn sich verwenden möchte. Sie reiste in Begleitung ihrer Mutter und ihres Bruders zu ihm ab. Sie kamen endlich in Herrnstadt an. ‚Nie', sagte ihr Bruder zu mir, ‚sah ich ein Mädchen liebenswürdiger als meine Schwester da.' Die Reise selbst und die Hoffnung schienen ihre Schönheit erhöhet zu haben. Aber der Augenblick des Glücks wird oft Jammer. Der Wagen ward aufgehalten, damit einige Soldaten vorbeikommen könnten, die einen verwundeten Offizier trugen. Das zärtlichste Mädchen ward sehr bewegt, als sie das sahe, aber argwohnte nicht, daß es ihr Geliebter wäre. Fouragierer hatten sich der Stadt genähert, der junge Graf zog aus, sie zurückzutreiben. Voll Begierde, sich hervorzuthun, drang er sich vor seinen Leuten voraus und fiel durch seinen Diensteifer. Die Lage des unglücklichen Mädchens zu beschreiben, wäre beleidigend für jedes fühlende Herz. Ihr Geliebter ward in ein Bett gebracht. Die Mutter zu seinen Füßen, und seine Braut vor ihm, seine Hand haltend. ‚O Charlotte!' rief er, sein sterbendes Auge öffnend. Er wollte mehr sagen, allein seine Stimme brach, und er zerschmolz in Thränen. Seine Töne durchbohrten das Herz des Mädchens, und sie kam ganz von Sinnen. ‚Nein', rief sie, ‚ich überlebe dich nicht!' Und ganz außer sich ergriff sie sein Schwert. Man entwaffnete sie, er winkte, daß man sie ans Bett brächte. Sie kam; er ergriff ihre Hand, und nach zwei schmerzvollen Versuchen, zu sterben, sagte er röchelnd: ‚Lebe, Charlotte, deine Mutter zu tröſten.' Und so starb er. Der Zustand des unglücklichen Fräuleins war seitdem unverändert trostlos und außer sich wie bei dem Tode ihres Geliebten."

Aber von einem Nachweis der Echtheit kann doch auch hier keine Rede sein, und manche kleine Züge, z. B. das „artig" (S. 500, Z. 2 v. u.), die lahme Anknüpfung mit „und daß" (Z. 7), die Wendung „Der Zustand des Fräuleins war außer sich", könnten sogar Zweifel erregen. Die andern etwa in Frage kommenden Stücke haben noch weniger

Sicherheit. Sollte Schiller aber auch wirklich einiges davon gehören, so ist es jedenfalls sehr unerheblich, zumal da es sich nirgends um eigene Erfindung, sondern höchstens um Nacherzähltes handeln kann.

2) Aus der Zeitschrift „Zustand der Wissenschaften und Künste in Schwaben", der die Recension über Stäudlin, S. 172, entnommen ist, halten Boxberger und Minor auch die unmittelbar darauf folgende kurze Anzeige der „Räuber" für Schillers Eigentum. Sie lautet:

„Frankfurt und Leipzig. Ist allemal der Druckort, wenn man den wahren nicht sagen will. Also in Frankfurt und Leipzig kam heraus: ‚Die Räuber, ein Schauspiel.' In 8°. 1781. Hat ohne die Vorrede 222 Seiten und ein paar artige Kupfer. Ein Phänomen, das im Entstehen schon Aufsehen gemacht hat und noch viel größeres machen wird — wenn vollends — —. Da tritt ein junger Mann auf, der mit dem ersten Schritte schon Karawanen von Theaterschriftstellern hinter sich schleudert; wenn der nicht époque macht für unsere Nationalbühnen! Nun, was ist's denn? Weiter? — Inhalt? — Genug, wenn ich zum erstenmal sage, daß sich die besten Kenner in diesem Fache zanken, wer's nur verlegen, wer's zuerst aufführen soll; wenn es erst eigentlich zum Aufführen fürs Theater umgearbeitet ist, das ursprünglich die Absicht nicht war. Und das ist wirklich die Beschäftigung des Verfassers. Also bis dahin versparen wir auch die umständliche Anzeige und Beurteilung von einem neuen Produkte des teutschen Witzes, an dem nächstens viele Kleinmeister, wie Zwergen, hinaufgaffen werden."

Ich kann mich aber nicht überzeugen, daß eine so überstark ausgedrückte Anpreisung aus Schillers eigener Feder stammen sollte. Seine sonstigen anonymen Selbstanzeigen („Räuber", „Anthologie") schlagen bei allem Selbstbewußtsein einen ganz anderen Ton an. Es wird einer seiner guten Freunde dahinterstecken, die sich ja seinen kraftgenialen Stil angeeignet hatten. — Viel eher könnte ihm folgende Anzeige der zweiten Auflage der „Räuber" gehören, die ihm bisher noch nicht zugeschrieben worden ist („Zustand", S. 789):

„Die unter dem Namen einer verbesserten Auflage in die Welt geschickte ‚Zweite Ausgabe der Räuber' (nicht die versprochene für die Bühne veränderte, sondern ein wörtlicher Nachdruck der allerersten) hat zwar die Druckfehler der ersten nicht mehr, aber ungleich mehr neue und wichtigere, so daß sich jeder Liebhaber des Stückes damit betrogen findet. Auch ist die ohnedies heillose Edition durch ein höchst elendes Kupfer verunstaltet. Der Verfasser ist durch diese Stümperarbeit im

höchsten Grade beleidigt. Auf daß man aber den herumstreichenden Dieb an der Farbe kenne, so wisse man, die Ausgabe heißt: ‚Zwote verbesserte. Frankfurt und Leipzig. Bei J. L.‘“

3) Aus dem „Wirtembergischen Repertorium“ sind oben 14 Stücke aufgenommen. Außerdem wird unserm Dichter auf Petersens Zeugnis (vgl. Minor I, S. 586) noch das „Schreiben eines schwäbischen Paters an einen Reisenden. Nach einer halbstündigen Bekanntschaft“ (S. 132) zugesprochen, von dem ihm freilich außer der Überschrift nur das kurze Anfangs- und Schlußwort gehören kann, da der Brief selbst offenbar ein echtes Original ist. Er mag hier auch seine Stelle finden:

„(In dem Briefe, welcher bis auf die Orthographie getreu von dem Original kopiert ist, war ein Amulet eingeschlossen.) ‚Monsiegnueur, Herr Bruder! Versprechen macht Halten, Dero Kleiner aufenhalt in meinem Zimmer machte mich Zeithero allzeit erinneret, was ich bald zu schickhen Dero wertheſten Person verspreche, Hr. Bruder! Da ist es — belieben sie es nach Dero guten Art zu gebrauchen, ich versichere dessen obsorg und in vorfallenten unglücks-fällen so wohl im reiten als fahren nebst göttligen schuz jederzeit bewahrt zu seyn. Die hinreys letztens nacher hauſ zweifle nit glücklig als gesund gewesen zu seyn, gott continuiere dessen fernere gesundheits-umstände, so werden sie allzeit gesicheret sein, der ich bin und bleibe meines Herrn Bruders treu-geflissener Pater Sgl. Agtiner. G. den 6. Junii 1781. P. S. Mein höfliges Compliment wo es angelegt ist. Um zu conservieren, belieben Sie es mit einem Leder zu überziehen und bey sich zu tragen.‘ — Eben der Pater schenkte dem Reisenden ein Stück Wachs, welches seinen Beteuerungen nach die Wunderkraft hatte, daß, sobald man das Eck des Fensters damit bestriche, der Teufel mit seinem ganzen Troß sichtbar hinausfahren müsse. Auch ein Beitrag zu der gegenwärtigen Mönchenhistorie!“

Minor will auch noch den Bericht über die „Philosophische Prüfung des neuen Beweises, den Herr Campe für die Unsterblichkeit der Seele gegeben. Von J. C. Schwab, Professor der Philosophie bei der Herzogl. Militär-Akademie“ hinzufügen, welcher, wie er bemerkt, „den Schüler Abels zu verraten scheine“. Bei der Kürze und Farblosigkeit der paar Zeilen ist ein Urteil schwer zu fällen:

„Herr Schwab geht in dieser Schrift alle Sätze, auf denen Herrn Campes sogenannter Beweis der Unsterblichkeit beruht, einzeln durch und sucht zu zeigen, daß beinahe alle diese Sätze entweder grundlos

seien oder nicht zu dem gewünschten Ziele führen. Unerachtet wir, wie in solchen Materien kaum anders zu erwarten, nicht in jedem einzelnen Punkte mit Herrn Schwab übereinstimmen (wir halten z. E. die Reduktion der Seelenwirkungen auf eine Grundkraft nicht für unmöglich), so glauben wir doch, daß er, im ganzen genommen, Herrn Campe auf eine deutliche und einleuchtende Art widerlegt hat."

4) Unter der Überschrift „Aus Schillers Nachlaß" veröffentlichte Goedeke (X, S. 541) die oben S. 154 abgedruckten fünf kleinen Abschnitte. Er fügte als Nr. 6 noch hinzu „Zwei Blättchen aus den ästhetischen Vorlesungen" von folgendem Wortlaut:

„— — — — — — sinnlichen letzten Grund der ganzen Sinnenwelt an und denken uns diese in ihrer Totalität als bloße Darstellung eines intelligibeln Substrats, welches selbst nicht erkannt und in keiner Anschauung kann gegeben werden. Ist aber die unendliche Sinnenwelt nur Darstellung dieser Idee des Übersinnlichen, so ist diese Idee für sich selbst eine Größe, die dem Unendlichen gleich ist, und ein Gegenstand, der diese Idee in uns rege macht, wird die Vorstellung der Unendlichkeit mit sich führen. Das Unendliche ist aber absolut, nicht komparativ, groß. Mit ihm verglichen ist jede andere Größe klein. Ein solcher Gegenstand wird also das Absolutgroße in unser Gemüt rufen, er wird erhaben sein. — — — — — — — — — — — — — — kraft bei großen Vorstellungen ist schon das vorige Mal ausgeführt worden.

In der Auffassung und Aneinanderreihung der einzelnen Glieder eines Quantums schreitet die Einbildungskraft von selbst, ohne dazu eine besondere Vernunftvorschrift nötig zu haben, und ohne durch eine subjektive Grenze gehindert zu werden, ins Unendliche fort. Der Verstand leitet sie durch Zahlbegriffe, mit deren Hilfe sie jedes auch noch so kleine Maß jeder noch so ungeheuren Größe adäquat machen kann. Das Maß wird von ihrer selbst hergegeben, und die Zahlbegriffe, die der Verstand gibt, bestimmen, wie vielmal dieses Maß in dem Quantum, welches gemessen werden soll, enthalten ist. — — — — —"

Diese Bemerkungen schienen zu unvollständig und abgerissen, um sie oben anzufügen. Auch sind sie inhaltlich von den voraufgehenden Abschnitten gänzlich getrennt und gehören augenscheinlich zu der Abhandlung „Vom Erhabenen", etwa zu einem vorbereitenden Entwurf. Die Gedanken gehen durchaus auf Kants „Kritik der Urteilskraft" zurück, § 25—27 „Vom Mathematisch-Erhabenen".

5) Manche andere Abschnitte, die sich zum Teil bei Goedeke und Boxberger eingereiht finden, sind hier ausgeschlossen, weil sie nicht eigentlich als „Werke" Schillers bezeichnet werden können:

a) Die Fragmente aus den ästhetischen Vorlesungen Schillers, die Christian Friedrich Michaelis unter dem Titel „Geist aus Schillers Werken" Leipzig 1806 veröffentlichte, „Vorlesungen", wie es im Vorwort heißt, „die der Herausgeber in Jena mit anzuhören und dem Wesentlichen nach schriftlich aufzubewahren das Glück hatte". Er nennt seine Aufzeichnungen „Fragmente', d. h. einzelne Sätze, so wie sie sich aus dem zusammenhängenden Vortrage auffassen und niederschreiben ließen". Tragen also diese Bruchstücke auch wirklich den Stempel des Schillerschen Geistes unverkennbar an sich, so sind sie doch immerhin nicht sein eigenes Werk.

b) Der Bericht über die erste Aufführung der „Piccolomini" in Weimar am '30. Januar 1799, der in der Cotta'schen „Allgemeinen Zeitung" vom 25.—30. März 1799 erschien. An diesem Bericht, der vornehmlich eine orientierende Inhaltsübersicht des Stückes gibt, hat zwar Schiller ohne Zweifel auch selbst Anteil, aber der eigentliche Verfasser ist Goethe. Vgl. Schillers Brief an Cotta vom 10. Februar: „Das Stück ist nun gespielt ... In einigen Tagen erhalten Sie von Goethen eine ausführliche Nachricht davon für Ihre Zeitung", und ebenso vom 19. Februar: „Übermorgen folgt Goethens Anzeige der Piccolomini."

c) Alles, was im eigentlichen Sinne Brief ist, mußte ausgeschlossen werden. Dahin gehört die in den Briefen an Körner vom 21. Dezember 1792 bis 28. Februar 1793 enthaltene Abhandlung „Kallias, oder über die Schönheit", ebenso die Briefe an den Herzog Friedrich Christian von Schleswig-Holstein-Augustenburg, welche die Grundlage der „Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen" sind, und einige ähnliche Abschnitte, die man durch Loslösung aus den Briefen zu selbständigen Werken hat machen wollen, was sie nicht sind, wie z. B. die „Epischen Pläne" bei Goedeke VI, S. 100.

II.

Über einzelne der Nummern dieses Bandes ist zu bemerken:

Merkwürdiges Beispiel einer weiblichen Rache (S. 17). In der Einleitung, oben S. 4, ist die Bemerkung fortgefallen, daß diese Erzählung zuerst in der „Rheinischen Thalia" 1785 erschien. Sie wurde dann 1835 von Döring und 1858 von Hoffmeister wieder abgedruckt.

Die Schaubühne als eine moralische Anstalt betrachtet (S. 85). Der bei der Aufnahme in die kleineren prosaischen Schriften fortgelassene Anfang (vgl. S. 74) lautet in der „Rheinischen Thalia“ so:

Was kann eine gute stehende Schaubühne eigentlich wirken?

Eine Vorlesung,

gehalten zu Mannheim in der öffentlichen Sitzung der kurpfälzischen deutschen Gesellschaft am 26. des Junius 1784, von F. Schiller, Mitglied dieser Gesellschaft und Herzogl. Weimarischen Rat.

Wenn uns der natürliche Stolz — so nenne ich die erlaubte Schätzung unsers eigentümlichen Werts — in keinem Verhältnis des bürgerlichen Lebens verlassen soll, so ist wohl das erste dieses, daß wir uns selbst zuvor die Frage beantworten, ob das Geschäft, dem wir jetzt den besten Teil unsrer Geisteskraft hingeben, mit der Würde unsers Geistes sich vertrage und die gerechten Ansprüche des Ganzen auf unsern Beitrag erfülle. Nicht immer bloß die höchste Spannung der Kräfte — nur ihre edelste Anwendung kann Größe gewähren. Je erhabner das Ziel ist, nach welchem wir streben, je weiter, je mehr umfassend der Kreis, worin wir uns üben, desto höher steigt unser Mut, desto reiner wird unser Selbstvertrauen, desto unabhängiger von der Meinung der Welt. Dann nur, wenn wir bei uns selbst erst entschieden haben, was wir sind, und was wir nicht sind, nur dann sind wir der Gefahr entgangen, von fremdem Urteil zu leiden — durch Bewunderung aufgeblasen oder durch Geringschätzung feig zu werden.

Woher kommt es denn aber — diese Bemerkung hat sich mir aufgedrungen, seitdem ich Menschen beobachte — woher kommt es, daß der Amtsstolz so gern im entgegengesetzten Verhältnis mit dem wahren Verdienste steht, daß die meisten ihre Anfoderungen an die Achtung der Gesellschaft in eben dem Grade verdoppeln, in welchem sich ihr Einfluß auf dieselbe vermindert? — Wie bescheiden erscheint nicht oft der Minister, der das Steuerruder des Landes führt und das große System der Regierung mit Riesenkraft wälzt, neben dem kleinen Histrionen, der seine Verordnungen zu Papier bringt — wie bescheiden der große Gelehrte, der die Grenzen des menschlichen Denkens erweiterte und die Fackel der Aufklärung über Weltteilen schimmern ließ, neben dem dumpfen Pedanten, der seine Quartbände hütet? — Man verurteilt den jungen Mann, der, gedrungen von innerer Kraft, aus dem engen Kerker einer Brotwissenschaft heraustritt und dem Rufe des Gottes folgt, der in ihm ist? — Ist das die Rache der kleinen Geister an dem

Genie, dem sie nachzuklimmen verzagen? Rechnen sie vielleicht ihre Arbeit darum so hoch an, weil sie ihnen so sauer wurde? — Trockenheit, Ameisenfleiß und gelehrte Taglöhnerei werden unter den ehrwürdigen Namen Gründlichkeit, Ernst und Tiefsinn geschätzt, bezahlt und bewundert. Nichts ist bekannter und nichts gereicht zugleich der gesunden Vernunft mehr zur Schande als der unversöhnliche Haß, die stolze Verachtung, womit Fakultäten auf freie Künste heruntersehen — und diese Verhältnisse werden forterben, bis sich Gelehrsamkeit und Geschmack, Wahrheit und Schönheit als zwei versöhnte Geschwister umarmen.

Es ist leicht einzusehen, inwiefern diese Bemerkung mit der Frage zusammenhängt: „Was wirkt die Bühne?“ — Die höchste und letzte Foderung, welche der Philosoph und Gesetzgeber einer öffentlichen Anstalt nur machen können, ist Beförderung allgemeiner Glückseligkeit. Was die Dauer des physischen Lebens erhält, wird immer sein erstes Augenmerk sein, was die Menschheit innerhalb ihres Wesens veredelt, sein höchstes. Bedürfnis des Tiermenschen ist älter und drängender — Bedürfnis des Geistes vorzüglicher, unerschöpflicher. Wer also unwidersprechlich beweisen kann, daß die Schaubühne Menschen- und Volksbildung wirkte, hat ihren Rang neben den ersten Anstalten des Staats entschieden.

Die dramatische Kunst setzt mehr voraus als jede andre von ihren Schwestern. Das höchste Produkt dieser Gattung ist vielleicht auch das höchste des menschlichen Geistes. Das System der körperlichen Anziehung und Shakespeares ‚Julius Cäsar‘ — es steht dahin, ob die Zunge der Wage, worin höhere Geister die menschlichen wägen, um einen mathematischen Punkt überschlagen wird. Wenn dies entschieden ist — und entschied nicht der unbestechlichste Richter, die Nachwelt? — warum sollte man nicht vor allen Dingen dahin beflissen sein, die Würde einer Kunst außer Zweifel zu setzen, deren Ausübung alle Kräfte der Seele, des Geistes und des Herzens beschäftigt? — Es ist Verbrechen gegen sich selbst, Mord der Talente, wenn das nämliche Maß von Fähigkeit, welches dem höchsten Interesse der Menschheit würde gewuchert haben, an einem minder wichtigen Gegenstand undankbar verschwendet wird. Ist es wirklich noch zweifelhaft, ob du vom Himmel herabstammst, sind alle deine geprahlten Einflüsse wirklich nur schöne Chimären deiner Bewunderer, ist die Menschheit nicht deine Schuldnerin — o so zerreiße deinen unsterblichen Lorbeer, Thalia, laß deine Posaune von ihr schweigen, ewige Fama! — Jene bewunderte Iphigenia war nichts als

ein schwacher Augenblick ihres Schöpfers, der seiner Würde vergaß — der gepriesene Hamlet nichts als eine Majestätsverletzung des Dichters gegen den himmlischen Genius.

Über keine Kunst ist — soviel ich weiß — mehr gesagt und geschrieben worden, als über diese, über keine weniger entschieden. Die Welt hat sich hier, mehr als irgendwo, in Vergötterung und Verdammung geteilt, und die Wahrheit ging verloren durch Übertreibung. Der härteste Angriff, den sie erleiden mußte, geschah von einer Seite, wo er nicht zu erwarten war. — Der Leichtsinn, die Frechheit, auch selbst die Abscheulichkeit derer, die sie ausüben, kann der Kunst selbst nicht zur Last fallen. Die meisten eurer dramatischen Schilderungen, und selbst die am meisten gepriesenen, was sind sie anders, spricht man, als feine, versteckte Giftmischerei, künstlich aufgeputzte Laster, weichliche oder großsprechende Tugenden? — Eure Repräsentanten der Menschheit, eure Künstler und Künstlerinnen, wie oft Brandmark des Namens, den sie tragen, Parodieen ihres geweihten Amtes, wie oft Auswurf der Menschheit? Eure gerühmte Schule der Sitten, wie oft nur die letzte Zuflucht des gesättigten Luxus? ein Hinterhalt des Mutwillens und der Satire? Wie oft diese hohe göttliche Thalia eine Spaßmacherin des Pöbels oder Staubleckerin an sehr kleinen Thronen? — Alle diese Ausrufungen sind unwiderleglich wahr, doch trifft keine einzige die Bühne. Christus' Religion war das Feldgeschrei, als man Amerika entvölkerte — Christus' Religion zu verherrlichen, mordeten Damiens und Ravaillac und schoß Karl der Neunte auf die fliehenden Hugenotten zu Paris. — Wem aber wird es einfallen, die sanftmütigste der Religionen einer Schandthat zu bezüchtigen, von der auch die rohe Tierheit sich feierlich lossagen würde?

Ebensowenig darf die Kunst es entgelten, daß sie in Europa nicht ist, was sie in Asien war, im achtzehnten Jahrhundert nicht ist, was unter Aspasia und Perikles. Genug für sie, daß sie es damals gewesen, und daß die Nation, bei welcher sie blühte, noch jetzt unser Muster ist. Aber ich schreite zur Untersuchung selbst.

Sonstige Abweichungen der „Rheinischen Thalia" von dem abgedruckten Text s. unter Lesarten.

Philosophische Briefe (S. 102). Der in der Einleitung, S. 75, erwähnte letzte Brief Körners lautet:

Raphael an Julius.

Das wäre nun freilich schlimm, wenn es kein anderes Mittel gäbe, dich zu beruhigen, Julius, als den Glauben an die Erstlinge deines

Nachdenkens bei dir wieder herzustellen. Ich habe diese Ideen, die ich bei dir aufkeimen sah, mit innigem Vergnügen in deinen Papieren wiedergefunden. Sie sind einer Seele wie die deinige wert, aber hier konntest und durftest du nicht stehen bleiben. Es gibt Freuden für jedes Alter und Genüsse für jede Stufe der Geister.

Schwer mußte es dir wohl werden, dich von einem Systeme zu trennen, das so ganz für die Bedürfnisse deines Herzens geschaffen war. Kein andres, ich wette darauf, wird je wieder so tiefe Wurzeln bei dir schlagen, und vielleicht dürftest du nur ganz dir selbst überlassen sein, um früher oder später mit deinen Lieblingsideen wieder ausgesöhnt zu werden. Die Schwächen der entgegengesetzten Systeme würdest du bald bemerken und alsdann bei gleicher Unerweislichkeit das Wünschenswerteste vorziehen oder vielleicht neue Beweisgründe auffinden, um wenigstens das Wesentliche davon zu retten, wenn du auch einige gewagtere Behauptungen preisgeben müßtest.

Aber dies alles ist nicht in meinem Plan. Du sollst zu einer höhern Freiheit des Geistes gelangen, wo du solcher Befehle nicht mehr bedarfst. Freilich ist dies nicht das Werk eines Augenblicks. Das gewöhnliche Ziel der frühesten Bildung ist Unterjochung des Geistes, und von allen Erziehungskunststücken gelingt dies fast immer am ersten. Selbst du, bei aller Elastizität deines Charakters, schienst zu einer willigen Unterwerfung unter die Herrschaft der Meinungen vor tausend andern bestimmt, und dieser Zustand der Unmündigkeit konnte bei dir desto länger dauern, je weniger du das Drückende davon fühltest. Kopf und Herz stehen bei dir in der engsten Verbindung. Die Lehre wurde dir wert durch den Lehrer. Bald gelang es dir, eine interessante Seite daran zu entdecken, sie nach den Bedürfnissen deines Herzens zu veredeln und über die Punkte, die dir auffallen mußten, dich durch Resignation zu beruhigen. Angriffe gegen solche Meinungen verachtetest du als bübische Rache einer Sklavenseele an der Rute ihres Zuchtmeisters. Du prangtest mit deinen Fesseln, die du aus freier Wahl zu tragen glaubtest.

So fand ich dich, und es war mir ein trauriger Anblick, wie du so oft mitten im Genuß deines blühendsten Lebens und in Äußerung deiner edelsten Kräfte durch ängstliche Rücksichten gehemmt wurdest. Die Konsequenz, mit der du nach deinen Überzeugungen handeltest, und die Stärke der Seele, die dir jedes Opfer erleichterte, waren doppelte Beschränkungen deiner Thätigkeit und deiner Freuden. Damals beschloß

ich, jene stümperhaften Bemühungen zu vereiteln, wodurch man einen Geist wie den deinigen in die Form alltäglicher Köpfe zu zwingen gesucht hatte. Alles kam darauf an, dich auf den Wert des Selbstdenkens aufmerksam zu machen und dir Zutrauen zu deinen eignen Kräften einzuflößen. Der Erfolg deiner ersten Versuche begünstigte meine Absicht. Deine Phantasie war freilich mehr dabei beschäftigt als dein Scharfsinn. Ihre Ahndungen ersetzten dir schneller den Verlust deiner teuersten Überzeugungen, als du es vom Schneckengange der kaltblütigen Forschung, die vom Bekannten zum Unbekannten stufenweise fortschreitet, erwarten konntest. Aber eben dies begeisternde System gab dir den ersten Genuß in diesem neuen Felde von Thätigkeit, und ich hütete mich sehr, einen willkommenen Enthusiasmus zu stören, der die Entwickelung deiner trefflichsten Anlagen beförderte. Jetzt hat sich die Szene geändert. Die Rückkehr unter die Vormundschaft deiner Kindheit ist auf immer versperrt. Dein Weg geht vorwärts, und du bedarfst keiner Schonung mehr.

Daß ein System wie das deinige die Probe einer strengen Kritik nicht aushalten konnte, darf dich nicht befremden. Alle Versuche dieser Art, die dem deinigen an Kühnheit und Weite des Umfangs gleichen, hatten kein andres Schicksal. Auch war nichts natürlicher, als daß deine philosophische Laufbahn bei dir im Einzelnen ebenso begann als bei dem Menschengeschlechte im Ganzen. Der erste Gegenstand, an dem sich der menschliche Forschungsgeist versuchte, war von jeher — das Universum. Hypothesen über den Ursprung des Weltalls und den Zusammenhang seiner Teile hatten jahrhundertelang die größten Denker beschäftigt, als Sokrates die Philosophie seiner Zeiten vom Himmel zur Erde herabrief. Aber die Grenzen der Lebensweisheit waren für die stolze Wißbegierde seiner Nachfolger zu enge. Neue Systeme entstanden aus den Trümmern der alten. Der Scharfsinn späterer Zeitalter durchstreifte das unermeßliche Feld möglicher Antworten auf jene immer von neuem sich aufdringenden Fragen über das geheimnisvolle Innere der Natur, das durch keine menschliche Erfahrung enthüllt werden konnte. Einigen gelang es sogar, den Resultaten ihres Nachdenkens einen Anstrich von Bestimmtheit, Vollständigkeit und Evidenz zu geben. Es gibt mancherlei Taschenspielerkünste, wodurch die eitle Vernunft der Beschämung zu entgehen sucht, in Erweiterung ihrer Kenntnisse die Grenzen der menschlichen Natur nicht überschreiten zu können. Bald glaubt man, neue Wahrheiten entdeckt zu haben, wenn man einen

Begriff in die einzelnen Bestandteile zerlegt, aus denen er erst willkürlich zusammengesetzt war. Bald dient eine unmerkliche Voraussetzung zur Grundlage einer Kette von Schlüssen, deren Lücken man schlau zu verbergen weiß, und die erschlichenen Folgerungen werden als hohe Weisheit angestaunt. Bald häuft man einseitige Erfahrungen, um eine Hypothese zu begründen, und verschweigt die entgegengesetzten Phänomene, oder man verwechselt die Bedeutung der Worte nach den Bedürfnissen der Schlußfolge. Und dies sind nicht etwa bloß Kunstgriffe für den philosophischen Charlatan, um sein Publikum zu täuschen. Auch der redlichste, unbefangenste Forscher gebraucht oft, ohne es sich bewußt zu sein, ähnliche Mittel, um seinen Durst nach Kenntnissen zu stillen, sobald er einmal aus der Sphäre heraustritt, in welcher allein seine Vernunft sich mit Recht des Erfolgs ihrer Thätigkeit freuen kann.

Nach dem, was du ehemals von mir gehört hast, Julius, müssen dich diese Äußerungen nicht wenig überraschen. Und gleichwohl sind sie nicht das Produkt einer zweifelsüchtigen Laune. Ich kann dir Rechenschaft von den Gründen geben, worauf sie beruhen, aber hierzu müßte ich freilich eine etwas trockne Untersuchung über die Natur der menschlichen Erkenntnis vorausschicken, die ich lieber auf eine Zeit verspare, da sie für dich ein Bedürfnis sein wird. Noch bist du nicht in derjenigen Stimmung, wo die demütigenden Wahrheiten von den Grenzen des menschlichen Wissens dir interessant werden können. Mache zuerst einen Versuch an dem Systeme, welches bei dir das deinige verdrängte. Prüfe es mit gleicher Unparteilichkeit und Strenge. Verfahre ebenso mit andern Lehrgebäuden, die dir neuerlich bekannt worden sind; und wenn keines von allen deine Forderungen vollkommen befriedigt, dann wird sich dir die Frage aufdringen: ob diese Forderungen auch wirklich gerecht waren?

„Ein leidiger Trost", wirst du sagen. „Resignation ist also meine ganze Aussicht nach so viel glänzenden Hoffnungen? War es da wohl der Mühe wert, mich zum vollen Gebrauche meiner Vernunft aufzufordern, um ihm gerade da Grenzen zu setzen, wo er mir am fruchtbarsten zu werden anfing? Mußte ich einen höhern Genuß nur deswegen kennen lernen, um das Peinliche meiner Beschränkung doppelt zu fühlen?"

Und doch ist es eben dies niederschlagende Gefühl, was ich bei dir so gern unterdrücken möchte. Alles zu entfernen, was dich im vollen Genuß deines Daseins hindert, den Keim jeder höhern Begeisterung,

das Bewußtsein des Adels deiner Seele, in dir zu beleben, dies ist mein Zweck. Du bist aus dem Schlummer erwacht, in den dich die Knechtschaft unter fremden Meinungen wiegte. Aber das Maß von Größe, wozu du bestimmt bist, würdest du nie erfüllen, wenn du im Streben nach einem unerreichbaren Ziele deine Kräfte verschwendetest. Bis jetzt mochte dies hingehen und war auch eine natürliche Folge deiner neuerworbenen Freiheit. Die Ideen, welche dich vorher am meisten beschäftigt hatten, mußten notwendig der Thätigkeit deines Geistes die erste Richtung geben. Ob diese unter allen möglichen die fruchtbarste sei, würden dich deine eignen Erfahrungen früher oder später belehrt haben. Mein Geschäft war bloß, diesen Zeitpunkt womöglich zu beschleunigen.

Es ist ein gewöhnliches Vorurteil, die Größe des Menschen nach dem Stoffe zu schätzen, womit er sich beschäftigt, nicht nach der Art, wie er ihn bearbeitet. Aber ein höheres Wesen ehrt gewiß das Gepräge der Vollendung auch in der kleinsten Sphäre, wenn es dagegen auf die eitlen Versuche, mit Insektenblicken das Weltall zu überschauen, mitleidig herabsieht. Unter allen Ideen, die in deinem Aufsatze enthalten sind, kann ich dir daher am wenigsten den Satz einräumen, daß es die höchste Bestimmung des Menschen sei, den Geist des Weltschöpfers in seinem Kunstwerke zu ahnden. Zwar weiß auch ich für die Thätigkeit des vollkommensten Wesens kein erhabneres Bild als die Kunst. Aber eine wichtige Verschiedenheit scheinst du übersehen zu haben. Das Universum ist kein reiner Abdruck eines Ideals wie das vollendete Werk eines menschlichen Künstlers. Dieser herrscht despotisch über den toten Stoff, den er zu Versinnlichung seiner Ideen gebraucht. Aber in dem göttlichen Kunstwerke ist der eigentümliche Wert jedes seiner Bestandteile geschont, und dieser erhaltende Blick, dessen er jeden Keim von Energie auch in dem kleinsten Geschöpfe würdigt, verherrlicht den Meister ebensosehr als die Harmonie des unermeßlichen Ganzen. Leben und Freiheit im größten möglichen Umfange ist das Gepräge der göttlichen Schöpfung. Sie ist nie erhabener als da, wo ihr Ideal am meisten verfehlt zu sein scheint. Aber eben diese höhere Vollkommenheit kann in unsrer jetzigen Beschränkung von uns nicht gefaßt werden. Wir übersehen einen zu kleinen Teil des Weltalls, und die Auflösung der größern Menge von Mißtönen ist unserm Ohre unerreichbar. Jede Stufe, die wir auf der Leiter der Wesen emporsteigen, wird uns für diesen Kunstgenuß empfänglicher machen, aber auch alsdann

hat er gewiß seinen Wert nur als Mittel, nur insofern er uns zu ähnlicher Thätigkeit begeistert. Träges Anstaunen fremder Größe kann nie ein höheres Verdienst sein. Dem edleren Menschen fehlt es weder an Stoffe zur Wirksamkeit noch an Kräften, um selbst in seiner Sphäre Schöpfer zu sein. Und dieser Beruf ist auch der deinige, Julius. Hast du ihn einmal erkannt, so wird es dir nie wieder einfallen, über die Schranken zu klagen, die deine Wißbegierde nicht überschreiten kann.

Und dies ist der Zeitpunkt, den ich erwarte, um dich vollkommen mit mir ausgesöhnt zu sehen. Erst muß dir der Umfang deiner Kräfte völlig bekannt werden, ehe du den Wert ihrer freiesten Äußerung schätzen kannst. Bis dahin zürne immer mit mir, nur verzweifle nicht an dir selbst.

Vom Erhabenen (S. 126). Zur Erläuterung der Bemerkung in der Einleitung S. 75, daß Schillers Aufsatz mehrfach auch im Ausdruck dem Kantschen Gedanken sehr nahe stehe, mögen hier zwei Stellen dienen: Zu S. 129_{10} ff. vgl. Kant, „Kritik der Urteilskraft", § 28 „Von der Natur als einer Macht": „Auf solche Weise wird die Natur in unserm ästhetischen Urteile nicht, sofern sie furchterregend ist, als erhaben beurteilt, sondern weil sie unsere Kraft (die nicht Natur ist) in uns aufruft, um das, wofür wir besorgt sind (Güter, Gesundheit und Leben), als klein und daher ihre Macht (der wir in Ansehung dieser Stücke allerdings unterworfen sind) für uns und unsere Persönlichkeit demungeachtet doch für keine solche Gewalt ansehen, unter die wir uns zu beugen hätten, wenn es auf unsere höchsten Grundsätze und deren Behauptung oder Verlassung ankäme." — Zu S. 143_{28} ff. vgl. ebenda: „Kühne, überhangende, gleichsam drohende Felsen, am Himmel sich auftürmende Donnerwolken, mit Blitzen und Krachen einherziehend, Vulkane in ihrer ganzen zerstörenden Gewalt, Orkane mit ihrer zurückgelassenen Verwüstung, der grenzenlose Ozean in Empörung versetzt, ein hoher Wasserfall eines mächtigen Flusses u. dgl. machen unser Vermögen, zu widerstehen, in Vergleichung mit ihrer Macht, zur unbedeutenden Kleinigkeit" u. s. w.

Über Bürgers Gedichte (S. 336). Die S. 350, Anm. 2, erwähnte Erwiderung Bürgers lautet:

Vorläufige Antikritik und Anzeige.

Das Urteil über mich und meine Gedichte in der A. L. Z. Nr. 13 u. 14 v. d. J. muß meine und meines ganzen Publikums Aufmerksamkeit ganz vorzüglich erwecken. Denn mit der ehrwürdigen Miene des

gründlichsten Tiefsinns, der geübtesten Urteilskraft, des raffiniertesten Geschmacks, kurz, mit der ganzen Herrn- und Meistergebärde, vor welcher selbst der kühnste Geist des Widerspruchs andachtsvoll verstummen möchte, strebt sein Verfasser darzuthun, daß wir uns seit zwanzig Jahren sehr übel geirrt haben.

Ich meinesteils wußte nun zwar längst und werde es in keinem Moment meines Lebens vergessen, daß weder ich selbst ein gereifter und vollendeter Geist bin, noch daß ich einen solchen in meinen Werken ausgeprägt habe. Denn wie könnte mir wohl die triviale Wahrheit entfallen, daß kein endlicher Geist jemals zur Vollendung ausreife? Dennoch glaubte ich, mein Geist und wenigstens einige seiner Früchte wären wohl so weit emporgediehen, um von dem reiferen Ausschusse absolut unreifer und unvollendeter Geister, wie unterm Monde wir alle sind, ohne Mundverziehung genossen werden zu können. Das aber war grober Irrtum. Man muß, möglich oder nicht möglich, man muß ein reifer und vollendeter Geist sein und nur reife, vollendete Produkte liefern. Ich aber — ach! selbst für die Unreifen bin ich noch lange nicht reif genug.

Weit ärger noch als ich war mein großgünstiges Publikum vom Irrtum befangen. Denn dieses hielt fast durchgehends meinen Genius für ein viel höheres Wesen, als ich selbst, sogar in den Stunden des jugendlichsten Dünkelrausches, ihn jemals zu halten vermochte; und wahrlich! an weit mehreren seiner Produkte, als mir lieb war, hatte es sein überaus großes Wohlgefallen. Mit Scham und Unzufriedenheit erfüllte mich öfters dieser Glaube, dieser Feiertanz um manche meiner Pagoden. Nicht ohne Besorgnis dachte ich daher an die Miene, mit welcher es wohl aufgenommen werden dürfte, wenn ich ihm bei einer neuen, strengeren Musterung wenigstens seine unwürdigsten Lieblingspuppen entziehen müßte. Jetzt thäte es not, ich entzöge ihm sogar die wohlgeratensten Gestalten.

Denn siehe, aus einer höheren Sphäre ist ein reifer und vollkommener Kunstgeist auf die „Allg. Litt.-Zeitung" heruntergestiegen; aus einer Sphäre, wo die Poesieströme lieblich flöten; aus einer Sphäre, wo die jugendlichen Blüten des Geistes in der Fruchtzeit nicht absterben; das ist, wo das Vorhergehende und Nachfolgende als Eins und in einem Zeitmoment gedacht und im Bilde angeschaut werden kann; aus einer Sphäre, wo man nicht so genau und bestimmt als hienieden sich auszudrücken braucht, und die Redensarten, etwas mit einem ein-

zigen Schönheitsgenuß — oder Schönheitsverlust erkaufen, als Synonyme verwechseln darf; aus einer Sphäre, wo ein verjüngendes Licht ebensogut als eine verjüngende Wärme der Erstarrung eines frühzeitigen Alters wehret; aus einer Sphäre, wo die menschlichen Geisteskräfte vereinzelt und getrennt wirken, wo die Poesie die Sitten, den Charakter und die ganze Weisheit ihrer Zeit, geläutert und veredelt, in ihren Spiegel sammelt; mit einem Wort, aus einer Sphäre, wo man nach ganz anderen Gesetzen denkt, anschaut, empfindet, kombiniert, tropisiert, bildert, bezeichnet, als wir unreifen, unvollendeten Geister hier unten zu thun uns für schuldig erachten. Diesem Herabgestiegenen geziemt es, kraft obiger statistischen Nachrichten, unverzagt zu behaupten, daß er unter allen Bürgerischen Gedichten, selbst den am reichlichsten ausgesteuerten, keines zu nennen wisse, das ihm einen durchaus reinen, durch gar kein Mißfallen erkauften Genuß gewährt habe. Ein langes Register von Ursachen ist unmittelbar hierauf dargelegt. Ich bitte, man vergleiche dies doch mit der obigen Statistik.

Zu unserer nicht geringen Verwunderung erfahren wir samt und sonders, was bisher weder ich selbst mir noch vollends mein ganzes verblendetes Publikum sich träumen ließ, daß ich nicht bloß — ein unreifer, unvollendeter Dichter? — o wenn es das nur wäre! — nein, daß ich ganz und gar kein Dichter bin, daß ich diesen Namen gar nicht verdiene. — Man glaubt hier doch nicht etwa, daß ich den Kunstgeist nur chikaniere? Bewahre! Hier ist der Beweis: Eins der ersten Erfordernisse des Dichters ist Idealisierung, Veredlung (ob dies wohl Synonyme sein sollen?), ohne welche er aufhört, seinen Namen zu verdienen. Nun aber vermißt man bei mir diese Idealisierkunst. Also!

Vermöge dieses Mangels bin ich nun freilich schon so viel als gar nichts. Aber wie noch weit weniger als nichts müßet nicht vollends ihr sein, meine geliebten und hochverehrten Brüder in Apollo, die ihr mit mir um den lyrischen Lorbeerkranz ringet! Ihr, Asmus, Blumauer, Gleim, Göckingk, Goethe*, Herder, Jacobi, Langbein, Matthisson, Ramler, C. Schmidt, Schiller**, Schubart, Stäudlin, Stolberg, Voß und — o verzeihet, oder vielmehr dankt mir, daß ich nicht euch allen das Herzeleid anthue, euch hier zu nennen! Denn euch alle erblickt der reife und vollkommene Astralgeist so tief unter mir, als ich selbst seiner Meinung nach bisher noch unter dem höchsten Schönen geblieben bin. Welchen

* Im 8. Bande seiner Schriften. (Anmerkung Bürgers.)
** In seinen lyrischen Produkten. (Anmerkung Bürgers.)

Erdensohn muß nicht Schwindel befallen bei solcher höchsten Höhe der Schönheit und des neben ihr schwebenden Kunstgeistes!

Meine Elegie „als Molly sich losreißen wollte“, so werden wir weiter belehrt, gehört zu meinen mattesten Produkten. Ganz einleuchtend thun dies schon die kaum zur Hälfte ausgezogenen dicta probantia dar, ohne daß es nötig gewesen wäre, nur noch ein Wort darüber zu verlieren. Merkt es euch, ihr vielen rohen, unreifen und unvollendeten Männer- und Weiberseelen, die ihr euch von den Naturtönen dieses Liedes so innig durchdringen, so tief rühren ließet! Ihr steht betäubt und wißt nicht, wie euch geschieht? O glaubt mir, ich weiß es noch weniger. Aber tilgen aus dem künftigen Buche der Lebendigen werde ich ja nun wohl auch dies Lied müssen.

Kunstrichter auf anderen Stühlen, die ihr doch, meinem eignen Wunsche gemäß, mir ebenfalls nichts geschenkt habt, vernehmt es von meinem und euerem Oberrichter, daß euer so hoch gepriesenes Blümchen Wunderhold, frei heraus gesagt, Tändelei ist! Und was alsdann anders als alberne Tändelei?

Priester und Laien, durch Horazens „Si vis me flere“ verführt, glaubten bisher immer, die Empfindungen, welche der Dichter darstellt, müßten wahr, natürlich, menschlich sein. Sie glaubten, alsdann gelänge die Darstellung am besten, wenn der Dichter sie nicht sowohl erkünstelte, als vielmehr wirklich im Busen hegte. Der reife, vollkommene Kunstgeist aber weiß es besser. Idealisiert — ja, idealisiert! — müssen sie sein. O Engel, Garve, Herder, Wieland, ich bitte euch, kommt doch herbei, diesen wundersamen, aus Ariosts Monde heruntergefallenen Fund mit mir zu betrachten! — Ha, daß nicht die Lessing, die Mendelssohn, die Sulzer in ihren Gräbern sich noch umwenden! Meine neueren Gedichte, sonderlich die an Molly, taugen nichts. Denn so unnachahmlich schön in den meisten Diktion und Versbau ist, so poetisch sie gesungen sind, so unpoetisch sind sie empfunden! Das nenne ich mir doch eine scharf- und tiefsinnige Antithese! Sicherlich hat sich der Kunstgeist darin weit mehr als ich mir in der Erfindung des Blümchens Wunderhold gefallen. Des hatte er aber auch Ursache. Denn man denke nur den herrlichen Sinn, der daraus hervorgeht. Nicht meine, nicht irgend eines sublunarischen Menschen wahre, natürliche, eigentümliche, sondern idealisierte, das ist, keines sterblichen Menschen Empfindungen — Abstraktionen — man denke! — Abstraktionen von Empfindungen müßten jene Gedichte enthalten, wenn sie etwas wert sein sollten. —

O Petrarca, Petrarca, der du eigentümlicher als je einer sangest, was du eigentümlicher als je einer für deine Laura empfandest, Sonne der lyrischen Dichtkunst, die du Jahrhunderte durchstrahltest, wo bleibst du vor dem höheren Glanze dieses ätherischen Kunstgeistes? — Bei dem allen findet es der tiefsinnige Richter seiner Theorie nicht widersprechend, wenn er behauptet, daß alles, was der Dichter uns geben könne, nur seine Individualität sei.

Solche und noch mehr ähnliche Merkwürdigkeiten sind mir und unstreitig dem ganzen ästhetischen Publikum zu — merkwürdig, als daß ich nicht von einer sonst immer beobachteten Weise abgehen sollte. Noch verlor ich in meinem ganzen Leben auch nicht das kleinste gedruckte Wort über irgend eine Recension meiner Werke. Aber bei dieser muß es mir selbst von dem stolzesten und edelsten Taciturn gut geheißen werden, wenn ich den Verfasser laut und dringend auffordere, uns seine unbegreifliche Weisheit irgendwo ausführlicher, als hier geschehen konnte, mitzuteilen und so eine Menge Widersprüche aufzulösen, mit denen wir andern durchaus nicht fertig werden können. Besonders wünschte ich dem Begriffe einer idealisierten Empfindung, diesem mirabili dictu, nur eine einzige interessante Anschauung aus irgend einem alten oder neuen, einheimischen oder fremden Dichter, der das mirabile so recht getroffen hätte, untergelegt zu sehen. Mit Vergnügen biete ich zu dieser Ausführung meine „Akademie der schönen Redekünste" an. Denn da ich ohnehin schon so sehr mit Wunden bedeckt bin, so mag der zürnende Kunstgenius nur vollends, sogar auf eigenem Grund und Boden, mich zum Ecce homo machen, wenn ich wirklich und überall, auch in den gelungensten meiner Produkte, mich so schwer an der Kunst des Schönen versündigt habe, als es aus dieser Recension das Ansehen gewinnt.

Ich übrigens, wenn ich einmal Beruf und Mut genug in mir gefühlt hätte, einem alten Günstlinge des Publikums so wie der Verfasser mir mitzuspielen, ich — ja, ich würde auch Tapferkeit genug besitzen, mein Visier aufzuziehen, wenn ich darum gebeten würde. Wohlan denn! Gestrenge und vermutlich ebenso tapfere Maske, ich bitte dich, wer bist du? Ich frage nicht deswegen, um nur meine und des Publikums eitle Neugier zu befriedigen. Auch dürste ich nicht etwa nach vergeltender Rache an dem Beurteiler und seinen vermutlich ebenfalls, wenn auch nur wie der große, der göttliche Achill an der Ferse, verwundbaren und sterblichen Geisteskindern. Denn vielleicht hat er, wie

Macbeth, keine Kinder. — Vielleicht, sag' ich? Nein, er hat zuverlässig keine! Er ist kein Künstler, er ist ein Metaphysikus. Kein ausübender Meister erträumt sich so nichtige Phantome, als idealisierte Empfindungen sind. Hätte er aber dennoch, wider allen meinen Glauben, jemals ein Kind mit einer Muse erzeugt, so hätte er ihm zuverlässig schon ohne mein Zuthun in einer solchen Recension das Todesurteil gesprochen. Daher muß ich auch nur lachen, wenn ich sie ein Meisterstück nennen und keinem Geringeren als einem Engel oder Schiller beilegen höre. Wenn Männer, die Phöbus Apollo mit Geisteskindern gesegnet hat, fremder Leute Kindern Gift zubereiten wollen, so würden sie es so thun, daß wenigstens ihre eigenen nicht mit bis zum Tode daran erkrankten. Vielmehr darum wünschte ich, daß mein Richter sein Angesicht enthüllte, damit jedermann gleich beim ersten Anblick wüßte, wornach er sich in seiner ferneren Geschmackskultur zu richten hätte. Denn man sage, was man wolle, in Geschmackssachen, wo nicht, wie bei Gegenständen der Verstandeserkenntnis, feste Begriffe und Formeln, sondern so manche ἀῤῥητα des Gefühls das Urteil leiten, muß auch nicht selten das bloße Ansehen eines erkannten und erklärten höheren Genies gelten und durch sein Beispiel Geschmacksnorm festzustellen befugt sein. Wäre nun mein Beurteiler kein höheres, sondern ein Kunstgenie bloß meinesgleichen, so würden unsere einander entgegenstehenden Autoritäten, wie zwei gleiche, unabhängige Kräfte, sich wenigstens die Wage halten, und sein Geschmack müßte von dem meinigen wie ein Souverän von dem andern, wo nicht mit schüchterner, doch mit bescheidener Achtung sprechen. Zeigte sich's aber gar, daß er an Kunsttalent und Kultur noch unter mir wäre — o, so dürfte ja sein Geschmacksurteil sich's noch weit weniger anmaßen, dem meinigen und dem Urteile des mir gleich gebildeten und gestimmten Publikums zum herrschenden Kanon dienen zu wollen. Dann müßte er vielmehr seinen abweichenden Geschmack, den ich einen Verschmack nennen möchte, wornach er das Blümchen Wunderhold für ein unwürdiges und geistloses Symbol der Bescheidenheit erklärt, an dem Urteile seines Erfinders und der andern gebildeten Geister, denen es nicht also vorkommt, bescheiden und demutsvoll zu berichtigen und also seinen Verschmack in Geschmack umzubilden suchen. So viel kommt also darauf an, zu wissen, wessen die Stimme sei, die so anmaßend hinter dem Vorhange hervortönet!

Ich muß hier, wiewohl ungern, abbrechen, hoffe aber sowohl diesen als auch andere Recensenten nächstens in der „Akademie“, wo

es wohlfeiler zehren für mich ist als hier, reichlicher zu bewirten. Denn ich bin willens, etwas über mich selbst und meine Werke, nicht mir, sondern der Kunst zuliebe, zu schreiben.

* * *

Bei dieser Gelegenheit muß ich auch anzeigen, daß noch nicht der vierte Teil der ohnehin so wenigen und kaum hinlänglichen Subskribenten auf die außerordentliche Ausgabe meiner Gedichte die Pränumerations-Pistolette eingesandt hat. Wie kann ich denn also wagen, das Werk zu unternehmen oder, wie ich's wünschte, schon nächste Ostermesse zu liefern? Noch einmal und zum letzten will ich den Termin bis Ende Mai d. J. hinaussetzen, und wenn bis dann nicht wenigstens so viel bar einkommt, daß ich vor beträchtlicherem Schaden gesichert bin, so will ich alsdann lieber den geringen, wiewohl für mich auch nicht unerheblichen Verlust an Insertions- und Portokosten über mich ergehen lassen und jedem sein eingesandtes Geld wieder zurückschicken. Das Schicksal meiner Gedichte sei hernach, welches es wolle. Mich gehen sie weiter nichts an.

Göttingen, d. 5. März 1791.

Gottfried August Bürger.

Bei Übersendung dieser Antikritik an Schütz schrieb Bürger demselben: „Verschiedene wollen aus unumstößlichen Gründen behaupten, kein anderer als Herr Schiller sei der Verfasser. Ich habe dem noch immer widersprochen. Denn wie kann man so von Gott und sich selbst verlassen werden, allen seinen eignen sowohl gebornen als ungebornen Kindern Rattenpulver zu legen? Was für Lumpengesindel wollte ich nicht mit einer solchen Theorie aus allen Dichtern aller Nationen machen! Daher halte ich immer noch einen bloßen Metaphysiker für den Verfasser."

Allerdings war ja gerade dieser Recension der Stempel Schillers so unverkennbar aufgeprägt, daß seine Bemerkung an Körner (vgl. S. 356, Anm.): „das Komische dabei war, daß von so viel Weisen keiner erriet, von wem sie war", kaum begreiflich erscheint. Andere Leser errieten jedenfalls den Verfasser sofort. So schreibt Baggesen, Schillers begeisterter Verehrer, an Reinhold (Briefwechsel I, S. 107): „Welche Recension übertrifft die von Bürgers Gedichten in der ‚Allgemeinen Litteratur-Zeitung'! Daß Schiller der Verfasser sei, hat für mich keinen Zweifel." — Bürger ging bei der neuen Durcharbeitung seiner Gedichte

an verschiedenen Stellen auf Schillers Kritik ein. So änderte er den S. 345_{16} gerügten unreinen Reim, indem er dazu bemerkte: „Diese Änderung hat Herr Gracchus, der von Aufruhr sprach, veranlaßt. Denn er sagt in der berüchtigten Recension" u. s. w. Sonst aber nahm er sich seines „Blümchen Wunderhold" sehr lebhaft an: „Wenn übrigens dieses Lied sonst nur, wie Herr Schiller selbst eingestehen muß, lieblich gesungen ist, so wollen wir es gut sein lassen, daß ein Zauberblümchen an der Brust kein ganz würdiges und eben auch nicht sehr geistreiches Symbol der Bescheidenheit, daß es, frei heraus gesagt, Tändelei ist. Es ist also kein würdiges, aber doch ein liebliches, kein geistreiches, aber doch ein liebliches Symbol, zwar eine Tändelei, aber doch eine liebliche Tändelei. Mir fällt die bekannte Schnurre dabei ein: Garstig, Herr Gevatter, grundhäßlich, aber doch — angenehm." Auf Schillers Einwand, daß der Bescheidenheit mit den Worten „Du teilst der Flöte weichen Klang des Schreiers Kehle mit" u. s. w. zu viel Ehre geschehe, erwidert er: „Ich will doch nimmermehr hoffen, Herr Schiller habe geglaubt, ich wolle soviel sagen, als ob die Bescheidenheit ihre Besitzer zu guten Sängern oder Tänzern mache. Aus der unüberlegtesten aller Kritiken möchte ich das beinahe argwöhnen. Gesetzt aber auch, der Dichter hätte so etwas Abenteuerliches von seiner Bescheidenheit behauptet, so wäre das doch immer noch wahre Kleinigkeit gegen die kosmischen Wunderthaten, die er seine Freude, die doch gegen die Bescheidenheit nur eine moralische Untergöttin ist, verrichten läßt:

Sonnen lockt sie aus den Räumen,
Die des Sehers Rohr nicht kennt.

Wahrlich nicht minder ungeheuer wäre es gewesen, wenn er die Freude, wie die Rabinen der Gottheit u. s. w." — Zu S. 347_{9}. Vgl. Schillers Brief an Lotte vom 30. Mai 1789: „Das große Gedicht an Bürgers zweite Frau hat ganz vortreffliche Stellen." — Zu S. 353_{28}. Dies gab Bürger in seinem Gedicht „Über eine Dichterregel des Horaz" fast wörtlich zurück, in den Schlußworten:

„Deinem Genius Dank, daß er, o grübelnder Schiller,
Nicht das Regelgebäu, das du erbautest, bewohnt.
Traun, wir hätten alsdann an dir statt Fülle des Reichtums,
Die uns nährt und erquickt, einen gar luftigen Schatz."

Zu S. 355_{13}. Bürger änderte danach den Wortlaut so:

„Das ist süßer als der Kette,
Süßer als der Geierpein

An Prometheus rauhem Stein
Auf der Ruhe Flaumenbette
Durch ein Wort entrückt zu sein."

Zu S. 355_{15}. Auf diese Worte antwortete Bürger mit dem Epigramm: „Unterschied":

„Der Kunstkritik bin ich, wie der Religion,
Zu tiefer Reverenz erbötig;
Nur ist nicht eben dieser Ton
Von ihren schlechten Pfaffen nötig."

Mit Bezug auf diese und einige andere Ausfälle Bürgers schreibt Schiller am 15. Oktober 1792 an Körner: „In dem neuen Göttinger Musenalmanach [für 1793] hat Bürger seine Galle an mir und an der Litteratur-Zeitung recht ausgelassen. Die Plattitüden dieses Menschen, seine Anmaßungen und seine völlige Unbekanntschaft mit dem, was ihm in meiner Recension gesagt worden ist, wird Dich in Verwunderung setzen." Daß indes der Maßstab seiner Recension, wenn auch nicht ungerecht, doch zu einseitig begrifflich und ideal gewesen sei, erkennt Schiller selbst gewissermaßen in einem Brief an Humboldt vom 27. Juni 1798 an: „Wirklich hat uns beide unser gemeinschaftliches Streben nach Elementarbegriffen in ästhetischen Dingen dahin geführt, daß wir die Metaphysik der Kunst zu unmittelbar auf die Gegenstände anwenden und sie als praktisches Werkzeug, wozu sie doch nicht genug geschickt ist, handhaben. Mir ist dies vis à vis von Bürger und Matthisson, besonders aber in den Horenaufsätzen öfters begegnet."

Lesarten zu Band XII.

Bearbeitet von Hans Zimmer.

Die Räuber. Ein Trauerspiel.

Zu Grunde gelegt ist:

A = Die Räuber ein Trauerspiel von Friedrich Schiller. Neue für die Mannheimer Bühne verbesserte Auflage. Mannheim, in der Schwanischen Buchhandlung 1782. Im Personenverzeichnis dieser Ausgabe ist die Rolle der Amalia der Mad. Toscani zugeteilt. Eine zweite Ausgabe von 1782 (A^1, nach Goedeke) teilt die Rolle der Amalia der Mlle. Baumann zu und zeichnet sich durch häufige Druckfehler aus.

Verglichen wurden:

Mh = Die Räuber. Ein Trauerspiel in 7 Handlungen; für die Mannheimer National-Bühne Vom Verfasser Hrn. Schiller bearbeitet 1781. Mannheimer Bühnenhandschrift, nach Goedeke. Die in *Mh* vorgenommenen Abänderungen und Zusätze sind mit Mh^1 bezeichnet.

M = Meyers Ausgabe hat die moderne Schreibweise durchgeführt, bietet aber im übrigen keine nennenswerten Lesarten.

Personen. In *A* und A^1 sind die einzelnen Rollen folgenden Darstellern zugeteilt: Maximilian: Herr Kirchhöfer; Karl: Herr Boeck; Franz: Herr Iffland; Amalia: Mad. Toscani [Mlle. Baumann A^1]; Spiegelberg: Herr Pöschel; Schweizer: Herr Beil; Grimm: Herr Rennschüb [Herr Leonhard A^1]; Schufterle: Herr Frank; Roller: Herr Toscani [Herr Rennschüb A^1]; Razmann: Herr Herter; Kosinsky: Herr Beck [Herr Epp A^1]; Hermann: Herr Meyer [Herr Beck A^1]; Magistratsperson: Herr Gern; Daniel: Herr Bakhaus; Bedienter: Herr Epp [Herr Brand A^1]. — 238_{10} Roller in *Mh* vor Schufterle | $_{13}$ eines Edelmannes] von einem Edelman *Mh* | $_{15}$ Diener] Bedienter im Moorischen Hause *Mh* | $_{16}$ fehlt *Mh* | $_{18}$ Bediente. vor Volk *Mh* | $_{19-20}$ Der Ort der Handlung ist Deütschland, als Kayser Maximilian den ewigen Landfrieden für Deütschland stiftete. *Mh.*

Erster Aufzug. 243_1 Erste Handlung *Mh* | $_2$ Szene 1. *Mh* | $_3$ fehlt *Mh* | $_4$ Schloß] Hause *Mh;* die Zeile steht hier als zweite der Seite | $_5$ D. a. Moor, in einem Lehnstuhl. Franz. *Mh* | $_{6-15}$ Franz ... sich.) fehlt *Mh,* doch ist Zeile 9—11 durch Mh^1 wieder her-

gestellt | $_{10}$ Leipzig] Wittenberg Mh^1 | $_{11}$ (begierig) fehlt Mh^1 | Sohne fehlt Mh^1 | $_{15}$ Diese Zeitung] Franz. O mein Vater, glaubt es mir, diese Nachricht *Mh* | $_{16}$ werde *Mh* | $_{17}$– 244_3 fehlt *Mh* | 244_2 euerm A^1 | $_{10}$ Ihr vergebt] Vergebt *Mh* | $_{12-13}$ fehlt *Mh* | $_{14}$ Franz fehlt *Mh* | „Leipzig ... Bruder] „Leipzig [Wittenberg Mh^1] von der hohen Schuhle, d. d. 1ten Mai. Du weiß, wie dein Bruder, statt zu studieren, mit einer Rotte liederlicher Kameraden auf Räubereyen und Streifereyen gleich reisigen Knechten im Lande herumzog; — aber das ist noch nicht alles! Höre: Er *Mh* | $_{16}$ wirklich *Mh* | $_{18}$ hatte] faßte *Mh* | Dukaten] Goldgulden *Mh* | $_{20}$ Bankiers] Wechslers *Mh* | entehrt] entführt *Mh* | $_{21}$ Stande *Mh* | Duell] Zweykampf *Mh* | $_{22}$ Luderleben] liederliches Leben *Mh* | $_{26}$ (er liest weiter) hinter Eurer *Mh* | $_{27}$ Beleidigten *Mh* | $_{29}$ arme fehlt *Mh* | Vater ermorden] Vatermord begehen *Mh* | $_{31}$ — 245_2 fehlt *Mh* | 245_3 goldnen *Mh* | $_5$ ja eben, was ich *Mh* | $_6$—246_{27} Der ... Franz fehlt *Mh* | 245_{26} zartem A^1 | 246_7 wenn A_1 | $_{27}$ einmal, Vater, wenn *Mh* | $_{28}$ Euren] eürigen *Mh* | nicht wahr vor Ihr *Mh* | $_{29}$ Stille!] O stille! *Mh* | Wehemutter *Mh* | $_{32}$ mir hinter sagtet Ihr *Mh* | Nun habt ihrs gefunden! *Mh* | $_{33}$ schlechtesten] geringsten *Mh* | 247_{11} Ach! aber] Aber, ach! *Mh* | $_{18}$ aber fehlt *Mh* | $_{20-31}$ D. a. Moor ... dann — fehlt *Mh* | $_{31}$ höhern *Mh* | $_{32}$ Weisheit] Vorsicht *Mh* | vernichtet *Mh* | $_{36}$ mir vor nimmer *Mh* | 248_3 kömt *Mh*, und so immer | $_6$ Arm seiner Huren] Arme feiler Dirnen *Mh* | $_8$ das fehlt A^1 | $_9$ Er fehlt *Mh* | gehn A^1 | $_{13}$ würde *Mh* | $_{18}$ (schnell) fehlt *Mh* | $_{25}$ dirs *Mh* | $_{25-26}$ Geht kummervoll fehlt *Mh* | $_{28}$ drucken *Mh* | dazu *Mh* | $_{31}$ doch fehlt *Mh* | $_{32-33}$ Die Parenthese fehlt *Mh* | $_{33}$ Stümpler A^1 | 249_1 Und ihr] Auch Amalien *Mh* | $_{2-15}$ (Auf ... bin. fehlt *Mh* | $_{13}$ Geschwätz A^1 | $_{16}$ Szene 2. *Mh* | $_{17}$ Franz. Amalia. Kömt langsam, zerreißt Blumen; und tritt sie mit Füssen. *Mh* | $_{18}$ Aha!] Ah, *Mh* | $_{19-24}$ Ich liebe ... Füßen). fehlt *Mh* | $_{25}$ Franz fehlt *Mh* | hämisch] hönisch *Mh* | armen A^1 | Violen] Blumen Mh^1 | $_{25-26}$ ausbaden müssen] müssen verschuldet haben *Mh* | $_{32}$ hungerig *Mh* | 250_1 Begegnung, Kind? — Du *Mh* | $_3$ herrlicher hinter ein Mh^1 | $_4$ köstlichen Weine *Mh* | $_9$ hätte *Mh* | $_{10}$ verdienet *Mh* | $_{13}$ Franzens *Mh* | faßt] umfaßt *Mh* | $_{14}$ deinem] einem A^1Mh^1 | $_{15-34}$ fehlt *Mh* | $_{18}$ lieb A^1 | $_{28}$ liebesvolles A^1 | $_{35}$ Nein, es ist unmenschlich! es ist grausam — diese *Mh* | $_{36}$ so vor zu *Mh* | 251_2 beim Abschied vor einen *Mh* | $_4$ auch fehlt *Mh* | $_5$ Metze] Buhlerin *Mh* | $_9$ einer Metze?] einer — *Mh* | $_{16-22}$ Ha! ... preßt! — fehlt *Mh* | $_{24}$ Ungeheürer *Mh* Ungeheüer Mh^1 | $_{25-34}$ (Wie ... ekelt. fehlt *Mh* | 252_4 (Sich abwendend) fehlt *Mh* | $_7$ Atem] Odem *Mh* | $_{9-18}$ (Amalia ... verdirbt — fehlt *Mh* | $_{14}$ blatterichten A^1 | $_{19}$ (froh aufspringend) fehlt *Mh* | erkenne *Mh* | $_{21-32}$ (Franz ... Franz! fehlt *Mh* | $_{36}$ gerechtfertiget *Mh* A^1 | 253_2 Unsre *Mh* | $_{3-4}$ Amalia ... Kein] Amalia. O Nein! das thaten sie nie. Franz. Ach, sie stimmten so harmonisch zusammen! ich meinte immer, wir müsten Zwillinge seyn! und wäre der leidige Unterschied von aussen nicht — wobei leider ich verlieren muß — wir würden zehnmal verwechselt. Du bist, sagte ich oft zu mir selbst, ja du bist der ganze Karl! sein Echo, sein Ebenbild! Amalia. Nein, beim allmächtigen Gott! Kein *Mh* | $_6$ ehe *Mh* | $_7$ Leipzig] Wittenberg Mh^1 | $_9$ lange *Mh* | $_{10}$ Amalien *Mh* | $_{13}$ Die Parenthese fehlt *Mh* | $_{22}$ geweint

Mh | $_{23}$ hätte *Mh* | $_{30}$ mit den Füßen fehlt *Mh* | $_{31}$ aufzuopfern *Mh* | Zornig fehlt *Mh* | $_{34}$ sind fehlt *Mh* | $_{36}$ bettlet *Mh;* und so in ähnlichen Fällen oft, z. B. Englen, sammlen | das fehlt *Mh* | großer königlicher *Mh* | 254_3 Die Parenthese fehlt *Mh* | $_8$ Wirthsstube *Mh* | $_9$ Szene 3. *Mh* | $_{10}$ fehlt *Mh* | $_{11}$Karl. | hernach Spiegelberg. *Mh* | $_{12}$ Karl. Wo *Mh* | $_{14}$ Die Parenthese fehlt *Mh* | $_{15}$ klopft] pocht *Mh* | heüte *Mh* | $_{16}$ Freude *Mh* | $_{17}$ (Man ... Über] (trinkt) (Der Kellner bringt Wein) O daß ich all die Qualen, den nagenden Kummer meiner Seele ersäuffen könte — (nach einer Pause stampfend) über die verdamten Zeiten! über *Mh* | $_{19}$ Armut] Mangel *Mh* Armuth *Mh*¹ | $_{20}$ kühnsten *Mh* kühnste *Mh*¹ | Unternehmung] Begierden *Mh* Unternehmung *Mh*¹ | zehnmal *Mh* | $_{21}$ ehe *Mh* | überrechnen] berechnen *Mh* | die Schwelle] das Hauß *Mh* die Schwelle *Mh*¹ | $_{22}$ eine Handvoll] ein Paar *Mh* | $_{23}$ Hände *Mh* | $_{24}$ bocksledernen *Mh* | $_{26-27}$ fehlt *Mh* | $_{28}$–255_9 Spiegelberg. (Tritt ein) Was hast du Moor? — Siehstu doch heüte so finster aus den Augen, als säße dir der lebendige Teüfel drinn! Ich dachte, du wärest heüte mit Schweitzern, Grimm, Roller, Schufterle, und den übrigen Gesellen auf den Zug, gegen des Grafen Steinbergs Schloß geritten? Karl. Ich wollte nicht, weil ich heüte Briefe von meinem Vater erwarte. Briefe, wovon mein ganzes künftiges Schicksaal abhängt. Spiegelberg. Weißt du was Neües? — Unser Kayser hat so eben durch den Reichstag zu Worms, wo das Fürsten-Gesindel versammelt ist, einen ewigen Landfrieden für Deütschland verkünden lassen; das Faustrecht ist abgeschaft, alle Fehden sind bei Todesstrafe verbothen worden. Karl. Und das hätte der tapfere Kayser Maximilian gethan? — Nein, das haben Pfaffen und Memmen erfunden! — Maximilian, der von seiner ersten Jugend an gewohnt ist, die steilesten Felsen bei seinen Gemsen-Jagden mit Leib- und Lebensgefahr hinan zu klettern, — er, der gewohnt ist, mit dem Schwerdt in der Faust, selbst zu fechten? — er — — nein, so was kömt nicht von ihm! Spiegelberg. Und dabei sollen künftig alle Streithändel zwischen Männern am Kammergericht eingeklagt, abgethan — auch mehrere hohe Schuhlen errichtet werden. *Mh* | 255_{10} nieder] heftig auf den Tisch *Mh* | $_{11-12}$ das ..... zerbrechen] Schwerter tragen, da sie Männern unbrauchbar gemacht sind. *Mh*¹ | $_{12-13}$ Friede ... Schwerter fehlt *Mh* | $_{14}$ meine Rippen] meinen Leib *Mh;* Lippen *AA*¹, Druckfehler | $_{15}$ schnüren im Gesetze! *Mh* | $_{16}$ Friede in Deutschland! fehlt *Mh* | $_{16-17}$ Frieden ... wäre!] ewigen Landfrieden für Teütschland! *Mh* | $_{18-19}$ Krieg ... Helden] Krieg! In Freyheit springt man über die Pallisaden des Herkommens, und brütet Kolosse und Extremitäten *Mh* | $_{19}$ (Bedeutend.) fehlt *Mh* | $_{19-20}$ Ah ... glimmte!] O, ich sage dir, wüßte ich nur, der Geist Herrmanns wäre nicht ganz ausgestorben in uns! *Mh* | $_{21-24}$ und ... Hainen] Und aus Teütschland soll eine Republik werden, gegen die Rom und Athen nur Nonnenklöster seyn sollten! — Es ist nichts so unmöglich, daß ein Mann nicht zu Stande bringen kan! — Spiegelberg. Bravo! Bravissimo! — (aufspringend) Wie wär's: — wenn wir eine Rotte braver Kerls sammelten — es sind unsrer ohnehin schon viele, und wir werden noch mehrere dazu kriegen — wie wär's, Wenn wir so einen Bund schlössen, und schwüren: das Faustrecht in Deütschland aufrecht

zu erhalten — und dann gegen den ewigen Landfrieden zu Felde zögen? — (Moor lacht aus vollem Halse) Oder laß uns Juden werden, nach Palästina ziehen, und das Königreich Jerusalem wieder erobern! Bruder, was sagstu dazu? Karl. (Nimt ihn lächlend bei der Hand) Bruder mit unsern Donquixoterien ists nun am Ende! — Sagt ich dirs nicht, Spiegelberg, alß du dich so weidlich über die Erfindungen des Schießpulvers, der Druckerey, und der Entdeckung von America freütest, sagt ich dirs da nicht schon: daß es nun um den Muth, und um alle Stärke braver Kerls in Deütschland gethan sey? — Dintenklecker, Rabulisten, Miethsoldathen sollen aus uns werden! — Nein, ich kehre in mein väterlich Hauß zurück! — es ist beschlossen! *Mh* | $_{25-26}$ Du . . . wollen?] Du wirst doch nicht gar den verlornen Sohn spielen wollen, deinem Vater zu Füsse fallen, und sagen: Vater, ich bin nicht werth — *Mh* | $_{27}$ Degen | Schwerd *Mh* | $_{30}$ den verlornen Sohn, vor und *Mh* | 256$_{1}$ weiß *Mh* | $_{3}$ Filz *Mh* | $_{5}$ Weißt du noch? fehlt *M* | $_{8}$ daran *Mh* | $_{11-12}$ Spiegelberg. Nein, nein! das kan dein Ernst nicht seyn, Bruder! *Mh* | $_{13}$ Brüderchen, fehlt *Mh* so fehlt *Mh* | $_{14}$ Brüderchen, vor wenn's *Mh* | $_{15}$ Drange *Mh* | $_{16}$ haben] machen *Mh* | $_{18}$ wozu *Mh* | $_{21-22}$ Stänkereyen *Mh* | $_{22}$ in Leipzig] hier auf der hohen Schuhle *Mh* | $_{23-29}$ Paris . . . ausschüttet fehlt *Mh* | $_{29}$ das sollst du] Du sollst *Mh* | $_{31}$ graben *Mh* | $_{33}$ (beißend) fehlt *Mh* | Wie? Du hast es wohl gar noch weiter gebracht? *Mh* Wie? hast du es so weit gebracht? *Mh*[1] | 257 $_{1}$ (Auf den Tisch schlagend.) fehlt *Mh* | $_{6-10}$ Wie . . . spannte! fehlt *Mh* | $_{16}$ hexen? — Spiegelberg, es *Mh* | General] Feldherr *Mh* | $_{17}$ Spiegelberg fehlt *Mh* | $_{21}$ Ach! und] Oder *Mh* | zum] zu seinem *Mh* | Fache *Mh* | hat fehlt *Mh* | $_{22}$ werden . . . Kabinetten] hör ich wieder andre *Mh;* hier ist also der Anachronismus vermieden worden | $_{23}$ Louisdor] Goldgulden *Mh* | hervorgezaubert] hervorgebracht *Mh* | $_{27}$ dem Weege *Mh* | $_{30}$ meinen *Mh* | $_{32}$ Hilfe *Mh* | Laßt *A*[1] | $_{33}$ heüte *Mh* | $_{34}$ Stadtmauern *Mh* | 258$_{1}$ Szene 4. *Mh* | $_{2}$ Vorige. Schweitzer. Grimm. Roller. Ratzmann. Schufterle. *Mh* | $_{3-11}$ Schweitzer. Moor! Moor! wo Bistu gewesen? bei der tollkühnsten Expedition, die Kerls, wie wir, je ausgeführt haben, bleibstu zu Hause? — Dem Grafen Steinberg auf seinem Schlosse droben, haben wir das unschüldige Mädchen, das er seinem Pachter gewaltsam entführt hat, mit den Waffen aus den Klauen gerissen, und noch dabei gute Beüte gemacht! — Davon wollen wir herrlich schmausen! — wärstu nur dabei gewesen! Karl. Vergebt! Ihr wisst, daß ich einen solchen Zug nie ausschlug — aber heut konnt ich nicht! Spiegelberg. (Hönisch) Ja, Ja, er konte nicht! — auf ein andermal. Roller. Bruder Das wird wohl die lezte Expedition der Art gewesen seyn! mit unsern Fehden ists am Ende! wißt ihr auch, daß man uns ausgekundschaftet hat, daß wir keinen Augenblick sicher sind, aufgehoben zu werden? — Unser lezter, und der heütige Streich sind bekant! — wißt ihr, daß seit dem Landfrieden der Strang darauf ist gesezt worden? Ich sags eüch, Brüder! wir sind nicht sicher! Karl. Mich wunderts nicht! Es gehe, wie es will! Sagt, hat Keiner von eüch einen Brief an mich. Roller. Hätt's, hohl mich der Teüfel! schier vergessen; unter meinen Briefen erhielt ich auch einen an dich, gestern spät. Karl. Den Brief! den Brief! wo ist er? Roller. Hier! — du zitterst? *Mh* | $_{12}$ zittere *Mh* |

(Er erbricht ihn hastig) hinter zittern? *Mh* | $_{15-18}$ fehlt *Mh* | $_{19-20}$ Roller. (beobachtet ihn) Moor! wie wird dir? — du wirst bleich wie eine Leiche. *Mh* | $_{21}$ Hand? *Mh* | $_{24}$ Sankt Veits Tanz *Mh* | $_{27}$ Die Bestie] der Kerl *Mh* | $_{28}$ träumst du, oder —?] träumstdu? *Mh* | $_{29}$ Pantomimen *Mh* | $_{30}$ im Stubeneck fehlt *Mh* | $_{31}$ aber vor gelassen *Mh* | $_{32-33}$ Alle fahren auf. fehlt *Mh* | $_{34}$ (ihm nach) fehlt *Mh* | wo hinaus] wonaus *Mh* | 259$_{1}$ die] eine *Mh* | $_{10}$ Gewölbe *Mh* | $_{11}$ lange *Mh* | $_{13}$ eigne A^1 eignen *Mh* | $_{15}$ von fehlt *Mh* | $_{31}$ muste *Mh* | $_{33}$, zu Göttern fehlt *Mh* | Dahinter Grösser alß die da zu Worms sitzen, und am ewigen Landfrieden pfuschen. *Mh* | 260$_{5-6}$ gnug *Mh* | $_{11}$ Sind wir nicht verrathen? Können wir — dürfen wir nach Hause? hinter gewinnen. *Mh* | Es erfolgt eine fehlt *Mh* | $_{13}$ begriffen *Mh* | $_{17}$ rennt *Mh* | $_{20}$ Dahinter In uns lebe das Faustrecht noch lange! *Mh* | $_{22}$ lichten vor Galgen *Mh* | $_{26-27}$ ihr mit der Schaufel und Haue eüch um *Mh* | $_{31-32}$ unter ... Oder fehlt *Mh* | $_{33}$ Trommelen *Mh* | 261$_{2}$ Manne *Mh* | Holunken *Mh* | $_{3}$ der fehlt *Mh* | $_{5-14}$ ehrlich, als ... werden —] ehrlich: nach alter deütscher art mitten im Faustrecht, von Räubereyen, und Thaten seiner Hände leben? dem Reichen nehmen um es den Armen zu geben? *Mh* | $_{15}$ bei] mit *Mh* | $_{17}$ Urahne] Großmutter *Mh* | $_{19}$ himmlisches] fröliches *Mh* | $_{21}$ verzehret *Mh* | $_{23}$ Das eine nimm dich in acht fehlt *Mh* | $_{24}$ 3beinigtem *Mh* | $_{26}$ daß *Mh* | $_{27}$ freien *Mh* | $_{28-29}$ Kurfürst] Fürst *Mh* | $_{29}$ überhupft *Mh* | Geschichtsschreiber A^1 | $_{31-32}$, die ... bezahlt? fehlt *Mh* | $_{34}$ Hirne *Mh* | 262$_{1}$ andrer *Mh* | $_{4}$ Pulver *Mh* | $_{8}$ Kopfe *Mh* | $_{9}$ Lotterie fehlt *Mh* | Jauner *Mh* | $_{13}$ blind *Mh* | $_{18}$ froh aufspringend] freudig *Mh* | $_{20}$ der Gott Merkur] die Freyheit, und das Faustrecht! *Mh* | $_{22}$ Heüte *Mh* | $_{24}$ (in den Bart) fehlt *Mh* | $_{33}$ wart *Mh* | $_{33-34}$ durch einen glücklichen Gedanken seid fehlt *Mh* | $_{34}$ must *Mh* müßt Mh^1 | 263$_{2}$ politischem *Mh* | entspringen *Mh* | $_{5}$ verzweifeln *Mh* | $_{6}$ daß *Mh* | $_{7}$ drückt' *Mh* | $_{11}$ den fehlt *Mh* | ein vor Leib *Mh* | $_{13}$ Szene 5. *Mh* | $_{14-15}$ Karl Moor. Vorige *Mh* | $_{16}$ Moor.] Karl (tritt in wilder Bewegung herein; und läuft heftig auf und nieder; mit sich selber) *Mh* | $_{23}$ verwilde *Mh* | $_{29}$ hauet *Mh* | $_{31}$ Nordlandes *Mh* | $_{32}$ das Weltmeer] den Ozean Mh^1 | 264$_{3}$ Elendes *Mh* | $_{6}$ Pasquille *Mh* | $_{11}$ Das zweite weg fehlt *Mh* | $_{14-15}$ Schäumend auf die Erde fehlt *Mh* | $_{16}$ gäb *Mh* | $_{18}$ sei] sollte Mh^1 | Bruder, mein vor Engel Mh^1 | $_{18-19}$ Gott ... will] Gott seyn! ich wollte Mh^1 | $_{20}$ ja fehlt *Mh* | $_{22}$ Grimm] Schweitzer *Mh* | $_{23-24}$ du — ... Du sollst] du — mit uns gehe das Faustrecht in Teütschland zu Grabe! und du – du sollst *Mh* | $_{26}$ wild fehlt *Mh* | einem *Mh* | $_{27}$ Moor] Karl. (Hat ihn angestiert) *Mh* | Die Parenthese in *Mh* hinter ein? | $_{28}$ Rollern] Schweizern *Mh* | hart fehlt *Mh* | $_{29}$ hervorgeholt] hervorgebracht *Mh* | $_{33}$ lermenden Geschrey, die Hüte schwingend) Es *Mh* | $_{36}$ wollte, den ewigen Landfrieden zu beschwören! *Mh* | 265$_{1}$ Atem] Odem *Mh* | $_{2}$ diesen Worten Mh^1 | $_{11}$ belohnt *Mh* | $_{12}$ Treue *Mh* | $_{14}$ (geben ihm die Hand) fehlt *Mh* | $_{15}$ fehlt *Mh* | $_{16}$ Moor. Und nun] Karl. Nun, und *Mh* | Rechten *Mh* | $_{22}$ Die Parenthese fehlt *Mh* | $_{23}$ fehlt *Mh* | $_{26}$ ereilt *Mh* | $_{27}$ Kissen *Mh* | Gefechtes *Mh* | $_{28}$ offnen *Mh* | Dahinter Kommt, Brüder! *Mh* | $_{29}$ fehlt *Mh* | $_{32}$ ab. *Mh;* dahinter als besondere Zeile Ende der 1ten Handlung. *Mh.*

Zweiter Aufzug. 266_1 Zweite Handlung. Franz Moors Zimmer. *Mh* | $_2$ Scene 1. *Mh* | $_3$ nachdenkend ... Zimmer fehlt *Mh* | $_4$ (Nachdenkend) vor Der *Mh* | $_5$ hochfliegenden *Mh* | $_7$ Tode *Mh* | $_9$ stande *Mh* | $_{12}$ Werke *Mh* | $_{18}$ hm! hm! *Mh* | tiefsinnend] tiefsinnig A^1 | $_{22}$ Hilfe *Mh* | $_{25}$ eigene] eigne *Mh* | 267_1 eüern *Mh* | $_6$ In *Mh* schließen sich hieran die beiden ersten Zeilen des nächsten Auftritts in folgender Weise an: fertig. (entschlossen) Wohlan denn — (Sieht Herman kommen) Ha! Deus ex Machina! Herman! Der zweite Auftritt beginnt dann: Szene 2. | Franz v. Moor. Herman. | Herman. Zu euren ꝛc. | $_{11}$ gnädiger fehlt *Mh* | $_{13}$ habe *Mh* | $_{15}$ Hermann hinter sagen fehlt *Mh* | $_{19}$ beleidiget *Mh* | $_{23}$ sollt *Mh* | $_{32}$ Staube *Mh* | 268_4 mich] mir *Mh* mich Mh^1 | $_{13-22}$ fehlt *Mh* | $_{24-25}$ (klopft ... lassen. fehlt *Mh* | $_{29-32}$ fehlt *Mh* | $_{35}$ sag' ich fehlt *Mh* | 269_{16} Manne *Mh* | $_{29}$ dann] denn *Mh* | wie] daß *Mh* | $_{32}$ kämst *Mh* | $_{36}$ Hoho! fehlt *Mh* | 270_2 gläubig *Mh* | $_3$ fortkömst *Mh* | $_{11-12}$ er ... fallen: fehlt *Mh* | $_{13-14}$ einziger *Mh* | $_{18}$ ihren] ihrem *Mh* Eingeweide *Mh* | $_{19}$ mich nur *Mh* | Adie! (ab) *Mh* | $_{23}$ iß *Mh* | $_{26}$ hier] Herr *Mh* Hier Mh^1 | $_{29}$ nachher vor in *Mh* | $_{35}$ Jemands *Mh* | 271_1 Szene 3. *Mh* | $_2$ fehlt *Mh* | $_3$ Der alte Moor von Amalien unterstützt. *Mh* | $_{4-24}$ fehlt *Mh* | $_{25}$ beneidenswerthen Mh^1 | Dahinter (Sie leitet ihn in den Lehnstuhl) *Mh* | 272_{3-8} (der ... gethan — fehlt *Mh* | $_7$ Doch meiner Liebe hast *M* | $_9$ indem er ein Gemälde aus der Tasche zieht *Mh* | $_{18}$ Gesichte *Mh* | $_{22}$ dem Tuche *Mh* diesem Blatte Mh^1 | $_{30}$ den] dem A^1 | $_{33}$ Dahinter in *Mh*: D. a. Moor. Dieser huldreiche erwärmende Blick — wär er vor meinem Bette gestanden, ich hätte gelebt mitten im Tode! Nie, nie wär ich gestorben! Amalia. Nie, nie wärt ihr gestorben! Es wär ein Sprung gewesen, wie man von einem Gedanken auf einen andern und schönern hupt [hüpft Mh^1]. — Dieser Blick hätt' eüch übers Grab hinüber geleüchtet [geleuchtet Mh^1]. Dieser Blick hätt eüch [euch Mh^1] über die Sterne getragen. D. a. Moor. Es ist schwer! es ist traurig! Ich sterbe, und mein Sohn Karl ist nicht hier — ich werde zu Grabe getragen, und er weint nicht an meinem Grabe [ich werde ... meinem Grabe in Mh^1 getilgt]. — Wie süß ists eingewiegt zu werden, in den Schlaf des Todes von dem Gebet eines Sohnes — das ist Wiegengesang. Amalia. (schwermend) Ja süß, himmlisch süß ists, eingewiegt zu werden in den Schlaf des Todes, von dem Gesang des Geliebten — vielleicht traümt [träumt Mh^1] man auch im Grabe noch fort, — ein langer ewiger unendlicher Traum, von Karln bis zur Aufferstehung; (Aufspringend entzückt) und von izt an in seinen Armen auf ewig! *Mh* | 273_1 Szene 4. *Mh* | $_2$ Die Vorigen. Ein Bedienter. *Mh* | $_3$ Daniel] Bedienter *Mh* | $_4$ Zeitung] Bothschaft *Mh* | $_6$ Hilfe *Mh* | $_7$ Daniel] Bedienter *Mh* | $_8$ Dahinter (dem Bedienten nachrufend) *Mh* | $_{10}$ Szene 5. *Mh* | $_{11}$ verkappt fehlt *Mh* | Daniel fehlt *Mh* | $_{15}$ meiner *Mh* | Reicht ... Wein! fehlt *Mh* | $_{16}$ verkappt vor mit *Mh* | einem *Mh* | $_{25}$ zu] in *Mh* | Leipzig] Wittenberg Mh^1 | $_{28}$ Haupt *Mh* | $_{30}$ wieder fehlt *Mh* | 274_1 auf dem Bette fehlt *Mh* | habe *Mh* | $_5$ eine *Mh* ein Mh^1 | $_9$ Küssen *Mh* | $_{12}$ der Armee] des Heers *Mh* | $_{22}$ General] Feldherr *Mh* | halben vor Stunde *Mh* | $_{24}$ General] Feldherrn *Mh* | $_{35}$ Todenschlummer A^1 | 275_{3-4} Porträt] Bildniß *Mh;* ebenso Zeile 7 |

$_{25}$ stehe *Mh* | $_{32}$ ist es [ists *Mh* | 276$_{1}$ Siehe *Mh* | $_{2-3}$ Das zweite sich doch fehlt *Mh* | $_{5}$ warme *Mh* | $_{15}$ fehlt *Mh* | $_{16}$ Er war ein Engel, war Kleinod des Himmels! vor Fluch! *Mh;* diese Worte und die folgenden bis erschlug! in *Mh* ausgestrichen | $_{18}$ liebt *Mh* | den hinter in *Mh* | $_{22}$ Dahinter Ihr werdet ihn nimmer aus seinem Grabe zurückhohlen *Mh* | $_{23}$ Nimmer, nimmer, nimmer aus dem Grabe zurückhohlen! Hin! verloren auf ewig! vor Und *Mh;* die Worte Hin! . . . ewig! sind dann wieder mit Tinte durchstrichen | $_{25-26}$ Euch im Tode] euch. (ab) *Mh* | $_{28-29}$ Die Parenthese fehlt *Mh* | $_{30}$ Szene 6. *Mh* | $_{31}$ Der alte Moor. hernach Amalia. Bediente. *Mh* | $_{33}$ den Armen] dem Herzen *Mh* | $_{34}$–277$_{6}$ Sie . . . sterben! in *Mh* durchstrichen | 277$_{1}$ guten *Mh* | $_{6-7}$ Die Parenthese fehlt *Mh* | $_{8}$ tritt . . . ihn] Kömmt *Mh* | $_{9}$ Hilfe! Hilfe! vor Alles *Mh* | Dahinter (Bediente kommen und tragen den alten Moor ab.) *Mh* | $_{10}$ Die Böhmischen Wälder. *Mh.* | $_{11}$ Szene 7. *Mh* | $_{12}$ mit einem Räubertrupp fehlt *Mh* | $_{15-16}$ Wo . . . herum? fehlt *Mh* | $_{16}$ das Wetter] der Teufel *Mh* | $_{17}$ Kollega] Herr Kollege *Mh* | $_{18}$ von der Messe zu Leipzig] vom Leipziger-Jahrmarkt *Mh* | $_{19}$ Jux] Leben *Mh* | $_{20}$ unterwegens *Mh* | $_{24}$ Fressen] Essen *Mh* | $_{25}$ Das . . . hast] Glaubs gern — glaubs gern! Hast *Mh* | $_{26}$ Blättern] öffentlichen Briefen *Mh* | $_{26-28}$ Aber . . . Werber! fehlt *Mh* | $_{29}$–278$_{6}$ Spiegelberg. Gelt Schuft! Und da ist dir kein Blatt, wo du nicht einen Artikel von dem Schlaukopf Spiegelberg wirst gefunden haben. — Von Kopf Biß zun Füssen haben sie mich dir hingestellt, du meinst, du sähst mich leibhaftig — Aber wir führten sie auch erbärmlich am Narrenseil herum. *Mh* | 278$_{7}$ Szene 8. *Mh* | $_{8}$ Die Vorigen. Grimm in vollem Lauf. *Mh* | $_{10}$ andre *Mh* | $_{12}$ nichts *Mh* | $_{14}$ andre *Mh* | $_{19}$ Bursch *Mh* | $_{20}$ und vor diesen *Mh* | $_{21}$ uns mit extrapost vorausgegangen *Mh* | $_{24}$ nun] um *Mh* | $_{26-27}$ Kapuzinerskutte] einer Mönchs-Kutte *Mh* | 279$_{7}$ Dahinter Schießen und Lärmen hinter der Szene. *Mh* | $_{8}$ Schießen und Lärmen] man schießt wieder *Mh* | $_{9}$ Dahinter (Man schießt noch einmal) *Mh* | $_{11-13}$ fehlt *Mh* | $_{12}$ Nürnberger *A*^{1} | $_{14}$ Mit dieser Zeile beginnt in *Mh* Szene 9. | Die Vorigen. Schweizer. Roller. Schufterle, zuerst hinter der Szene. Hernach kommen sie heraus mit R. Moor und mehrere Räuber [mehreren Räubern *Mh*^{1}] | $_{15}$ zehn *Mh* | $_{19}$ ihm] ihnen *Mh M* | $_{20-22}$ fehlt *Mh* | $_{23}$ (vom Pferd springend).] (Noch hinter der Szene zurückrufend) Führt meinen Rappen ab, und wascht ihn mit Wein! — (Hervorkommend) *Mh* | $_{24-25}$ Führt . . . Wein! fehlt *Mh* | $_{25}$ auf die Erde] nieder *Mh* | $_{28}$ Oder bin ich ein Narr? fehlt *Mh* | $_{29}$ bistu es wirklich *Mh:* hinter wirklich nachträglich beigefügt selbst | $_{30}$ Atem] Odem *Mh* | $_{32}$ dich] dir *Mh* | 280$_{2}$ Atem] Odem *Mh* | $_{3}$ Brandewein *Mh:* ebenso Zeile 5 und 10 | $_{4}$ anderstwo *Mh* | $_{10}$ ein Glas] eine Flasche *Mh* | Ah] Ach *Mh* | $_{11}$ Geradenwegs *Mh* | steht] liegt *Mh* sitzt *Mh*^{1} | $_{12}$ Sakermentsleiter] Leiter *Mh* | $_{14}$ hätt'st *Mh* | $_{15}$ eine Prise] 'n Priß *Mh* | Schnupftobak *Mh* | $_{16}$ danke *Mh* | $_{18}$ unsre *Mh* | bekommen] gekriegt *Mh* | $_{20}$ einfallen] fallen *Mh* | Tage *Mh* | $_{27}$ Zettel *Mh* | das] den *Mh* | $_{34}$ werfen *Mh* | $_{35}$ Mordbleu! fehlt *Mh* | 281$_{2}$ Flammen *Mh* | $_{7}$ zehntausend *Mh* | $_{10}$ prüllten *Mh* | $_{11}$ Rund *Mh* | $_{12}$ Bodem *Mh* | $_{20}$ dir fehlt *Mh* | $_{23}$ Hilfe *Mh* | $_{24}$ sehen vor sollen *Mh* | $_{25}$ Leib *Mh* | $_{25-26}$ sakermentalischen . . . Schindersceremonien]

Henkers=Zeremonien *Mh* | $_{31}$ Gekrächz] Gekrähe *Mh* | hüngriger *Mh* | 282$_4$ ganze vor Stadt *Mh* | $_6$ draus *Mh* | unserm *Mh* | $_{13-14}$ die … vergolden fehlt *Mh* | $_{15}$ Mucken *Mh* Mücken *Mh*^{1} | $_{17}$ der Stadt fehlt *Mh* | $_{19}$ Greise … und] Kranke, sagst du? Greise und *Mh* | $_{21-22}$ Und … Weiber fehlt *Mh* | $_{22}$ ungefehr *Mh* | $_{23}$ Gezetter *Mh* | $_{24}$ Lichte *Mh* | $_{29}$ deinen *Mh* | $_{30-31}$ Die Parenthese fehlt *Mh* | $_{32}$ wann] wenn *Mh* | $_{33}$ kenn *Mh* | $_{35}$ halten … ab.)] halten. — Entfernt euch! (Sie gehen murrend ab) *Mh* | 283$_1$ Szene 10. *Mh* | $_2$ allein …. gehend fehlt *Mh* | $_{3-4}$ Höre … wenn] (Heftig auf und abgehend) Rächer im Himmel! was kan ich dafür, wenn *Mh* (Heftig …. abgehend) Höre sie nicht, Rächer im Himmel! höre sie nicht was kan ich dafür, was kannst du dafür wenn *Mh*^{1} | $_9$ er vor der *Mh*^{1} | $_{12}$ Grif *Mh* Griff *Mh*^{1} | $_{13}$ Plan *Mh* | $_{15}$ Scene 11. *Mh* | $_{16}$ Roller. R. Moor. nachher Grimm. *Mh* | $_{19}$ aus vor ihnen *Mh* | verträtscht *Mh* | haben. *Mh* | $_{20-21}$ fehlt *Mh* | $_{22}$ Hauptmann,] Grimm. Hauptmann! *Mh* | $_{23-28}$ rings … Jäger] rings [rings umher *Mh*^{1}] ziehen etliche hundert Reisige einen Kordon um den Mittelwald. Wir sind gefangen; viele Landsknechte *Mh* | 284$_1$ Szene 12. *Mh* | $_2$ Schweizer… Drei] Vorige. Schweizer. Spiegelberg. Razmann. Räubertrupp. *Mh* | $_8$ gnug *Mh* | $_9$ nur vor achtzig *Mh* | $_{10}$ allem. *Mh* | und … zwanzig. fehlt *Mh* | $_{11}$ zehen Kreuzer] einem gringen Sold *Mh* | $_{13}$ herabfeuern *Mh* | $_{14}$ Wo …. Hauptmann? fehlt *Mh;* später hinzugeschrieben | $_{17}$ Entwischen? So] Entwischen? Spiegelberg. Oh! warum bin ich nicht geblieben in Jerusalem! Schweizer. So *Mh* | $_{18}$ Hast] Bei der Brandeweinflasche hast du *Mh* | $_{20}$ in eine Sauhaut nähen und fehlt *Mh* | $_{22}$ Szene 13. *Mh* | $_{23}$ Vorige. in *Mh* vor Räuber | $_{27-28}$ Ha … schlitzen. fehlt *Mh* | $_{30}$ Ladet alle Gewehre!] Ladet eüer Gewehr! *Mh* Sind euere Gewehre geladen? *Mh*^{1} | 285$_2$ dazu *Mh* | $_9$ Das zweite ich fehlt *Mh* | $_{11}$ unsre *Mh* | $_{15}$ Szene 14. *Mh* | $_{16}$ Die Vorigen. Ein Kommissarius. *Mh* | $_{22}$ Kommissair *Mh* | Herrn *Mh* | $_{23}$ achthundert] etliche 100 *Mh* | $_{27}$ Sagen Sie] Sagt *Mh* | $_{28}$ haben Sie] habt ihr *Mh* | $_{33}$ Fingern] Händen *Mh* | $_{34}$ Händen] Fäusten *Mh* | 286$_{1-2}$ des Nachtmahls fehlt *Mh* | $_2$ unsre *Mh* | $_9$ Sie] eüch *Mh* | $_{18}$ denn *Mh* | $_{19}$ Bösewicht *Mh* | $_{20}$ dir fehlt *Mh* | $_{28}$ strudelt *Mh* | $_{31}$ diesem *Mh*^{1} | unterm] unters *Mh* | $_{34}$ Sehen Sie] Sehet *Mh* | und in diesem Revier hinter Hier *Mh*^{1} | 287$_1$ achthundert] etliche hundert *Mh* | $_2$ hören Sie] hört *Mh* | $_8$ Bemerken Sie] Bemerkt *Mh;* der Satz ist hier nicht Frage-, sondern Befehlsform | $_9$ Minister] Höfling *Mh* Minister *Mh*^{1} | $_{11}$ Pöbelstand *Mh* | $_{13}$ Diamant *Mh* | $_{14}$ Generalkassierer] Landes=Cassa=Verwalter *Mh* Lands=Kassenverwalter (mit Tinte) Finanzminister (mit Rotstift) General=Cassier (mit Bleistift) *Mh*^{1} | $_{15}$ traurigen *Mh* | $_{16}$ Achat *Mh* | $_{17-18}$ erwürgte … käme. fehlt *Mh* | $_{18-19}$ Ich … Ihnen] doch — ich könte *Mh* | $_{20}$ mit Ihnen] an dich *Mh* | $_{33}$ durch mich fehlt *Mh* | $_{36}$–288$_1$ verlornen *Mh* | 288$_4$ Papier) (zu Moor mit *Mh* | $_9$ Gefangenen *Mh* | $_{15}$ Wählt] wankt *Mh* | $_{17}$ Helfen Sie] helfet *Mh* | $_{21-22}$ Das eine schaut doch um euch fehlt *Mh* | $_{26}$ größern *Mh* | $_{29}$ Hörner] Trompeten *Mh* | $_{32}$ Die Parenthese fehlt *Mh* | $_{35}$–289$_1$ mich … haftet] selbst Hand an mich legen *Mh*^{1} | 289$_2$ meinen Dolch] mein Schwerd *Mh* | $_3$ Fläschchen mit fehlt *Mh* | $_6$ ich bin] und bin *Mh* | $_{10}$ schwinkt *Mh* | $_{18}$ ganze vor

Armee *Mh;* später wieder getilgt | $_{21}$ Dahinter Ende der zweiten Handlung. *Mh.*

Dritter Aufzug. 290$_1$ Dritte Handlung. *Mh* | $_2$ (Ein Garten) | Szene 1. *Mh* | $_3$ nachdenkend ... auf.] geht nachdenkend umher; hernach Franz. *Mh* | $_{4-18}$ Schon ... wollte. — fehlt *Mh* | $_{18}$ Amalia! vor Maximilian *Mh* | $_{21}$ du wardst *Mh* | $_{25}$ seinem Sohne *Mh* | 291$_3$ hilflosen *Mh* | $_4$ Gold] Geld *Mh* | alle seine *Mh* | $_6$ Amaliens *Mh* | $_7$ ruchtlose *Mh* | $_8$ Frevelwort] frevelhafte Wort *Mh* | $_{10}$, allergnädigste Prinzessin fehlt *Mh* | $_{16}$ Wurm! du befehlen? *Mh* | $_{19}$ einbildischen] eingebildeten *Mh* | $_{21}$ Klöstern *Mh;* die Striche über dem o später getilgt | $_{22}$ ewig] immer *Mh* | $_{29}$ Bild *Mh* | $_{30}$ Hund *Mh* | $_{31}$ Degen] Dolch *Mh* | 292$_1$ meine .... werden] ich will dich so mißhandlen *Mh* | $_2$ Bauerweiber] Weiber *Mh* | $_4$ den] deinen *Mh* | $_5$ er fehlt *Mh* | $_7$ erzwungenen *Mh* | $_{7-8}$ Komm ... gehn fehlt *Mh* | $_{14}$ Flieh *Mh* | $_{17}$ das funkensprühende Roß] Funkenspürende [Funkensprühende *Mh*^{1}] Rosse *Mh* | $_{22}$ Gegend an der Donau. *Mh* | $_{23}$ Szene 2. *Mh* | $_{24-25}$ R. Moor. Grimm. Razmann. Schweizer. Spiegelberg und die übrigen Räuber. (Sie haben sich auf einer Anhöhe unter Bäumen gelagert) *Mh* | $_{29}$ diesem] jenem *Mh*^{1} | 293$_1$ den] dem *Mh* | $_{20}$ Heitre *Mh* | $_{31}$ im] in *Mh* in den *Mh*^{1} | Strahlen *Mh*^{1} | 294$_1$ dem Reiche] den Reihen *Mh* | $_3$ Ketten —] Banden — Mitten in den Blumen der glücklichen Welt, ein heülender Abbadona! *Mh* | $_6$ dörfte *Mh;* ebenso in der folgenden Zeile | $_{19}$ köstlichen *Mh;* ebenso Zeile 21 | $_{23}$ Szene 3. *Mh* | $_{25}$ Trink'] Da *Mh* | $_{29}$ dem] den *Mh* | $_{30}$ hintrollte *A*^{1} hinrollte *Mh* | $_{31}$ rheinländische fehlt *Mh* | $_{32}$ Sinnen *Mh* | $_{32}$ zurecht sezte *Mh* | $_{33}$ klareste *Mh* | 295$_5$ ihrer dreißig] mehrere *Mh* | $_{11}$ Plaze *Mh* | $_{12-13}$ Sechzig ... allem] 120 Landsknechte und 80 Reisige. *Mh* | $_{15}$ diesem *Mh* | $_{16}$ mein Schwerd *Mh* meinen Dolch *Mh*^{1} | $_{18}$ weiß *Mh* | $_{22}$ Szene 4. *Mh* | $_{23}$ Kosinski. Die Vorigen. *Mh* | $_{24}$ dieser *Mh* | $_{26}$ wenn *Mh* | $_{29}$ verzeihen Sie] verzeihet *Mh* | $_{31}$ ihr recht geht *Mh* | $_{34}$ Tode *Mh* | 296$_{1-2}$ und ... Leben fehlt *Mh* | $_5$ Pursche *A*^{1} | $_9$ suche *Mh* | $_{10}$ duzen] taugen für *Mh* duzen *Mh*^{1} | $_{12}$ Kennen Sie] Kennt Ihr *Mh* | $_{14-18}$ (Starrt ... Blizbub'! fehlt *Mh* | $_{19}$ Sie] Euch *Mh* | $_{24-31}$ die ... Plane! fehlt *Mh* | $_{34}$ Entschlusse *Mh* | 297$_2$ zehnhundertfach *A*^{1} zehnfach *Mh* | $_3$ unsre *Mh* | $_{10}$ nur hinter bin *Mh* | $_{11}$ Degen] Schwerdter *Mh* | $_{14}$ Reichsthaler] Thaler *Mh* | tot zu stechen] zu morden *Mh* zu erstechen *Mh*^{1} | $_{18-20}$ Sieht ... jagen? fehlt *Mh* | $_{30}$ Todebette *Mh* | 298$_1$ des fehlt *Mh* | $_3$ auf die Galeere schmieden] prüglen *Mh* auf die Galeere schmieden *Mh*^{1} | $_4$ erhizten *Mh*^{1} | ansteckten *Mh*^{1} | $_5$ Ehren *Mh* | $_7$ grünt *Mh* | $_9$ Dahinter fühlst du die ewige Strafe, die jenseits des Grabes auf dich wartet? *Mh,* später getilgt | $_{12}$ anders *Mh* | $_{20}$ Abgrundes *Mh* | $_{22}$, so flieh hinter weißt *Mh* | $_{27}$, den nur Verzweiflung eingeht hinter Bund *Mh* | $_{29}$ Das zweite mir ist in *Mh* erst später beigefügt | $_{33-34}$ du wirst fehlt *Mh* | $_{34}$ dem] den *Mh* | 299$_1$ Wisst *Mh* | $_{5-12}$ und ... füllen. fehlt *Mh* | $_{16}$ steht schnell auf] horcht *Mh*^{1} | $_{16-17}$ im ... Seligkeit, fehlt *Mh* | $_{20-21}$ Inhalts ... nahm] Inhalts, nahm *Mh* | $_{21}$ den Degen] das Schwerd *Mh* | $_{26-27}$ Mir ... haben fehlt *Mh* | $_{28}$ erste Minister des Hofs] Kanzler *Mh* | $_{29}$ mit zuckersüßen Worten fehlt *Mh* | $_{30}$ er fehlt *Mh* | meinen Degen] mein Schwerd *Mh* | $_{32}$ fliegen] fliehen *Mh* | $_{34}$ Auge *Mh* | $_{34-35}$ Hui ... Bliz. fehlt

Mh | $_{35}$ fliege] fliehe *Mh* | aller *Mh* | $_{36}$ und vor niemand *Mh* | 300$_2$ Billet *Mh* | $_4$ Hölle, fehlt *Mh* | $_{12}$ Hause *Mh* | $_{13}$ Degen] Dolch *Mh* | Ministers] Kanzlers *Mh* | $_{14-18}$ Man . . . zurück, fehlt *Mh* | $_{19}$ Ich vor sprenge *Mh* | $_{21}$ Dolch *Mh* | $_{26}$ Minister] Kanzler *Mh* | $_{30}$ ihn unterbrechend, vor aufstehend *Mh* | $_{31}$ unsre *Mh* | $_{33}$ euch vor zusammen *Mh* | $_{35}$ Die Räuber] Grimm. *Mh* Schw. *Mh*^{1} | 301$_4$ Bruderherz] Bruder *Mh* | $_7$ Dahinter Ende der 3ten Handlung. *Mh*.

Vierter Aufzug. 302$_1$ Vierte Handlung *Mh* | $_2$ Gallerie im Moorischen Schloß. *Mh* | $_3$ Szene 1. *Mh* | $_{12}$ sollten Sie] solltet ihr *Mh* | $_{13}$ können Sie] könt ihr *Mh* | $_{18}$ Ihr verloret *Mh* | $_{20}$ wollt *Mh* | $_{21}$ da?] dort. (Auf ein Nonnenkleid deutend, daß auf einem Tische liegt) *Mh* | $_{22}$ ich. —] ich! — laß ich mich einkleiden. R. Moor. O, ihr werdet es nur verhüllen — vergessen nie! lernet mein Kind, nie hüpft die Fantasie muthwilliger, als auf dem Grabe der Sinne; nie malt die Welt sich reizender, als auf dem Weege zum Himmel. Ihr lockendes Zauberbild hat Heilige und Sterbende rückwärts gezogen. Amalia. Vielleicht — vielleicht auch nicht — *Mh* | $_{25}$ Mich *Mh* | $_{26}$ fehlt *Mh* | 303$_3$ einzige *Mh* | $_4$ Kommt Graf! Kommt! *Mh* | $_6$ Ihr wollt *Mh* | gehen *Mh* | $_{10}$ Szene 2. *Mh* | $_{11}$ (allein) fehlt *Mh* | $_{14}$ Sofa] Ort *Mh* | $_{18}$ Amaliens *Mh* | $_{19}$ zweitenmale *Mh* | Volkes — nein!] Volks — Aber der böse Feind schmollte dazu. (heftig) Warum bin ich hieherkommen? daß mirs gehe, wie dem Gefangenen, den der klirrende Eisenring aus Träumen der Freiheit aufjagt? Nein! *Mh* | $_{20}$ Der Gefangene hat das Licht vergessen, aber der Traum der Freiheit fuhr über ihn, wie ein Bliz in die Nacht, der sie finsterer zurückläßt. — hinter zurück. *Mh* | $_{24}$ sehn *Mh* | $_{25}$ süsse *Mh* | $_{27}$ schlirffen *Mh*, schlürffen *Mh*^{1} | $_{30}$ Szene 3. *Mh* | $_{33}$ wenigen *Mh* | $_{34}$ Mauern *Mh* | 304$_{2-3}$ Sonnverbrannten *Mh* | $_6$ Szene 4. *Mh* | $_7$ Franz v. Moor. Daniel. *Mh* | $_{11-12}$ fehlt *Mh* | $_{13}$ Franz. vor Was *Mh* | $_{16}$ Porträt] Bildnis *Mh* | $_{16}$ langer Gänsehals] kurzer [langer *Mh*^{1}] Hals *Mh* | $_{19}$ Es ist Karl? vor Es *Mh* | $_{20}$ Szene 5. *Mh* | $_{21}$ Franz v. Moor. vor Daniel *Mh* | $_{23}$ wie? deine *Mh* | wie? du *Mh* | $_{25}$ so . . . Seele fehlt *Mh* | $_{28}$ Hilf Gott! fehlt *Mh* | 305$_1$ Das zweite gesteh! fehlt *Mh* | hat dirs *Mh* | $_3$ Jesus Maria! fehlt *Mh* | $_6$ staket *MhM* | $_{12}$ das Glas] den Becher *Mh* | $_{14-15}$ Daniel. Ich verstehe von allem dem nicht eine Silbe. *Mh* | $_{18}$ Weege *Mh* | erdroßlen *Mh* | $_{20}$ oder im Schokolade fehlt *Mh* | $_{24}$ nichts anderst *Mh* | $_{25}$ gelt] nicht wahr *Mh* | $_{26}$ in deinen Beutel] zu *Mh*^{1} | $_{28}$ drucken *Mh* | $_{32}$ soll *A*^{1} sollte *Mh* | 306$_1$ einen] ein *Mh* | $_7$ erschrocken] blaß *Mh* | $_{10}$ hier vor in *Mh*^{1} | $_{11}$ Porträt] Bildnis *Mh* | $_{17-18}$ fehlt *Mh* | $_{24}$ meine *Mh* | $_{28}$ Szene 6. *Mh* | $_{29}$ Franz v. Moor. Herman. *Mh* | $_{30}$ Euryalus *Mh* Eurypalus *AA*^{1} | $_{32}$ ließt *Mh* | 307$_1$ drückst *Mh* | $_{12}$ wäre *Mh* | $_{23-24}$ Bärenhäuter *MhM* | $_{26}$ Kammerdiener] Diener *Mh* | $_{29}$ sag *Mh* | $_{32}$ Traut *Mh* | $_{34}$ Zitter *Mh* Zittere *Mh*^{1} | 308$_{12}$ Louis] Goldgulden *Mh*; in *Mh* stand ursprünglich mit Goldgulden, die Ziffer 100 ist mit Rotstift eingefügt | $_{25}$ dann] denn *Mh* | $_{33}$—309$_{10}$ (pfeift . . . raffinieren! fehlt *Mh* | 309$_{10}$ Doch] Nein *Mh*^{1} | ihm *Mh* | $_{11}$ Ausgelernet *Mh* | $_{15}$ ist] heißt *Mh* | Verrätherei; Entschlossenheit! *Mh* | $_{17}$ Mühe *Mh* | $_{18}$ den] einem *Mh* | $_{19}$ reinen *Mh* | $_{24}$ Szene 7. *Mh* | $_{31}$ Degen] Dolch *Mh* | $_{34}$–310$_1$ Wer . . . Mut] Was seh ich? Was schleicht dort? — Gesichter, wie ich

noch keine sah – Wie graß sie die Augen rollen! wie sie die Zähne gegen mich blecken! (Er schüttelt sich schaudernd) – Muth *Mh* | 310$_3$ mördrischen *Mh* | $_7$ ist es] ists *Mh* | $_8$ bewundere *Mh* | must *Mh* | $_9$ meinem *Mh* | Das dritte nein! fehlt *Mh* | $_{13}$ (Ein Garten) *Mh* | $_{14}$ Szene 8. *Mh* | $_{16}$ (allein) fehlt *Mh* | $_{20-21}$ die Blumen ... damals fehlt *Mh* | $_{23}$ wandlen *Mh* | $_{23-30}$ Siehst ... Einzigen? fehlt *Mh* | 311$_2$ das Kanapee] den Sofa *Mh* | $_4$ Szene 9. *Mh* | $_5$ Herman. Amalia. *Mh* | $_6$ vor sich] Kömt durch einen Bogengang *Mh* | $_{10}$ Bringe Zeitungen] Bring Botschaften *Mh* | $_{15}$ Beweinet *Mh* | $_{17}$ berechtigt dich zu dieser *Mh* | $_{24}$ Szene 10. *Mh* | $_{25}$ R. Moor. Amalia. *Mh* | $_{27}$ Räuber] Räuber Moor, der durch den Bogengang kömt *Mh* | $_{30}$ komm *Mh* | $_{31}$ Ihnen] euch *Mh* | $_{32}$ Geht *Mh* | bleibt *Mh* | 312$_1$ wäret ihr ... wäret ihr *Mh* | $_3$ wäret ihr *Mh* | lebt *Mh* | $_5$ bleibt *Mh* | $_7$ Ihnen] euch *Mh* | $_8$ ihr .... macht *Mh* | Ihnen] euch *Mh* | $_9$ ihr zerstöret *Mh* | $_{10}$ Ihr ermordet *Mh* | $_{11}$ war vor so *Mh* | $_{11}$ Sie] euch *Mh* | $_{12}$ verblendeten *Mh* | $_{14}$ Ihre] Eure *Mh* | $_{15}$ Ihr] euer *Mh* | $_{16}$ bitt euch *Mh* | $_{16-17}$ kehret *Mh* | $_{18}$ heuchlet *Mh* | $_{19}$ Geht, kommt *Mh* | $_{21}$ dem vollen] vollem *Mh* | $_{29}$ Ihnen *MhM* | $_{31}$ Muth *Mh* | $_{33}$ den] die *Mh* | $_{36}$ Lippen] Blicken *Mh* | 313$_5$ Hals *A*^{1} | gefesselt fehlt *Mh* | $_8$ mit] in *Mh* | und fehlt *Mh* | itzo *Mh* | $_{11-18}$ sie .... Kanapee) fehlt *Mh* | $_{11}$ sie *M* Er *AA*^{1} | $_{20}$ Die Parenthese fehlt *Mh* | $_{21}$ lauren *Mh* | Die Parenthese fehlt *Mh* | $_{22}$ vom Kanapee fehlt *Mh* | $_{25}$ dem] den *Mh* | $_{26}$ geliebter Verführer fehlt *Mh* | $_{29-30}$ Zeichen des Bundes] Pfand meiner Liebe *Mh* | $_{30}$ habe *Mh* | $_{32}$ wehe *Mh* | $_{36}$–314$_1$ süße Furie meines Herzens fehlt *Mh* | $_5$ Demantring *Mh* | $_6$ Brillantenring *Mh* | $_{11}$ gab] geb *Mh* | $_{19}$ umarmt *Mh* | $_{24}$ heißt] ist *Mh* | $_{29}$ Totschläger] Teufel *Mh* Todschläger *Mh*^{1} | $_{32}$ den] ihren *Mh* | $_{35}$ Ihm nach, fällt ohnmächtig hin. *Mh* | Dahinter Ende der vierten Handlung. *Mh* | 315$_{1-5}$ Fünfte Handlung. | (Wald Mondnacht) | (Ein altes verfallenes Schloß | auf der Bühne) | Szene 1. | Grimm. Schweizer. Kosinski. Die übrigen Räuber gelagert auf dem Boden. Spiegelberg und Razmann kommen im Gespräch hervor. (In der Folge schießt R. Moor inwendig) *Mh* | $_{11}$ unser Leben darum *Mh* | $_{12}$ Für Milzsuchten in *Mh* ursprünglich der Schreibfehler Milch-Suppen | $_{13}$ Leibeigenen *A*^{1} | $_{14}$ Leibeigen *Mh* | $_{19}$ hielt *Mh* | $_{24}$ worein *Mh*^{1}*M* | $_{25-26}$ habs mir *Mh* | $_{30}$ anhub *Mh* | schnattern *Mh*^{1}*M* | $_{31}$ hab *Mh* | $_{34}$ Räuber (in Bewegung)] Grimm. (Zu den übrigen Räubern) *Mh* | $_{35}$ Dahinter (die Räuber kommen in Bewegung) *Mh* | 316$_1$ ihn] Spiegelberg unterdessen *Mh* | $_{1-2}$ Da ... Friede, fehlt *Mh* | $_2$ aufwecken] aufschrecken *Mh* | $_6$ Backen] Stirne *Mh* | $_9$ verrecken] sollen zernichtet werden *Mh* | $_{14}$ Man hört schießen] Räuber Moor schießt drinnen *Mh* | $_{15}$ (aufspringend) fehlt *Mh* | $_{21}$ Szene 2. *Mh* | $_{22}$ Die Vorigen. R. Moor. *Mh* | $_{24}$ bißchen] Bissel *Mh* | $_{29}$ dies Schwert] diesen Dolch *Mh*^{1} | 317$_3$ weggetragen *Mh* | $_4$ Geb *Mh* | $_{13}$ Schelme *Mh* | wie] nie *MhM* | $_{15-16}$ aufwache *M* | $_{21-22}$ fehlt *Mh* | $_{24}$ R. Moor. vor Eine *Mh* | $_{29}$ hangen *Mh* hängen *Mh*^{1} | $_{29-30}$ an ... Hofmeister fehlt *Mh* | $_{30-31}$ am ... Mutter fehlt *Mh*, ergänzt in *Mh*^{1} | $_{31-33}$ Warum ... bratet? fehlt *Mh* | $_{33}$ brate *M* | $_{34}$ diesen *Mh* | 318$_1$ vor fehlt *Mh*, wiederhergestellt *Mh*^{1} | $_4$ umgesegeltes *Mh* umsegeltes *Mh*^{1} | erschlafft *M* | $_{5-7}$ die Spannkraft ... vor fehlt *Mh* | $_{8-17}$ Sei ... zergliedern fehlt *Mh*, wiederhergestellt

Mh^1 bis auf die Worte $_{8-9}$ bleibt . . . willst | $_{23}$ Pistole Mh^1M | Und] Aber — Wie? Mh^1 | $_{27}$ es schlägt zwölf Uhr fehlt *Mh* | $_{28}$ Szene 3. *Mh* | $_{29}$ Hermann . . . Wald.] Die Vorigen. Herman. *Mh* | $_{31}$ Dorfe *Mh* | 319$_2$ Eine Stimme.] D. a. Moor *Mh;* ebenso bei den folgenden Reden | $_8$ Kinde *Mh* | $_{10}$ stille! — vor Horch *Mh* | Schnarchenden *M* | $_{13}$ Thurms *Mh* | $_{16}$ ein Schnarchen] schnarchen *Mh* | $_{17}$ hu! he! AA^1M | $_{26}$ Gewiß seiner *Mh* | $_{33}$ Die Parenthese fehlt *Mh* | $_{34}$ (indem er erschrocken zurückbebt) vor Sein *Mh* | 320$_3$ Degen] Schwerd *Mh* | $_6$ dunklen *MhM* | $_{16}$ Sennen *Mh* | $_{16-17}$ Die Parenthese fehlt *Mh* | $_{22}$ Alter . . . springt] alter ausgemergelter Mann herfür) | Szene 4. | Vorige. D. a. Moor. | R. Moor (springt *Mh* | $_{24-25}$ fehlt *Mh* | $_{28}$ beunruhiget *Mh* | $_{31}$, ich will Messen lesen fehlt *Mh* | 321$_4$ speit] sprüht *Mh* | $_{11}$ Der . . . bin] Herman. Er ist *Mh* | $_{12}$ meiner | seiner *Mh* | ich] er *Mh* | $_{13}$ schmacht' ich] liegt er *Mh* | $_{21}$ zehn *MhM* | $_{29}$ ich's] ich *Mh* | $_{33}$ auffordern] hohlen *Mh* fodern Mh^1 | 322$_1$, Dreimal fürchterlich! *Mh* | $_{11}$ breit] todt *Mh* | $_{13}$ und fehlt *Mh* | andre *Mh* | $_{28-29}$ eingewickelt *Mh* | $_{36}$ ich] Herman. Er *Mh* | mein . . . mir] sein . . . ihm *Mh* | 323$_{1-2}$ der Mann . . . hatte] ich — der mit einer Geldbörse zu dem Schelmenstück gedungen war. *Mh* | $_2$ ich seine Knie'] er die Knie des Ungeheürs *Mh* | $_5$ ward ich] wurd er *Mh* | $_6$ mein . . . mir] sein . . . ihm *Mh* | $_8$ geirret *Mh;* ebenso in der folgenden Zeile | $_{14}$ mitternächtlicher Stunde *Mh* | $_{14-18}$ Endlich . . . mich] Herman. Aber izt erwachte mein Gewissen, Reüe [Reue Mh^1], Wuth und Verzweiflung jagten mich in diese Wildniß zurück. Ich brachte ihm Brod und Wasser, gestand alles, entdeckte ihm, daß er zum Tode des Hungers verurtheilt gewesen, und wie ich meinen Hals dabei wage, wenn es verrathen würde, daß ich ihn *Mh* | $_{18}$ ich] er *Mh* | $_{20}$ meines Unrats fehlt *Mh* | meine] D. a. Moor. Meine *Mh* | $_{23}$ gefüllt *Mh* | es vor muß Mh^1 | $_{24}$ Aber] Doch ich will nicht murren, *Mh* | $_{25}$ grauen *MhM* | Dahinter (sinkt hin) *Mh* | $_{26}$ (Unterbricht ihn heftig) vor Es *Mh* | $_{27-28}$ Statt der Klammer in *Mh* (schießt eine Pistole los) auf! auf! | $_{29-30}$ fehlt *Mh* | $_{33}$ geworden *Mh* | $_{34}$ schaut her! fehlt *Mh* | 324$_3$ Die Räuber] Kosinski *Mh* | $_8$ eignen *Mh* | $_9$ erschlagen hinter Vater *Mh*, später wieder getilgt | $_{10}$ dieses *Mh* diesem Mh^1A^1M | Turm] Gewölbe *Mh* Thurm Mh^1 | $_{12}$ gestehen *MhM* | $_{15}$ fällt . . . nieder fehlt *Mh* | $_{16}$ Ich . . . Füße! fehlt *Mh* | $_{20}$ Die Parenthese fehlt *Mh* | $_{21}$ Blutes *Mh* | offnen *Mh* | $_{25}$ Feüer flammt *Mh* | $_{32}$ Die Räuber] Schweizer. *Mh* | $_{32-33}$ Es . . . Drachen! fehlt *Mh* | $_{33}$ wir es *Mh* | $_{36}$ sturben *Mh* | 325$_2$ euer aller] euch alle *Mh* | $_{4-9}$ Das . . . sein! fehlt *Mh* | $_{10-11}$ Kniet . . . knien) fehlt *Mh* | $_{13}$ Steh auf] Knie her *Mh* | $_{15}$ weiß *Mh* | $_{24}$ fehlt *Mh* | $_{25}$ Schweizer. (Steht auf) *Mh* | $_{28}$ gezählt] geweiht *Mh* gezählt Mh^1 | gehen *Mh* | $_{32}$ Kruzifix] Bethschemel *Mh* Kruzifix Mh^1 | $_{33}$ davor fehlt *Mh* | $_{34}$ liefr' *Mh* | 326$_3$ ausgehen *Mh* | $_6$ Dahinter (zu einigen von den Banden) *Mh* | $_7$ einem . . . Hermann] Grimm und einigen Räubern Kosinski, Ratzman *Mh* | $_8$ Dahinter Ende der 5ten Handlung. *Mh*.

Fünfter Aufzug. 327$_1$ Sechste Handlung. Mh_2 Aussicht von vielen Zimmern, in Moors Hause. *Mh* | $_3$ Szene 1. *Mh* | $_4$ Franz v. Moor *Mh* | Sogleich] Hernach *Mh* | $_7$ Das zweite Mörder! fehlt *Mh* | $_8$ Kömmt vor ängstlich *Mh* | Hilf Himmel! fehlt *Mh* | $_{16}$ Dumm-

kopf! fehlt *Mh* | $_{18}$ Eselskopf! Wen? fehlt *Mh* | $_{20}$ Nachtwächter] Wächter *Mh* | $_{22}$ Siegesgeschrey *Mh* | $_{23}$ Karl *Mh* | 328$_{6}$ zittre *Mh* | lediglich *Mh*^{1} | $_{10}$ habe ... lassen] bin krank *Mh* | $_{14-15}$ Träume ... und fehlt *Mh* | $_{17-20}$ Georg ... meiner! fehlt *Mh* | $_{22}$ Todengeripp *Mh* | $_{23}$ du ... verloren] Gott! *Mh* | $_{24}$ Daniel fehlt *Mh* | $_{25}$ darauf *Mh* | $_{29}$ Hilfe *MhM* | nach Ärzten] Ärzte *Mh* | $_{30}$ Setz' ... So fehlt *Mh* | $_{31}$ gescheuter, ein fehlt *Mh* | dir *Mh* | $_{32}$ anderesmal *Mh* | $_{35}$ derb fehlt *Mh* | $_{36}$ wär *Mh* | 329$_{2}$ derb fehlt *Mh* | $_{5}$ bebend] behend *Mh*, später korrigiert | wars mir *Mh* | $_{6}$ Lohe] Lohn *Mh*; später korrigiert | $_{7-8}$ zerschmolzen *Mh* | $_{8}$ Windsbraut *Mh* Windsbraus *A A*^{1} | $_{9}$ Erde — da erscholls wie aus ehernen Posaunen. *Mh* | $_{10-11}$ Das ... Tag] Ach Gott! *Mh* | $_{12}$ Zeug] Gezeuge *Mh* | $_{12-15}$ Da ... Gedanken" fehlt *Mh* | $_{17}$ Kinder der Erde hinter alle *Mh* | $_{18}$ hörte *Mh* | $_{22}$ nicht!... erschien] nicht; zulezt kam *Mh* | $_{26}$ hin ... hört'] hinein, in die Schaale der Sünden. Da hörte *Mh* | $_{28}$ Abgrundes *Mh* | $_{34}$ Daniel] alter *Mh* Alter *Mh*^{1} | tüchtig fehlt *Mh* | 330$_{3}$ hm! hm! *Mh* | $_{4}$ einer über den Sternen *Mh* | $_{5-11}$ Fürchterlich ... nicht! fehlt *Mh* | $_{11}$ Nein! — vor Wenn's *Mh*, später gestrichen | Wehe *Mh* | $_{13}$ schaudert mir *Mh* schauderts mir *Mh*^{1} | $_{15}$ Sternen ... ist?] Sternen — — *Mh* Sternen — — wenn er gerecht ist. *Mh*^{1} | $_{16}$ Szene 2. *Mh* | $_{17}$ Franz v. Moor. Bedienter und Daniel. *Mh* | $_{19}$ Dahinter (ab) *Mh* | $_{20-21}$ fehlt *Mh* | $_{22-24}$ Gnädiger ... Alarm] Das ganze Schloß steht in Flammen! *Mh* | $_{25}$ Gehe *Mh* | $_{27}$ Gefangenen *Mh* | seyn loß *Mh* | $_{29}$ den Beichtvater] einen Geistlichen *Mh* — $_{30}$ hörbar *Mh* | $_{31}$ Gott ... Sünde! fehlt *Mh* | 331$_{1-2}$ Ihr ... manche fehlt *Mh* | $_{4}$ Es wird zu spät fehlt *Mh* | draußen vor toben *Mh* | Franz. vor Bete doch *Mh* | $_{6-7}$ aber ... geht —] Seht ihrs? was Religion ist — Franz. (Umarmt ihn ungestümm) Verzeih, lieber alter, verzeih — ich will dich kleiden, von Fuß auf — so beth doch — ich will dich zum Hochzeiter machen — ich will — so beth doch — ich beschwöre dich — auf den Knien beschwör ich dich — Ins T — ls Namen! so beth doch! (Tumult auf den Straßen. Geschrei. Gepolter.) *Mh*; nach Religion ist von späterer Hand beigeschrieben Schweizer. Schlagt todt, brecht ein ꝛc. —; ich will dich zum Hochzeiter machen in *Mh*^{1} getilgt | $_{11}$ soll auch gewis nimmer geschehen — hinter Mal *Mh*, später wieder getilgt | $_{12-17}$ Daniel. Das ist ja gottlos gebethet! *Mh* | $_{21}$ Gott sei uns gnädig! fehlt *Mh* | $_{23}$ (ab) *Mh* | $_{24}$ Wehe — weh — das ganze Schloß im Brand. vor Ich *Mh* | $_{25}$ verdörrt *Mh* | $_{25}$-332$_{5}$ Nein... Abgrunds? fehlt *Mh* | 332$_{6}$ bohrender *Mh* | $_{7}$ Thür *Mh* | springt] stürzt *Mh* | Flammen *Mh* | $_{8}$ Dahinter Brandpause — zurück mit Franz *Mh*^{1} | Zwischen $_{8}$ und $_{9}$ Ende der 6ten Handlung. *Mh* | $_{9}$ Siebende Handlung. *Mh* | $_{10}$ dem ... Aufzugs] der 5ten Handlung *Mh* | Dahinter Szene 1. *Mh* | $_{15-18}$ Ein ... Stunde! fehlt *Mh* | $_{19}$ Zweiten] Franzen *Mh* | $_{20}$ In *Mh* sagt Karl auf das Verloren meine Kinder beide! des alten Moor Ewig verloren!; später sind diese Worte wieder getilgt worden, und statt geht weit von ihm weg heißt es nun bedeckt sich das Gesicht | $_{21}$ fühle *Mh* | $_{21-22}$ der Geist ... Munde fehlt *Mh* | $_{23}$ Sohne *Mh* | $_{24}$ warmen Hände *Mh* | $_{26}$ engen Hause] Grabe *Mh* | $_{27-29}$ schläft ... Fremdlings! fehlt *Mh* | $_{30}$ zudrucken *Mh* | $_{31}$ der heftigsten] heftiger *Mh* | $_{32}$ Verlaßt ... Räubern) fehlt *Mh* | 333$_{13}$ dem *A*^{1}*Mh*

den *A* | Thurme *Mh* | $_{15}$ davon schlich *Mh* | $_{16}$ Beute? (Stürzt | Beute — Vater-Segen sagt man, geht niemals verloren. D. a. Moor. Auch mein Franz verloren? — R. Moor (Stürzt *Mh;* hierzu bemerkt Goedeke: „diese Erweiterung in *Mh* später wieder gestrichen; wir werden indeß von jetzt an, wo *Mh* vom vulgären Text des Trauerspiels immer mehr abweicht, diese Striche und die in Folge derselben vorgenommenen Textänderungen, die nur die Wiederherstellung des vulgären Textes bezweckten, in der Regel nicht weiter berücksichtigen“ | $_{17}$ Thurms — Gib mir deinen Seegen. D. a. Moor. (Mit Schmerz.) Daß du den Sohn vertilgen willst, Retter des Vaters! — Siehe, die Gottheit ermüdet nicht im Erbarmen, und wir armseeligen Würmer gehen schlaffen mit unserm Groll (Er legt seine Hand auf des Räubers Haupt) Sei so glücklich, als du dich erbarmest! R. Moor. (Weichmütig aufstehend) O! wo ist meine Mannheit! Meine Sennen werden schlaff, das Schwerdt sinkt aus meinen Händen — — — Küsse mich göttlicher Greiß! *Mh* | $_{18}$ wieder an sein *Mh* | $_{22}$ Halse *Mh* | $_{24}$ grimmig *Mh* | $_{34}$ Streiche *Mh* | $_{36}$ Erquicktrank *Mh* | 334_3 kommenden Räuber | Kommenden *Mh* | $_6$ verbissenem *MhM* | $_9$ Szene 2. *Mh* | $_{10}$ der vor Räuber *Mh* | $_{10-11}$ in der Mitten Kettenschleifend. *Mh* Dahinter Grimm, Kosinsky. Räuber. Herman. | $_{29}$ Flug] Fluch *Mh* | $_{30}$ auch fehlt *Mh* | 335_3 alten Grafen] Alten *Mh* | betaubt *Mh* | $_5$ Nun keinen'*Mh* | $_9$ Schaume *Mh* | $_{16}$ diesen *Mh* | $_{18}$ R. Moor zu Franz fehlt *Mh* | $_{19}$ Englen *Mh* | $_{20}$ Große fehlt *Mh* | $_{22}$ und . . . Seite fehlt *Mh* | $_{23}$-336_{10} Franz. (Springt Karln in die Arme) Rette mich von den Klauen der Mordbrenner! Rette mich, Bruder! R. Moor. (Sehrernst) Du hast mich zu ihrem Fürsten gemacht! — Franz. (Fährt erschrocken zurück) R. Moor. Wirst du mich noch bitten? (trit edel zu Ihm und mit Schmerz) Sohn meines Vaters, du hast mir meinen Himmel gestohlen, diese Sünde sey dir genommen. Ich vergebe dir Bruder — [Fahr in die Hölle Rabensohn *Mh*[1]] (Er umarmt ihn) Richtet ihr! (Eilt ab) Schweizer. Bin ich doch grau worden in Auftritten des Jammers, und soll nun zum Bettler verarmen an diesem? — frevelte er nicht an diesem Thurme? Dort verfaul er lebendig. — Hinunter mit Ihm! Alle Räuber. (beistimmend mit Getöse, auf Franz zustürmend) Hinunter! hinunter! (Franz wird zum Thurm geschleppt und hinabgestossen. Die Räuber gehen zurück.) *Mh* | 336_{11} vollendet] vollbracht *Mh* | $_{20}$ gehen und fehlt *Mh* | Grafen] Moor *Mh* | $_{23}$ ihm fehlt *M* | $_{26-28}$ fehlt *Mh* | $_{29}$ Barbarn *Mh* | Thurme *Mh* | 337_2 (böse) fehlt *Mh* | $_8$ stutzend] singend *AA*[1] | denn] dann *Mh* | $_{11}$ sind vor seltsam *Mh*[1]*M* | $_{15}$ Dahinter (Große Pause) *Mh* | $_{16}$ Vor der Parenthese in *Mh* (Aufstehend über Ihn) Nimm mein Leben zum Dankopfer, O Himmel! — Auch ich kan noch glücklich seyn — Ich verzweifelte an deinem Strale, und bin nun ein Greiß worden in Wollust. — | $_{18-20}$ Die erste Parenthese in *Mh* vor So lohnte, die zweite vor So rächet | $_{19}$ (Etliche Räuber kommen zurück) hinter Sohn *Mh* | $_{20}$ wärmer] mit Wärme *Mh* | $_{21}$ Räuber] Grimm *Mh* | $_{24}$ Munde, ehe *Mh* | $_{28}$ Szene 3. *Mh* | $_{29-30}$ Amalia mit fliegenden Haaren. Grimm, Schweizer, Kosinsky, Razman. Räuber. Vorige. (Die ganze Bande folgt Amalien und sammelt sich im Hintergrunde) *Mh* | $_{31}$ auffer standen *Mh* | 338_{11} Das erste und fehlt *M* | $_{21}$ Das zweite

Ewig! fehlt *Mh* | $_{24}$ Amalia *MhM* | $_{26}$ immer fehlt *M* | $_{32}$ denn *MhM* | $_{33}$ zweitenmale *Mh* | 339$_{1-2}$ fehlt *Mh* | $_{5}$ Schlaf *Mh* | hahahaha *Mh* | $_{15}$ dann *Mh* | $_{17}$ einem Weib *Mh* | $_{32}$ Eine … Pause fehlt *Mh* | $_{33}$ Grimm] Razman *Mh* | $_{35}$ Dahinter (Er streckt das Gewehr zwischen Beide) *Mh* | $_{36}$ Schweizer] Grimm *Mh* | Die Parenthese fehlt *Mh* | 340$_{1-9}$ Hörst … auf) fehlt *Mh* | $_{11}$ alle vor dich *Mh* | $_{14}$ um Treue] und Treue *Mh* | $_{15}$ Amalia *Mh* | $_{17}$ (kalt) blöder Thor! hinter Nein *Mh* | doch fehlt *Mh* | $_{19}$ nun fehlt *Mh* | $_{22}$ den Degen] das Schwerd *Mh* | $_{28}$ unsre *Mh* | $_{32}$ den Degen] das Schwerd *Mh* | $_{36}$ erbarmt *Mh* | 341$_{3-4}$ Einige Räuber] Grimm und Razmann *Mh* | $_{12}$ Grimm. Razman. Wir! (schlagen an) *Mh* | $_{13}$ Amalia *Mh* | $_{15}$ besseres *Mh* | $_{15-17}$ Die Parenthese fehlt *Mh*; ebenso Zeile 18 | $_{21-22}$ zurückschleidern *Mh* | $_{23}$ Die vor Räuber *Mh* | $_{26}$ mit unbeschreiblicher Hoheit entgegen *Mh* | $_{29}$ Die vor Räuber *Mh* | $_{32}$–342$_{13}$ (Er … Moor] Um ein Weib brech ich den Schwur nicht, den ich euch so feyerlich that — hier bringt sie fort! (die Bande will Amalien fortschleppen) Schweizer. (Mitten unter Sie) Wag es keiner, unsers Hauptmanns Geliebte zu berühren, wir wollen sie alle zurückgeleiten, da, wo sie hingebracht seyn will (zu Amalia) Weib! wo sollen wir dich hingeleiten? Amalia. Zur Ewigkeit! — (Sie entreißt einem Räuber den Dolch, und ermordet sich) Schweizer und Grimm. Sie hat sich ermordet! R. Moor. (Geht starr auf sie zu, bleibt eine Weile stehen, dann ergreift er ihre Hand) — Amalia! Amalia (Streckt ihre Hand nach Ihm aus) Folge mir bald nach! (Sie stirbt) R. Moor. Fahre hin Engels Seele? — fahre hin zum Himmel, wohin dir Moor nicht folgen darf. — *Mh* | 342$_{14}$ Seht her, — seht! vor Nicht *Mh* | $_{15}$ aufgeopfert *Mh* | $_{17}$ ich hab' euch einen] hier liegt ein *Mh* | $_{21}$ Leibeignen *Mh* | $_{26}$ zurücke *Mh* | blutigen fehlt *Mh* | seinen Federbusch *Mh* | $_{28}$ Dahinter (Lautes Murren) *Mh*^{1} | $_{29}$ Räuber] Grimm *Mh* | $_{34}$ vernehmet *Mh* | $_{35}$ Die Parenthese fehlt *Mh* | 343$_{3-4}$ Wonne … Staate] Wonne. (Er heftet einen verweilenden Blick auf die Bande) Große Kräfte! Herrliche Keime! Und die guten Geister weinen über ihren Trümmern! Geht hin! opfert ihre Reste dem Staat. *Mh* | $_{7}$ übrigen fehlt *Mh* | $_{8-9}$ fehlt *Mh* | $_{13}$ in] ins *Mh*, das s später getilgt | $_{14}$ der es *Mh* | $_{15}$ hält] hebt *Mh* | $_{16}$ gen] gegen *Mh* | $_{18}$ Niemalsgefallenen *MhM* | das weiß ich gewiß fehlt *Mh* | $_{21}$ Muthes *Mh* | $_{21-23}$ Eine … sie] Theilt mein Vermögen *Mh* | $_{24}$ Grunde *Mh* | $_{25}$ wird … gerettet] will ich sagen: Moors Bande war eine Pflantzschule des Himmels. *Mh* | $_{28}$ Schweizer und Kosinsky (gehen Beide mit verhüllten Gesichtern ab.) *Mh* | 344$_{1}$ fehlt *Mh* | $_{2}$ allein, sehr heiter fehlt *Mh* | $_{3}$ Und auch] Auch *Mh* | $_{4}$ entsezliche *Mh* | Es ist beschlossen! — vor Ich *Mh* | $_{5}$ Offizier] Schelm *Mh* Offizier *Mh*^{1} | $_{7}$ hundert Dukaten] 1000 Goldgulden [Dukaten *Mh*^{1}] *Mh* | $_{8}$ Dem] den *Mh* | $_{8-9}$ werden … ab)] werden — Er führe mich vor die Richter — ein Glücklicher mehr — Sonne-Untergang. Ich sterbe groß durch eine solche That! und vielleicht Verzeihung vom Himmel durch diese That [und … diese That später getilgt]. | Ende *Mh*.

Die Verschwörung des Fiesko zu Genua.

Zu Grunde gelegt wurde:

A = das Mannheimer Bühnenmanuskript, nach Goedeke. *A*[1] sind die in *A* vorgenommenen Änderungen, Abstriche, Zusätze.

Verglichen wurden:

S = Deutsche Schaubühne. Zweyter Band. Augsburg 1789, S. 311—468: Die Verschwörung des Fiesko zu Genua. Ein Republikanisches Trauerspiel in fünf Aufzügen. Von Friedrich Schiller Neu bearbeitet. Nam id facimus imprimis ego memorabile existimo sceleris atque periculi novitate. Salust. vom Katilina. — Nach der Inhaltsangabe am Anfang des Bandes ist diese Fassung „für die Nationalbühne in München bearbeitet" worden.

L = Abschrift des Leipziger Bühnenmanuskriptes, im Besitz der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, nach Goedeke. *L*[1] sind die in *L* vorgenommenen Abänderungen.

K = Körners Ausgabe, Bd. II, S. 167—171, wo die drei ersten Szenen des fünften Aufzugs aus dem Leipziger Bühnenmanuskript gegeben sind. Folgt im Ganzen *L*.

Personen. In *A* sind die einzelnen Rollen folgenden Schauspielern und Schauspielerinnen zugeteilt: Fiesko — Hr. Böck, Andreas — Hr. Kirchhöfer, Gianettino — Hr. Engel, Verrina — Hr. Iffland, Bourgognino — Hr. Beck, Kalkagno — Hr. Rennschüb, Sakko — Hr. Gern, Lomellino — Hr. Toscani, Mulei Hassan — Hr. Beil, Romano — Hr. Frank, drei rebellische Bürger — Herter. Boeth. Epp, ein Deutscher — Brand, mehrere Nobili (diese Zeile ist oben im Texte versehentlich weggeblieben) — Herter. Epp. Frank. Bach[aus], Leonore — Mlle. Ziegler, Julia — Md. Rennsch[üb], Bertha — Mlle. Baumann, Laura — Mlle. Jaquemin, Rosa — Md. Nicola, Arabella — Md. Wallenstein, Bediente — Hr. Richter | In *S* ist, abgesehen von unbedeutenderen Abweichungen, Gianettino als Neffe des Herzogs, und Prätentent bezeichnet, Romano und Rosa fehlen, Arabella ist zu Bella geworden. Hinter Zeile 20 folgt: Ein stummer Offizier, der die Wache am Rathhause hält. Der Ort der Handlung ist Genua im Jahre 1547. | In *L* lautet das Personenverzeichnis: Andreas Doria, Doge in Genua. Gianettino Doria, sein Neffe, Prätendent der Regierung. Fiesko, Graf von Lavagna, Verrina, Bourgognino, Kalkagno, Sacco: Verschworne gegen die Regierung. Graf Lomellino, Gianettinos Vertrauter. Muley Hassan, ein Mohr. Romano, ein Maler. Gräfin Julia Imperiali, Gianettinos Schwester. Gräfin Leonore, Fieskos Gemalin. Bertha, Verrinas Tochter, Arabella, Rosa, Leonorens Kammerfrauen. Laura, Kammerjungfer der Bertha. ein Deutscher von der Leibwache. Masken. Bürger. Edelleute. Soldaten. Die deutsche Leibwache des Herzogs. einige Bediente. (Die Handlung geht vor in Genua; die Zeit der Geschichte ist um die Mitte des 16ten Jahrhunderts.) Sobald die Ouverture beschlossen ist, fängt hinter der Gardine eine Tanzmusik an, welche einige Minuten lang fortdauert, ehe der Vor-

hang gezogen wird. Die drei ersten Szenen des ersten Akts werden öfters von dieser Tanzmusik unterbrochen, müssen aber rasch aufeinander folgen, daß die Schaubühne keinen Augenblick leer bleibt.

Erster Aufzug. 351$_1$ Actus I. *L;* und so immer | $_{2-4}$ fehlt *S*, Saal bei Fiesko. Man hört in der Ferne Tanzmusik, und den Tumult eines Balls. *L* | $_5$ Erster Auftritt. *S;* solche Abweichungen bleiben in der Folge unberücksichtigt | $_{6-7}$ Leonore und Bella. (tretten zerstört masquirt auf den Saal, reißen die Masquen ab.) *S* | $_7$ Alle drei fehlt *L* | $_8$ (reißt die Maske ab) fehlt *S* | $_{8-9}$ Nichts . . . mich] Kein Wort mehr. Es ist am Tag (wirft sich in einen Sessel) Das wirft mich nieder. *L* | $_{10}$ Rosa] Bella *S* Arabella *L* | (ängstlich) fehlt *L* | $_{11}$ Stadtkundige *L* solche L^1 | $_{12}$ In Gegenwart] im Angesicht *L* | Rosa!] O *S* | (wehmüthig) vor Rosa *L* | $_{13}$ weinenden fehlt *S* | $_{14}$ Arabella] Bella *S* Rosa *L;* in *S* für Arabella und Rosa stets Bella | würklich vor war *L* | $_{14-15}$ eine Maskenfreiheit fehlt *L* | $_{16-19}$ und . . . zurückblieb? fehlt *L* | $_{17}$ Winke? Der] Blicke — Wie? der *S* | $_{19}$ flammenrothen *S* | zurücke blieb *S* | $_{20}$ so vor geliebt *S* | $_{21}$ Liebe . . . sich] Liebe (Musik, und einige Stimmen lassen sich *S* Liebe. Rosa. Und wenn es auch wäre, gnädige Frau. Das ist ein Verlust, den Ihnen tausend neue Bewundrer ersezzen. Leonore. Verlust? — ein kleiner aussezender Puls der Empfindung und Fiesko verloren? Geh giftige Schwäzerin — komm mir nie wieder vor die Augen! — eine unschuldige Nekkerei — vielleicht eine Galanterie? Ist es nicht so, meine empfindende Bella? Arabella. O Ja! ganz zuverlässig so! Leonore (in Tiefsinn versunken). Daß sie nur darum in seinem Herzen sich wüßte? — daß hinter jedem seiner Gedanken ihr Name im Hinterhalt läge? — ihn anspräche in jeder Fußtapfe der Natur? — Was ist das? Wo gerath ich'hin? Daß ihm die schöne majestätische Welt nichts wäre, als der prächtige Demant, worauf nur ihr Bild — nur ihr Bild gestochen ist — daß er sie liebte? — Julien! O deinen Arm her — halte mich Bella! (Pause, die Musik läßt sich *L* | $_{22}$ (aufgefahren) vor Horch *L* | $_{23}$ jauchzen] lachen *L* | $_{24}$ stillen] einsamen *L* | Gianettino Dorias *L* | 352$_1$ doch fehlt *L* | $_2$ anders *SL* | Verlegen] entfärbt sich *S* fehlt *L* | $_4$ Euren *L* deinen *S* | $_5$ ein Etwas fehlt *S* | verhüllt sich *S* | Das eine gewiß fehlt *L* | $_7$ O der alles vergrößernden Eifersucht! *L* | $_8$ schwermüthig schwärmend *L* | war fehlt *S* | $_9$ Pomeranzenwalde *S* Pomeranzenhayn *L* | $_{10}$ gingen, ein blühender Apoll, verschmolzen in den männlich schönen Antinous. Stolz *L* | $_{11}$ durchleuchtigste *S* | $_{12}$ Unsere *S* | diebisch ihm *L* | zückten *S* | $_{12-13}$ zurück *L* | $_{14}$ haschten] verschlangen *L* | $_{15}$ zälte sie der ängstliche Neid der *L* | $_{16}$ goldene Apfel *S* Goldapfel *L* | $_{17}$ Herzen] Busen *L* | unsere *S* | $_{19}$ O, ich] Ich *L* | ganz *S; S* hat einen von zahlreichen Druckfehlern entstellten Text; es wäre wertlos, dieselben im Folgenden alle aufzuführen | $_{21}$ ich vor ihn *S* | $_{21-22}$ Nein! . . . Glück!] Verwegnes, entsezliches Glück! *L* | $_{22}$ größter *S* | $_{23}$ Höret *L* Höre *S* | doch nun *S* | $_{24}$ Mädchen, hört] Höret Mädchen *L* Höre *S* | euch] dir *S* | $_{24-25}$ etwas (geheimnisvoll), einen Gedanken — als *L* | $_{26}$ Das zweite Hand fehlt *S* | $_{27}$ Verbrechen] verboten *L* | $_{28}$ izt] jezt *L* | doch] aber *L* | $_{29}$ behorche] belausche *L* | Abfall] Abglanz L^1 | $_{30}$ Fürtreflichkeit *L* | $_{30-31}$ (Zurücktretend . . . reißt! fehlt *L* | (tritt feyerlich

zurück) *S* | $_{31}$ O vor Mädchen *S* | euch das] dich dieses *S* | $_{32}$ wird — muß] wird uns *S* | $_{33}$ Mädchen] Frauenzimmer *L* | $_{34}$ Brauttage *S*; solche kleine Abweichungen werden in der Folge ebenfalls nur hier und da berücksichtigt | $_{35}$ Staune *S* | Bella] Rosa *L* Bella *L*¹ | in den Freuden] in der Wonne *L* | $_{36}$ (lebhafter) vor Ich *L* | nur fehlt *L* | Liebe! *S* | 353$_{1}$ dieses] das *S* | $_{2}$ des vor Doria *L* | das Haus der Fiesker] das Haus Fiesko *S* unsre Ahnen *L* | hinaufstrebt] hinauswachsen will *L* | $_{4}$ immerhin] immer *L* | $_{6}$ Die Republik] Genua *L* | $_{6-7}$ In Thränen ausbrechend] mit Thränen *S* in Wehmut hinabgefallen *L* | $_{7}$ weinet] weine *S* Fiesko — weinet *L* | Fiesko fehlt *L* | $_{9}$ Gehet jetzt] Geh hin *S* | sehet *L* sieh *S* | Abgott] Halbgott *L* | $_{10}$ im *L* in *AS* | Kreise *S* | der Schwelger *L* | $_{11}$ Witze *L* | $_{11-12}$ kützeln … Das] kützeln, ihnen Märchen von verwünschten Prinzessinnen erzälen — — das *L* | $_{13}$ allein verlor seinen Helden — auch ich meinen Gemal! *L* | $_{15}$ zusammenfahrend] fährt zusammen *S* zusammenschreckend *L* | $_{15-17}$ Wo … begleiten sie] Fiesko kommt. Flieht! Flieht! Mein Anblick könnte ihm einen trüben Augenblick machen (sie entspringt in ein Seitenzimmer, die Mädchen ihr nach.) *L* | $_{16}$ Rette *S* | verbirg *S* | $_{17}$ Sie … sie] springen beyde ins Seitenzimmer *S* | $_{19}$ in einem grünen Domino] in Domino *S* maskirt im grünen Mantel *L* | Der] und der *S* ein *L* | (Beide im Gespräch) hinter Mohr. *L* | $_{20}$ Kerl fehlt *L* | $_{24}$ Merkst du?] Ich sage — *L* | $_{25}$ Wohl! Wohl! Wohl! *L* | $_{26}$ Verstehst] Hörst *L* | die] seine *L* | $_{30}$ sein. — Um] seyn. Gianettino (hämisch). Daß der arme Graf nicht lange leide. Mohr. Um *L* | $_{31}$ ohngefähr *L* | Gewichte *S* | $_{33}$ Hand] Finger *L* | Puh! vor Federleicht *L* | $_{34}$ da fehlt *S* | 354$_{2}$ Fiesko] Mensch *L* | $_{3}$ unruhigen *SL* | gegen seine] nach seinem *S* | $_{4}$ Er will gehen fehlt *L* will gehen *S* | $_{5}$ So … Börse fehlt *L* | als] wie *S* | Prinz] Herr *L* | $_{6}$ gleich … Grenzen] flugs auf die That nach Venedig. *L* | $_{7}$ Er fehlt *S* | $_{8}$ Beutel] Wechsel *L* | Ich … Gesellschaft] in höchstens 3 Tagen muß er kalt seyn. *L* | $_{9}$ indem er‸den Beutel [Wechsel *L*] vom Boden nimmt] hebt den Beutel auf *S* | $_{10}$ hier fehlt *L* | auf … Jauners] meiner Jaunerparole ohne Handschrift. *L* | Ehrenwort] Wort *S* | Gauners *S* | $_{13}$ Gräfin fehlt *SL* | eilig und fehlt *SL* | eintretend fehlt *L* | $_{13-14}$ im … verfolgend] in einem weißen Mantel eilt ihr nach. *L* | $_{14}$ Hernach Bediente. fehlt *L* | $_{15}$ (ruft laut) fehlt *SL* | $_{17}$ O fehlt *SL* | mindsten *A* muß es oben im Text heißen mindesten *SL* | herein hinter kommen *S* | $_{21-22}$ Sieh … reißen fehlt *L* | $_{22}$ denn fehlt *L* | $_{23}$ mich fehlt *L* | $_{24}$ ein] einem *L* | gesunken fehlt *L* | Signora fehlt *L* | $_{26}$ still fehlt *S* | O schön? schön! *S* | von fehlt *S* | $_{28}$ Auftritt] Schauspiel *L* | $_{29}$ schickte [schickt *S*] sich trefflich] taugte ausnehmend *L* | $_{30}$ mit Ihren] im Kalender Ihrer *L* | Abrechnung hält] blättert *L* | $_{32}$ Graf fehlt *L* Herr Graf! *S* | $_{32-33}$ Gehen … auf! fehlt *L* | $_{34-35}$ Ihren Galanterien abbüßen? *L* | 355$_{1}$ Von meiner Gemahlin [Frau *S*]? fehlt *L* | $_{2}$ Und fehlt *SL* | $_{4}$ zu kehren] zuzukehren *L* | $_{6}$ Wie? fehlt *L* | Fratze] Frage *S* Närrin *L* | $_{7}$ (sich belächelnd) hinter Schuld *L* | $_{8}$ Gestalt] Schönheit *L* | Signora fehlt *S* Madonna *L* | $_{9}$ nicht Augen für alles] sie nicht überall *L* | $_{13}$ die Übereilung] den Mißgriff *L* | $_{15}$ das Närrchen] die Thörinn *L* | $_{16}$ Die Parenthese in *S* vor Was in der voraufgehenden Zeile | $_{17}$

finden kann] zu erwarten hat L | auch fehlt L | $_{20}$ beneidenswürdig SL | $_{22}$ sie SL | $_{24}$ ja fehlt L | $_{25-30}$ Meine . . . anzufliegen fehlt S | $_{25}$ befiehlt mir] heißt mich L | $_{26}$ Dorias Blut zu] dem Blut Doria L | $_{31-36}$ Aber auch [Sind Sie S] . . . trägt)] Eine große, große gräfliche Lüge, die auf Stelzen heranhinkt — Seine Zunge vergöttert mich, sein Herz hüpft unter dem Schattenriß einer andern. L | $_{33}$ Fessel S | $_{35}$ Porträt] Bild S | $_{35-36}$ an dem Hals] an Busen S | 356$_2$ es] ihn L | $_{2-3}$ Indem . . . überliefert] übergiebt Julia das Parträt S indem er die Silhouette Leonorens, die an einem himmelblauen Bande hängt, herabnimmt, und sie der Julia überliefert L | $_3$ diesen S | $_5$ steckt . . . frohlockend] Frohlockend steckt das Bild hastig zu sich S steckt das Bild hastig zu sich, vergnügt L | $_6$ ich belohnen muß] meinen Dank verdient L | $_7$ Sie geht ab] geht schnell ab S | $_8$ fehlt L | $_9$ fehlt SL | $_{10}$ Fiesko (mit Feuer) L | Gott] König L^1 | $_{11}$ (Frohlockend im Saal) vor Diese L | und fehlt L | $_{12-17}$ Holla! holla! . . . Toten! fehlt S | $_{13}$ Bediente . . . herbei] Menge Bediente. L | $_{15}$ Mitternacht] Nacht L | dem ewigen] ihrem bleiernen L | $_{16}$ Lichter] Lampen L | $_{17}$ Fröhlichkeit] Lust L | $_{18}$ Er fehlt S | $_{19}$ Man hört die Musik wieder im Tanzsaale S, Rauschendes Allegro, unter welchem die Mittelgardine aufgezogen wird, und einen großen illuminirten Saal eröfnet, worin viele Masken tanzen. Zur Seite Schenk- und Spieltische von Gästen besetzt. L | $_{20}$ Sc. 4. L | $_{21}$ Bourgognino fehlt L | $_{21-23}$ Kalkagno . . . Hand.] Kalkagno. Sakko. einige Masken) alle maskirt, tretten mit Pokalen in der Hand lärmend ein. S Sacco, Kalkagno (alle maskirt) Damen und Nobili L | $_{24}$ voraustaumelnd] taumelt voraus S lermend L | Brav! brav! S | Wo ist Fiesko? fehlt L | $_{25}$ Seine Weine] Diese Weine L | herrlich] hinunter S | seine Tänzerinnen] unsre Tänzerinnen L | $_{25-26}$ wie behext] zum Entzükken L | $_{26}$ und fehlt L | $_{26-27}$ Wir, Gianettino, seien] ich sey L | $_{28}$ im SL in A | $_{30}$ Masken] Gäste L | Pokale] Gläser L | man hört Trompetenstöße hinter an S | $_{31}$ Trompetenstoß fehlt S | Lomellino . . . Glas fehlt SL | $_{32}$ trinkt und] nimmt von Lomellino das ihm gebrachte Glas, trinkt, und S fehlt L | dann fehlt SL | auf die] zur L | $_{34}$ Drei schwarze Masken fahren auf und versammeln sich um Gianettino. L | und fehlt S | bey diesen Worten vor in S | 357$_1$ Gnädiger L | $_{2-3}$ in der Lorenzkirche] in der Lorenzokirche SL auf der Promenade L^1 | $_{4-5}$ denke . . . lang [lang fehlt S] auf] muß L | $_5$ haben hinter Bekanntschaft L | $_6$ Diese Bekanntschaft] Die L | Ihnen] Euer Gnaden L | $_7$ fehlt L | $_8$ hastig] heftig S rasch L | $_{8-9}$ Lomellin . . . gemeldet:] Die Prokuratorswürde ist zu vergeben, S | $_{11-21}$ in A durchstrichen | $_{11}$ Herr] Prinz L | zweite] zwote S zweite Würde L | $_{12}$ dann S | $_{12-13}$ Alle angesehener und alle reicher als ich L | $_{14}$ schnaubt . . . an] schnaubend und trotzig S fehlt L | $_{15}$ Lauter schreiend [nicht laut erschreiend, wie im Text durch Druckfehler] schreyt laut S die 3 Masken kommen vorwärts L | $_{16}$ Laß sie all L | zumal] zugleich L | $_{18}$ Bart L | ganzen Adel in die Lüfte L | $_{19-20}$ Ich! — und das ist] Das, denk ich, ist L | $_{20}$ Rathes. (Masken murmeln alle). S | $_{21}$ fehlt SL | $_{22}$ (leiser) fehlt S | des] eines gewissen L | $_{23-24}$ der ein . . . Patriot [Patriote S] ist fehlt L | $_{24}$ (ganz leise geredet) hinter ist. S | $_{25}$ Trotz . . . geboten] Troz allen Teufeln! L es koste was es wolle! L^1 | $_{26}$ be-

sitzen] wiedersehen *L*^{1} | $_{27}$–359$_5$ Sie überlegen . . . Bedenken Sie fehlt *L* | 358$_3$ ganz vor spöttisch *S* | $_6$ die Tirannei] Der Tyrann *S* | $_{11}$ beiseite] abseits *S* | $_{13}$ Seine Hand fassend] nimmt ihn bey der Hand *S* | $_{22}$ Aber kann *S* | $_{23-24}$ bewachen] bewahren *S* | $_{25}$ nach einigem Nachdenken] denkt nach *S* | $_{26}$ treffe *S* | $_{28}$ wenige *S* | $_{32-33}$ Bewaffneter *S* | $_{36}$ besitze *S* | Walde *S* | 359$_4$ den . . . bedenklich] bedenklich den Kopf schüttelnd *S* | $_5$ strengsten] tollkühnsten *L* | $_7$ sehr laut [laut *S*] fehlt *L* | $_7$ Geh in die Hölle] Zum Henker *L*^{1} | $_{8-10}$ Das . . . werfen! fehlt *L* | $_{11}$ die 3 Masken kommen unter großen Bewegungen näher *L* fehlt *S* | $_{13}$ dieser Lumpenrepublikaner *Boas „Nachträge“* ihrer Kinder und Bräute *ASL* [getilgt *L*^{1}] | $_{14-15}$ die Gunst ihrer Kinder und Bräute *Boas a. a. O.* die Gunst dieser Lumpenrepublikaner *AS* ihre Gnade *L* ihrer Töchter Gnade *L*^{1} | $_{15}$ Diese *S* | niederschlucken] mir hinunterschlingen *L* | $_{16-17}$ an . . . soll!] woran ihre republikanische Freiheit erwürgen soll. *L* | $_{17}$ (Will gehen) *A* hinter soll! ist im Text durch Druckversehen weggeblieben | $_{18}$ (will gehn, die Masken machen hinten Plaz) *S* (Die 3 Masken treten mit großem Geräusch auseinander.) Lomellino (führt den Prinzen vorwärts). Reden Sie sachte Prinz. Des Mädchens Vater ist einer von den 3 Masken. Wir sind mit Spionen umgeben. Treten Sie hieher. Ich habe einen Anschlag erfunden. Gianett. Welchen? Lomellino. Sie wollen das Mädchen ‚besitzen‘ [sprechen *L*^{1}]. Sie sollens auch. Soviel ich weiß, haben Sie ein Landhaus 2 Meilen von Genua, zu welchem niemand den Zutritt hat. Das Fräulein pflegt alle Morgen ‚in dem Marienstift‘ [eine Verwandtin *L*^{1}] vor der Stadt ‚ihre Andacht‘ [getilgt *L*^{1}] zu ‚halten‘ [besuchen *L*^{1}]. Der Weg geht durch einen abgelegenen Zitronenwald. Wir lassen eine verdeckte Kutsche im Hinterhalt warten, überfallen ihren Wagen und bringen sie mit Drohungen und Gewalt nach der Villa, wo sie ‚ihre Leidenschaft‘ [getilgt *L*^{1}] unter vier Augen mit ihr ‚abhandeln‘ [sprechen *L*^{1}] können. Gianett. (klopft ihm auf die Achseln). Vortreflich Bursche! Das muß gleich diesen Morgen geschehen. Lomellino. Sie erwarten vielleicht ‚eine Bulerin‘ [ein leichtsinniges Frauenzimmer *L*^{1}], aber Sie werden ein tugendhaftes Mädchen finden. Gianett. Gewalt ist die oberste Beredsamkeit. Laß mich dafür sorgen, und mache nur deine Anstalten gut. Ich will für die Folgen bürgen. *L* | $_{19}$ Sc. 5. *L* | $_{21}$ fehlt *L* | welchem Fiesko an der Thüre] da ihm Fiesko *S* | $_{22}$ Ich . . . gehoben fehlt *L* | $_{22-23}$ Er faßt [nimmt *S*] . . . Hand] mit Freundlichkeit Gianettino umarmend *L* | $_{23}$ jetzt] itzt *S* nunmehr *L* | $_{24-25}$ herrscht . . . Schwester] beherrscht in mir seinen Unterthan, und Julia den Fiesko. *L* | $_{26}$ Fiesko] Der Graf von Lavagna *L* | Epikuräer *L* | $_{27}$ sehr vor viel *L* | $_{28}$ heißt] ist *L* | $_{29}$ Lomellin . . . träumen] glücklich seyn *L* | $_{30-31}$ wo . . . krachen fehlt *L* | $_{31}$ ins gellende] gellend ins *S* | $_{31-32}$ am Busen eines schmachtenden] im Umgang eines schönen *L*^{1} | 360$_1$ wird Mitternacht] ist Morgen *L* | $_5$ guten Morgen *L*^{1} | $_{7-8}$ Fiesko . . . Gianettino fehlt *S* | $_8$ 3 vor Masken *L* | $_9$ Mit Lomellin ab] ab *S*, fehlt *L* | $_{10}$ Verrina . . . unwillig)] Verrina (murmelt unwillig unter der Maske) *S* Eine Maske (murmelt unwillig). *L* | Niemals *L* | $_{12}$ Einige Gäste] Lomellin *S* Gäste *L* | in Bewegung] Alles kömmt durch den Abschied des Prinzen in Bewegung, und die

Meisten taumeln ihm nach *S* | Guten Morgen *L* | $_{13}$ Sie … ab] dem Gianettino nach ab *S* Taumeln hinaus *L* | $_{14}$ Sc. 6. *L* | $_{15}$ Fiesko, die 3 schwarzen Masken. *L* | Fiesko *SL* fehlt *A;* in *S* aber vor Verrina | noch … maskiert | Alle noch maskiert *S* | $_{16}$ nach einer langen vor Pause *S* | Freude *S* | $_{18}$ Verrina, Kalkagno, Sakko] Maskirte *S* Masken *L* | untereinander *S* | $_{20}$ (verbindlich) fehlt *S* | $_{21}$ He! vor Hurtig *S* | $_{24}$ Kunst *S* | $_{33}$ haben fehlt *S* | 361_2 seine] ihm die *S* | $_3$ wer] was *S* | $_{10}$ Ah] Ach *S* | $_{11}$ Und fehlt *S* | $_{12}$ den vor letzten *S* | $_{17}$ Mit … Leichenbittersmiene! fehlt *S* | ich *S* | $_{18}$ finstere *S* | $_{19}$ so ein *S* | $_{23}$ dörften *S* | $_{31-32}$ abnutzen *S* | $_{35}$ Cyprier *S* | küssen schöne] scherzen mit schönen *L*¹ | 362_2 Meynung, Fiesko? *S* | $_4$ Thieres *S* | zu vor sein *S* | $_9$ erkläret *S* | $_{12}$ mit äußerstem Unmut] äußerst unmuthig *S* | kömmt *S* | $_{13}$ schnell alle ab *S* er verläßt den Fiesko schnell, die andern folgen. *L* | $_{14}$ (nachrufend) fehlt *L* | $_{16}$ Sc. 7. *L* | $_{17}$ Fiesko, eine unbekannte Maske. *L* | $_{18}$ Bourgognino] Maske *L;* und so immer bis 363_6 | $_{19}$ (zuvorkommend) fehlt *S* | $_{22}$ Es … Mitternacht] Der Morgen ist kaum angebrochen. *L* Es ist 4 Uhr nach Mitternacht. *L*¹ | 363_1 Jetzt *L*; und so öfter | $_2$ Auffoders *S* | $_3$ Zibo] Scipio *S* | $_4$ zurücke trat *S* | $_7$ einem Nebenbuhler wich] einen Nebenbuhler, wie mich, anfeuert, den zu strafen, *S* | $_9$ mit Feuer] feurig *S* | $_{13}$ einen Schritt] tritt *S* | $_{16}$ Frankreichs] unsrer Feinde *L*¹ | $_{17}$ lieberen *L* | $_{20}$ (erregt) fehlt *S* | $_{21}$ Mißhandlungen *S* | $_{24}$ dreht … Rücken] verächtlich *S* | $_{26}$ (lebhaft) fehlt *S* | $_{27}$ Preise *S* | ihn bedächtlich bey der Hand nehmend *S* | $_{31}$ der vor Menschen *L* | $_{36}$ heim] hin *S* | 364_3 stillschweigend] beschämt *S* | $_4$ Fahre *S* | $_5$ fest *S* | $_6$ Sc. 8. *L* | $_7$ Hernach Bediente. fehlt *SL* | $_8$ Letzter tritt schüchtern herein, sieht sich sorgfältig überall um. *S* | $_9$ faßt … Auge] lang und scharf ins Aug fassend *S* | $_{11}$ wie zuvor] wie oben *L* fehlt *S* | $_{12-13}$ Immer … ihn fehlt *S*, in *L* hinter Fiesko vor Sklaverei | $_{15}$ hinaus] aus *L* | $_{17-20}$ fehlt *S* | $_{17}$ immer vor aus *L* | $_{21}$ (rückt wieder näher) fehlt *S* | $_{24}$ Hut, Lavagna. *L* | Die Parenthese in *S* hinter Mohr vor Seid | $_{25}$ andere *L* fehlt *S* | $_{26}$ Gutes *SL* | $_{27}$ retiriert sich wieder [wieder im Texte durch Druckversehen weggeblieben]] zieht sich zurück *S* | $_{28}$ den *S* | $_{29}$ vertraut fehlt *S* | Freund,] Wie? *S* | $_{29}$ doch vor wohl *L* fehlt *A*, muss also im Text gestrichen werden | $_{30}$ Namen] Mann *SL* | fürchte *SL* | $_{32-33}$ Du … herumgekommen fehlt *S* | $_{34}$ Euer Name *S* | 365_1 Er fehlt *S* | nistet] schleicht *S* drängt *L* | $_3$ den] einen *S* | $_4$ dreht … Mohren] fällt ihm in Arm, und entreißt ihm den Dolch *S* dreht sich geschickt und fährt nach dem Dolch *L* | $_5$ Die Parenthese fehlt *S* | $_6$ wild fehlt *S* | $_{6-7}$ Verzeihung] Vergebung *L* | $_7$ sich abführen] abschleichen *S* ab *L* | $_8$ packt … Stimme] faßt ihn an der Gurgel *S* | $_{8-9}$ Stefano … Gurgel) fehlt *S* | $_{10}$ (Bediente kommen) fehlt *S* | kommen fehlt *L* | $_{12}$ Nach vergeblichem Suchen fortzukommen *S* | $_{14-16}$ Nein … Doch fehlt *L* | $_{20}$ mir hinter ich *S* | $_{21}$ Das zweite Bestie fehlt *S* | $_{23}$ nachdenkend] denkt nach *S* | $_{28}$ Hämisch] höhnisch *S* | $_{29}$ Nach … eilend] geht nach der Schatulle *S* | $_{30}$ knikriger *SL* | $_{31}$ vom Kopf bis zum Fuße *L* | zum] auf den *S* | $_{31-33}$ nimmt … Erstaunen] nimmts Geld, setzts nieder, nimmts wieder, betracht es erstaunend *S* | $_{32}$ es mit] ihn mit *L* | $_{33}$ machst Bursche *L* machst du? *L*¹ | entschlossen das

Geld *S* | $_{36}$ Schafskopf . . . Jauner] Elender *S* | 366_1 Dich würd' ich] Und ich würde dich *S* | $_3$ mit froher *S* | $_4$ Behüte Gott! fehlt *S* | $_7$ dein Ungeschick] Deine Ungeschicklichkeit *L* | $_{10}$ (treuherzig) fehlt *S* | $_{12}$ Euch] mich *S* | und fehlt *S* | schneid *S* | $_{18}$ Leibe *SL* | $_{18}$–367_{23} Mohr . . . Fiesko fehlt *S* | 366_{22} daß] wenn *L* | $_{27}$ niedersetzt] setzt *L* | $_{32}$ Raspelhaus] Zuchthaus L^1 | 367_2 schlürfen] saugen *L* | $_{6-7}$ Feige . . . bezahlen fehlt *L* | $_8$ Knochen *L* | $_{13}$ machte *L* | $_{15}$ wäre *L* | $_{19}$ großen Dank *L* | $_{24}$ vermißt *S* | Gib . . . Hand! fehlt *S* | $_{30-32}$ zu . . . Henkersknecht fehlt *S* | $_{35}$ Wem] Wenn *S* | verschenken *S* | 368_2 Hause *SL* | $_3$ flüstert *SL* | $_4$ Liebsroman *S* | $_5$ ihr Gehirn *S* | $_8$ darfs *S* | $_9$ Morgen — Morgen will *S* | $_{10}$ Er geht fehlt *S* | $_{11}$ sieht vor ihm *S* | $_{12}$ Uhr vor habt *S* | $_{13}$ Ab] geht ab *S* | $_{14}$ fehlt *S*.

Zweiter Aufzug. 369_1 Actus II. *L* | $_2$ Vorzimmer des Fiesko. *L* fehlt *S* | $_4$ Fiesko, der Mohr. *S* Fiesko. Mohr. *L* | $_{5-9}$ Fiesko. 36 Stunden sind vorbei. Hast du meinen Auftrag vollzogen? Mohr. Auf ein Jota, gnädiger Herr. Fiesko (indem er sich setzt). Sag denn, was spricht man von Doria und der jezzigen Regierung? *L* | $_{10}$ kommt . . . näher] nähert sich ihm vertraut *S* fehlt *L* | $_{10-11}$ Was . . . mag! fehlt *L* | $_{11}$ O schon *L* | schüttlet *S* | sie] die Republik *L* | Fieberfrost] Haberfrost *S* | $_{12}$ murrt] murmelt *S* | $_{12-14}$ Die . . belieben in L^1 gestrichen | $_{13}$ sagen] singen *S* | $_{15}$ wüßten *S* | Hund] Gegner L^1 | $_{16}$ Kater?] Todfeind! L^1 | $_{17}$ murmelt *SL* | ein langes und ein *L* | $_{18}$ Das zweite einem gewissen fehlt *L* | Hätte *S* | $_{22}$ zwei *L* | Grafen von Lavagna] Fieskos *L* | $_{23}$ denn fehlt *S* | $_{25}$ mißt . . . Augen] sieht ihn lang und starr an *L* | Hört *S* | 370_5 mit Verachtung] verächtlich *S* | ab] um *S* weg *L* | $_7$ größter — größten *S* | $_{9-12}$ Ein . . . andern in A^1 gestrichen, fehlt *S* | $_{14}$ fein vor hübsch *S* | $_{15}$ desto besser, vor desto *S* | willkommner *S* | $_{18}$ Märkte, und auf *S* | $_{20}$ befehle *S* | $_{21}$ zieht sich zurück *S* | $_{22}$ Fiesko (munter). *L* | die] diese *L* | diese] deine *L* | $_{23}$ die] diese *L* | $_{24}$ lassen hinter scheren *L* | $_{25}$ spielen. Wen man belacht, den fürchtet man nicht. Thorheit ist oft die beste Maske der Weisheit. — Wie *L* | $_{27}$ drolligt *S* | $_{29}$ hatte *SL* | $_{30}$ gibt ihm eine fehlt *L* | $_{31}$ schon vor auf *L* | Blocke *S* | itzt] auf einmal *L* | $_{33}$ freuet *S* | $_{33-34}$ geben . . . zu] gelten alles in *L* | $_{35}$ für vor ein *L* | 371_1 Mädels *SL* Mädchen L^1 | $_2$ sich bald in] an L^1 | vergafft] Gefallen L^1 | $_{2-3}$ so . . . her fehlt *L* | $_4$ Geld *L* | Gedanke. Mohren — auch Mohren *S* | $_{5-6}$ Dein . . . wuchs fehlt *L* | $_6$ hinterbringst *L* | $_9$ Haufen *SL* | $_{10}$ ruft . . . vorbei fehlt *L* | $_{11}$ dumpfe *S* | Schwüle] Gewitterluft *L* | $_{12}$ einen Wind] ein Wind *L* einen Wink *S* | $_{14}$ Man hört Getös, und Geschrey von der Strasse *S* fehlt *L* | $_{15}$ Fiesko (horcht auf einmal). Still, gieb Acht! Was *L* | $_{16}$ Getöse *L* | $_{17}$ ans Fenster fliegend] geht ans Fenster *S* fehlt *L* | vieler] der *S* | $_{18}$ Rathhause *S* | $_{19}$ meine Karriole] meinen Wagen *L* | $_{20-21}$ Ich will hinauf fehlt *S* | $_{21-29}$ Schwert . . . Fiesko fehlt *L* | $_{22}$ Hut A^1 Mantel *A* | $_{22-27}$ Wo . . . machte fehlt *S* | $_{28}$ kömmt näher und näher *S* | $_{29}$ Fiesko fehlt *S* | (geht selbst ans Fenster) vor Der *L* | $_{30}$ (rasch.) vor Geschwind *L* | Hofpforte *S* | $_{31}$ habe *SL* | $_{32}$ Ich wette, ich wette, auf dem Rathhause *L* | $_{33}$ geworden *S* | $_{34}$ am Fenster, schreit] Am Fenster *S* am Fenster ruft laut *L* | Ey was *S* | das, gnädiger Herr? Zu tausend stürzen sie die Straße Balbi herunter *L* | $_{35}$ tausenden *S* |

blitzen und Schwerter *L* | $_{36}$ fliegen] sie werfen sich *L* | 372$_{1}$ Spring *S* Springe *L* | nenne *L* | $_{2}$ sich hieher werfen] mich aufsuchen *L* | eilt ab] geht eilig ab *S* eilt hinunter *L* | $_{3}$ Glücklicher Zufall! was *L* | der Ameisen *S* | $_{4}$ Zufalls] Schicksals *L* | $_{6}$ stürzen] dringen *SL* | ins Zimmer] herein *S* | $_{7}$ verzeihn es *S* | $_{10}$ des ganzen Senats *L* | $_{11}$ Kalkagno *Boas* Fiesko *ASL*; daß Fiesko die Worte Zeile 11—12 sprechen könnte, ist unmöglich; *L* hat durch spätere Hand $_{11-13}$ Fiesko. Doria ... da gestrichen, *S* hat hinter Blatt ist ein Fragezeichen gesetzt | $_{13}$ Bourgognino] Verrina *L* | $_{15}$ würd *L* | $_{16}$ Kalkagno] Bourgognino *L* | aufgereizt] aufgefordert *SL* | $_{18}$ Sakko] Kalkagno *L* | zertrümmert, die] zertrümmert, die Gesezze verspottet. Sacco (unterbricht ihn). Die *L* | $_{21}$ Verrina] Bourgognino *L* | auf ... deutend fehlt *L* | Ich war *L* | $_{22}$ Prokurators Wahl *S* | $_{23-24}$ gesammelt; vierzehn sprachen] gesammelt — Verrina (unterbricht ihn) 14 sprachen *L* | $_{26}$ rasch] ihm *L* | $_{29}$ fällt ... Wort] rasch ins Wort fallend *S* | was] etwas *S* | $_{29-30}$ so lange das Meer *L* | $_{30}$ flutet] fließt *L* | $_{31}$ fährt ... fort] hitzig *S* | ein] sein *S* | $_{33}$ in] unter *S* | 373$_{1}$ Kalkagno] Verrina *L* | $_{3}$ Bourgognino (unterbricht ihn) *L* | Lomellino *L* | $_{5}$ Sakko] Kalkagno und Sakko zugleich *L* | $_{7}$ einigem Stillschweigen] langer Pause *S* | sind Sie] seyd Ihr *S* | $_{8}$ Verrina] Bourgognino *L* | $_{10}$ Verrina!] Bourgognino, *L* | Grashälme mögen wol von einem Athemzug knicken, aber Eichen *L* | $_{11}$ Zu den [den fehlt *S*] andern fehlt *L* | $_{12}$ Bourgognino] Verrina *L* | $_{13}$ Fiesko (lacht) *L* | mürbe *L* | es bricht *S* und bricht *L* | $_{14}$ es fehlt *S* | etwa vor auf *L* | $_{16}$ die vor Rede *SL* | $_{16-17}$ klemmt sich] erstickt *L* | $_{18}$ Ostindischen Schiffe *L* | $_{19}$ Lerne *S* Lernen Sie *L* | schätzen] kennen *SL* | $_{21}$ zerrissenen *S L* | $_{21-22}$ Die ... auseinander] Der ganze Senat floh *L* | $_{23}$ etwa vor Tauben *L* | $_{25}$ (stürmisch) ... Pulvertonnen] Nein! stürmisch wie eine Pulvertone *S* (ruft laut und stürmisch). Nein, wie eine Pulvertonne *L* | $_{26}$ hineinfliegt *S* | $_{27-28}$ vermag ein wütendes Thier nicht? *L* | $_{30}$ Knochen] Krachen *S* | $_{31}$ gähnendem] offenem *L* | droht] sucht *S* | $_{32}$ seine eigene Beine] Zwirnsfäden *L* | $_{33-34}$ die .... herrschten.] es ist vorbei, die Epoche der Helden ist vorbei, *L* | $_{34}$ Es] Genua *L* | $_{35}$ es] Genua *L* | Fürsten] Monarchen *L* Regenten L^1 | haben, und also *L* | $_{36}$ Doria] Gianettino *L* | 374$_{1-12}$ Bourgogn. (auffahrend). Wenn sich Feuer und Wasser versöhnen, und der Nordpol dem Südpol entgegengeht (entschlossen zu den Uebrigen) Kommt, Kameraden! Fiesko (hält ihn zurück). Bleiben Sie, bleiben Sie! Was überlegen Sie, Freund Verrina? Verrina. Ein Possenspiel Fiesko, das den Weltuntergang vorstellen soll. *L* | $_{3}$ solche *S* | $_{6}$ Trinksal *S* | $_{9}$ erwarten *S* | $_{11-30}$ Er ... ihm] Alle ab *S* | $_{13}$ ihn zu einer] beide vor eine *L* | $_{13-14}$ Betrachten ... Bourgognino] Schauen Sie doch einmal diese Figur an *L* | $_{15}$ Medicis] Florenz *L* | $_{15-16}$ Wozu ... Frage] Was soll diese jetzt *L* | $_{17}$ Sie gefällt Ihnen aber —? *L* | $_{18-25}$ Bourgognino. Ich sollte denken — Wie Sie das jetzt fragen mögen? Fiesko. Nun reisen Sie durch alle vier Welten, und suchen unter allen lebendigen Abdrücken den glücklichsten aus, wo Sie alle Reize dieser idealischen Venus beisammen finden. — Bourgog. Und tragen dann für unsre Mühe davon? — Fiesko. Dann werden Sie die Einbildung durch

die Wahrheit gedemütigt haben. — Bourgog. (unterbricht ihn ungeduldig.) Und was gewonnen haben? Fiesko. Gewonnen haben? gewonnen haben? Den tausendjährigen Prozeß der Natur mit den Künstlern. L | $_{26}$ aufgebracht] unwillig L | $_{27}$ Und fehlt L | Fängt ... lachen] schlägt ein Gelächter auf L | $_{29-30}$ Bourgog. (zu den Uebrigen.) Habt ihrs gehört Genueser? — Dieser Wollüstling verlacht Eure Tugend — Aber wer rieth uns hieher zu gehen? Was hatten wir auch im Tanzsaal des Fiesko zu suchen? — Kommt! kommt! wir sind uns allein genug, oder ist die Republik ohne den Arm dieses Weichlings verloren. (wollen hinauseilen). Fiesko. Bleiben Sie! Bleiben Sie! Verrina (stolz ihn zurückstoßend). Unwürdiges feiges Weib! Zeche du mit deinen betrunkenen [betrunkenen fehlt L^1] Dirnen, während daß wir für Genuas Freiheit fechten. (gehen ab.) L | Die dritte und vierte Szene, in eine zusammengezogen, hat in L folgenden Wortlaut: Sc. 3. Fiesko allein, hernach der Mohr. Fiesko. Glücklich! glücklich! Die Republik ist in Flammen, das Feuer hat schon Häuser und Thürme gefaßt — Immer zu, immer zu! Allgemein werde der Brand! Fiesko erndtet in der allgemeinen Zerstörung. Mohr (kömmt eilig). Haufen über Haufen! Fiesko. Mache die Thorflügel weit auf, laß hereinstürmen, was Beine hat. (Mohr geht ab.) Die Empörung kömmt wie gerufen, aber die Verschwörung muß mein seyn. Sie stürmen die Treppe herauf | 374$_{32}$ In ... Bürger] allein S | $_{33}$ nieder gehend] abgehend S | $_{34-35}$ kräftiger] heftiger S | 375$_{1}$ Man und den fehlt S | $_{5-6}$ Tumult kommt näher, man hört an die Pforte schlagen. S | $_{8}$ Fiesko. Mohr eiligst. S | $_{10}$ Fiesko. Wer? wer denn (eilt zum Fenster) Mein S | $_{15}$ Das zweite Geschwind! fehlt S | $_{17}$ Mohr. (eilt, kommt aber gleich wieder.) S | $_{22}$ Der vor Mohr A, oben durch Druckversehen weggelassen, fehlt S | (kommt wieder) fehlt S | $_{25}$ Mohr. (will fortlaufen.) S | $_{26}$ Sc. 4. L | $_{27}$ Fiesko und zwölf Bürger. S Fiesko, acht Bürger (dringen ungestümm ins Zimmer.) L | $_{28}$ Alle (stürzen herein, daß die Thüren einfallen.) Rache S | $_{29-32}$ Daß ... delikater fehlt S | $_{30-31}$ Die Parenthese fehlt L | $_{31}$ Eurem L | 376$_{1}$ Drei Bürger] Bürger S Alle (ungestümer) L | den fehlt S | Dorias L | $_{2}$ Neffe S | $_{3}$ Zwölf] Achte L | vornehmer Herr A^1 vornehmes Heer A S L | $_{4}$ Erster Bürger] In L sind die Reden etwas anders unter die Bürger verteilt als in A und S, doch wird das im folgenden nicht einzeln angeführt | $_{5}$ eine andre Form haben L | $_{6-7}$ Treppe hinunter zu werfen? S hinabzuschmeißen L hinabzuwerfen L^1 | $_{7}$ Die ... Friedensrichter! fehlt S | hinab unsre] die L | $_{8}$ Denkt doch, Lavagna. L | Treppe S | $_{9}$ weil] als L | Prokuratorwahl ... hielten] Wahl widersprachen L | den vor Widerpart S | $_{10}$ Drei fehlt L | $_{13}$ Krieges S | im] ins S | $_{15}$ Im Scharlach in den Senat L | $_{16}$ die fehlt S | andern] andere S übrigen L | Herren fehlt S L | Senatoren] Rathherrn L | $_{19}$ Drei fehlt L | Landes L | $_{21-22}$ zu ... halten] zur Leibwache vom Kaiser zu kaufen L | $_{25}$ (zusammen) fehlt S L | Gewalt! Hochverrat!] Hochverrat! Meuterei! L | $_{26}$ auf] an L | $_{28}$ Zweiter] Dritter S | $_{28-29}$ Hofe der Signoria! L | $_{29}$ aufzurichten] zu errichten S fehlt L | $_{31}$ steinern S | $_{32}$ Fiesko. Genueser, warum mir das alles? L | $_{34}$ Daum L | Auge L | $_{35}$ vernünftiger fehlt L | $_{36}$–377$_{1}$ sollt es ... Und] fehlt

L | $_{5}$ lärmend] schreyen und lärmen *S* | erlöse] Errette L^1 | $_{9}$ mit] zu *S* sich mit *L* | $_{10}$ bemächtiget *S* | $_{14}$ Bullen] Beller *S* | $_{19}$ ward] war *SL* | $_{22}$ Freistaate *L* | $_{26}$ ganzes] ein ganz *S* | $_{32}$ wärt *L* | itzt] jetzt *L*, fehlt *S* | 378$_{3}$ Soldaten .. Hasen] in die Schlacht schickte man Hasen und Esel L^1 | Löwe und Elefant *L* | $_{5}$ Verwaltung der fehlt *S* | $_{8}$ tölpelte] tappelte *S* | $_{12}$ wählen] setzen *S* | $_{14}$ mit Hoheit unter sie tretend *S* | $_{15}$ Löw! *S* | $_{16}$ Drei] drey Bürger *S* fehlt *L* | klatschen, werfen *A;* oben im Text ist versehentlich die Lesart von *L* und *Boas* aufgenommen worden | Hüte] Mützen *L* | $_{20}$ auf] an *L* | $_{22}$ Alle Bürger. (gehen Tumultarisch nach Hause.) *S* | $_{24-25}$ Ich ... Hassan! — Hassan! fehlt *S* | $_{26-27}$ Hassan! — Hassan!] Heraus Hassan! *L* | $_{27}$ Hurensohn ... Hassan! Hassan! fehlt *S* | $_{28}$ Sc. 5. *L* | 379$_{3}$ übergebe] überliefere *S* | $_{5}$ etliche Schritte] fährt *S* sechs Schritte *L* | $_{6-7}$ denn ein Possenspiel] als ein Posaunenspiel *S* | $_{13}$ Konto] Kosten *S* | $_{17}$ Bekennst vor Gianettinos *S* | Zuspruch] Anschlag *L* | $_{18}$ Paß und Wechsel] Wechsel auf *L* | $_{19}$ schüttelt bedenklich den Kopf *S* | $_{28}$ Dolch *SL* | $_{32}$ Pforte *S* | $_{33}$ Er fehlt *S* | hinaus] fort *S* hinaus, Bediente fliehen über den Schauplatz *L* | Szene 7 und 8 fehlen in *S* und *L;* auch in *A* sind sie nachträglich gestrichen | 380$_{26}$-382$_{17}$ lauten in *L*: Sc. 6. Verrina. Laura. Verrina. Wo ist meine Tochter? Laura (beunruhigt). Gnädiger Herr — Verrina (heftiger). Du zitterst? Du wirst blaß? Wo ist meine Tochter? Wir vermissen sie seit diesen Morgen, sie ging wie gewöhnlich im Marienstift [im Marienstift fehlt L^1] vor der Stadt ‚Andacht zu halten' [ihre Verwandte zu besuchen L^1], es ist Mittag und sie ist noch nicht zurück. Auch kein Bedienter ist wiedergekommen. Verrina. Was ist geschehen? Was ist ihr zugestoßen? Schickt aus! Laßt alle meine Reuter aufsitzen! Laßt meinen Wagen vorfahren, ich selbst will eilen — Laura (ruft plötzlich und läuft gegen die Scene). Himmel, da ist sie. (ab.) Sc. 7. Verrina, Bertha (mit fliegenden Haaren, blaß und zerstört, stürzt herein). Bertha (außer sich, im Hereintreten). Ich bin gerettet, Gott sey Dank, ich bin gerettet! Verrina. Gerettet? Bertha (stürzt an ihrem Vater nieder). O Himmel! Sie hier, mein Vater? Verrina (heftiger). Gerettet? Bertha. Gnade, Gnade! Verstoßen Sie Ihr Kind nicht, mein Vater! Verrina (wie oben). Verstoßen? Bertha. Ich bin unschuldig. So wahr ‚Gott lebt' [ich lebe L^1], ich bin unschuldig. | 380$_{27}$ Siebenter Auftritt *S* | 381$_{1}$ aus ... zufliegend] kömmt aus einer Seitenthüre *S* | Ja! fehlt *S* | $_{2}$ O mein *S;* das zweite Mein Fräulein! fehlt *S* | $_{7}$ mein vor Fräulein *S* | $_{9}$ alten vor Bedienten *S* | Und fehlt *S* | $_{11}$ läßt *S* | $_{15}$ Gränzen *S* | $_{16}$ Reißen] Retten *S* | $_{17}$ entsetzlichen *S* | $_{19}$ nicht vor hier *S* | $_{30}$ Achter Auftritt *S* | $_{34}$ stutzend *S* | 382$_{1}$ O vor Sie sind *S* | $_{12}$ meine vor Tochter *S* | $_{14}$ jetzt] eben itzt *S* | $_{18}$ drückt ... seine [die *S*] Brust] hebt sie auf und hält sie zwischen seinen Armen, indem er ihr starr in die Augen sieht *L* | mein vor einziges *L* | $_{19}$ Das zweite letzte fehlt *L* | $_{19-21}$ Die ... Ehre?] Genuas Freiheit ist dahin, auch Fiesko ist für uns verloren, und (mit einem schrecklichen Lachen) vielleicht auch deine Ehre. *L* | $_{22}$ Bertha (erschrocken) *L* | Heiliger fehlt *L* | $_{23}$ hält ... still] wütend auffahrend *L* | $_{24}$ tödlich] thätlich *S* | $_{25}$ schleudert ... sich] indem er sie von sich stößt *L* | Meine ... nicht] Beschimpfte? *L* |

$_{27}$-384$_{6}$ Orangenwald ... Recht lautet in *L*: Zitronenwald fuhr, ‚im Marienstift eine Messe zu hören‘ [getilgt L^1] dringen auf einmal 6 vermummte Räuber aus dem Hinterhalt, reißen mich aus dem Wagen, gebieten mir Stillschweigen mit vorgehaltenem Pistol, und schleppen mich gewaltsam in eine verschlossene Kutsche, rennen in vollem Galopp mit mir fort — Verrina (rennt im heftigsten Affekt auf und ab). Weiter! weiter! Bertha. Wir halten vor einem Landhaus, man heißt mich aussteigen, bringt mich auf ein Zimmer, das sogleich verschlossen wird. Ich bin allein, sehe mich um, finde mich auf einmal unter den schändlichsten frechsten Gemälden. Die Thür geht endlich wieder auf — ich seh ihn — er selbst — (sich mit steigender Angst an den Vater klammernd) O mein Vater! Retten Sie, reißen Sie Ihr Kind aus den Armen des Ungeheuers! Verrina (in der äußersten Ungeduld). Er selbst? Bertha. Er spricht von Liebe, von Schönheit, er überredet, er verspricht, er drohet, er schmeichelt, er verläßt mich mit dem gräßlichen Schwur, meine Tugend durch Martern zu bezwingen. Verrina. Wer selbst? Bertha. Meine Klagen rühren einen meiner Räuber, meine Juwelen erkaufen ihn. Durch seine Hülfe bin ich entflohen (wird auf einmal gewahr, daß Verrina todtenblaß auf einen Stul gesunken, und eilt auf ihn zu) Weh mir! nicht diesen schrecklichen Zorn! Helfe mir ‚Gott‘ [der Himmel L^1], ich bin nicht schuldig! Verrina (mit dumpfer Stimme). Noch ein Wort, meine Tochter, noch eins; das lezte. (hohl und gebrochen). Wer? Bertha. Ruhig, ruhig, mein bester, mein theurer Vater! Verrina (lauter und schrecklicher). Um Gottes- [des Himmels L^1] willen, wer? Bertha. Fragen Sie nicht weiter! Verrina (noch heftiger). Ich ermorde Dich! Wer? Bertha. Der Mann, den Sie ewig hassen, den Ihr Arm nie erreichen wird. Verrina (fürchterlich auffahrend). Den ich ewig hasse? Den mein Arm nie erreichen wird? — — Tod und Rache! es gibt nur einen — — Gianettino — Bertha. Der Name ist ausgesprochen, die Rache des Himmels hat ihn verraten. Verrina (nach einer Pause, mit bitterm Lachen). Recht | 382$_{29}$ finster] unbeweglich *S* | $_{31}$ (bemerkt ... auf) fehlt *S* | $_{35}$ Hinterhalte *S* | den Vorderpferden *S* | $_{36}$ Andere *S* | 383$_{1}$ anschlagen *S* | $_{5}$ mußte *S* | $_{5-6}$ entlarvten *S* | $_{9}$ fehlt *S* | $_{11}$ erwachte *S* | $_{12}$ erwartete *S* | $_{18}$ fehlt *S* | $_{19}$ setzt ... matter] nach einer schreckenvollen Pause setzt er sie auf einen Stuhl, dann mit matter holler *S* | $_{20}$ Athemzug *S* | $_{23}$ Helfe ... Gott] ach *S* | $_{25}$ mein teurer] theuerster *S* | $_{27-28}$ Statt den Ihr ... wird stand in *A* ursprünglich und niemals erreichen | $_{28}$ nie A^1S niemals *A* | $_{32-33}$ Statt den mein ... wird stand in *A* ursprünglich den ich niemals erreiche; in *S* fehlen die Worte | $_{33}$ nie A^1 niemals *A* | Statt ich stand in *A* ursprünglich Ich weiß | $_{34}$ nichts] kein *S* | 384$_{1}$ nach dem Sofa] auf einen Sitz *S* | $_{7}$ Verrina fehlt *S* | in das *L* | $_{8-9}$ zuvor fehlt *L* | $_{9}$ Bluts *L* | $_{10-11}$ Diener ... versenden] Bedienten! Blei und Pulver! *L* | $_{12}$ anders und besser *L* | Hole ... herbei in A^1 getilgt, fehlt *S* | $_{13}$ knie nieder und bete *L* | Die Hand ... Stirne] hält plötzlich still *L* | $_{13-14}$ aber ... denn] will ich aber *L* | $_{15}$ wird] ist *L* | $_{18}$ auch so steht in *L* hinter Tochter | nur] nun *L* | $_{19}$ mißhandelten] gekränkten L^1 | $_{21}$ sagte, Vater. *L* | $_{22}$ Ding] Mädchen *L* | Aufstehend.] plötzlich aufstehend und *L* | $_{24}$ ihm erschrocken in die Arme *L* |

$_{26}$ wirft ... Saal] stuzt einen Augenblick, dann wirft er das Schwert ins Zimmer *L* | in den Saal] weg *S* | $_{28}$ Neunter Auftritt *S* Sc. 8. *L* | $_{30}$–385$_{3}$ fehlt *L* | 385$_{1}$ folgt *S* | $_{4-7}$ Sakko ... gewahr] Kalkagno und Sacco (zugleich). Verrina, Verrina! geschwind! (sehen sich um und stuzen) Ein Schwerd liegt im Saal! was ist das? Kalkagno. Bertha hat rothe Augen, Verrina blickt fürchterlich um sich. *L* | $_{4-5}$ im Saal] auf dem Boden *S* | $_{10}$ Das zweite Freund fehlt *L* | $_{14-18}$ Kalkagno (erschrocken, indem sich beide sezzen). Mann! Ich beschwöre Dich! Verrina. Höret! Kalkagno. Was ahndet mir Sacco? *L* | $_{15}$ Kindes *S* | $_{17}$ erschrecken, und sezten sich beyde *S* | $_{20}$ Geschlechts] Namens *L* | $_{21}$ der Republik] des Staats *L* | $_{22}$ weiblichen Tugend] Genueserinnen *L* | $_{23}$ einziger Reichtum] einziges Kapital *L* | erbte] Erbe *S* | $_{25}$ Sakko] Sakko, Kalkagno *S* Kalcag. u. Sacco *L* | $_{26}$ fehlt *SL* | $_{27}$ Hauses] Geschlechts *L* | Meine Frau] Mein Weib *L* | $_{28}$ Dieses Kind war] Diese Tochter ist *L* | $_{29}$ Wie ... Zeuge] Genueser, Ihr seyd Zeugen, wie ich sie erzog. *L* | $_{30}$ klagen] Klage führen *L* | $_{31}$ Nach A^1; Kalkagno (lebhaft). Niemand, niemand — oder er muß den Stahl des Kalkagno kosten. *A*. Kalkagno, Sakko. Niemand! Niemand! *S* Kalkagno. Deine Tochter ist ein Muster im Lande. *L* | $_{32}$ Verliere. *L* | $_{33}$ Tochter fehlt *L* | hoffen. Mein *L* | $_{34}$ überraschender schrecklicher] einer schrecklichen *L* | $_{35}$ infam mein Gedächtnis] Infam [Beschimpft L^1] ist mein Stamm *L* fehlt *S* | $_{36}$ Sakko (in Bewegung) fehlt *S* | Ey das *S* | 386$_{1}$ Bertha wälzt sich jammernd im Sofa *L* | $_{2}$ Bleib' ... Tochter] Nein! Verzweifle nicht Tochter *L* | $_{3-4}$ Wenn ... Wer] Beweinen Dich diese, wirds irgendwo bluten — Seht nicht so betroffen aus Männer (langsam mit Gewicht) Wer *L* | $_{5}$ doch] ja *S* | entführen] bezwingen *L* | $_{6-7}$ Beide (fahren auf, werfen die Sessel zurück). Gianettino Doria! *L* | $_{8}$ Stürz' ... Erde] Stürzt über mich Mauern *L* | $_{9}$ Zehnter Auftritt *S* Sc. 9. *L* | $_{12}$ Triumph ... Neuigkeit] Triumph, Bertha, Triumph, eine glückliche Zeitung *L* | $_{13}$ von vor Ihrem *L* | $_{14}$ übergeben] erwarten *L* | liebte *S* | $_{16}$ ein ... war] auf falschen Brettern von Ostindien schwamm *L* | $_{17-18}$ den ... mir] die Rhede, und führt, wie die Schifleute sagen, *L* | $_{18}$ aus Ostindien fehlt *L* | nun fehlt *L* | $_{19-24}$ Alle ... Pause)] Schenken Sie mir Bertha, jezt kann ich sie glücklich machen (eine große Pause.) *L* | $_{25-34}$ Verrina (geht ernsthaft zu Bourgognino). Haben Sie Lust, junger Mann, Ihre Liebe an eine ‚Schandsäule zu schlagen‘ [beschimpfte und mit Gewalt entführte L^1; hinter entführte ist wohl ein Gedankenstrich zu setzen, wenn man nicht mit Goedeke annehmen will, daß die Stelle in L^1 „offenbar korrumpiert“ sei] Bourgog. (greift nach dem Schwerd, zieht aber plözlich die Hand zurück). Das sprach der Vater! — Verrina. Das wird Morgen jeder ‚Gassenbube‘ [Gassenjunge L^1] in Genua sprechen. Wollen Sie mit dem Abtrag von andrer Leute Gastung vorlieb nehmen? *L* | $_{29-30}$ Die Parenthese fehlt *S* | $_{33}$ an] mit *S* | 387$_{1}$ wahnwitzig *L* | $_{2}$ und Sakko fehlt *S* | (murmeln) fehlt *SL* | Aber ... spricht] Und doch spricht er *L* | $_{3}$ Bourgognino] Scipio *S* | $_{4}$ Die Parenthese fehlt *L* | $_{5}$ spricht *L* | er, und mich] er? Mich *L* | $_{6-8}$ fehlt A^1SL | $_{9}$ Sakko fehlt *S* | $_{9-10}$ Sacco. Bourgognino, nicht dorthin, das Mädchen ist unschuldig. Verrina. Mein Kind ist nicht schuldig. *L* | $_{9}$ lieber vor gegen *S* |

$_{11}$ erstarrt] entfernt *S* erstaunt *L* | $_{11-34}$ selig ... hatte?] lebe — Unschuldig! und doch spricht er von Schande? Ich habe keinen Sinn für das — — sie sehen sich alle an, und sind stumm. Irgend ein gräßliches Geheimniß steckt sich in Ihren Kehlen; ich beschwöre Euch, spottet meiner Leidenschaft nicht. Unschuldig sagt Ihr? Wenn sie unschuldig ist, will ich Alles vergessen. Verrina (feierlich und langsam). Alles vergessen? — — Und wenn deine Geliebte gewaltsam auf der Straße entführt, und wie eine gemeine Dirne den Umarmungen deines Todfeindes wäre zugeschleppt worden? *L* | $_{30}$ weggeraubt] geraubt *S* | $_{31-34}$ Und ... hatte? fehlt *S* | $_{36}$–388_{3} (steht ... aber] (nach einem schrecklichen Kampfe mit sich selbst, zu Bertha gehend) Bertha, ich glaube Deiner Unschuld, ich verehre Dich, ich weine um Dich, ich räche Dich — — aber *L* | 388_{1} auf sie zu] zu ihr hin *S* | $_{3}$ deine *S* | $_{6}$ Im Ausdruck [Ausbruch *S*] ... Säbel] (indem er wegeilen will) Ich gehe auf ewig aus Genua, und suche den Tod in den Säbeln *L* | Ich — ich *S* | $_{8}$ die ... zurückhält] hält ihn zurück *S* hält ihn auf, und wirft sich in seine Arme *L* | Bleib, bleib! *L* | $_{9-10}$ Mit ... verlassen? fehlt *L* | $_{11}$ Entführer *S* | $_{11-13}$ Er ... wagte fehlt *L* | $_{14}$ mit Feuer] feurig *S* indem er das Schwerd vom Boden nimmt *L* | $_{14-17}$ Rettete ... Nun] Du bist rein? Nun *L* | $_{15}$ Die Parenthese fehlt *S* | $_{16}$ Gemahlin] Gattin *S* | $_{16-17}$ Die Parenthese fehlt *S* | $_{17}$ allem *S* | Schrecken der Hölle] Sünden unter dem Monde *L*, getilgt *L*[1] | $_{19}$ du ... findest] das Vaterland seinen Tyrannen findet *L* | $_{20}$ steht ... gerührt] bleibt starr stehen *L* | gerührt)] getroffen.) Veri — — *S* | $_{21-22}$ bleibt ... Himmel] geht gedankenvoll auf und nieder, dann steht er still *L* | $_{22}$ verstehe, ewige] verstehen mögte, *S* | $_{23}$ Tochter] Bertha *L* | $_{24}$ Ehe *L* | Blut Gianettinos] Herzblut dieses Doria *L* | $_{26}$ Tages *SL* | diese] Deine *L* | $_{26}$–389_{6} verblinde (wirft den Flor über sie, die Andern treten erstaunt näher; feierlicher fortfahrend) Geh hinab in das unterste Gewölbe meines Schlosses, klag und winsele und zäle die Zeit mit Deinen Thränen! Keine Luft soll Dich kühlen, keine Speiße Dich laben, kein Schlaf Dich erquicken, keine menschliche Spur Dich in Deinem Elende erfreuen — — Dein Leben sey ein verlängerter Todeskampf, wie das Wälzen des sterbenden Wurmes — — Dieser Fluch hafte auf Dir, bis Gianettino den lezten Odem gethan hat — — ʻwo nicht, so entbinde Dich der Todʼ [getilgt *L*[1]]. (Alle entsetzen sich, Verrina bleibt standhaft.) *L* | 388_{34} Die Parenthese fehlt *S* | 389_{2} Athem *S* | $_{3}$ längs der] in die *S* | $_{5}$ Große ... Verrina] Hier herrscht eine entsetzende Stille; Verina *S* | $_{7}$ Rabenvater] Grausamer Vater *S* | machst du] hast du gemacht *L* | $_{8}$ gräßlichen fehlt *L* | $_{9}$ schrecklich, mein zärtlicher] grausam, weichherziger *L* | $_{10}$ Höchst bedeutend] tritt unter sie, mit männlicher Festigkeit. *L* | Wer] Und wer *L* | $_{11}$ itzt noch] jezt noch, jezt noch von *L* | Aufschube schwatzen] von Aufschub reden *L* | $_{11-12}$ Genuas ... geworfen] Meine Bertha ist in Genuas Schicksal verflochten *L* | $_{12}$ uns ist] uns allen wird *L* | $_{13}$ seyn hinter genug *L* | $_{13}$ verzögern] verschieben *L* | $_{14}$ seine ... büßt] für seine Freiheit leidet *L* | $_{15}$ war ... Narren] waren nicht Worte eines Rasenden *L* | habe *L* | $_{17}$ ein] dieser *L* | zuckt] liegt *L* | $_{17-18}$ raffinieren] denken *L* | $_{19}$ Lamm ... zerknirschen] Geschöpf an die Schwelle des Grabes führen *L* | $_{19-20}$ Ihr zittert? blaß wie Leichen schaut Ihr mich an *L* | $_{21}$ Scipio]

Bourgognino *L* | Ich ... zum] Verwahre sie zur *S* | Tirannenmords] Heldengelübdes *L* | $_{21-23}$ An ... fest fehlt *L* | $_{23}$ Despot] Tyrann *L* | das Mädchen verzweifelt] Bertha stirbt *L* | $_{26}$ Genua ... Opferstier] Genuas Freiheit, durch Bourgogninos Arm *L* | $_{27}$ umkehren *S* | $_{29-31}$ fehlt *L* | $_{32}$ Kalkagno A^1S Kalkagno (kniet nieder) *A* Kalkagno (kniet) *L* | schwört A^1S kniet *AL* | noch fehlt *S* | $_{32-33}$ zieht ... Verteidigung [Rache *S*] A^1S legt seinen furchtbaren Stahl zu den Füsen *AL* | $_{34}$ Himmel ausfündig machen] Himmelreich finden *L* | $_{34-35}$ dieses Schwert hier *L* | $_{35}$ (steht auf) hinter Leben *SL* | $_{36}$ (kniet) hinter Sakko *L* | nicht minder entschlossen] eben so mutig *L* | schwört A^1S kniet *AL* | 390$_{1-3}$ Sakko — bey Gott! Mein blankes Eisen soll Berthas Gefängniß aufschliessen. (steht auf.) *S* | $_2$ schließe] verschließe *L* | vor vor meinem *L* | $_3$ zu. A^1 zu. (steht auf) *A* (steht auf) *L* | $_4$ kniet ... nieder *A* kniet vor ihr *S* kniet *L* | Genua] Vaterland *L* | $_5$ des Vaterlands] der Freiheit *L* | Mörder fehlt *S* | $_{6-7}$ So ... zu] So viele ... entwende, so viele Jahrhunderte entwende die Ewigkeit meinen künftigen Freuden *S* Jede Minute, die ich an Eurer Erlösung verzögere, werde mir mit einem Jahrtausend von Qualen vergolten. *L* | Zwischen Zeile 8 und 9 hat *L* folgende Stellen, die in *A* zum Teil erst in Szene 13 vorkommen: Kalkagno. Werden wol vier Patrioten genug seyn, die Tyrannei zu stürzen? Hört Freunde, ich habe längst einen Maler im Solde, der seine ganze Kunst verschwendet, den Sturz des Appius Klaudius und Roms Errettung zu malen. Fiesko ist ein Anbeter der Kunst und entzündet sich in großen erhabenen Thaten. Wir werden das Gemälde nach seinem Palast bringen, und zugegen seyn, wenn er es betrachtet. Vielleicht daß der Anblick seinen schlafenden Genius wieder aufweckt. Verrina und Bourgognino (zugleich). Das wollen wir. Es soll der letzte Versuch seyn. Verrina (zu Bertha). Gehe nun Tochter und freue Dich, des Vaterlands großes Opfer zu seyn. | $_9$ im Abgehen hinter sie *L* | Getrost ... Traue] Geh, traue *L* | $_{10-11}$ An ... frei] An einem und eben dem Tage sollen Bertha und Genua frei seyn. (zu verschiedenen Seiten ab) *L* | $_{12}$–391$_2$ fehlt *L* | 390$_{12}$ eine Verfluchte] verflucht *S* | $_{13-14}$ Die Parenthese fehlt *S* | $_{17}$ Geht die Hände ringend ab *S* | $_{18}$ Eilfter Auftritt *S* | $_{31}$ vielleicht — *A* (ab) A^1 vielleicht — gehn wir! (Gehn ab in sein Gemach.) *S* | $_{32}$–391$_2$ fehlt A^1S | $_3$ Pallast. *S* Im Palast des Herzogs. *L* | $_4$ Sc. 10. *L;* in A^1 ist diese ganze Szene getilgt, und auch in *S* fehlt sie | $_5$ hastig] eilig *L* | In der Folge Andreas fehlt *L* | $_7$ dabei ... nicht] dabei, ich weiche um keines Haares Breite. *L* | $_{8-10}$ Der ... Patrizier] Aber die ganze Republik ist in Aufruhr. *L* | $_{11}$ stehe *L* | Berge *L* | sehe] lache zu *L* | $_{12-16}$ zu ... Possen! Possen! fehlt *L* | $_{17}$ das ist Fiesko, vor und *L* | $_{18-23}$ Lomellino. Der Herzog kömmt (ab). *L* | $_{24}$ Zwölfter Auftritt *S.* Sc. 11. *L* | $_{27}$ durchleuchtigster Oheim? *S* | $_{29}$ Aber einem *S* | 392$_5$ Doch den *S* | $_9$ mich] mir *L* | viel Gefahren *L* | $_{15}$ lies gezogen; erzogen ist die Lesart von Boas | $_{17}$ dir's] dies *S* | $_{23}$ zitterte *S* | $_{27-28}$ heftet ... zu] steht sprachlos, und heftet die Augen auf den *S* | $_{28}$ Unglücklicher *S* | $_{33}$ fast vor gottlosen *S* | $_{35}$ (Schnell ab.) Noch einmahl als Herzog, Oheim und Freund, bitt und beschwöhr' ich dich, handle künftighin weiser und vernünftiger, handle als Bürger des Staats, und

als Mensch — beherzige die Worte eines Greises — leb wohl! (Ab.) *L*, von anderer Hand | 393$_{1}$ Dreyzehnter Auftritt *S*; die ganze Szene fehlt *L* | $_{7}$ aufspringend ... zuckend] steht auf, zieht gegen ihn *S* | $_{10}$ Vierzehnter Auftritt *S* Sc. 12 *L* | $_{11}$ Lomellino (außer Athem, erschrocken) Gianettino (sieht dem Herzog glühend und sprachlos nach). *L* | $_{12}$ gehört *S* | Das eine Itzt! fehlt *S* | $_{13}$ Itzt ist alles] Alles ist *S* | $_{14}$ (mit Ingrimm) fehlt *S* | $_{18}$ Rathhaus *S* | $_{25}$ Folter hinter zweite *S* | $_{26}$ gedachten] dächten *S* | daß] da *L* | $_{30}$ auf] aus *S* | $_{33}$ fleht *L* | 394$_{2}$ streifte aber *L* | blutigen *SL* | $_{3}$ fallenden *S* | $_{5}$ raßete *S* | $_{6}$ in fehlt *S* | $_{10-19}$ Gurgel ... Der] Gurgel! (zieht einen Brief mit großem Siegel hervor) Der *L* | $_{10}$ Kaiser Karl] Deutschlands Kaiser *S* | $_{16}$ grossen Brief mit Siegel *S* | $_{18}$ wüthende *S* | $_{19}$ und fehlt *S* | $_{20}$ zwölf] 10 *L* | $_{21}$ Du trittst *L* | $_{22}$ Zwölf] 10 *L* | $_{23}$ zehnmal *L* | $_{24-29}$ Sehn Sie [Siehst Du *L*] ... Anschlag *AL* gestrichen *A*[1] fehlt *S* | $_{26}$ hätte *L* hatte *A* | $_{29}$–395$_{9}$ Auf ... Tagen] — und Du schreibst, was ich diktire. Lomellino. Noch weiß ich nicht — Gianettino. Setze dich. Schreib! Lomellino. Was schreib ich aber? (setzt sich). Gianett. Die Namen der 10 Kandidaten (er diktirt, Lomellino schreibt) Franz Zenturione — Thomas Assarato mit drei Brüdern — Fiesko von Lavagna. Lomellino. Geben Sie Acht! Geben Sie Acht! Sie werden über diesem schwarzen Stein noch den Hals brechen. Gianett. Scipio Bourgognino. Lomellino. Der mag anderswo Hochzeit halten. Gianett. Wo ich Brautführer bin — Raphael Sacco. — Vinzent Kalkagno. Lomellino. Kalkagno — den zehnten schreib ich auf meine Gefahr, oder unser Todfeind ist vergessen? Gianett. Ende gut, alles gut. Joseph Verrina. Lomellino. Das war der Kopf des Wurms. (steht auf, streut Sand, fliegt die Schrift durch, reicht sie dem Prinzen) Der Tod giebt übermorgen prächtige Galla, und hat 10 genuesische Fürsten geladen. Gianettino (tritt zum Tisch, unterzeichnet). Es ist geschehen — In 2 Tagen *L* | 394$_{31}$ empfängt ... es] liebst das Blatt flüchtig *S* | $_{33}$ Namen fehlt *S* | unvernehmlich] vernehmlich *S* | $_{34}$ Kalkagno! Sakko! Fiesko! Verina! *S* | $_{35}$ Die Parenthese fehlt *S* | 395$_{3\,u.\,4}$ Die Parenthesen fehlen *S* | $_{3}$ Alte fehlt *S* | $_{7-8}$ dieser Höfling sich *S* | $_{9}$ Dogenwahl *L* | $_{9-10}$ der ... beieinander] die Signoria versammelt *L* | $_{10}$ zehn *L* | $_{11}$ und] wenn *L* | besetzen fehlt *L* | $_{12}$ die ... Sturm] das Rathhaus mit Sturm besezzen *L* | $_{13}$ so ... ausrufen] tritt Gianettino in den Saal, und läßt sich huldigen *L* | $_{14}$ Aber ... Oheim] Und Andreas *L* | $_{15-16}$ Ist ... Dieser] (verächtlich). Ist ein alter Mann. Lomellino. Aber das Blatt, Prinz? Gianettino. Nimmst du, lässest es durch unsre Partei zirkuliren. Dieser *L* | $_{15}$ einen Brief] Briefe *S* | $_{17}$ meinen Freund] den *L* | $_{18}$ Genua] der Hauptstadt hier *L* | $_{19}$ Riß] Loch *L* | $_{19-20}$ die .... nicht] keinen Senat *L* | $_{21-23}$ Gianettino. Genua wird doch noch einen Meuchelmörder haben? wird sorgen dafür? (Gehen ins Nebenzimmer ab.) *S* | $_{21}$ Meuchelmörder] Meuter *L* | $_{24}$ bei Fiesko fehlt *S* | $_{25}$ Fünfzehnter Auftritt *S* | $_{26}$ Fiesko (mit Papier in der Hand) *S* | $_{27}$–397$_{8}$ fehlt *S* | 396$_{1}$ Hum *L* | $_{10}$ ankommen *L* | $_{14}$ einkehre *L* | $_{17-19}$ Entwischt ... schießen fehlt *L* | $_{20}$ eine Arbeit] ein Geschäft *L* | $_{21}$ wohl fehlt *L* | $_{25}$ Beschnittenen *A*[1] Verschnittenen *AL* | darauf *L* | $_{30}$ Geh, fehlt *L* | $_{34}$ Sumpf ... sollst]

Morast untertauchen solltest *L* | $_{36}$ den vor Eingang *L* | 397$_2$ abends fehlt *L* | $_{2-3}$ betrunken fehlt *L* | $_{4-8}$ Dorias . . . ab] der Hauptschlüssel zu allen Tollheiten Dorias. Gleich morgen früh mußt du hingehen. Vielleicht ist er heute Nacht bei dieser keuschen Luna Endymion. Mohr. Noch ein Umstand, gnädiger Herr, wenn die Genueser fragen — und ich schwöre, das werden sie — wenn sie mich jezt fragen, was denkt Fiesko zu Genua? — Werdet Ihr Eure Maske noch länger tragen, oder was soll ich antworten? Fiesko. Antworten? Wart! die Frucht ist ja zeitig. Wehen verkündigen die Geburt — Genua liege auf dem Block, sollst Du antworten, und Dein Herr heiße Johann Ludwig Fiesko. Mohr. Und das soll angebracht werden, daß es Feuer fängt, wie der Funke im Pulverthurm, bei meiner Spitzbubenehre. (eilt weg) *L* | $_{9-10}$ Räder . . . Maschine] Maschienen des großen Wagestücks *L* | $_{10}$ Spiel] Konzert *L* | $_{11}$ ist mehr übrig fehlt *L* | $_{12}$ der . . . des] Genuas Patrioten den *L* | $_{13}$ Die Parenthese fehlt *S* | Ha ein *S* | $_{14}$ Sechszehnter Auftritt *S* Sc. 14. *L* | $_{15-16}$ Romano . . . trägt fehlt *S* Romano (mit einem Tableau) *L* | $_{17}$ Die Parenthese fehlt *S* | voll Freundlichkeit] mit Munterkeit *L* | Ah] Ha *S* | $_{18}$ werthesten *S* | $_{17}$–398$_6$ Ah . . . Fiesko)] Willkommen meine würdigen Freunde! Welche wichtige Angelegenheit führt Sie heute zum zweitenmale zu mir? Wir kamen diesen Morgen so im Sturm auseinander. Ohne Zweifel haben Sie sich jezt eines Bessern bedacht. Sie haben sich mit der Philosophie des Fiesko vielleicht ausgesöhnt, und fangen nun an, meine Frölichkeit etwas minder verdammlich zu finden? Ist es nicht so, Freund Bourgognino? Bourgog. Erraten Graf von Lavagna. Wir sind nun überzeugt. Die Beredsamkeit des Fiesko hat uns endlich alle bekehrt. Einer Rolle, die Fiesko so glücklich spielt, wird sich kein Genueser zu schämen haben. Sie haben uns heute zu dem Genusse der schönen Künste verwiesen. Genuas Freiheit mag untergehen. — wir wollen unsre Augen an schönen Gruppen ergözzen. *L* | 397$_{19}$ da fehlt *S* | meinen Wünschen *S* | $_{27}$ ihr seht *S* | $_{28}$ den vor politischen *S* | $_{29}$ verzweifelnden *S* | $_{33}$–399$_{31}$ Auch . . . Romano fehlt *S* | 398$_{16}$ Treten Sie so A^1 Ziehen Sie jenen Vorhang auf. Diesen lassen sie [Sie *L*] fallen. *AL* | $_{19}$ Sprüz'] Stoß *L* | $_{20}$ Wie so *L* | $_{29-30}$ die Augen vergessen] vergessen Deine Augen zu gebrauchen *L* | 399$_3$ Die Parenthese fehlt *L* | $_{11-13}$ Sollt' . . . weg! gestrichen A^1 | $_{12-13}$ in Versaz geben] verkaufen *L* | $_{14}$ schenk' *L* | $_{25}$ eignen *L* | $_{30}$ Sc. 15. *L* | $_{32}$ Die Parenthese fehlt *S* | $_{33}$ Wart *L* | $_{34}$ bereden *S* | $_{35}$ von ferne *L* | 400$_1$ hatte] hat *S* | schon Fiesko *L* | $_2$ ein Paket Briefe] Papiere *S* | die . . . spreitet [breitet *L*]] streut sie alle über eine Tafel *S* | $_4$ vom Papst] von Rom *S* | $_{6-7}$ (Alle . . . Selbstgefühl)] (lange Pause) *S* | $_{14}$ dem *S* | $_{15}$ arglistigsten *S* | $_{16}$ eurem *SL* | $_{20}$ einen fehlt *S* | $_{22}$ vom *S* | $_{23}$ gehen *SL* | von] zu *S* | $_{25-26}$ Des . . . mein fehlt *S* | $_{26}$ Tyranney *S* | $_{27}$ Umgusse] Ungefähr *S* | $_{29}$ habe *L* | $_{30}$ aufschrecken] aufwecken *S* | $_{31}$ ruft . . . zu] laut *S* | $_{33}$ der . . . gestanden] Kommt aus den Gedanken zu sich *S*, fehlt *L* | 401$_1$ schlafend *S* | $_{10}$ fehlt *S* | $_{11}$ Fiesko] Verrina *L*, fehlt *S*, wo Zeile 11 noch Bourgognino zugeteilt ist! zum leztenmal] wieder *L* | $_{12}$ Bourgognino. Kalkagno] Fiesko *SL* | um . . . Stunde] Mittag will ich Eure Meinungen sammeln, also lebt wohl für heute *L* | Dahinter

Alle. Ja Morgen um diese Stunde. *S* | $_{13-17}$ fehlt *L* | $_{13}$ denn glücklich] wohl *S* | $_{14}$ und] um *S* | zu vor spielen *S* | $_{18}$ Kalkagno (zu Sakko)] Kalkag. u Sacco *L* | $_{18-20}$ Sakko ... wittern] Laßt uns zu dem Hinterthor hinausgehen, daß Dorias Spionen nichts merken *L* | $_{18}$ gute Nacht mit Tinte gestrichen A^1 | $_{21}$ Sakko. Wohl, gute Nacht (Beyde gehen ab). *S* (Fiesko, Kalkagno und Sacco zu verschiedenen Seiten ab) *L* | $_{22}$ Siebenzehnter Auftritt *S* Sc. 16 *L* | $_{23}$ die zurückgeblieben fehlt *SL* | $_{24-25}$ Bourgognino ... Pause)] Verrina. (steht in todtenähnlicher Erstarrung) *S* Bourgog. (nähert sich Verrina, der in finsteres Nachdenken versunken steht) *L* | $_{25-34}$ beim ... Nein] wie so plözlich verwandelt, Verrina? Fürchterliche Gedanken haben Ihre Mienen zerwühlt, Ihre Augen rollen, schwarzer Tiefsinn ruht auf Ihrer Stirn! Sie schweigen, und sehen aus wie einer, der über schrecklichen Dingen brütet. Verrina (nimmt ihn sachte bei der Hand). Bourgognino, ich fürchte — Dein Blut ist warm, Deine Nerven sind weich und geschmeidig, dergleichen Naturelle fühlen menschlich und sanft, Du bist nicht geschickt, die Sprache meines Grams zu verstehen und meinen Entschluß anzustaunen. Bourgog. Ich will ihn hören und zu dem meinigen machen. Verrina. Nicht darum *L* | $_{28}$ verwühlet? *S* | $_{33}$ ich vor fühle *S* | $_{34}$ (erweicht) fehlt *S* | 402$_1$ O Scipio] Scipio *S* O Bourgognino *L* | $_2$ grauenvoll] schwarz *L* | lichtscheue fehlt *L* | $_3$ ungeheuer ... sprengen] schrecklich und ungeheuer *L* | $_{5-8}$ Wenn ... gemacht fehlt *L* | $_6$ eine] mir *S* | $_8$ Scipio] Bourgognino *L* | $_{10-11}$ aber antworte nichts junger Mann, *L* | $_{11}$ Kein] Nicht ein *L* | darauf sagen] mir darauf antworten *L* | $_{13}$ Sterben! fehlt *L* | $_{14}$ Sterben!] Fiesko. *L* | Ich ... heraus durchstrichen A^1 fehlt *S* | $_{15}$ muß vor sterben *L* | Sohn, und sterben *L* | verlaß mich und vor geh *L* | $_{16}$ keinen Menschenurtheilen *L* | mehr fehlt *S* | $_{17}$ Schiedsmann] Richter *L* | $_{19}$ mich kostet] mich gekostet *S* mir kostet *L* | Doch] (Bourgognino will gehen) Aber *L* | $_{20}$ gar fehlt *L* | daran] darüber *L* | $_{21}$ sahest ... spiegeln] sahst Du ihn vorhin, wie er sich an unserer Bestürzung ergözte? *L* | $_{22}$ ganz vor Italien *L* | $_{22-23}$ in Genua seines Gleichen *L* | $_{23}$ Geh! fehlt *L* | Tyrannen Doria *L* | $_{24}$ Aber vor Fiesko *S* | $_{25}$ noch vor gewisser *S* | $_{26-27}$ Nun geh! (Beyde gehen ab) *S* fehlt *L* | $_{28}$ fehlt *S*.

Dritter Aufzug. 403$_1$ Actus III. *L* | $_{2-3}$ Saal bey Fiesko mit Glasthüren, und Prospekt übers Meer und Genua. Morgendämmerung *S* (Saal bei Fiesko:) (man erblickt durch ein großes hinteres Fenster einen Teil der Stadt Genua, es wird nach und nach Morgen) *L* | $_5$ mit ... Zimmer] Auf und abgehend *S* allein, vom Fenster zurückkommend *L* | $_6$ im ganzen] in *S* | kleinen *S* | $_{5-20}$ Der Monolog (in *S* fehlen Z. 10—16 Der Harnisch ... unterzutauchen?) lautet in *L*: Der Mond ist schon untergegangen. Der feurige Morgen steigt aus dem Meer, und ich wache noch? — Was für ein Aufruhr in meiner Brust! Mein Blut siedet, schwarze Bilder jagen sich in meinem Gehirn. (nach einigen heftigen Auf- und Niedergehen steht er nachdenkend still) Bürger Fiesko?? ... Herzog Fiesko?? ... — — Das, das ist der gefärliche Kreuzweg, wo die Redlichkeit von meinem Ehrgeiz Abschied nimmt, wo sich die Straßen zum Himmel und zur Hölle scheiden. Bürger Fiesko? .... Herzog Fiesko? ... —

Ein Diadem erkämpfen ist groß, aber es wegwerfen ist so göttlich. Daß ich der größte Mann bin im ganzen Genua! Daß sie mein sind die Herzen der Bürger! daß von meinen Händen dahin und dorthin sich gängeln läßt die furchtbare Republik! — — und es sollte Verbrechen seyn, nach dem Purpur zu greifen?

Aber ich verlezze die Tugend? — — Ich versprach meinen Mitbürgern die Freyheit, und jezt bin ich treulos genug, mich diebisch auf ihren Thron zu stehlen? Unglückseliger Durst nach Größe! Uralte Sucht nach Ehre, die den Ersten nach Gott ansteckte, und Legionen Engel von dem Allmächtigen abtrünnig unter die Fahne Satans versammelte — — aber die Hölle war ihr Lohn, und ich traue Dir noch? (geht auf und ab, bleibt der Stadt gegenüber stehen und verliert sich in ihrem Anblick) Diese große majestätische Stadt — — und sie wird mein seyn, sobald ich entschlossen bin (mit großer Bewegung auf sie zugehend) Mein! — Und drüber empor zu flammen gleich dem königlichen Tag — drüber zu brüten mit Monarchenkraft — all die kochenden Begierden — all die nimmersatten Wünsche meines Herzens in diesen grundlosen Ozean unterzutauchen? gewiß! wenn auch des Betrügers Geist den Betrug nicht adelt, so adelt doch der Preis den Betrüger. Es ist schimpflich, eine Börse zu leeren — — es ist frech, eine Million zu veruntreuen; aber es ist namenlos groß, eine Krone zu stehlen. Die Schande nimmt ab, je größer die Sünde wird.

Gehorchen! — Herrschen! — — Ungeheure schwindlichte Kluft! legt alles hinein, was der Mensch Kostbares hat, Eure gewonnenen Schlachten, Ihr Sieger, Künstler, Eure unsterblichen Werke, Eure Vergnügungen, Epikurer, Eure Meere und Inseln Ihr Weltumschiffer! — Gehorchen und Herrschen! — — Nichts im Himmel und auf Erden kann mir Ersatz für dieses Opfer geben.

Droben zu stehen auf der schrecklich erhabenen Höhe — herabzulächeln in den reißenden Strudel der Menschheit, wo das Rad der blinden Glücksgöttin Schicksale schelmisch wälzt — den ersten Mund am Becher der Freude, — tief unten den geharnischten Riesen Gesez am Gängelbande zu lenken, — schlagen zu sehen unvergoltene Wunden, wenn sein kurzarmiger Grimm an das Geländer der Majestät ohnmächtig poltert — die unbändigen Leidenschaften des Volks gleich jenem [einem ?] mutigen Rosse mit dem [hier ist in *L* eine Lücke von ungefähr 3—4 Worten, im entsprechenden Monolog in der Lit.-Ausg., dem *L* grösstenteils folgt, stehen die Worte: weichen Spiele des Zügels] zu zwingen — den Stolz der Vasallen mit einem, einem Athemzuge in den Staub zu legen, wenn der schöpferische Fürstenstab auch die Träume des fürstlichen Fiebers zum Leben erweckt. Ha welche Vorstellung, die den erstaunenden Geist über die Schranken der Sterblichkeit reißt! — Ein Augenblick auf dem Thron genossen, hat alle Freuden des menschlichen Daseyns erschöpft. Nicht der Umfang des Lebens, nicht die Zahl unserer Jahre, nicht die Vielfältigkeit des Genusses, seine Größe bestimmt unsre Glückseligkeit. Löset den Donner in seine einfachen Töne auf, Ihr werdet Kinder damit in den Schlummer singen; aber schmelzt sie in einen plözlichen Schall zusammen, und der monarchische Klang wird den ewigen Himmel erschüttern. — Ich bin entschlossen. *L* | $_7$ größern *S* | verlezte *S* | $_{7-8}$ (Steht

still) fehlt *S* | $_{22}$ mit merklicher Angst fehlt *A* | Hernach . . . draußen] Mohr drausen *S* fehlt *L* | $_{23}$ Vergeben] Verzeihen *L* | Morgensruhe *S* | $_{25}$ tritt . . . zurück] höchst betreten *L* | 404_2 verraten] setzen *L* | $_{2-3}$ der feindlichen Morgenluft aus *L* | $_{6}$ im] in *SL* | $_{8}$ doch] Das *S* | $_{9}$ komme] kam *S* | $_{15}$ Fantome *L* | $_{19}$ Mitleid *L* | $_{22-23}$ den Tisch *S* | $_{23-24}$ Dolch . . . diesen fehlt *L* | $_{23-24}$ seinen Liebesbrief] einen Brief hinlegend *S* | $_{28}$ seine Arme *S* | $_{30}$ Lästerungen *S* | $_{31}$ wegblüht] wegbleicht *S* | $_{35}$ Nein fehlt *S* | Madonna] Madam *S* | 405_1 Leonore. (abseits) *S* | Ach! *S*, wie oben auch durch Druckversehen in unserem Text; es muß Ah heißen | $_{7}$ knechtisches fehlt *L* | $_{9}$ äußerst fehlt *S* | $_{10}$ etwas fehlt *S* | $_{12}$ werfe *S* | $_{13}$ alle fehlt *S* | $_{15}$ verschenkte *S* | $_{16}$ Die Parenthese fehlt *S* | $_{23}$ vor der Thüre hinter Mohren *S* | $_{28}$ mit Anstand fehlt *S* | $_{30}$ keuchend] außer Athem *S* | 406_2 verblaßt *L* | $_{3}$ karten] spielen *L* | Tarock] Matador *L* | $_{5}$ kamst *S* | $_{8}$ Hohlweg] Holzwege *S* | $_{10}$ Golde *L* | $_{12}$ und wichtig fehlt *S* | $_{13}$ einen fehlt *S* | $_{14}$ Indem . . . deutet] Deutet aufs Papier *S* | $_{17}$ 2ten vor Zettel *L* | Hier vor Numero *S* | $_{18}$ sein fehlt *S* | $_{19-20}$ Er . . . an] Trotzig mit untergestemmten Armen *S* | $_{21}$ (Arglistig) fehlt *S* | $_{25-26}$ im gräflichen *L* | $_{27}$–407_1 Wo . . . schweigen fehlt *L* | 406_{29} Dulcinea der vor Bononi *S* | $_{32}$ nachfragen *S* | $_{36}$ bey vor einer *S* | 407_2 eilf *S* 11 *A* 9 *L* | $_{5}$ dem] den *SL* | $_{6}$ in] im *SL* | $_{10}$ Euch meinen] einen *S* | $_{12}$ bei den Kapuzinern] in den Klöstern *L* | auch fehlt *S* | $_{14}$ sehen *SL* | $_{15-22}$ fehlt *L* | $_{15-25}$ Was . . . dein fehlt *S* | $_{24 u. 25}$ Vierhundert] 2000 *L* | $_{26}$ Hört . . . alles!] Gelt Fiesko? Wir zwei wollen Genua zusammenschmeißen, daß man die Gesetze mit dem Besen auskehren kann. *L* | $_{28}$ Eisen und Stahl] meine Höllenfahrt *L* | habe *L* | $_{29}$ auf] an *L* | Thore *L* | $_{30}$ beschwatzen] beschützen *S* | $_{34-35}$ den ungeheuren Quader] die ungeheure Masse *L* | $_{35}$ gewälzt] gewalzet *S* | 408_2 hereinholen. — Aber was] nachholen. Mohr. Ueberdieß noch ein Billet von der Gräfin Imperiali. Sie winkte mir von der Gasse hinauf, war sehr gnädig, fragte mich spöttelnd, ob die Gräfin von Lavagna keinen Anfall von Gelbsucht gehabt hätte? Euer Gnaden, sagt ich, fragen nur einem Befinden nach, sagte ich — Fiesko (hat das Billet gelesen und wirft es weg). Sehr gut, sie antwortete? Mohr. Antwortete, sie bedaure dennoch das Schicksal der armen Wittwe, erbiete sich auch, ihr Genugthuung zu geben, und Euer Gnaden Galanterien künftig zu verbitten. Fiesko (hämisch). Ist das die ganze Erheblichkeit Hassan? — was *L* | diesem *SL* | $_{3}$ einer] der *SL* | $_{4}$ Imperiali fehlt *L* | $_{5}$ rühren] mischen *S* | $_{8}$ reißt . . . heftig] reißts aus der Hand *S* | $_{10}$ Atemzug] Athem *S* Athemzuge *L* | $_{11}$ also solltest du — hinter Pulver *S* | $_{12}$ (ungeduldig). Soll ich fehlt *S* | der] dem *S* | $_{13}$ schlucken] schlücken *S* saufen *L* | verordnet von der Doktorinn Julia Imperiali *S* | $_{14}$ — Dieses holdselige Geschöpf? — vor Hat *L* | $_{15}$ Frauenzimmerseele] Weiberseele *S* | $_{18}$ (zum Mohren) vor Du *L* | $_{20}$ Sie . . . geladen] Dieses Billet ladet mich zu ihr. *L* | $_{21}$ Ihnen . . . vorschwatzen] den Lockvogel spielen, will Ihnen vorplaudern *L* | $_{22}$ zwischen] in diesen *L* | Wänden] Mauren *S* | $_{23}$ kannst, rufst] kannst. Ruf *S* | $_{26}$ Punkto *S* | herbestellt *SL* | $_{28}$ gezappelt] gehangen *L* | 409_2 Fiesko. Verina. Bourgognino. Kalkagno. Sakko. *S* Fiesko. Alle Verschworne. *L* | $_{3}$ (ihnen entgegen) fehlt *S* | $_{7}$ Menschenschritte

S | $_{8-9}$ fehlt L | $_{10}$ Furcht . . . Schwelle fehlt L | $_{10-11}$ Willkommen. Wer S | $_{11}$ ist, nehmt S | $_{22}$ indem . . . bedeutend] lehnt sich auf Fieskos Sessel S | $_{30}$ (in Bewegung) fehlt S | 410_6 berichtigt . . . Nun] berichtigt. Nun setzen wir uns. Alle. (nachdem sie unterschrieben setzen sie sich) Fiesko. Nun S | $_9$ uns fehlt S | viel SL | $_{13-14}$ halten . . . Tirannenangst] besuchen sie L | $_{15}$ (abgewandt) fehlt S | $_{16}$ Nun vor Rafael S | $_{17}$ nicht hinter mir S | $_{18}$ Gastmal L | $_{19}$ dann . . . gepreßt fehlt L | $_{23}$ mit Entsetzen] entsetzend S | Tropfen L | $_{28}$ jede Banditenbruderschaft S | $_{29}$ macht] deutet L | $_{33}$ wirft sich ihm] fällt Vernia S | werfen] zwingen L | $_{34}$ den [die S] . . . herab] dem Glück eine Gunst ab L | 411_6 dünn L | $_{10}$ Handschrift S | $_{11}$ im Triumph] stolz S hämisch L | Dahinter Izt fahre wol Doria schöner Stern. Auch Patroklus ist gestorben und war mehr als Du. L | $_{12}$ fehlt SL | $_{13}$ Bourgog. (da er gelesen) S Bourgog. (nachdem sie gelesen) L | gräßlich] greulich S | $_{14}$ Zwölf] 10 L | $_{21}$ wird] ist S | $_{23}$ Saul und Gentili, Viradi und Vesodinari S | $_{27}$ Bourgog. Ich zweifle auch im geringsten nicht. S fehlt L | $_{28}$ Fiesko fehlt L | $_{29}$ der] des S | $_{30}$ unbetackelt und unbemannt S | $_{32}$ an] in SL | $_{34}$ festesten S | der Stadt fehlt S | $_{35}$ und besetzt fehlt S | 412_1 ihrem Palaste S | $_3$ um unsere S | $_6$ sehen SL | $_{8-19}$ (bedeutend . . . itzt! fehlt L | $_8$ (bedeutend). Genueser fehlt S | stellet S | $_9$ Komplotts, Genueser! S | $_{13}$ hieße S | $_{16}$ auch fehlt S | $_{21}$ erforsche S | $_{24-25}$ berichtigt . . . sprengen] zu Stande gebracht, und noch überdies der Gräfin Imperiali eine Abendvisite gegeben haben L | $_{24}$ noch fehlt S | $_{32}$ Fiesko (sezt sich ans Pult und schreibt). L | $_{33-35}$ fehlt L | 413_3 Blatt] Blatte S Briefe L | $_6$ fremd und fehlt S | $_7$ eine Goldbörse] einen Beutel S eine Geldbörse L | $_{10}$ Mohr allein. (hebt ihn auf, sieht ihm stutzig nach.) S | auf] von der Erde L | $_{11}$ so? So — miteinander? S | $_{12-15}$ das . . . Gut! fehlt L | $_{13}$ ins S | $_{14}$ hübsch hohen vor genuesischen S | $_{16}$ werde L | $_{18}$ erleben S | $_{22}$ geringeres L | ein Leben und] sein, und S | $_{23}$ Hut . . . voll] Hut voll Gold S | $_{23}$-414_2 (Er . . . fragen fehlt L | 413_{24} plötzlich fehlt S | $_{27}$ zurückegieng S | $_{30}$ jenen] meinen S | 414_1 Christ] Europäer S | Heiden] Mohren S | $_2$ oder meine unsichtbare Geister hinter Gelehrten S | $_3$ Zimmer der Julia Imperiali S Zimmer bei der Gräfin Imperiali L | $_6$ Abend] Tag A^1 S | $_7$ (steht auf) fehlt L | mag es auch] muß es wol L | $_8$ Kronprinzen] Prinzen L | zu seiner Schwester] hieher L | $_{9-12}$ fehlt L | $_{10}$ da vor abkommen S | $_{15}$ wenn] ob L | Gehirn] Gedächtniß L | Richtigkeiten] Neuigkeiten S | $_{16}$ beherbergte] aufbewahrte L | $_{21-31}$ fehlt L | $_{23}$ starker S | $_{25}$ aufgebracht] zornig S | $_{26}$ sitzen, hämisch] hönisch sitzen S | $_{27}$ Adelsbrief S | $_{32-33}$ Schwesterchen! Schwesterchen! . . . ist] (aufgeheitert) L | $_{34}$ Empfehl' mich] Leb wol Schwester L | 415_6 nimmt ihn beiseite] zieht ihn auf die Seite S | Julia . . . zurück A^1 Julia tritt zornig zu einem Flügel und spielt ein Allegro A Julia tritt zu einem Flügel und spielt L fehlt S | $_8$ früh fehlt S | $_{16}$ Wäre SL | $_{17}$ habe L | $_{19}$ fürchterliches S | $_{28}$ gekostet hat A^1 verschmeckt A schmeckt L | $_{29-30}$ noch diesen Abende S | $_{31}$ daß . . . hereinschleichen fehlt L | $_{31-34}$ Nun . . . Gianettino] Gute Nacht Schwester L | $_{32}$ ist . . . vorüber A^1 hast du deinen Zorn bald verklimpert A | $_{33}$ Julia (die unterdessen unwillig auf und abgegangen.) S | $_{34}$ will . . . Fiesko]

(lacht, und will abgehn, stößt aber an Fiesko an.) Ha! *S* | 416₃ fehlt *S* | ₄ zuvorkommend,] sehr *S* | ₆ könnte *S* | erwünschter *S* | ₈ tritt [Er tritt *A*] . . . respektvoll] küßt Julien *S* | ₁₂₋₁₃ erschrecke . . . Verzeihen Sie *A*¹*S* erschrecke an meinem Neglischee. Verzeihen Sie Graf. (will in ihr Kabinet eilen [fliegen *L*] *AL* | ₁₄₋₁₅ Sie sind immer reizend *A*¹*S* Das Frauenzimmer ist nie so schön, als im Schlafgewand *AL* | ₁₅ (Lächelnd) fehlt *S* | es ist die Tracht seines Gewerbes vor Diese *AL*, in *A*¹*S* nicht | ₁₅ hinaufgezwungenen *SL* | ₁₆ untereinanderwerfe *S* | ₁₇ verwirrt *SL* | ₁₈ zu] gegen *L* | ₁₉ gleichviel? . . . diesen] gleichviel? — Und auch dieses Band ist falsch angeheftet — Setzen Sie sich schöne Gräfin — Augen zu fesseln versteht Ihre Laura, aber nicht Herzen — Lassen Sie mich Ihre Kammerfrau seyn. (sie setzt sich, er macht ihren Anzug zurecht.) Gianett. (zupft Lomellino). Der arme sorglose Mensch! Fiesko (hat sie fertig gemacht, und führt sie vor einen Spiegel) Nun bei meiner Ehre, dieser Anzug muß Morgen Mode in Genua seyn. (sein) Darf ich Sie so durch die Stadt führen, Gräfin? Julia. Ueber den verschlagenen Kopf! Wie künstlich ers anlegte, mich in seinen Willen hineinzulügen? Aber ich habe Kopfweh und werde zu Hause bleiben. Fiesko. Verzeihen Sie Gräfin — das können Sie, wie Sie wollen, aber Sie wollen es nicht — diesen *L* | ₂₀ Schauspieler] Komödianten *S* | hier fehlt *S* | ₂₂ mehresten] meisten *S* mehrsten *L* | ₂₈ wird roth und vor geht *L* | Dahinter Laura! *L* | ₂₉ sich] mich *S* | ₃₂ wünsche *S* | vergessen *S* | 417₁ gedenken *S* | ₂ ganzem vor Herzen *S* | ₄ fehlt *L* | ₅ Die Vorigen fehlt *L* | ₆ mir's] es mir *L* | ₁₀ des vor Doria *S* | ₁₃ den vor Abend *S* | ₁₄ welches *S* | ₁₅ könnte *S* | ₁₉ schmollt fehlt *S* lächelt heuchlerisch vor sich hin *L* | ₂₀ Sc. 10 *L* | ₂₄ und], um *S* | ₂₅ zu machen *S* | ₂₈₋₂₉ der Kapuziner fehlt *L* | ₃₀ Ansehen *SL* | lassen fehlt *S* | ₃₂ freudig, und vor zuversichtlich *S* | 418₃ laut zu Lomellin fehlt *S* laut *L* | doch vor nach *S* | ₄₋₅ (Zu . . . soll! fehlt *S* | ₇ und . . . hatte [hat ist oben Druckfehler] aber doch immer herüber schielte *S* | ₁₀ Schießt hinaus] läuft ab *S* | ₁₁ Auch fehlt *S* | ₁₂ Frau] Gräfin *S* | ₁₃ kömmt] käm *S* kommt *L* | ₁₅ O fehlt *S* | ₁₆ fehlt *S*.

Vierter Aufzug. 419₁ Actus IV. *L* | ₂₋₄ Es ist Abend; die Scene ist ein Saal bei Fiesko, der hinten durch ein Gitter geschlossen ist, das zum Schloßhof führt, hinter dem Gitter sieht man Schildwachen auf- und abgehen. *L* | ₃ Grunde] Hintergrunde *S* | ₃₋₄ Wache steht *S* | ₆₋₉ Nobili, welche im Grunde murmelnd immer auf und abgehen. Bourgognino aus einer Nebenseite. Verina kömmt von hinten durchs Gedränge. Reden ganz sachte wegen den anwessenden Nobili. *S*, 6 Edelleute (die unordentlich im Saal durch einander gehen), Verrina, Bourgognino, Sacco (welche leise zusammensprechen). (Viele Schwerter sind auf einen Haufer geworfen.) *L* | ₁₀ Ah] Ha! *S* | ₁₀–420₂₇ 1. Edelm. Der Graf läßt lange auf sich warten. 2. Edelm. Wie viel ist die Glocke? 1. Edelm. 8 Uhr vorüber. 2. Edelm. Um 9 Uhr geht die Komödie an. 1. Edelm. Hier liegen Waffen. 2. Edelm. Man wird sie zum Schauspiel gebrauchen. Verrina und Bourgog. (murmelnd für sich). Das wird [kann *L*¹] wol seyn. 2. Edelm. (zu Verrina). Freund, wann geht denn die Komödie an? Verrina. Sobald die Dekorationen gestellt sind. 1. Edelm. Sagen Sie uns doch,

wird es traurig oder lustig seyn? Bourg. (lachend). Beides. Der Held des Stücks stirbt im ersten Akt, und der Ausgang ist komisch. 1. und 2. Edelm. Das ist ein närrisches Stück! (treten wieder zusammen). Bourgog. (zu Verrina). Wie stehts im Hafen? Verrina. Alles glücklich am Bord. Bourgog. Das Schloß ist auch gepfropft voll Soldaten. Verrina. Es geht stark auf 9 Uhr. Bourgog. Der Graf macht sehr lange, unsre Gäste werden die Geduld verlieren. 1. Edelm. (zu Bourgog.). Wissen Sie nicht Freund, wird der Hanswurst in der Komödie vorkommen? Bourgog. O natürlich. Er wird die Hauptrolle spielen. Doktor Faust wird vom Teufel geholt, und der Hanswurst wird den Teufel machen. Sacco. Der Teufel hat in Genua schon ein ganzes Jahr den Hanswurst gemacht. Schildwachen (rufen im Schloßhof). Wer da? *L* | 419_{13} das] die *S* | $_{14}$ bestürmen *S* | selbst dieserwegen vor hieher *S* | $_{19}$ (horchend.) Das also ist *S* | $_{20}$ das fehlt *S* | $_{24}$ so verlieren sie *S* | 420_{1} hinaus] heraus *S* | $_{3}$ Zweyter Auftritt. Sakko von drausen, und Vorige. Wache. (ruft.) Wer da? *S* | $_{5-6}$ fehlt *S* | $_{7}$ antwortet . . . Eintritt] im hereintreten *S* | $_{8}$ Sakko . . . nach] Ja Sakko ist es *S* | $_{11}$ zehn Uhr] schon zehn *S* | $_{16}$ ihren] den *S* | $_{20}$ Sakko, kennen . . . der *S* | $_{23}$ überrumpelt] überfallen, und unsrer Willkühr überlassen *S* | $_{28}$ Sc. 2. *L* | $_{29}$ Hernach . . . außen] hernach Fackeln *S* fehlt *L* | $_{30}$ im Hereintreten fehlt *S* antwortet den Schildwachen im Hereintreten *L* | $_{30-31}$ Die . . . sich] Alle verneigen sich, Schildwachen präsentiren *L* | $_{31}$ wertheste *SL* | $_{32}$ lange *SL* | $_{33}$ zum] zu *SL;* ebenso 421_{2} | 421_{5} ruhig] gut *L* | $_{8}$ zu den Thorwachen] zur Wache *S* | $_{9}$ zur] unter die *S* | $_{10-11}$ (Alle . . . Fiesko] alle schliessen einen Kreis um ihn herum *S* fehlt *L* | $_{15}$ meine vor Freunde *S* | $_{16}$ so fehlt *L* | $_{20}$ Verwünschen *L* | $_{21-22}$ Ein . . . Arznei gestrichen A^1 fehlt *S* | $_{23}$ hat] hätte *S* | $_{25}$ Genuas Wiege] Genua *S* | $_{26}$ denn fehlt *S* | $_{27}$ frechen] frohen *S* | $_{28}$ wildes *L* | Gemurre] Gemurmel *S* | $_{29}$ Sache] Rache *S* | $_{31}$ verraten] verachten *S* | $_{32}$ (Gemurmel mit Bewegung) *S* | $_{33}$ itzt] Jezt *L* Ha! so *S* | $_{35}$–422_{4} Diese . . . denn fehlt *S*, das dann 422_{4} Meine statt meine liest | 422_{4} Wagestück *L* | $_{8}$ Einige Nobili] 1. 2. 3. Edelmann *L* | $_{10-13}$ Bourgognino . . . Mannes] Fiesko *L* | $_{10}$ seinem] dem *S* | $_{11-12}$ bis . . . losschließt fehlt *S* | $_{16}$ die Fackeln *S* | $_{17-19}$ fehlt *S* | $_{17}$ wünschte, Freund! *L* | $_{18}$ noch vor nicht *L* | $_{20}$ Einer der Nobili] Ein Nobili *S* 1. Edelmann *L* | Zwölf] 10 *L* | Teufelisch *L* | $_{21}$ auf fehlt *S* | $_{22}$ bereit liegenden vor Waffen *L* | zwei ausgenommen fehlt *S* | $_{23-25}$ fehlt *L* | $_{23}$ Voriger] Ein Nobile *S* | $_{26}$–423_{6} fehlt *S* | 422_{27} Bourgognino] Sacco *L* | $_{28}$ Voriger] Bourgog. *L* | $_{29}$ Ein andrer] 1. Edelmann *L* | $_{34}$ von der Gesellschaft vor werfen *L* | 423_{2} lange *L* | $_{3}$ Schlosse *L* | $_{4}$ scharfe Posten] scharfgeladne Pistolen *L* | $_{7}$ Wache. Wer da? *S* Kalkagno (pocht). Schildwachen (rufen). Wer da? *L* | $_{8}$ pocht und fehlt *L* | und ruft fehlt *S* | $_{9}$ geschwind vor auf *S* | $_{10-11}$ „um Gottes willen"] ängstliche Wesen *S* | $_{12}$ Soldaten macht ihm auf *S* | $_{13}$ Sc. 3. *L* | $_{14-15}$ Vorige . . . . erschrocken)] Vorige. Kalkagno. Hernach ein Deutscher. Kalkagno. *S* Vorige. Kalkagno. Kalkagno (auser Athem, erschrocken) *L* | $_{17-18}$ fehlt *L* | $_{20}$ mehr fehlt *SL* | $_{22}$ ist fehlt *L* | $_{24}$ Alle. (erschrecken, und stumme Pausen, lassen die Schwerter fallen.)

S (Alle erblassen, selbst Fiesko verändert die Farbe) L | $_{25}$ Streckt] haltet L | $_{28}$ Die Nobili] Alle S Alle Nobili L | untereinander S | $_{29}$ (gefaßter) fehlt S | $_{30}$ ihr] meine S | $_{31}$ Das . . . Knaben] Vor diesen Knaben das S | $_{32}$ auch du S | $_{33}$ (heftig) fehlt S | $_{35}$ fehlt L | 424_1 schlägt . . . auf] lacht S | $_{2-3}$ Meisterlich . . . Kalkagno fehlt S | $_{3}$ Merket A (so muss es oben im Texte heißen) Merkt S Merktet L | denn vor nicht L | diese] die S | $_{6}$ (sie erhohlen sich.) S fehlt L | $_{9}$ dieser] die S | $_{10-11}$ ihr . . . . wollt fehlt L | $_{11}$ müssen hinter fechten S | zum] zu SL | $_{16}$ der Alte ist L | $_{17}$ lange L | $_{18-29}$ fehlt S | $_{18}$ Schrecken L | $_{26}$ sahen L | $_{31}$ zurück S | $_{32-36}$ fehlt S | $_{32}$ Hum! Hum! L | Kalkagno fehlt L | $_{33}$ nichts] nicht L | 425_1 Man pocht] es wird geklopfet S | Alle erschrecken fehlt L | $_{2}$ Wache] Schildwachen (rufen) L | draußen] da SL | $_{3}$ Der Deutsche] Eine Stimme L | $_{4}$ Die Nobili] Alle S Nobili L | verzweifelnd L | im Saal fehlt L | $_{6}$ Hurtig . . . weg! fehlt S | $_{8}$ entfernen sich] gehen in ein Seitenzimmer S | $_{9}$ Das . . . geöffnet] geht in die Kolisse, als ob er eben käme S | $_{10}$ Sc. 4. L | $_{11}$ Drei . . . bringen.] Der Deutsche, und Soldaten, die den Mohren gebunden hereinbringen. S | Fiesko . . . erst fehlt S Fiesko . . . . eben aus dem Schloß L | $_{12}$ hieher] in den Hof L | $_{19}$ erst heute L | $_{20}$ (Zum Deutschen) fehlt S | $_{21}$ Dahinter (Deutscher ab.) S | $_{22}$ (ruft ihnen nach) fehlt S | $_{23}$ würde SL | $_{24}$ Schlosse SL | $_{25}$ fehlt S | $_{26}$ Sc. 5. L | $_{27}$ Nobili und Vorige. S Fiesko, Mohr, Verschworne. L | $_{28-29}$ Einige [fehlt L] Verschworne . . . hier?] Nobili. (theils stutzen, theils erschrecken beym Anblick des Mohren; jeder sagt. Ha der Mohr! S | $_{29}$ Der Mohr hier? fehlt L | 426_2 (in heftiger Bewegung) fehlt S | $_{3}$ aber vor auf L | $_{4}$ Mann . . . dritthalbtausend fehlt S | $_{5}$ Die Parenthese fehlt S | $_{10}$ und] ; ich S | $_{11}$ Alle sehen sich an fehlt S | $_{13}$ an] mit S | $_{14}$ Stamme SL | $_{15}$ Das eine ich fehlt SL | $_{18}$ denn felht S | Schelmstreich S | Oder wars nicht Sache des Vaterlandes? hinter vorhatten? L | $_{18-19}$ Halt! [fehlt L] Oder . . . Tirannen? gestrichen A^1 fehlt S | $_{21}$ Einige [fehlt L] Verschworne] Nobili S | $_{24}$ Lust] Luft S | $_{32}$ leben fehlt S | $_{34}$ und] um S | zu haben? S | $_{34-36}$ Fort . . . wollen fehlt L | 427_1 streckt sich fröhlich] hüpft S fehlt L | $_{1-2}$ Das . . . sitzen! fehlt S | $_{2}$ Schelm L | Ganz gehorsamster S | ihr] meine gnädigen S | Ha ha ha! hinter Herren! S | $_{3}$ wächst mir mein Strick nicht, muß ihn wo anders S | $_{4}$ Mit Gelächter fehlt S | $_{5}$ Sc. 6. L | $_{6}$ Bella. Vorige. S Vorige, ohne den Mohr, Bedienter. L | $_{7}$ Bedienter] Bella S | Gräfin . . . erinnern] Die Gräfin Imperiali fragen schon dreimal nach Euer Gnaden. L | $_{8-26}$ Fiesko. Potz Tausend, die Komödie wird wohl freilich angehen müssen. Sag Ihr, ich bin unverzüglich dort — bleib — Meine Frau bittest Du, in den Konzert Saal zu treten, und mich hinter den Tapeten zu erwarten. (Bedienter ab.) Ich habe hier Euer aller Rollen zu Papiere gebracht, wenn jeder die seinige erfüllt, so ist nichts mehr zu sagen — Verrina wird voraus in den Hafen gehen und mit einer Kanone das Signal zum Aufbruch geben, wenn die Schiffe erobert sind — Ich gehe, mich ruft noch eine große Verrichtung. Ihr werdet ein Glöckchen hören, und alle miteinander in meinen Conzertsaal kommen. Indeß geht hinein und trinkt Dorias Untergang in meinen zyprischen Weinen. (gehen auseinander)

L | $_{10}$ Der ... ab] will gehen *S* | guter Freund! — und fehlt *S* | $_{11}$ beyseits *S* | $_{13}$ Bella ab. *S* | $_{14}$ fehlt *S* | $_{15}$ einem jeden] jedem *S* | $_{18}$ du] zu *S* | $_{20}$ (Verrina geht ab)] Verina. Gleich soll alles in Erfüllung kommen. (ab) *S* | $_{27}$ chinesische] Konzert *L* | $_{28}$ Sc. 7. *L* | $_{29}$ Leonore, Bella beängstigt *S* | $_{30}$ diesen] den Konzert *L* | $_{31}$ Menschen und Waffen *L* | $_{32}$ dröhnt] tönt *S* | 428$_1$ Rosa] Bella *S* | im [in das *S*] Kabinett] hinter die Tapeten *L* | $_3$ Rosa] Bella *S* | $_4$ Bella, fehlt *S* | $_5$ doch! fehlt *S* | zittere *S* zittre *L* | gehe keins] geh nicht *S* | $_{7-17}$ fehlt *L* | $_{10}$ verzehrt *S* | $_{10-15}$ Wen ... Fiesko? fehlt *S* | $_{16}$ nur] um *S* | flattert *S* | $_{18}$ Bella. (erschrocken) *S* | Gott] Himmel *L* | $_{19-21}$ fehlt *S* | $_{22}$ Ins Kabinett] Hinter die Tapete *L* | $_{23}$ Beyde ab *S* sie verstecken sich *L* | $_{24}$ Sc. 8. *L* | $_{26}$ (sehr zerstört) fehlt *S* | $_{26-28}$ Hören ... ich? fehlt *S* | $_{30}$–429$_7$ fehlt *S* | 428$_{31}$ frei *L* | $_{34}$ schweigen] dich erbarmen *L* | 429$_4$ Weg! | Mensch, *L* | $_8$ Führe mich] Geh *L* | $_9$ zudringlich *L* fehlt *S* | Wie? Ohne *S* | $_{9-34}$ Wird ... fällen fehlt *L* | $_{13}$ unsere *S* | gefangen fehlt *S* | $_{14-24}$ Daß ... währen? gestrichen A^1 fehlt *S* | $_{26}$ Reizen] Reizungen *S* | $_{32}$ unterliegend fehlt *S* | $_{34}$ Julia (feierlich). vor Höre *L* | Wörtchen] Wort *L* | Fiesko fehlt *S* | $_{36}$ Kinder. Aber (ihm *S* | 430$_1$ sehend hinter Augen *S* | Nach ... bedeutend] lange Pause bedeutend *S* fehlt *L* | $_2$ Höre. Wenn Du in diesem Augenblicke kalt wärest Fiesko? *L* | $_4$ eines Weibes *SL* | $_6$ Den ... verändert] mit Kälte *S* | $_7$ gehen *SL* | $_9$ Weibes *SL* | $_{10}$ tiefer fehlt *S* | $_{13}$ äußerst fehlt *S* | $_{14}$ nun einmal *S* | $_{15}$ Mit einem höflichen] höflicher *S* | $_{16}$ bezeigen *SL* | schnell vor fort *L* | $_{17}$ ihm nach fehlt *S* | $_{23}$ durch das *S* | meines] meinem *S* | ganzes] ganzen *SL* | Geschlechts] Geschlecht *S* | $_{24}$ ewig fehlt *S* | $_{24-30}$ hassen ... Hier] hassen. — Ach! — Fiesko! (fliegt ihm in die Arme). Ich liebe dich! — Fiesko. Laß mich! Julia. (zu Füssen). Ich bethe dich an! Fiesko. (tritt zurück, lacht triumphirend) Das bedaure ich Signora. (öffnet das Kabinet). Zehnter Auftritt. Fiesko führt Leonore heraus. Julia. Fiesko. Hier ist *S* hassen — Ich liebe Dich Fiesko. (will ihn umarmen). Fiesko (weicht drei Schritte zurück und lacht triumphirend auf). Das bedaur ich Signora (zieht die Glocke, hebt die Tapete auf und führt Leonoren hervor) Hier *L* | $_{31}$ (umarmt sie) *S* | $_{32}$ springt und zurück fehlen *L* | schreiend] wüthend *S* | Ah] Ach *SL* | $_{32-33}$ betrogen! ... Mein [O mein *S*]] betrogen! Sc. 9. Vorige, Leonore, Bourgognino, Sacco, Kalkagno, Edelleute. Leonore (im Eintreten). Mein *L* | $_{33}$ allzustrenge! allzugrausam! *S* | 431$_1$ Thränen Leonore war *L* | schuldig ... ich bin] schuldig. (zur Versammlung) Nein, meine Herren, ich bin *L* | $_2$ aufzuprasseln] zu geraten *L* | $_3$ ehe *L* | $_4$ reizen] erzürnen *L* | (auf Julia zeigend) vor verdient *L* | Zorn] Grimm *L* | $_{4-6}$ mischte ... Gut! gut! | hat diesem Engel dieses Pulver bereitet. (zeigt ihnen das Gift). Bourgog. Kalkagno. Sacco (zugleich). Abscheulich. Julia (ihre Wuth unterdrükkend). Gut, gut, *L* | $_6$ ihre ... beißend] in Wuth *S* | $_8$ Geduld, Signora] Sie werden Geduld haben, gnädige Frau *L* | $_9$ Meine Gemahlin] Diese Gesellschaft *L* | gar gerne *S* | $_{10}$ Verstand so verleugnen] Ruf so beflecken *L* | könnte *S* | tollen] sonderbaren *L* | $_{12}$ aufspringend] aufgebracht *L* fehlt *S* | $_{13}$ (Drohend) fehlt *SL* | $_{14}$ genug] für Sie *L* | $_{14}$ Ihr letzter Triumph] ihre letzte Galle *L* | $_{16-17}$

Durchleuchtigsten *S* fehlt *L* | $_{17}$ Strick] Strang *L* | gedrehet *SL* | $_{18-19}$ Die Parenthese fehlt *SL* | $_{19}$-432_{15} Julia (tritt erstarrt zurück). Was hör' ich? O Himmel! wir sind alle verraten. Fiesko (fährt fort). Sehen Sie Signora, darum fand ich für nötig, die Neugierde Ihrer Familie durch meine Lebensart zu betrügen, den Argwohn Ihres Bruders durch meine Thorheiten einzuschläfern, und ließ mich verachten, um nicht gefürchtet zu werden. Darum verlarvte ich mich in die Maske der Liebe. Darum ließ ich (auf Leonoren zeigend) diesen Edelstein fallen, und gab meine Ehre dem allgemeinen Spott meiner Mitbürger Preis. Mein Betrug ist gelungen, ich danke für Ihre Gefälligkeit gnädige Frau, und gebe meine Maske zurück. (überliefert ihr ihren Schattenriß mit einer Verbeugung, Julia wirft ihn zu Boden). Leonore (schmiegt sich bittend an Fiesko). Schonen Sie mein Gemal, schonen Sie ihrer Geburt, ihrer Empfindlichkeit, darf Ihre Leonore Sie bitten. Julia. Schweig Du Verhaßte! Fiesko. Aber fassen Sie sich gnädige Frau, Sie sind in die Hände des Fiesko gefallen. Ich werde nie vergessen, daß ich der Verführer war, daß Sie das unglückliche Opfer meiner Entwürfe geworden sind. Kommen Sie gnädige Frau, der Anblick meiner Gemalin ist Ihnen zuwider, treten Sie in ein anders Zimmer, gebieten Sie unumschränkt in meinem Palast. Sie sind meine Gefangene, bis das Schicksal der Republik entschieden seyn wird, aber ich ehre das Blut des Herzogs. Meine Bediente sind unterrichtet, daß sie seine Nichte bedienen. *L* | 431_{26} überliefert] giebt *S* | einer fehlt *S* | $_{27-28}$ wirft ... gehen] Wirft sie ihm an Leib *S* | $_{28}$ (will schnell fort) hinter Verblendung! *S* | $_{29}$ führt ... zurück] Mit Kälte zurück trettend *S* | zu] so *S* | $_{31}$ nicht gerne sie *S* | $_{34}$ so vor werden *S* | $_{36}$ und weinend fehlt *S* | 432_{8} Aber fehlt *S* | $_{14}$ im ... Fiesko] in meinem Palaste *S* | $_{16}$ springt ... heftig] springt heftig auf *S* wirft sich in einen Sessel *L* | $_{16}$ ist fehlt *A* | $_{17}$ Julia ist] Ich bin *L* | niedergedrückt] bin niedergestürzt *L* | untersten] tiefsten *L* | $_{18}$ Erzähle] Zähle *S* | $_{19}$ deine stolzen Siege *S* | $_{20}$ Sanfter ... geschmolzen fehlt *L* in Thränen *S* | $_{20-22}$ unwiderstehlichen ... Schöne fehlt *S* | $_{20-21}$ unwiderstehlichen gestrichen A^1 fehlt *L* | $_{21-22}$ der ... Zauber gestrichen A^1 fehlt *L* | $_{22}$ Schöne — mit allen Giften der Verführung — ein *L* | $_{24-26}$ Jeder ... seufzen gestrichen A^1 fehlt *SL* | $_{26}$ voll schimmernden Hoffnungen gestrichen A^1 fehlt *SL* | $_{27}$ fürstlicher] stolzer *L* | meiner] einer *S* | weinenden fehlt *L* | $_{27-28}$ herabsinken *L* | $_{28-30}$ Ich ... hinwegwerfen gestrichen A^1 fehlt *SL* | $_{30}$ um meinetwillen fehlt *L* | zärtliche] liebenswürdige *L* | $_{31-32}$ ich ... leben] um meinen Triumph zu zieren, *L* | $_{33}$ weiblichen fehlt *L* | $_{34}$ schönen] großen *L* | $_{35}$ ewig zu necken] mit Kälte zu plagen *L* | 433_{1-2} Liebe ... Mörderin gestrichen A^1 fehlt *SL* | $_{2}$ meine Vorsicht] mich *L* | $_{3-4}$ dem liebenswürdigen Teufel] seiner Liebe *L* | $_{4-5}$ weinend ... Bestürmung] ich liege in seinem Arm *L* | $_{5-6}$ (niedersinkend ... itzt —] (sinkt in wüthenden Wahnsinn nieder) *S* fehlt *L* | $_{7}$-434_{17} Leonore (zu Fiesko). O allzugrausam mein Gemal! Ihr Verbrechen ist auch das meinige gewesen, Liebe für Sie. (läßt sich vor Julien auf ein Knie nieder) Ich bin nicht schuldig, liebe Gräfin, vergeben Sie mir die Mißhandlungen meines Gemals. Ich weine mit Ihnen. Julia (aufstehend und Leonoren von sich stoßend, die von Fiesko aufgehalten

wird). Du beweinst mich? Ha, das vollendet meinen Schimpf (blickt schrecklich im Saal herum und sucht in ihren Kleidern) Gott! Gott! der Du der zürnenden Fliege das Blut ihres Beleidigers zu trinken gibst, der Du die Natter mit einem tödlichen Biß bewafnest, warum mußtest Du mich jezt verlassen? — Dem schlechtesten Wurm hast Du die Wonne der Rache gegeben, und mir, mir keinen elenden Dolch! Ich bin nichts, nichts als ein wehrloses, verspottetes Weib (geht ab). Fiesko (zur Versammlung). Sie waren Zeugen, retten Sie meine Ehre in Genua! (zu Bourgognino) Und rufen Sie mich ab, sobald die Kanone gelöst wird. (die Verschwornen ab.) *L* | 433_9 und vor Schwäche *S* | $_{11-12}$ die … knirscht gestrichen A^1 fehlt *S* | $_{12}$ es fehlt *S* | $_{14}$ treibt *S* | $_{15}$ Mumien] Manieren *S* | $_{16-20}$ Leonore … stieß gestrichen A^1 fehlt *S* | $_{19}$ Hohnlachen] Lachen *L* | $_{30}$ Leonoren zu] Leonore *S* | zitternd] aber *S* | $_{33}$ Frohlocke *S* | $_{34}$ Fiesko … sie] Julia *S* | $_{34-35}$ und … herum fehlt *S* | 434_1 trinken A^1 saugen *A* | $_2$ Höre, Gott,] Höre du *S* | $_3$ die Zerschmetterte gestrichen A^1 fehlt *S* | den] dem *S* | $_4$ Verachtung A^1 Verzweiflung *A* | $_{4-7}$ und … Dolch gestrichen A^1 fehlt *S* | $_{8-10}$ daß ich wollüstig … schwelge gestrichen A^1 fehlt *S* | $_{13}$ Pause. Sie fehlt *S* | $_{17}$ zurück fehlt *S* | $_{18}$ Eilfter Auftritt *S* Sc. 10. *L* | $_{20-21}$ verstand A^1S verstehe *AL* | $_{21}$ Sie fehlt *S* | vorhin nur A^1 nur *AL* hier nur *S* | $_{22\,u.\,23}$ lies sahe *A* sah *S* | einst] einmal *L* | $_{26}$ Getöse *SL* | $_{27}$ Gehen *SL* | $_{28}$ stehn [stehen *S*] … auf] will ich — die Herzogin wecken *L* | $_{33}$ Fiesko *S* | schlägt] fließt *L* | $_{34}$ (Lebhafter) fehlt *L* | $_{35}$ alle *SL* | 435_1 verträglichen *S* | $_3$ was] weil *S* | $_5$ zurück *L* | $_{5-6}$ sind ausgestorben] starben aus *L* | $_7$ still fehlt *S* | $_8$ an] von *S* | zu Boden vor fallen *L* | (Hohler)] Ha! *S* | $_{10}$ die vor einzige *S* | $_{11}$ das Herz A^1SL die Sele *A* | $_{12}$ faßt sie liebevoll] liebreich *S* | $_{15}$ tausendmaltausendste] tausendste *S* | $_{17}$ spielst *S* | $_{18}$ Billion] Million *S* | $_{24-25}$ abscheulichen] geisterverzerrenden *L* | $_{25}$ Spiele — Ihr nennt es Zeitvertreib — sahest *L* | $_{27}$ aufrief] forderte *L* | wie fehlt *L* | $_{29}$ und] , um *S* | $_{29-31}$ Republikaner … Fiesko gestrichen A^1 fehlt *S* | $_{30}$ Hufen *I* | $_{32}$ aufhetzen *S* | $_{33}$ vergöttern *S* | nutzen *SL* | 436_1 großer Geist] Genie *L* | $_2$ feind ist] übel will *L* | $_3$ Wehe denn *S* | $_9$ Doch, mein Fiesko. fehlt *S* | $_{10}$ verdorrt *SL* | $_{10-13}$ Das … sind gestrichen A^1 fehlt *S* | $_{15}$ glänzt; Herrschsucht] perlt. — Liebe hat nur ein Gut, thut Verzicht auf die ganze übrige Schöpfung, Herrschsucht hungert beim Raube der ganzen Natur — Herrschsucht *L* | $_{16-17}$ Wüste … unsre [unsere *S*] häusliche] Wüste ‚ein Paradies' [Elisium *L*]. — Wolltest du jezt an meinem Busen dich wiegen, ‚pochte ein störriger Vasalle an dein Reich' [fehlt *L*] — Wollt ich jezt in deine Arme mich werfen, ‚hörte deine Despotenangst' [hörtest Du *L*] einen Mörder aus den Tapeten hervorrauschen, und jagte dich flüchtig von Zimmer zu Zimmer. Ja der hohläugigte [großäugigte *L*] Verdacht steckte zulezt auch die häusliche *AL;* die Streichung in A^1 von Schiller | $_{19}$ Kelch] Becher *L* | $_{24}$ dem Ehrgeiz nicht hinter Ruhe *S* | $_{25}$ Todesstoß] ein Todesstoß *S* Radstoß *L* | $_{26}$ steigen *L* | seltner] selten *S* | $_{29}$ für vor nötig *L* | $_{31-32}$ Nichts … weiter] Leonore hör auf *L* | $_{34}$ Schmelzend fehlt *S* | etwas fehlt *S* | $_{35}$ einst schwören] einschwören *S* | $_{36}$ deine] meine *S* | 437_2 Feuriger fehlt *S* | $_{5-6}$ (Schmeichelnd) fehlt *S* | $_7$ allen

S | $_{8}$ in ... himmlischen] an diesen S | $_{10}$ (Schmelzend) fehlt S | $_{13}$ durch und durch fehlt S | $_{16-17}$ laß uns in den Staub werfen S | $_{17}$ alle diese S all dies L | laß uns in S | $_{18}$ Liebe leben S | $_{18-19}$ Die Parenthese fehlt S | $_{19}$ heitere L | $_{22}$ flötende] fliesende S | den] einen S | $_{24}$ Sc. 11. L | $_{25}$ Vorige, Verschworene L | $_{26}$ fehlt S | $_{27}$ fest fehlt S | $_{28}$ fortstürzen] fortrennen S | $_{29}$ Leonore. (fällt in Ohnmacht auf die Erde.) S fehlt L | $_{30}$ sinkt, Hülfe! Alle S sinkt um! (Leonore in Ohnmacht.) Alle L | $_{32}$ mit schneidendem Ton fehlt S | 438$_{1}$ fehlt L | $_{2}$ Vorige. Bella. Bediente. S (Rosa, Bella, kommen, sie zurecht zu bringen) L | $_{3}$ Fiesko fehlt L | Sie] Ha! sie S | $_{3-4}$ Er ... Höh [nicht Höhe, wie oben verdruckt ist] fehlt S | $_{4}$ Itzt] Ha! Jetzt S | $_{5-6}$ (alle Verschworne ab.) Leonore. (wird von Bella, und Bedienten abgeführt.) S (Leonore wird von ihren Kammerfrauen weggeführt, die Verschworenen stürzen zum Saal hinaus.) L | $_{7-12}$ Vierzehnter Auftritt. Große Straße in Genua. S (Nach Mitternacht — Große Straße in Genua — hie und da Lampen an einigen Häusern, die nach und nach auslöschen, -- im Hintergrund das Thomasthor, das noch geschlossen ist. Eine kleine Pause. Die Patrulle geht über die Straße und macht eine stille militairische Nachtmusik; wie sich diese entfernt, kommt Fiesko aus der entgegengesetzten Gasse. Sc. 12. L | $_{13-14}$ Fiesko, hernach Andreas SL | $_{15}$ Fiesko. Der Alte] Fiesko. (steht vor Andreas Pallaste still.) Der Alte S Fiesko (kömmt gewafnet, und bleibt vor dem Palast des Andreas stehen). Der Herzog L | $_{16}$ aus] ausgelöscht S | rufen A[1] S läuten. (lautet) AL | Holla! fehlt S | $_{18}$ Das eine holla! fehlt S | $_{19}$ der] dem L | rief mich vom Schlaf [Schlafe S] auf A[1] S zog die Glocke AL | $_{21}$ Andreas] Herzog L | $_{22}$ Henker] Feinde S | Andreas] Herzog L fehlt S | $_{23}$ Ehre] Würde S | $_{24}$ mein Schiff herumwarf] mit meinem Admiralschiff spielte L | $_{25}$ Andreas Doria] ich S | $_{25-26}$ schickt die Henker] führt die Feinde S | $_{27}$ deine tobende] ein tobender S | $_{27-28}$ Johann Ludwig fehlt S | $_{30}$ Possen] Schwänke L | $_{31}$ höhnst] hörst S | gehe SL | $_{34-35}$ traue ... du fehlt S | $_{35}$ Verräters] gewissen Mohren L | verlachtest L | 439$_{1}$ Freundes SL | $_{6}$ beyden SL | $_{9-10}$ Fiesko (hämisch). Ich möchte sie sprechen, einen Brief in die Ewigkeit zu bestellen. L | $_{9}$ lachend] lacht S | laßt S | $_{11}$ (groß) fehlt S | $_{12}$ achtzig] drey und achtzig S | ist hinter glücklich S | $_{13}$ Er verläßt die Altane [den Altan L]] geht ab S | $_{14}$ Sc. 13. L | $_{15-16}$ Fiesko ... Sakko. Verschworne. S Fiesko (allein). L | $_{17-18}$ und ... Pause fehlt SL | $_{18}$ Mußt' ich] Mußt du S | ehe L | $_{19}$ ist, fehlt S | Er ist verschwunden wie ein Gott, und ich stehe da, wie verurtheilt hinter gleichen? A. aber wieder gestrichen | $_{20}$ Polster] Kissen L | $_{21}$ macht L | ich? — Gestehe] ich? — Ich gestehe S ich?? (bleibt stuzzend stehen) Gesteh L | $_{23}$ mit leidenden Bürgern] des leidenden Bürgers S | $_{24}$ Ehrsucht] Herrschsucht L | Nach einer Krone streckst du diese diebische Hand aus in A (aber wieder durchstrichen) nach dem Purpur streckst du den lüsternen Arm aus in L hinter bewaffnet | $_{25}$ um vor einem S | (verliert sich in tiefes Nachdenken) hinter machen L | (Das Heer der Verschwornen marschirt langsam und still auf den Schauplaz) in A vor Noch, aber wieder gestrichen | $_{26-30}$ Genua ... Gesetze — — ha, fehlt S | $_{25}$-440$_{20}$ Noch ... dasselbe.)] Noch

ist es Zeit — noch kann ich umkehren. Ein Wink von mir entwafnet das Heer der Rebellen, und die thürmende Flut des Aufruhrs kehrt wieder in das Gestade der Gesezze zurück — Alles ist ruhig. Genua schläft noch in süßem sorglosen Frieden, ahndet den Sturm nicht, den ich über ihm [ihn *L*] in pechschwarzen Wolken sammle. — Noch kann ich umkehren. (bewafnete Soldaten, von den Verschwornen angeführt, marschiren still und langsam auf die Bühne, und sammeln sich um Fiesko). Es ist zu spät — der Himmel will Genuas Freiheit nicht mehr. (zu den Soldaten) Wolan meine Brüder! (reißt einem die Fahne aus der Hand, und schwingt sie in die Höhe) Im Namen Gottes und der gerechten Sache! (lautrufend) Fiesko und Freiheit! (Das Heer der Rebellen marschirt lebhaft gegen das Thomasthor, die Wachen rufen an, die Verschwornen geben Feuer, die Wachen antworten. Unter scharfen Schießen und kriegerischer Musik wird das Thor mit Sturm erobert, und von den Verschwornen besezt, die Uebrigen entfernen sich unter Fieskos Anführung.) *L* | 439_{29} und gestrichen A^1 | $_{34}$ den Versuchungen *S* | so nah, fehlt *S* | 440_{2-12} (Er . . . bestanden. fehlt *S* | $_{12-13}$ (Das . . . Der] Verschworne. (marschieren still und langsam auf den Schauplatz.) Fiesko. Ha! da sind sie! Mein *S* | $_{13}$ (Er . . . hin) fehlt *S* | $_{14}$ ergreift eine] greift nach der *S* | $_{15-16}$ Indem . . . eilt] eilt gegen das Thor *S* | $_{17}$ Sie . . . Sturm fehlt *S* | $_{18}$ hitzig] heftig *S* | wird vor gesprengt *S* | $_{19}$ mit vor Soldaten *S* | $_{20}$ des Heers fehlt *S* | Dahinter Bey diesem Auftritte wird Lärm geschlagen *S* | $_{21}$ Sc. 14. *L* | $_{22-24}$ Gianettino. Lomelino. Zwey Fakelträger. *S* Gianettino Doria (im Scharlachmantel). Lomellino (voraus Bediente mit Fakkeln, alle eilig). *L* | $_{25}$ steht . . . still] Die Haare fliegend, das blose Schwert unter dem Arm in seinem Scharlachmantel gehüllt *S* | Lärm *S L* | $_{27-28}$ Am . . . los] Auf den Galeeren brannte eine Kanone ab. *L* | $_{29-31}$ Rudersklaven . . . da [da fehlt *S*]] Sklaven . . . reißen. (sieht nach dem Thomasthor, und tritt erstaart zurück) Hölle, was ist das? *L* | $_{30}$ Hölle] Holla *S* | $_{32-36}$ Lomellino. Das Thor offen, die Wachen in Aufruhr! Gianett. (das Schwert ziehend). Rebellion Lomellino! (zu den Bedienten) Hurtig, Schurken, leuchtet dem Hafen zu! *L*; in *A* ist Zeile 32—34 mit einem Zettel (von dritter Hand) überklebt: Bourgognino. Das Thor ist unser; Man reise Dorias Wappen weg, und stecke die Fahne der Republick auf. *S* ebenso; es beginnt mit Bourgogninos Worten den 17. Auftritt: Bourgognino am Thron [lies Thor]. Vorige. Bourgog. (im Thor zu den Soldaten.) Das Thor . . . Republick auf.) Gianettino. Ha! Rebellion etc. | 441_1 Sc. 15. *L* | $_{1-22}$ fehlt *S* | $_2$ Vorige, Bourgognino, Sacco, Soldaten (kommen vom Thomasthor). *L* | $_3$-442_{35} lauten in *L*: Bourgog. Das Thor ist erobert! Jezt zum Tyrannen! Gianett. (hält Lomellino zurück). Halt, was hör ich da? Bourgog. (zu seinem Gefolge). Wer dort mit den Fakkeln? Lomell. (zu Gianettino). Es sind Feinde, Prinz. Werfen Sie Ihren Scharlach von sich. Bourgog. (ruft an). Wer da mit den Fakkeln? Sacco (hält den vordersten Bedienten auf). Steht! Eure Losung! Gianett. (trotzig dazwischentretend). Unterwerfung und Gianettino! Bourgog. (in Wuth). Räuber der Republik und meiner Braut! — Einen Gang erspart, Brüder; seine Teufel liefern ihn selbst aus. (sie fechten, er stößt ihn nieder.)

Gianett. (fällt schreiend nieder). Mord! Mord! Mord! Räche mich Lomellino! Lomellino (flieht mit dem Gefolge). Bourgog. (mit starker Stimme). Er ist getroffen! Der Tirann ist todt! Sacco und Verschworne. Thomasthor unser! Der Tirann ist todt! Rennt was ihr rennen könnt, sagts dem Fiesko! (ab) Gianett. (bäumt sich krampfig in die Höhe). Pest! Fiesko! (stirbt). Bourgog. (zieht das Schwerd heraus). Genua ist frei und meine Bertha gerochen. Rührt die Glocken, laßt die Sturmglocken läuten. (zu seinem Gefolge) Eilt was ihr eilen könnt, zum großen Heer des Grafen zu stoßen. Meine Arbeit ist gethan, ich gehe, meine Braut aus ihrem Kerker zu reißen. (ab.) (Gianettino wird weggetragen, der Scharlachmantel und Huth bleibt liegen). | 441_{23} Die Parenthese fehlt *S* | Ha vor Räuber *S* | $_{24-25}$ Die Parenthese fehlt *S* | $_{25}$ erſparet meine Brüder *S* | $_{26}$ Dahinter (alle Verschworne umzingeln ihn mit blosen Schwertern. Bourgognino und Gianettino fechten wüthend, und letzterer fällt.) *S* | $_{27}$–442_{6} fehlt *S* | 442_{7} (fällt) fehlt *S* | $_{9-17}$ fehlt *S* | $_{9-10}$ (flieht ... Die gestrichen *A*[1] | $_{10}$ folgen] fliehen *A*[1] | $_{11-17}$ gestrichen *A*[1] | $_{18}$ Er ist getroffen. vor Wach *A*[1] *S* | $_{21-22}$ Verrina, den Schiffen zu fehlt *S* | $_{22}$ rennen fehlt *S* | $_{23}$ Verschworne. (einige davon rennen fort auf verschiedenen Seiten.) *S* | $_{24-25}$ Fiesko? ... nieder.)] Fiesko! — Ach. (stirbt.) *S* | $_{26}$ ihm vor den *S* | $_{27}$ gegen den] gen *S* | gerächet *A*[1] gerächt *S* | $_{29}$ Dom St. Laurentius] Sankt Laurenzius Thurm *S* | $_{31}$ von euch,] zu dir. Bertha *S* | $_{33-35}$ In *L* folgen noch zwei Szenen: Sc. 16. Andreas Doria. Deutsche (von der Leibwache). Hernach Kalkagno (mit Soldaten). (unter dieser und der folgenden Scene hört man abwechselungsweise Sturmläuten und trommeln). Deutscher. Der Sturm zog sich dorthin, werft Euch zu Pferde, Herzog. Andreas. Laßt mich noch einmal Genuas Thürme schauen und den Himmel. Nein, es ist kein Traum, und Andreas ist verraten. Deutscher. Feinde um und um! Fort, fort über die Gränze! ein Zweiter. Mörder dort! Mörder! flieht alter Fürst! (Kalkagno in der Ferne mit Soldaten.) Andreas (da die Trommeln wieder anfangen). Hört, Ausländer, hört! Das sind die Genueser, deren Joch ich brach. Rettet Euch und laßt mich. Schreckt Nationen mit der Schauerpost, die Genueser erschlugen ihren Vater. Kalkagno (kömmt näher). Deutscher (zu den Uebrigen). Kameraden steht! Nehmt den Herzog in die Mitte! Peitscht diesen welschen Hunden Respekt für einen Graukopf ein! (ziehen ihre Schwerdter). Kalkagno (ruft an). Wer da? Was giebts da? Deutscher (ruft laut, indem er einhaut). Deutsche Hiebe! (gehen fechtend ab.) — Sc. 17. Leonore (in Mannskleidern). Arabella (hinter ihr). Hernach Sacco. Arabella. Kommen Sie gnädige Frau, o kommen Sie doch! Leonore. Dahinaus wütet der Aufruhr — horch! War das nicht eines Sterbenden Aechzen? — Weh! sie umzingeln ihn — Auf Fieskos Herz zielen ihre Feuergewehre — auf das meinige Bella — Sie drücken ab — Haltet! haltet! Es ist mein Gemal! (wirft ihre Arme schwärmend in die Luft.) Arabella. Aber um Gotteswillen — Leonore (immer wild phantasirend, nach allen Gegenden schreiend). Fiesko! — Fiesko! — Fiesko! — Sie weichen hinter ihm ab, seine Getreuen — Rebellentreue ist wankend (heftig erschrocken) Rebellen führt mein Gemal? Bella? Himmel! Ein Rebell

kämpft mein Fiesko? Arabella. Nichts doch Signora, als Genuas furchtbarer Schiedsmann. Leonore (aufmerksam). Das wäre etwas — und Leonore hätte gezittert? — Geh Arabella, wenn die Männer um Länder sich messen, dürfen auch die Weiber sich fühlen. (man fängt wieder an zu trommeln) Ich werfe mich unter die Kämpfer. Arabella (schlägt die Hände zusammen). Barmherziger Himmel! Leonore. Sachte! Woran stößt sich mein Fuß? Hier ist ein Huth und ein Mantel. Ein Schwert liegt dabei. (sie wägt es) Ein schweres Schwerd, meine Bella, doch schleppen kann ichs noch wol, und das Schwert macht seinem Führer nicht Schande. (man läutet Sturm). Arabella. Hören Sie? Hören Sie? Das wimmert vom Thurm der Dominikaner. Gott erbarm! wie fürchterlich! Leonore (schwärmend). Sprich wie entzückend! In dieser Sturmglocke spricht mein Fiesko mit Genua. (man trommelt stärker) Nie klangen mir Flöten so süß — Auch diese Trommeln belebt mein Fiesko — Wie mein Herz höher wallt! Ganz Genua wird munter — Miethlinge hüpfen hinter seinem Namen, und sein Weib sollte zaghaft thun (es stürmt auf 3 andern Thürmen) Nein! eine Heldin soll mein Held umarmen — Mein Brutus soll eine Römerin umarmen — (sie sezt den Hut auf, und wirft den Scharlachmantel um) Ich bin Porzia! Arabella. Gnädige Frau, Sie wissen nicht, wie entsezlich Sie schwärmen. Nein, das wissen Sie nicht. (Sturmläuten und Trommeln.) Leonore. Elende, die Du das alles hörst und nicht schwärmst. Weinen möchten diese Steine, daß sie die Beine nicht haben, meinem Fiesko zuzuspringen — Diese Paläste zürnen über ihren Meister, der sie so fest in die Erde zwang, daß sie meinem Fiesko nicht zuspringen können — Die Ufer, könnten sies, verließen ihre Pflicht, gäben Genua dem Meere preis, und tanzten hinter seiner Trommel — Was den Tod aus seinen Windeln [Winden *L*] rüttelt, kann Deinen Muth nicht wecken? Geh! — Ich finde meinen Weg! Arabella. Gütiger Himmel, Sie werden doch diese Grille nicht wahr machen wollen? Leonore (stolz und heroisch). Das sollt ich meinen Du Alberne — (feurig) Wo am wildesten das Getümmel wütet, wo in Person mein Fiesko kämpft — Ist das Lavagna? hör ich sie fragen — den Niemand bezwingen kann, ist das Lavagna? — Genueser, er ists, werd ich sagen, und dieser Mann ist mein Gemal, und ich hab auch eine Wunde. (Sacco mit Verschwornen.) Sacco (ruft an). Wer da? Doria oder Fiesko? Leonore (begeistert). Fiesko und Freiheit! (wirft sich in eine Gasse). Ende des vierten Akts.

Fünfter Aufzug. 443$_1$ Actus V. *L* | $_2$ (ein unterirrdisches Gewölbe mit einer Lampe.) *S* ein unterirdisches Gewölbe, durch eine einzige Lampe erleuchtet, der Hintergrund bleibt ganz finster, vorwärts und mehr gegen die Mitte liegt ein Stein, der auch nach der Verwandlung noch bleiben kann. *L* | $_{4-5}$ in ... auf] in Trauer verschleyert. *S* allein, einen schwarzen Schleier über das Gesicht geworfen, sizt auf dem Stein, wenn der Vorhang gezogen wird; nach einer Pause steht sie auf und geht umher. *L* | $_6$ Keines Menschen] keine menschliche *L* | $_{6-7}$ Erlöser] Erretter *L* | $_7$ und undankbar fehlt *S* | $_8$ in den Eingeweiden [die Eingeweide *S*]] unter dem Boden *L* | $_9$ harrst *L* | Bertha] Betrogene *L* | $_{9-10}$ eiserner ... verriegelt] unverlezlicher Eidschwur hält dich in diesem Gewölbe gefangen *L* | $_{10}$ Doria hinter

Gianettino *L* | $_{11}$ fallen ... verschmachten] fallen, Genua frei werden, oder Bertha verschmachtet in diesem Thurme *L* | Gewölbe] Kerker *S* | $_{11-12}$ klingt ... Schwur] lautete der Schwur meines Vaters *L* | $_{12}$ O abscheulicher *S* | keine *S* | $_{14}$ Sie ... stehen] sieht sich im Gewölbe um *L* | zuletzt] aber *S* | $_{15}$ schreckhaft] grauenvoll *L* | $_{15-16}$ Schauervoll [schauerlich *L*] ... Grabes getilgt A^1, fehlt *S* | $_{16}$ öden ... Mitternacht] leeren Winkel gießen schreckliche Nacht aus *L* | $_{17-19}$ ihr ... aus getilgt A^1 fehlt *SL* | $_{19}$ (lebhafter herumgehend) vor O *L* | $_{20-21}$ Sie... herum] ringt die Hände *S* Pause, dann fährt sie auf, und stürzt mit Händeringen durchs Zimmer [Gewölbe *K*], mit allen Zeichen des Schmerzens *L* | $_{21}$ seinen] den *S* | $_{22}$ seines Mädchens] seine Bertha *L* | $_{23}$ dies *L* | Gewölbe *SL* | $_{23-24}$ indem ... steht] steht schaudernd still *S* fehlt *L* | $_{26}$ Wiederum ... auf] fährt heftig auf *S* neue Pause, [sie *K*] wird ängstlicher *LK* | $_{27}$ Das verwegene Unternehmen] Die kühne Verschwörung *L* | $_{27}$–444_3 Das ... Hoffnung? fehlt *S* | 444_{1-2} Unglückliche] O unglückliche Bertha *L* | $_2$ Augenblicke *K* | $_{2-3}$ in diesem] durch das *L* | $_3$ (schrickt zusammen) vor Gott *L* | $_4$ ja hinter ich *L* | verloren — ohne] verloren, wenn sie nicht mehr sind, ohne *L* | dahingegeben] Preiß gegeben *L* | $_5$ entsezlichsten *L* | Tode *SL* | $_{5-17}$ (Sie ... auf) fehlt *S* | $_{5-6}$ Sie ... weinend] stürzt [stützt *K*] sich an die Felsenmauer, nach einer Pause fährt sie mit Wehmut fort *LK* | $_6$ der Geliebte] mein Geliebter *L* | $_7$ seine Bertha] sein Mädchen *L* | $_8$ öde] hier einsam *L* | $_9$ das entseelte Mädchen] der entseelte Leichnam *L* | $_{10}$ umsonst ... Leben] das entflohene Leben vergeblich *L* | $_{12}$ verzweifelnd] jammernd *L* | stürzt] fällt *L* | $_{13-14}$ die ... zurückheulen] das Geschrei ihres Leidens in den kahlen Mauern dieses Gefängnisses wiederhallt *L* | $_{14}$ O dann, dann verschweig ihnen *L* | Leiden] Klagen *L* | $_{16-17}$ Sie ... auf] sinkt erschöpft auf den Stein nieder, — Pause — man hört ein verworrenes [verworrnes *K*] Getöse von Trommeln und Glocken hinter der Bühne, über den Sophiten [Soffiten *K*] und unter der Bühne, Bertha fährt in die Höhe *LK* | $_{17}$ Ha] horch *L* | $_{17-25}$ Hör' ... zittert! fehlt *S* | $_{18}$ wimmern] schallen *L* | $_{20}$ Man ... allgemeiner] das Getöse kömmt näher und wird stärker *L* | $_{21-28}$ Lauter ... aufschieben)] Lauter und immer lauter! Gott das ist Sturm! das ist Sturm! ist der Feind in die Stadt gebrochen? geht Genua in Flammen auf? ein wildes, schreckliches Getöse wie das Rennen von tausend Menschen? Was ist das? (wird stark an die Thür geschlagen) Es kommt hieher, die Riegel werden aufgeschoben, — (mit Lebhaftigkeit gegen den Hintergrund zugehend) Menschen, Menschen! Freiheit! Rettung! Erlösung! *L* | $_{21-22}$ ein ... Menschen gestrichen A^1 | $_{29}$ fehlt *K* | $_{30}$–445_6 Bertha, Bourgognino, (stürzt mit bloßem Schwerd herein, einige Fackelträger folgen). Bourgog. (ruft laut). Du bist frei, Bertha, der Tirann ist tod! Dies Schwerd hier hat ihn erschlagen. Bertha (ihm in die Arme eilend). Mein Erretter! Mein Engel! Bourgog. Hörst du die Sturmglocken? das Getöse der Trommeln? Fiesko hat überwunden. Genua ist frei, der Fluch Deines Vaters zernichtet. Bertha. Gott! Gott! also mir galt es [„es" fehlt *K*] dieses schreckliche Getöse, dieses Glockengeläute? *L* | 444_{30} Scharlachmantel hereinstürzend] Mantel gehüllt *S* | $_{30-31}$ fährt ... zurück fehlt *S* | $_{32}$ Freude] Freunde *S* | 445_2 Dies] Das *S* | $_7$ Deine ... nicht] Dir, Bertha, *L* |

$_{7-8}$ Brautgeläute *L* | $_{8}$ Also ... Liebe! fehlt *L* | schrecklichen] abscheulichen *L* | $_{9}$ und fehlt *S* | $_{10}$ Bertha (bestürzt) *L* | In] Jezt in *L* | $_{11}$ wilden] entsezlichen *L* | $_{12}$ den A^1SL ihren *A* | Dahinter (Verrina tritt ungesehen herein, und bleibt ohne zu reden, am Eingang stehen) *L* | $_{13}$ In ... womit] In dieser schönen herrlichen Nacht, wo ganz *L* | $_{14}$ feiert, feiern] feyert, wie *K* | das Fest unsrer] den Bund der *LK* | $_{14-15}$ Dieser Scharlach] Dies Schwerd *L* | $_{15}$ feucht] roth *L* | von] vom *SLK* | wird] soll *L* | $_{17}$ wird ... flechten] soll der Priester in die Deinige fügen *L* | $_{17-19}$ Zittre ... findet] Fürchte nichts, meine Liebe, und begleite mich in die Kirche *L* | $_{19}$ herrliche A^1S fürchterliche *A* | Dahinter Bertha. (fällt ihm zärtlich in seine Arme.) Ach mein Bourgognino! *S* | $_{20}$ fehlt *K* | $_{21-23}$ Vorige ... Gott] Verina. Die Vorigen. Verina. (hat sie einen Augenblick beobachtet, umarmt sie.) Gott *S* Vorige, Verrina (kommt näher, tritt zwischen beide und umarmt sie). Gott *L* | $_{24}$ Bertha und Bourg. *L* | ihm zu] zu seinen *L* zugleich ihm zu *S* | Mein] O mein *SL* | $_{25}$ auf ... legend] legt die Hände auf beyde *S* legt seine Hände auf beide — Pause — darauf wendet er sich feierlich zu Bourgognino *L* | $_{26}$ errungen hast] erwerben mußtest *L* | $_{27}$ eure] deine *L* | Zu Bertha] mit Ernst und Hoheit [sich *K*] zu Bertha wendend *LK* | $_{29}$ Pause ... verläßt] nach einer Pause verläßt er sie plötzlich *S* nach einigen Stillschweigen winkt er ihnen aufzustehen, und sagt mit Beklemmung *L* | $_{30}$ und ... auf) fehlt *S* | stehen auf] zugleich *L* | Sie werden] Wie mein Vater? Sie wollen *L* | $_{31}$ mein Vater fehlt *L* | $_{32}$ ernsthaft *L* | $_{32}$ furchtbarere *S* | $_{33}$-446$_{1}$ (Er ... Segel!] (man hört Trompeten und Pauken und Freudengeschrei von ferne) Kennst Du dies Jauchzen? Bourgog. Man wird den Fiesko zum Herzog ausrufen, der Pöbel vergöttert ihn, und brachte ihm lärmend den Purpur, der Adel sah mit Entsezzen zu, und konnte nicht Nein sagen. Verrina (lacht mit Bitterkeit). Also siehst Du mein Sohn, ich muß eilends fort, und der Erste seyn, der dem neuen Monarchen den Eid der Huldigung leistet. Bourgog. (hält ihn erschrocken). Was wollen Sie thun? Ich begleite Sie. Bertha (hängt sich ängstlich an Bourgognino). Gott, was ist das Bourgognino? Worüber brütet mein Vater? Verrina. Mein Sohn, ich habe alle unsre [unsere *K*] Habseligkeiten zu Gold gemacht, und auf Dein Schiff bringen lassen. Nimm Deine Braut, und steige unverzüglich am [an *K*] Bord. *L* | 445$_{33-34}$ Die Parenthese fehlt *S* | 446$_{2}$ auch fehlt *L* | steuert] segelt *L* | $_{3}$ und (mit Rührung sie umarmend) und Gott geleit Euch *L* | $_{4-6}$ fehlt *L* | $_{7}$ zu Verrina fehlt *SL* | Ich] Verrina, ich *L* | in Genua fehlt *L* | $_{8}$ aus] vorbey *S* | $_{9-16}$ fehlt *L* | $_{9}$ auf] an *S* | $_{17}$ wirst ... den Arm [die Arme *S*]] führt ihm Bertha zu *L* | Stolzer, vor Unersättlicher *L* | du hinter Tändle *S* | $_{18}$ weggeschafft *K* hingeschaft *S* | Szene 4 und 5 lauten in *L*: (Eine Hauptstraße in Genua.) Sc. 4. Fiesko kömmt mit Kalkagno (im Hintergrund Soldaten). Fiesko. Andreas Doria ist entflohen? Aber Gianettino ist doch geliefert? Kalkagno. So sagt man. Fiesko (heftig). Sagt man nur? Kalkagno, bei Ihrer Ehre, ist er entronnen? Kalkagno. Wenn ich meinen Augen trauen darf, so lebt Gianettino. Fiesko (erzürnt). Lebt? Lebt? Sie reden sich um den Hals, Kalkagno. Kalkagno. Nicht anders. Ich sah ihn noch

vor wenig Minuten in seinem Scharlach herumgehen. Fiesko (wütend herumgehend). Kalkagno, Tod und Hölle! — den Bourgognino laß ich um einen Kopf kürzer machen. — (gegen die Soldaten) Man soll alle Stadtthore sperren, alle Felukken soll man zu Schanden schießen, so kann er nicht zu Wasser davon. — Kalkagno, diesen Demant — (zieht seinen Demant ab) den reichsten in Genua, Livorno und Venedig, — — wer mir die Zeitung bringt, Gianettino ist tod, er soll diesen Demant haben, eilen Sie Kalkagno. (Kalkagno mit Soldaten ab.) — Sc. 5. Fiesko, Sacco, Mohr (und Soldaten). Sacco. Diesen Mohren fanden wir eine brennende Lunte in die Lorenzo Kirche werfen. Fiesko (zum Mohr). Dein Meuchelmord ging Dir hin, weil er mir galt, auf Mordbrennereien steht der Galgen. Führt ihn ab, und hängt ihn auf, der Kirche gegenüber. Mohr Das kömmt mir ungeschickt — läßt sich nichts davon wegplaudern? Fiesko. Nichts. (zu Sacco). Man vollziehe meinen Befehl. Mohr. So will ich ein Christ werden. Fiesko. Die Kirche bedankt sich für die Blattern des Heidenthums. Fort mit ihm. Mohr. Schickt mich doch wenigstens besoffen in die Ewigkeit. Fiesko. Nüchtern. Mohr. Aber so hängt mich doch an keine christliche Kirche. Fiesko. Ein Ritter hält Wort. Ich versprach Dir Deinen eignen Galgen. Fort mit ihm. (sie reißen ihn fort). — Sc. 6. Fiesko, Leonore (erscheint im Hintergrund im Scharlachmantel Gianettinos). Fiesko (wird sie gewahr, geht einige Schritte auf sie zu, bleibt plötzlich stehen). Kenn ich nicht diesen Busch und Mantel? — Ich kenne diesen Busch und Mantel! (indem er den Degen zieht, und wütend auf sie losgeht) Feind meiner Seele, Gianettino, wenn Du drei Leben hast, so steh wieder auf und wandle (stößt sie nieder). Leonore (fällt mit einem gebrochenen Laut; man hört Trommeln und Musik). — Sc. 7. Vorige, Kalkagno, Sacco, Soldaten, Edelleute (die die herzoglichen Insignien tragen). Fiesko (geht ihnen entgegen). Triumph, Triumph meine Brüder! Hier liegt er, der Feind meiner Ruhe, der ewige Gegenstand meines Hasses — hebet die Schwerdter hoch — Gianettino! Kalkagno. So laßt mich den Ersten seyn, der den großen Sieger in seinen Mauern willkommen heißt (nimmt den Huth ab und wirft sich vor Fiesko nieder) In den Staub Genueser! senkt die Fahnen tief! Es lebe Fiesko, Herzog von Genua! Alle (knieend mit entblößten Häuptern). Es lebe der Herzog von Genua! (man hört Fahnenmusik.) Kalkagno. Volk und Senat stehen wartend, den neuen Monarchen im Purpur zu begrüßen. Erlauben Sie uns, Durchlauchtigster Oberherr, Sie im Triumph nach dem Rathhaus zu führen. Fiesko (sehr gerührt). Erlaubt mir erst, daß ich mich mit meinem Herzen abfinde, Genueser! Ich mußte eine gewisse theure Person in banger Ahndung verlassen, eine Person, die die Gloria dieser Nacht mit mir teilen wird. Habt die Güte, und begleitet mich zu Eurer liebenswürdigen Herzogin (wollen gehen). Kalkagno (geht gegen den Leichnam). Soll der meuchelmörderische Bube hier liegen, und seine Schande in diesem Winkel verborgen bleiben? Sacco. Steckt seinen Kopf auf eine Hellebarde. Schleift seine Leiche durch die Straßen von Genua! (man leuchtet gegen den Leichnam). Kalkagno (tritt erschrocken zurück). Schaut her, Genueser! Das ist bei Gott kein Gianettino Gesicht. (Alle übrigen

treten näher, betrachten den Leichnam, und treten erschrocken zurück). Fiesko (wirft von der Seite einen Blick darauf, den er mit Erstarren zurückzieht). Nein, Teufel, nein, Das ist kein Gianettino Gesicht. — — (Mit schrecklichem Lachen) Genua mein, sagt Ihr? Mein? — (mit einem lauten Schrei) Spiegelfechterei der Hölle! Es ist mein Weib! — (sinkt an dem Leichnam zu Boden) Alle (stehen starr in schauervollen Gruppen, es herrscht eine große Pause). Fiesko (richtet sich matt auf, mit gebrochner Stimme). Hab ich mein Weib ermordet, Genueser? Nein, ich bitte Euch, seht nicht so geisterbleich auf dieses Spiel der Natur — Gott sey gelobt; es gibt Schicksale, die der Mensch nicht zu fürchten braucht, weil er nur Mensch ist. Wem Götterwonne versagt wird, wird keine Teufelqual zugemutet, diese Verirrung wäre etwas mehr (mit schreckhafter Beruhigung) Genueser, Gott sey Dank, es kann nicht seyn. — Sc. 8. Vorige, Arabella. Arabella (kömmt jammernd). Mögen Sie mich umbringen, was hab' ich auch jezt noch zu verlieren? — Habt Erbarmen, Ihr Männer — hier verließ ich meine gnädige Frau, und nirgends find ich sie wieder. Fiesko (tritt ihr näher, mit leiser bebender Stimme). Leonore heißt Deine gnädige Frau? Arabella (froh). O daß Sie da sind, mein liebster, guter gnädiger Herr! — Zürnen Sie nicht über uns, wir konnten sie nicht mehr zurückhalten. Fiesko (zürnt sie dumpfig an). Du Verhaßte! Von was nicht? Arabella. Daß sie nicht nachsprang. Fiesko (heftiger). Schweig! Wohin sprang? Arabella. Ins Gedränge — Fiesko (wütend). Daß Deine Zunge zum Krokodill würde — Ihre Kleider? Arabella. Ein scharlachner Mantel. Fiesko (rasend gegen sie taumelnd). Geh in den neunten Kreis der Hölle! — der Mantel? Arabella. Lag hier am Boden. Einige Verschworne (murmeln). Gianettino ward hier ermordet. Fiesko (todesmatt zurückwankend zu Arabellen). Deine Frau ist gefunden. (Arabella geht angstvoll ab) (er sucht mit verdrehten Augen im Kreis herum, darauf mit leiser, schwebender Stimme, die Stufenweis bis zum Toben steigt) Wahr ists — wahr — und ich das Stichblatt des unendlichen Bubenstücks. Tretet zurück Ihr menschlichen Gesichter. — Ich fühle mich aufgelegt, die ganze Natur in ein Ungeheuer zu zerkratzen, bis sie aussieht, wie mein Schmerz — (zu den Andern, die bebend herumstehen) Menschen! — wie sie dastehen, die erbärmlichen, sich segnen und seligpreisen, daß sie nicht sind, wie ich. — nicht wie ich — (in holes Beben hinabgefallen) Ich allein habe den Streich — (rascher wilder) Ich? warum ich? Warum nicht mit mir auch diese? Warum soll sich mein Schmerz am Schmerz eines Mitgeschöpfs nicht stumpf reiben dürfen. (mit Schauern zur Leiche gehend) Mein Weib liegt hier ermordet — nein, das will wenig sagen, (nachdrücklicher) Ich, der Bube habe mein Weib ermordet — O nein! Das ist auch noch wenig — Erst muß ich der Freude lezten Gipfel ersteigen, bis an die Schwelle des Himmels steigen — und dann hinunter — dann — o könnte mein Odem die Pest unter Seelen blasen — dann — dann ermord ich mein Weib — dann übereilen sich zwei Augen und ich — ermorde — mein Weib! Das ist das Meisterstück. (Alle Verschworne hängen gerührt an ihren Waffen. Einige wischen sich Thränen aus den Augen. Pause) (erschöpft und stiller, indem er im Zirkel herumblickt) Schluchzt hier Jemand? — Ja bei Gott, die

einen Fürsten würgten, weinen (im stillen Schmerz geschmolzen) Redet! Weint Ihr über den Hochverrat des Todes, oder über meines Geistes Memmenfall? — (in ernster rührender Stellung vor dem Leichnam verweilend) Wo in warme Thränen felsenharte Mörder schmelzen, fluchte Fiesko Verzweiflung! (sinkt weinend an ihr nieder) Leonore vergieb — Reue zürnt man dem Himmel nicht ab. (weich mit Wehmut) Jahre voraus, Leonore, genoß ich das Fest jener Stunde, wo ich den Genuesern ihre Herzogin brächte — Wie lieblich verschämt sah ich schon Deine Wangen erröten, wie angenehm Deine lispelnde Stimme der Entzückung versagen. (lebhafter) Ha! wie berauschend wallte mir schon der stolze Zuruf zu Ohren, wie spiegelte sich meiner Liebe Triumph im versinkenden Neide! Leonore — die Stunde [Stimme *L*] ist gekommen — Genuas Herzog ist Dein Fiesko — und Genuas schlechtester Bettler besinnt sich, seine Verachtung gegen meine Qual und meinen Scharlach zu vertauschen. (rührender) Eine Gattin teilt seinen Gram — mit wem kann ich meine Herrlichkeit teilen? (weint heftiger, und verbirgt sein Gesicht an der Leiche; Rührung auf allen Gesichtern). Sacco. Kalkagno (hervortretend, Sacco sagt diese Rede). Ihre Thränen sind gerecht, edler Herzog, aber von heute an ist Fiesko sich dem Vaterland schuldig. Ganz Genua steht hier versammelt, seinem Fürsten zu huldigen. Soll ganz Genua wiederum auseinander gehen, weil der große Sieger um seine Gattin weint? Ist Genuas Zepter kein Ersatz für Fieskos Liebe? Ist diese große furchtbare Republik dieses Opfer nicht werth? Sacco. Stehen Sie auf, tapferer Herzog, Dorias Ueberwinder. Diese weibische Verzweiflung kleidet Dorias Ueberwinder nicht. Ein großer Mann muß auch sein Schicksal besiegen. Fiesko (entschlossen aufstehend). Ein großer Mann besiegt auch sein Schicksal — Ich fühle mich Genueser. Die Vorsehung, wenn ich anders ihren Wink verstehe, schlug mir diese Wunde nur, meine Standhaftigkeit für die neue Größe zu prüfen. Es war die gefärlichste Probe. Jezt fürchte ich weder Schmerz noch Entzücken mehr — Gebt mir die herzoglichen Insignien her Genueser. (zum Leichnam gehend und den Purpurmantel über ihn breitend) Ich versprach Dir den Purpur, Leonore, der Tod hat mich zum Lügner gemacht, aber ich will Deiner Leiche noch Wort halten. Laßt mich Eure Triumphmusik hören, Genueser, ich will meine Gemalin zu Eurer Herzogin krönen. Diese fürstliche Leiche soll ein Begräbniß haben, daß das Leben selbst seine Anbeter verlieren, und die Verwesung wie eine Braut glänzen soll — (läßt sich vor Leonoren auf die Knie nieder) Auf Wiedersehen Leonore! (indem er aufsteht) Laßt Eure Instrumente erschallen. Ich will meines Schicksals spotten, und den wütenden Schmerz meiner Seele mit hönender Freude übertäuben. (man spielt einen Marsch, Fiesko geht mit starken Schritten auf und nieder, auf einmal entsteht ein Tumult unter den hintern Reihen, das Volk drängt sich auseinander, und macht dem Verrina Platz. Die Musik hört plözlich und abgebrochen auf). | 446_{20-21} Freyer Plaz Rathhauß, Geschüz, Wache. *S* | $_{23}$ unter krieg'rischer Musik fehlt *S* | $_{21-25}$ Sakko . . . her] Sakko, Nobili und Volk begleiten ihn und stürzen herein *S* | $_{26}$ hält . . . und fehlt *S* | seinem Offizier *S* | Wache *A*[1] Geschüze *A* | $_{26-27}$ Wache! Weg mit den Waffen vor der Si-

gnoria! Sie *S* | $_{27}$ den Waffen A^1 Kanonen *A* | $_{28}$ Die Parenthese fehlt *S* | Streckt das Gewehr! gestrichen A^1, fehlt *S* | $_{31}$ Sie vor den *S* | $_{32}$ siegreichen Heere *S* | $_{33}$ seien] gehören *S* | 447_3 und vor die fehlt *S* | $_{5-6}$ (Kalkagno ... gegen Sakko) fehlt *S* | $_5$ geht A^1 fehlt *A* | Verbeugung ... ab A^1 Verbeugung). Mit stolzem Eifer gehorcht Kalkagno diesem Befele — Mein Herz erhebt sich unter der Würde meines Amts — und aus meinem Mund spreche die grose Sele meines Gebieters. (Er geht in das Rathhaus ab.) *A* | $_7$ Geschäft] Geschick *S* | mir vor teure *S* | $_{12-18}$ Halten ... Gemahlin! lautete in *A* ursprünglich: Eilen Sie, Sakko! Eile zugleich mit ihm, Genua! bringt meine Gemahlin im Triumfe daher — Sie dürfte vielleicht beim grosen Geschäft dieser Stunde nicht die lezte Person spielen | $_{13}$ (kommt zurück) fehlt *S* | $_{14}$ leise fehlt *S* | $_{15}$ (erstaunt) fehlt *S* | $_{20-22}$ wo ... ab) lautete in *A* ursprünglich: wo Schrecken des Todes alle Herzen erschüttern, ist Sakko der Einzige, der Freude verbreitet. (Er geht mit einem [unleserlich] des Volks ab). | $_{22}$ Geht] eilt *S* | Dahinter Fiesko. Ha! Kalkagno kömmt! *S* | $_{24}$ $_{25}$ Kalkagno aus dem Rathhause. Verina kommt etwas später, auch die Senatoren. *S* | $_{26-27}$ vernahm *S* | $_{28}$ indem] da *S* | $_{32}$ entfloh] floh *S* | $_{33}$ aufhalten A^1 *S* aufrecht halten *A* | 448_2 Durchleuchtigster *S* | $_3$ einem feyerlichen Zug *S* | $_4$ weißen Küssen] Polster *S* | $_{6-7}$ Die Senatoren ... ist fehlt *S* | $_{10-12}$ (Die ... Freudengeschrei)] Alle. (mit abgenommenen Hüten fallen auf die Knie und schreyen.) *S* | $_{14-17}$ (unter diesem Geschrey tritt Verina auf. Alles geräth bey seiner Erscheinnung in einige Verwirrung, treten ganz furchtsam zurück, und herrscht eine lange feyerliche Stille. — — Fiesko aber sowohl bey der Huldigung, als der Ankunft des Verina bleibt in der Mitte unbeweglich, und in einer erhabenen Kaltblütigkeit stehen.) *S* | $_{18}$ Sc. 9 *L* | $_{19}$ Fiesko, Kalkagno, Sacco, Verschworne, Senatoren, Soldaten, Verrina. *L* | $_{20-21}$ fehlt *S L* | $_{22}$ kommt] tritt *S* | $_{22-23}$ und ... im [den *S*] ... herum [an *S*]] das Volk und der Adel tritt zurück, wie er durch die Reihen geht, alles ist still *L* | $_{23-24}$ diese Blässe ... Gesichtern? fehlt *L* | $_{24}$ da fehlt *L* | Gejauchze *SL* | vom] von dem *L* | Rathhause *SL* | $_{25}$ — ich] und *L* | was] was, was *S* | $_{27}$ Missethäter] Lotterbube *L* | $_{29}$ (lange Pause) *S* fehlt *L* | $_{30-32}$ Niemand ... beben fehlt *L* | $_{32-33}$ nichts ... Worte] ja nur Worte, bloße Worte *L* | $_{34-35}$ Ich ... Genueser] Genueser, Genueser! Ich fürchte, Ihr habt etwas gethan, *L* | $_{35}$ was] das *L* | $_{36-37}$ Er ... Insignien] blickt bedeutend auf die Insignien *S* Große Pause! Verrina wirft einen bedeutenden ... Insignien). Keine Antwort? Ich bin nur ein einziger Mann, und hier steht ganz Genua. — Alle Augen kriechen am Boden. *L* | 449_1 Und ... wirklich] Merkt Verrina *L* | $_2$ Freund bemerken] Freunde *L* | $_3$ ohne ihn anzusehen] zurückhaltend *L* | $_{6-7}$ fehlt *L* | $_9$ Tirannen macht] Herzen verändert *L* | Seit] Seitdem *L* | verlassen *L* | $_{10-11}$ indem ... drückt [drücken will *L*]] umarmend *S* | $_{12}$ schlimmer Fiesko, daß ich sie kalt beantworten *L* | $_{14}$ Johann Ludwig fehlt *S* | $_{15}$ Länder] Königreiche *L* | ja fehlt *S* | $_{17}$ Fiesko (betreten). *L* | wollte *S* | Für ein] Ein *L* | $_{18}$ mir um den Preis zu theuer *L* | $_{19}$ Hm! fehlt *L* | $_{21}$ Schandgeld *S* | $_{23}$ natürlich] ja freilich *L* | $_{24}$ Wahrheit hinweggeht ohne zu bluten *L* | $_{25}$ Schade, Schade *L* | Spieler] Hazardspieler *L* | $_{26}$ versehen *S L* | der Eifersucht und vor

Neides L | $_{27}$ raffinierte] schlaue L | $_{28}$ Die Parenthese fehlt S | Genuesischen vor Freiheit L | $_{29}$ Züge der römischen] römische S | $_{30}$ schwöre SL | Ehe SL | $_{32}$ eher fehlt L | Rade] Hochgericht L | $_{34}$ ist] bleibt L | nur fehlt L | $_{35}$ itzt] heute L | 450$_{1}$ verschenkte] versteckte S | $_{2}$ keinem] keinen SL | von dem] vom L | gienge L | $_{3}$ Verrina] mir L | könnte S | $_{4}$ schon] wol L | hoff S hofte L | $_{5}$ ich es L | $_{6}$ mir] nur L | $_{7}$ ärgerlich] unwillig von ihm weggehend L | Ozean] Meere L | $_{8}$ seinen Meinungen L | $_{10}$ erzählen. Das S | $_{11}$ namst um es selbst S | Dahinter Aber genug. Nur im Vorbeigehen Herzog! Sag mir doch, was verbrach jener arme Teufel, den man vor der Lorenzokirche aufknüpfte? Fiesko. Die Kanaille zündete Genua an. Verrina. Aber doch die Gesezze lies die Kanaille noch ganz. L | $_{15}$ Wurm des Paradieses] verschlagenen Wurm der Hölle L | $_{16}$ that. Worunter S | $_{18}$ zu] mit S | $_{19}$ Die Parenthese fehlt SL | $_{19-20}$ eine ... Gottes] den Himmel gelästert L | $_{20}$ ließest fehlt L | $_{21}$ Hände L | ließest hinter führen L | $_{22}$ mit ... treiben] zu den Handlangern Deines Diebstahls erniedrigtest. L | $_{22-24}$ Fiesko ... Ewigkeit gestrichen L^1 | $_{23}$ Schalk] Betrug L | $_{24-26}$ einen ... sollte! fehlt L | $_{26}$ fliehende] fliegende S | $_{27}$ fürstliche] große L | $_{28}$ Gerechtigkeit nieder] Sünden entzwei L | $_{30}$ Die Parenthese fehlt L | $_{30-32}$ Gegen ... stehst] hast Du vergessen, mit wem Du redest? L | $_{33}$ der Majestät] meiner fürstlichen Gewalt L | Genua itzt eben] ganz Genua L | $_{34}$ zu huldigen] das Recht über Leben und Tod zu übergeben L | $_{35}$ ging] gehen L | $_{36}$-451$_{1}$ Die Parenthese fehlt SL | 451$_{1-4}$ Zwar ... Vaterland] Eine Minute ist lang genug, das Schicksal eines Erdkreises zu entscheiden, und Genua L | $_{1}$ Blutsschlägen S | $_{5}$ gabst das Beispiel] hast das Beispiel gegeben L | $_{5-6}$ Mitternacht] Nacht S | $_{8}$ geht ... hält] auf die Insignien zugehend L | $_{10-11}$ greift ... zu] steht eine Pause lang unbeweglich und nachdenkend, dann eilt er mit Wehmut auf Fiesko zu L | $_{11}$ Doch ... umarmen] Aber noch einmal umarme mich L | $_{12}$ ehe SL | dieser ... Spalt] diese ... Kluft L | $_{12-13}$ An seinem Halse [HalsS]] drückt ihn in seine Arme L | $_{13}$ gewiß! fehlt S | doch fehlt L | $_{14}$ gegeneinander] zusammen L | $_{15}$ warm! O Fiesko!] warm! (heftig an seinem Halse weinend) Fiesko L | $_{16}$ Busen] Herzen L | neunmal] einmal S dreifach L | $_{17}$ besitzen L | $_{18}$ Fiesko (sehr gerührt) L | $_{19}$ häßlichen fehlt L | bin es L | $_{20}$ Ich] Höre Fiesko, ich L | Fiesko fehlt SL | $_{21}$ Fiesko! fehlt L | Thränen, Fiesko. Nimm L | $_{23-24}$ Schweig' ... reißen?] Schweig und reize mich nicht mehr. L | $_{25}$ noch vor heftiger L | $_{25-26}$ Laß ... soll [sollt' S]] lägen mir alle Kronen der Welt hier zum Preise, ich soll L | $_{27}$ Erschaffenen] Rechtschaffenen S Sterblichen L | $_{30}$ Die Parenthese fehlt L | erstaunen] sehen S erstaunen, Verrina, L | $_{32}$-453$_{10}$ Verrina (springt auf, zieht den Dolch und ermordet den Fiesko). Ja, auf der Bahre. Kalkag., Sacco, Edelleute, Volk (zugleich). Mörder! Mörder! was hast Du gethan? Verrina (tritt mit Hoheit vor das Volk). Es war mein Busenfreund und mein Bruder, mein Wohlthäter und der größte Mann seiner Zeit; aber das Vaterland war meine erste Pflicht. (indem er den Dolch unter das Volk wirft) Fordert sein Blut von mir Genueser, ich stelle mich als ein Mörder vor Euer Gericht. Mein Prozeß ist verloren auf dieser Erden, aber ich habe ihn gewonnen vor dem Allmäch-

tigen. (indem er eine Bewegung macht dem Volk entgegen zu gehen, fällt der Vorhang.) *L* | 451_{32} aufspringend, fürchterlich] springt fürchterlich auf *S* | $_{34}$ Hieb] Streich *S* | $_{35}$ Das ... Geschrei)] Alle. (mit großem Geschrey zusammenlaufend) *S* | $_{36}$ Dahinter Hölle und Tod! *S* | 452_{1} plötzlich fehlt *S* | Befremdung und Ernst] Ernst und befremdet *S* | $_{2}$ den Arm langsam] langsam die Arme *S* | $_{3}$ selbst? Du fehlt *S* | $_{5}$ werden? In *S* | sechzigsten] siebenzigsten *S* | $_{6}$ und vergaßest] vergißt *S* | $_{9}$ vor] für *S* | $_{13}$ Die Parenthese fehlt *S* | $_{13-14}$ Der erste Genueser *S* | $_{15}$ ein Gottesherz *S* | gebt *S* | $_{16}$ Ungestimm, und gezücktem Schwerte *S* | $_{18}$ dann fehlt *S* | $_{27}$ Er ... ab] geht zum Senator, nimmt den Scepter *S* | $_{30}$ die monarchische] diese moralische *S* | ihrem *S* | $_{31}$ Das Volk (stürzt] Alle. stürzen *S* | $_{32}$ mit ... Erstaunens] voll Erstaunen *S* | $_{35}$ Herze *S* | 453_{4} Ewig! Ewig! *S* | $_{5}$ geworfen fehlt *S* | $_{5-6}$ mit ... noch] noch für Freude *S* | $_{9}$ glücklichen *S* | $_{10}$ fehlt *S* | In *S* auf Seite 461—468 noch folgende Beigaben: Zeichnung der Karakter, und ihres Anzugs. Fiesko Ein junger, schlanker, blühend schöner Mann, von acht und zwanzig Jahren, stolz mit Anstand, freundlich mit Majestät, höflich, geschmeidig, und doch tückisch. (Ganz schwarz). Andreas Doria. Ein ehrwürdiger Greis von achtzig Jahren, Spuren von Feuer, ein Hauptzug, Gewicht und Strenge, befehlende Kürze. (Scharlacher Kleidung). Gianettino Doria. Ein Mann von sechs und zwanzig Jahren, rauh und Anstößig in Sprache, Gang und Manieren bäurisch stolz, die Bildung zerrissen. (Scharlacher Kleidung). Verina. Ein Mann von sechzig Jahren. Schwer, ernst und düster. Tiefe Züge. (Ganz schwarz). Bourgognino. Ein Jüngling von zwanzig Jahren, edel und angenehm, stolz, rasch, und natürlich. (Ganz schwarz). Kalkagno. Hagerer Wohllüstling von dreyßig Jahren, Bildung gefällig und unternehmend. (Ganz schwarz). Sakko. Mann von fünf und vierzig Jahren. Ein gewöhnlicher Mensch. (Ganz schwarz). Muley Hassan. Ein konfiszirter Mohrenkopf. Die Physionomie eine originelle Mischung von Spitzbüberey und Laune. Deutscher der Leibwache. Ehrliche Einfalt, handfeste Tapferkeit. Leonore. Eine Dame von achtzehen Jahren, blaß und schmächtig, fein und empfindsam, sehr anziehend, aber weniger blendend. Im Gesichte schwärmerische Melancholie. (Schwarze Kleidung). Julia Imperiali, Dorias Schwester. Eine Dame von fünf und zwanzig Jahren, groß und vollstolze Koquette. Schönheit verdorben durch Bizarerie blendend und nicht gefallend. Im Gesichte ein böser moquanter Karakter. (Schwarze Kleidung). Bertha. Ein gewöhnlich unschuldiges Mädchen. (Kleidung nach Gefallen). Die Nobili (Gehen schwarz). — Veränderungen des Theaters. Erster Aufzug. Erster Auftritt. Ein prächtig erleuchteter Saal im Pallaste des Fiesko. Wenn der Vorhang aufgeht, hört man hinter der Scene Musik, und den Tumult von einem Baale. In diesem Saale müssen zween große Spiegel vorne hängen, worin sich Julie und Fiesko besehen. Auch Fieskos Chatoulle. Zweyter Aufzug. Erster Auftritt. Vorzimmer in Fieskos Pallast mit einer Statue. Siebenter Auftritt. Saal, oder Zimmer bey Verina. Zwölfter Auftritt. Pallast des Herzogs Doria. Fünfzehnter Auftritt. Vorzimmer bey Fiesko, mit Tischchen und der Chatoulle, worin Briefe,

Wechsel und Geld. Dritter Aufzug. Erster Auftritt. Saal bey Fiesko. In der Mitte eine Glasthüre, die den Prospekt übers Meer, und Genua öffnet. Es ist Morgendämerung. Siebenter Auftritt. Saal bey der Gräfinn Imperiali, oder auch, da sie ohnehin in Neglige erscheint, ein Zimmer. Vierter Aufzug. Schloßhof, oder ein großer Saal, der durch ein eisernes Gitter vom Schloßhofe sich absöndert. Im Hintergrunde des Hofes die Schloßpforte, wovor Wache steht, Waffen liegen auf einem Haufen. Das Thor muß zum Oeffnen seyn. Achter Auftritt. Chinesischer Saal. Vierzehnter Auftritt. Große Strasse in Genua. Einige Lampen leuchten noch, die aber bald verlöschen. Im Hintergrunde sieht man das Thomasthor, das aber noch geschlossen ist. Einige gehen mit Handlaternen übern Platz. Drauf geht die Runde und Patrouillen. An einer Seite ist der Pallast des Herzogs. Fünfter Aufzug. Ein unterirrdisches Gewölbe ganz finster. Vierter Auftritt. Straße, oder freyer Platz in Genua, mit dem Rathhause, vor diesem steht aufgepflanztes Geschütz, und Wache.

Lesarten zu Band XIII.

Zu Grunde gelegt ist bei Schriften, deren Wiederabdruck Schiller selbst noch besorgte, die letzte Redaktion des Dichters, sonst die ersten Drucke. Wo gar keine Lesarten angegeben werden, ist die unter dem Text oder in den Einleitungen bezeichnete Quelle die einzige in Betracht kommende, so daß keine Abweichungen vorhanden sind. Überhaupt ist nur das Wichtigste verzeichnet.

Merkwürdiges Beispiel einer weiblichen Rache. (*Th* = Rheinische Thalia. — *Ho* = Hoffmeister.)

31_{12} eine *Ho* einige *Th* (Druckfehler) | 34_{4} Dacht' ich's doch! *Ho* Dachts ich doch *Th.*

Spiel des Schicksals. (Gedruckt nach *A* = Kleinere prosaische Schriften I, S. 263. — *Tm* = Teutscher Merkur 1789.)

57_{13} welche fehlt *Tm* | $_{17}$ hatte fehlt *Tm* | $_{29}$ verwandelte] verkehrte *Tm* | 58_{1} hatte fehlt *Tm* | 59_{11} daß er sich mit einem andern darein teilte. *Tm* | $_{22}$ Ankömmling *Tm* | $_{32}$ streben] dürsten *Tm* | 67_{22-23} zwang *Tm* | $_{33}$ seinen ... Jahren *Tm.*

Die Schaubühne als eine moralische Anstalt betrachtet. (Gedruckt nach *A* = Kleinere prosaische Schriften IV, S. 3. — *Th* = Rheinische Thalia.)

Den Anfang s. S. 506. — 85_{15-16} nach Sulzers Ausdruck die Bühne hervorgebracht *Th* | 86_{15} sittlichen] ganzen *Th* | 87_{34} Nach vertilgen. folgt in *Th* Wer von uns sah ohne Beben zu, wen durchdrang nicht lebendige Glut zur Tugend, brennender Haß des Lasters, als, aufgeschreckt aus Träumen der Ewigkeit, von den Schrecknissen des nahen Gerichts umgeben, Franz von Moor aus dem Schlummer sprang, als er, die Donner des erwachten Gewissens zu übertäuben, Gott aus der Schöpfung leugnete, und seine gepreßte Brust, zum letzten Gebete vertrocknet, in frechen Flüchen sich Luft machte? — Es ist nicht Übertreibung, wenn man behauptet, daß diese auf der Schaubühne aufgestellten Gemälde mit der Moral des gemeinen Mannes endlich in eins zusammenfließen und in einzelnen Fällen seine Empfindung bestimmen. Ich selbst bin mehr als einmal ein Zeuge gewesen, als man seinen ganzen Abscheu vor schlechten Thaten in dem Scheltwort zusammenhäufte: Der Mensch ist ein Franz Moor. Diese Eindrücke sind unauslöschlich, und bei der leisesten Berührung steht das ganze abschreckende Kunstgemälde im Herzen des Menschen wie aus dem Grabe auf. | 88_{32} Nach Liebe! folgt in *Th:*

Unsere Schaubühne hat noch eine große Eroberung ausstehen, von deren Wichtigkeit erst der Erfolg sprechen wird. Shakespeares Timon von Athen ist, soweit ich mich besinnen kann, noch auf keiner deutschen Bühne erschienen, und, so gewiß ich den Menschen vor allem andern zuerst im Shakespeare aufsuche, so gewiß weiß ich im ganzen Shakespeare kein Stück, wo er wahrhaftiger vor mir stünde, wo er lauter und beredter zu meinem Herzen spräche, wo ich mehr Lebensweisheit lernte, als im Timon von Athen. Es ist wahres Verdienst um die Kunst, dieser Goldader nachzugraben. | 94_5 Nach richten. folgt in *Th:* Der gegenwärtig herrschende Kitzel, mit Gottes Geschöpfen Christmarkt zu spielen, diese berühmte Raserei, Menschen zu drechseln und es Deukalion gleich zu thun (mit dem Unterschied freilich, daß man aus Menschen nunmehr Steine macht, wie jener aus Steinen Menschen), verdiente es mehr als jede andere Ausschweifung der Vernunft den Geißel der Satire zu fühlen.

Philosophische Briefe. (Gedruckt nach *A* = Kleinere prosaische Schriften I, S. 99. — *Th* = Thalia 1786.)

104_{25} von Erde *Th* von der Erde *A* | 105_{10} wanken *Th* wankten *A* | 107_{26} Monarchin *Konjektur Goedekes* Monarchie *A Th* | 111_{19} aufzuflammen *Th* | 116_3 ich mir nach zerstöre fehlt *Th* | $_5$ Liebe fehlt *A*, wohl bloß Versehen | $_{14}$ Kraft] Urkraft. *Th.*

Erste Vorrede zu den Räubern. 167_{23} auf habe ich eingesetzt statt aus.

Zur Erinnerung an das Publikum (S. 216). Zuerst gedruckt in „Litteratur- und Theaterzeitung". 1784. Zweiter Teil. Berlin bei Arnold Wever. S. 124.

Briefe über „Don Karlos". (Gedruckt nach *A* = Kleinere prosaische Schriften I, S. 163. — *Tm* = Teutscher Merkur 1788.)

243_{20} völlig fehlt *Tm* | 244_{6-7} die Wirkung desselben] es *Tm* | 245_3 Schicksalen] Epochen *Tm* | 247_{24} fester und fester] enger und enger *Tm* | 248_{34} auf Rechnung seines Muts] seinem Mut *Tm* | $_{35}$ käme] anzurechnen wäre *Tm* | 249_{3-4} mitteilen] preisgeben *Tm* | $_{13}$ in dem Verhältnis zwischen Karlos] in Karlos *Tm* | 251_{12} gewaltigen kühnen und reichen vor Gefühle *Tm* | 252_{11} Ein schmerzhaftes nie gestilltes *Tm* | 253_{16} unbestimmter] und schwankender *Tm* | 257_3 Leidenschaft] Liebe *Tm* | 258_{34} nach ausschließenden folgt in *Tm:* alles für einen Gegenstand hingebenden, alles in einem Gegenstande genießenden | 259_{10-11} konnte sich . . . niemals Hoffnung machen] hat . . . nie gebuhlt *Tm* | 260_{12} nach verlieren folgt in *Tm:* was ihm an Würde gegeben worden? an Stärke verlieren, | 263_{25} Verbindung] Beziehung *Tm* | 269_{25} in die innerste Tiefe des Menschenherzens] in das Menschenherz *Tm* | $_{30}$ bedingte] bedingungsmäßige *Tm* | 270_{34} vollendetsten] schönen *Tm* | 271_{10} bei einem solchen Spielwerk, als die Tragödie ist] bei einem Spielwerk *Tm* | $_{21-22}$ in Ausübung gebracht] im Schwange *Tm* | 272_{19} nur Leidenschaft ihm die Schwierigkeiten besiegen helfen kann] nur Leidenschaft allein ihn über die Schwierigkeiten hinwegsetzen kann, *Tm* | 273_{5-6} Grenzen eines Trauerspiels überschritten haben] Grenzen überschritten haben,

in die ich eingeschränkt war *Tm* | 275_{28} Urheber] Herr *Tm* | 276_{5-6} weil er ... elend ist fehlt *Tm* | 277 Ideenreihe und] Ideenreiche *Tm* | $_{25}$ Wissenschaften] Lehrbücher *Tm* | 278_{21} die] des *Tm* | 279_{22} zu einem Ideal] zum Schönhandeln *Tm* | $_{32}$ Wahre Größe ... 280_{7} lieben wir] Eben weil jener die Handlung in steter Hinsicht auf ein unendliches Ganze thut, verschwindet nur allzu leicht das kleinere Interesse des Individuums in diesem weiten Prospekte. Große Menschen handeln schön um der moralischen Schönheit willen; gute Menschen handeln schön um des Gegenstandes willen. Aus jenen wollen wir uns Gesetzgeber, Richter, Könige wählen — aber nur aus diesen unsern Freund. *Tm* | 280_{35} Durch praktische ... 281_{1} geleitet werden] Der Mensch scheint mir mehr dazu organisiert und bestimmt zu sein, durch augenblickliche und einfache Empfindnisse als durch zusammengesetzte Vernunftideen bei seinem moralischen Wahlgeschäfte gelenkt zu werden, und individuelle Motive sich weit mehr als universelle und allgemeine mit seinem Wesen zu vertragen. *Tm* | 283_{4-5} und sogar spitzfindige fehlt *Tm* | 286_{33-34} ganz im Charakter des heldenmütigen Schwärmers] ganz in dem heldenmütigen Charakter *Tm* | 287_{22-23} von Schwärmerei durchaus nicht] auch nicht von aller Schwärmerei *Tm*.

Über „Egmont", Trauerspiel von Goethe. (Abgedruckt aus *A* = Kleinere prosaische Schriften IV, S. 243. — *L* = Allgemeine Litteratur-Zeitung vom 20. September 1788.)

In *L* geht dem Anfang voran: Schöne Wissenschaften. Leipzig bei Göschen. Goethes Schriften. Fünfter Band. — Dieser fünfte Band der G. Schriften, der durch eine Vignette und Titelkupfer, von der Ang. Kaufmann gezeichnet und von Lips in Rom gestochen, verschönert wird, enthält außer einem ganz neuen Stück Egmont die zwei schon längst bekannten Singspiele Klaudine von Villa Bella und Erwin und Elmire, beide nunmehr in Jamben und durchaus sehr verändert. Ihre Beurteilung versparen wir, bis die ganze Ausgabe vollendet sein wird, und verweilen uns jetzt bloß bei dem Trauerspiele Egmont, das auch besonders zu haben ist, als einer ganz neuen Erscheinung.

295_{27} unscheinbarste *L* scheinbarste *A* (Druckfehler) | 305_{25} schön] schön und wahr *L* | $_{32}$ sinnliche Wahrheit] Illusion *L* | 306_{8-9} wie sehr ... werde] wie sehr er sich dadurch an Natur und Wahrheit versündigt habe *L* | $_{11-12}$ gehaltreich] sinnreich *L* | $_{14}$ sinnreichen] witzigen *L*.

Über Bürgers Gedichte. (Gedruckt nach *A* = Kleinere prosaische Schriften IV, S. 193. — *L* = Allgemeine Litteratur-Zeitung 1791.)

337_{16} der] einer *L* | $_{17}$ sterben] ersterben *L* | 338_{1} veredelnden *L* veredelten *A* (Druckfehler) | 341_{4} er fehlt versehentlich in *A* | 343_{3} der Gedanken *L* des Gedanken *A*, danach spätere Ausgaben des Gedankens | $_{10}$ Nach selbst fehlte folgt in *L:* Man begreift, daß hier nicht der Ort sein kann, den Beweis für eine so allgemeine Behauptung im einzelnen zu führen; um jedoch im kleinen anschaulich zu machen, was die Bürgerische Muse sich zu erlauben fähig ist, wollen

wir ein einzelnes Lied, und zwar bloß in dieser einzigen Hinsicht durchlaufen. I. Th. S. 163 Elegie als Molly sich losreißen wollte:

Auszuschreien seinen Schmerz —
Schreien! Ich muß aus ihn schreien.

Und sie sollte lügen können?
Lügen nur ein einzig Wort?
Nein! In Flammen will ich brennen,
Zeitlich hier und ewig dort,
Der Verzweiflung ganz zum Raube
Will ich sein, wofern ich nicht
An das kleinste Wörtchen glaube, u. s. f.

O, ich weiß wohl, was ich sage!
Deutlich, wie mir See und Land
Hoch am Mittag liegt zu Tage,
So wird das von mir erkannt.
— — — — — — —
Rümpften Tausend auch die Nasen —
— — o, ihr Tausend seid nicht ich!
Ich, ich weiß es, was ich sage,
Denn ich weiß es, was sie ist,
Was sie wiegt auf rechter Wage,
Was nach rechtem Maß sie mißt.
— — — — — — —
Doch lebendig darzustellen,
Das, was sie und ich gefühlt,
Fühl' ich jetzt mich, wie zum schnellen
Reigen sich der Lahme fühlt.

Es ist Geist, so rasch beflügelt,
Wie der Spezereien Geist,
Der, hermetisch auch versiegelt,
Sich aus seinem Kerker reißt. —
— — — — — — —
Ach, ich weiß dem keinen Tadel,
Ob es gleich mich niederwürgt —
— — — — — — —
Wie wird mir so herzlich bange,
Wie so heiß und wieder kalt! —
— — — — — — —
Herr, mein Gott, wie soll es werden?
Herr, mein Gott, erleuchte mich!
— — — — — — —
Freilich, freilich fühlt, was billig
Und gerecht ist, noch mein Sinn —
— — — — — — —

Dient denn Gott ein Mensch zum Spiele,
Wie des Buben Hand der Wurm?
— — — — — — —
O, es keimt, wie lang es währe,
Doch vielleicht uns noch Gewinnst.
— — — — — — —
Sinnig sitz' ich oft und frage
Und erwäg' es herzlich treu
Auf des besten Wissens Wage,
Ob ‚uns lieben' Sünde sei?
— — — — — — —
Freier Strom sei meine Liebe,
Wo ich freier Schiffer bin!"

Zur Entschuldigung Hn. B. sei es übrigens gesagt, daß das gewählte Lied, dessen vier letzte Strophen jedoch von ungemeiner Schönheit sind, zu seinen mattesten Produkten gehört; doch müssen wir zugleich hinzusetzen, daß wir nur die Hälfte dessen bezeichnet haben, was uns darin mißfallen hat. Sollen wir nun noch aus ‚Fortunens Pranger' S. 186 die ‚faulen Äpfel und Eier' — ‚Mir nichts, dir nichts,' — ‚Lumpenkupfer' — ‚Schinderknochen' — ‚Schurken' — ‚Fuselbrenner' — ‚Galgenschwengel' — ‚mit Treue umspringen, wie die Katze mit der Maus' — ‚Hui und Pfui' u. d. m. als Beweise unsrer Behauptung anführen, oder weiß der Leser es schon genug, um darin uns beizustimmen, daß ein Geschmack, der solche Crudidäten sich erlaubte und bei wiederholter Durchsicht begnadigte, Hn. B. auch bei seinen gelungensten Produkten unmöglich ein treuer und sicherer Führer gewesen sein konnte?

343_{11} Eine notwendige Operation] Eine der ersten Erfordernisse *L* | $_{12}$ seines Gegenstandes], Veredlung *L* | 344_{26} Kraftstücke] Matadorstücke *L* | 345_{20} Empfindung *L* | 349_{6} der Vorrang gebühre] wir den Vorzug geben *L*.

Über Matthissons Gedichte. (Gedruckt nach *A* = Kleinere prosaische Schriften IV, S. 268. — L = Allgemeine Litteratur-Zeitung 1794.)

359_{8} eben fehlt *L* | 361_{25} erregen] erzeugen *L* | 373_{4} Nach gewählt. folgt in *L*: Man kennt schon Herrn Matthissons zauberischen Pinsel in Darstellung des Sanften und Lieblichen; hier ist eine kleine Probe von dem, was er im Starken und Erhabenen zu leisten im Stand ist. S. 63:

„Im hohen Raum der Blitze
Wälzt die Lawine sich,
Es kreischt im Wolkensitze
Der Adler fürchterlich.
Dumpfdonnernd wie die Hölle
In Ätnas Tiefen ras't,
Kracht an des Bergstroms Quelle
Des Gletschers Eispalast."

Oder auch folgende Darstellung. S. 67. 69:

„Nun sterben die Laute beseelter Natur;
Dumpftosend umschäumen Gewässer mich nur,
Die hoch an schwarzen Gehölzen
Dem Gletscher entschmelzen, u. s. f.

Hier wandelte nimmer der Odem des Mais;
Hier wiegt sich kein Vogel auf duftendem Reis;
Nur Moos und Flechten entgrünen
Den wilden Ruinen.

Jetzt neigt sich allmählich von eisigem Plan
An steiler Granitwand hinunter die Bahn.
Wie dräun, halb dunstig umflossen,
Die Felsenkolossen!

Oft reißen hoch aus der Umwölkungen Schoß
Mit Donnergetöse die Blöcke sich los,
Daß rings in langen Gewittern
Die Gipfel erzittern."

376_1 die schöne] eine schöne *L* | $_{19}$ Wenn aber diese *L* | 377_{15} in den innersten Geheimnissen *L*.

Über den Gartenkalender (*A* und *L* wie bisher). 380_6 unnachläßlichen] unnachlaßlichen *L*, vgl. S. 341_{24} und 363_{20} | 385_{18} Danach folgt noch in *L:* Den sieben, sehr gut gewählten und ebenso ausgeführten Kupfern, welche Partien aus dem Hohenheimer Garten vorstellen, sind noch vier andre Zeichnungen von schönen Vasen, Altären und Monumenten zum Gebrauch bei Gartenverzierungen beigefügt, welche Hn. Isopi, einen sehr geschickten römischen Ornamentisten, jetzt Hofbildhauer in Stuttgart, zum Erfinder haben. Sie sind durchgängig in einem vortrefflichen Geschmack und zeugen sehr günstig von dem vorzüglichen Talent dieses Künstlers. Mehrere andere Aufsätze ökonomischen Inhalts machen diesen Kalender für den Gartenbau nicht weniger nützlich als für die Gartenkunst, und mit Vergnügen wird jeder Leser der Fortsetzung derselben entgegensehen.

Inhalt.

Erzählungen.

Philosophie, Ästhetik.

Vorreden, Ankündigungen, Recensionen.

Aus der Zeit der Militärakademie.

Druck vom Bibliographischen Institut in Leipzig.

Verlags-Verzeichnis

des

BIBLIOGRAPHISCHEN INSTITUTS.

(Winter 1897.)

Encyklopädische Werke.

	M.	Pf.
Meyers Konversations-Lexikon, *fünfte Auflage.* Mit mehr als 10,500 Abbildungen, Karten und Plänen im Text und auf 1088 Tafeln, darunter 164 Farbendrucktafeln und 286 Kartenbeilagen.		
Geheftet, in 272 Lieferungen je	—	50
Geheftet, in 34 Halbbänden je	4	—
Geb., in 17 Halblederbänden je	10	—
Meyers Kleines Konversations-Lexikon, *fünfte Auflage.* Mit 135 Karten und Illustrationstafeln.		
Geheftet, in 66 Lieferungen je	—	30
Geb., in 3 Halblederbänden je	8	—
Meyers Hand-Lexikon des allgemeinen Wissens in einem Band, *fünfte Auflage.*		
Gebunden, in Leinwand . .	6	—

Naturgeschichtliche Werke.

	M.	Pf.
Brehms Tierleben, *III. Aufl.* Mit 1910 Textbildern, 11 Karten und 180 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck.		
Geheftet, in 130 Lieferungen je	1	—
Geb., in 10 Halblederbänden je	15	—
Gesamtregister zu Brehms Tierleben, *III. Auflage.*		
Gebunden, in Leinwand	3	—
Brehms Tierleben, **Volks- u. Schulausgabe,** *II. Aufl.* Mit 1179 Textbildern, 1 Karte und 3 Farbendrucktafeln.		
Geheftet, in 53 Lieferungen je	—	50
Geb., in 3 Halblederbänden je	10	—
Haacke, Die Schöpfung der Tierwelt. (Ergänzungsband zu „Brehms Tierleben".) Mit 1 Karte und 469 Abbildungen im Text und auf 20 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck.		
Geheftet, in 13 Lieferungen je	1	—
Gebunden, in Halbleder . .	15	—
Ranke, Der Mensch. *II. Aufl.* Mit 1398 Textbildern, 6 Karten u. 35 Farbendrucktafeln.		
Geheftet, in 26 Lieferungen je	1	—
Geb., in 2 Halblederbänden je	15	—
Ratzel, Völkerkunde. *II. Aufl.* Mit 1103 Textbildern, 6 Karten und 56 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck.		
Geheftet, in 28 Lieferungen je	1	—
Geb., in 2 Halblederbänden je	16	—
Kerner, Pflanzenleben. *II. Aufl.* Mit 455 Abbildungen im Text, 1 Karte und 64 Tafeln in Holzschnitt u. Farbendruck.		
Geheftet, in 28 Lieferungen je	1	—
Geb., in 2 Halblederbänden je	16	—

Ausführliche Prospekte über jedes Werk stehen gratis zur Verfügung.

Naturgeschichtliche Werke (Fortsetzung).

	M.	Pf.
Neumayr, Erdgeschichte. *II. Aufl.* Mit 873 Textbildern, 4 Karten u. 34 Tafeln in Holzschnitt u. Farbendruck.		
Geheftet, in 28 Lieferungen je	1	—
Geb., in 2 Halblederbänden je	16	—
Meyer, Das Weltgebäude. Eine gemeinverständliche Himmelskunde. Mit 286 Abbildungen im Text, 10 Karten und 30 Tafeln in Heliogravüre, Holzschnitt und Farbendruck.		
Geheftet, in 14 Lieferungen je	1	—
Gebunden, in Halbleder . .	16	—
Marshall, Bilderatlas zur Zoologie der Säugetiere. Beschreibender Text mit 258 Abbildungen.		
Gebunden, in Leinwand . .	2	50

Geographische Werke.

	M.	Pf.
Sievers, Afrika. Mit 154 Textbild., 12 Karten u. 16 Tafeln in Holzschn. u. Farbendruck.		
Geheftet, in 10 Lieferungen je	1	—
Gebunden, in Halbleder . .	12	—
Sievers, Asien. Mit 156 Textbildern, 14 Karten und 22 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck.		
Geheftet, in 13 Lieferungen je	1	—
Gebunden, in Halbleder . .	15	—
Sievers, Amerika. Mit 201 Textbildern, 13 Karten und 20 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck.		
Geheftet, in 13 Lieferungen je	1	—
Gebunden, in Halbleder . .	15	—
Sievers, Europa. Mit 166 Textbildern, 14 Kartenbeilagen und 28 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck.		
Geheftet, in 14 Lieferungen je	1	—
Gebunden, in Halbleder . .	16	—
Sievers, Australien. Mit 137 Textbildern, 12 Karten und 20 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck.		
Geheftet, in 14 Lieferungen je	1	—
Gebunden, in Halbleder . .	16	—
Neumanns Orts-Lexikon des Deutschen Reichs. *III. Auflage.* Mit 3 Karten, 31 Städteplänen und 276 Wappenbildern.		
Geheftet, in 26 Lieferungen je	—	50
Gebunden, in Halbleder . .	15	—
Post-, Telegraphen-, Eisenbahn- und Schiffahrtsstations-Verzeichnis des Deutschen Reichs. Nach amtlichen Quellen.		
Kartoniert	—	80
Meyers Kleiner Hand-Atlas. Mit 100 Kartenblättern und 9 Textbeilagen.		
30 Lieferungen. . . . . je	—	30
Gebunden, in Halbleder . .	10	—
Meyer, Eine Weltreise. Mit 1 Karte u. 100 Abbildungen.		
Gebunden, in Leinwand . .	6	—
Geistbeck, Bilder-Atlas zur Geographie von Europa. Mit 233 Abbildungen und beschreibendem Text.		
In Leinwand	2	25
Geistbeck, Bilderatlas zur Geographie der außereuropäischen Erdteile. Beschreibender Text mit 314 Abbildungen.		
Gebunden, in Leinwand . .	2	75

Geschichtswerke.

	M.	Pf.
Blum, Das Deutsche Reich zur Zeit Bismarcks. Mit einem Porträt.		
Gebunden, in Leinwand . .	5	—
Meyers Historisch-Geographischer Kalender für das Jahr 1898. Auf 365 Tagesblättern über 600 Landschafts- und Städteansichten, Architekturbilder, historische Bildnisse, Autographen, Münzen- u. Wappenbilder nebst beschreibendem Text, geschichtliche Tagesnotizen, Citate, Sprichwörter, Proben von altdeutschem Humor, astronomische Angaben, Festkalender u. a. m. Zum Aufhängen als Abreißkalender eingerichtet	1	50
(Für Österreich-Ungarn erfolgt ein Zoll- u. Stempelzuschlag von 40 Pfennig.)		

Litteraturwerke.

	M.	Pf.
Mähly, Geschichte der antiken Litteratur.		
Gebunden, in Leinwand . .	3	50
Gebunden, in Halbleder . .	5	25
Wülker, Geschichte der englischen Litteratur. Mit 162 Abbildungen im Text, 25 Tafeln in Farbendruck, Kupferstich und Holzschnitt und 11 Faksimile-Beilagen.		
Geheftet, 14 Lieferungen . je	1	—
Gebunden, in Halbleder . .	16	—
Vogt und ***Koch, Geschichte der deutschen Litteratur.*** Mit 126 Abbildungen im Text, 25 Tafeln in Farbendruck, Kupferstich und Holzschnitt und 34 Faksimile-Beilagen.		
Geheftet, in 14 Lieferungen je	1	—
Gebunden, in Halbleder . .	16	—
Suchier und ***Birch-Hirschfeld, Geschichte der französischen Litteratur.*** Mit vielen Abbildungen im Text, Tafeln in Farbendruck, Kupferstich u. Holzschnitt u. Faksimile-Beilagen. (Erscheint im Herbst 1898.)		
Wiese u. ***Percopo, Geschichte der italienischen Litteratur.*** Mit vielen Abbildungen im Text, Tafeln in Farbendruck, Kupferstich und Holzschnitt und Faksimile-Beilagen. (Erscheint im Herbst 1898.)		

Meyers Klassiker-Ausgaben.

Alle Bände in elegantem Leinwand-Einband; für feinsten Saffian-Einband sind die Preise um die Hälfte höher.

Deutsche Litteratur.

	M.	Pf.
Arnim, 1 Bd., von *J. Dohmke*	2	—
Brentano, 1 Bd., v. *Demselben*	2	—
Bürger, 1 Bd., v. *A. E. Berger*	2	—
Chamisso, 2 Bde., von *H. Kurz*	4	—
Eichendorff, 2 Bde., v. *R. Dietze*	4	—
Gellert, 1 Bd., v. *A. Schullerus*	2	—
Goethe, 12 Bde., von *H. Kurz*	30	—
Hauff, 3 Bde., v. *M. Mendheim*	6	—
Heine, 7 Bde., von *E. Elster*	16	—
Herder, 4 Bde., von *H. Kurz*	10	—
E. T. A. Hoffmann, 3 Bde., von *V. Schweizer*	6	—
H. v. Kleist, 2 Bde., v. *H. Kurz*	4	—
Körner, 2 Bde., von *H. Zimmer*	4	—
Lenau, 2 Bde., von *C. Hepp*	4	—
Lessing, 5 Bde., von *F. Bornmüller*	12	—
O. Ludwig, 3 Bände, von *V. Schweizer*	6	—
Novalis u. Fouqué, 1 Bd., von *J. Dohmke*	2	—
Platen, 2 Bde. von *G. A. Wolff* und *V. Schweizer*	4	—
Rückert, 2 Bde. v. *G. Ellinger*	4	—
Schiller, von *L. Bellermann*, Kleine Ausgabe. 8 Bde.	16	—
— Große Ausgabe in 14 Bdn.	28	—

	M.	Pf.
Tieck, 3 Bde., von *G. L. Klee*	6	—
Uhland, 2 Bde., von *L. Fränkel*	4	—
Wieland, 3 Bde., von *H. Kurz*	6	—

Englische Litteratur.

	M.	Pf.
Altenglisches Theater, von *Robert Prölß*, 2 Bde. . . .	4	50
Burns, Lieder u. Balladen, von *K. Bartsch*	1	50
Byron, Werke, *Strodtmann*sche Ausg., 4 Bde. . . .	8	—
Chaucer, Canterbury-Geschichten, von *W. Hertzberg*	2	50
Defoe, Robinson Crusoe, von *K. Altmüller*	1	50
Goldsmith, Der Landprediger, von *K. Eitner*	1	25
Milton, Das verlorne Paradies, von *Demselben*	1	50
Scott, Das Fräulein vom See, von *H. Viehoff*	1	—
Shakespeare, *Dingelstedt*sche Ausgabe mit Biogr. von *R. Genée*, 9 Bde.	18	—
— *Schlegel-Tieck*sche Übersetzung, v. *A. Brandl*, 10 Bde. (Im Erscheinen.) . . je	2	—
Shelley, Ausgew. Dichtungen, von *Ad. Strodtmann* . . .	1	50
Sterne, Die empfindsame Reise, von *K. Eitner*. .	1	25
— Tristram Shandy, von *F. A. Gelbcke*	2	—
Tennyson, Ausgewählte Dichtungen, von *Adolf Strodtmann*	1	25
Amerikanische Anthologie, von *Ad. Strodtmann* . . .	2	—

Italienische Litteratur.

	M.	Pf.
Ariost, Der rasende Roland, von *J. D. Gries*, 2 Bde. . .	4	—
Dante, Göttliche Komödie, v. *K. Eitner*	2	—
Leopardi, Gedichte, von *R. Hamerling*	1	—
Manzoni, Die Verlobten, von *E. Schröder*, 2 Bde. . . .	3	50

Spanische u. portugiesische Litteratur.

	M.	Pf.
Camoëns, Die Lusiaden, von *K. Eitner*	1	25
Cervantes, Don Quijote, von *Edm. Zoller*, 2 Bde. . . .	4	—
Cid, v. *K. Eitner*	1	25
Spanisches Theater, v. *Rapp*, *Braunfels* und *Kurz*, 3 Bde.	6	50

Französische Litteratur.

	M.	Pf.
Beaumarchais, Figaros Hochzeit, von *Fr. Dingelstedt* .	1	—
Chateaubriand, Erzählungen, von *M. v. Andechs*	1	25
La Bruyère, Die Charaktere, von *K. Eitner*	1	75
Lesage, Der hinkende Teufel, von *L. Schücking*	1	25
Mérimée, Ausgewählte Novellen, von *Ad. Laun*	1	25
Molière, Charakter-Komödien, von *Demselben*	1	75
Rabelais, Gargantua, v. *F. A. Gelbcke*, 2 Bde.	5	—
Racine, Tragödien, von *Ad. Laun*	1	50
Rousseau, Bekenntnisse, v. *L. Schücking*, 2 Bde. . . .	3	50
— Briefe, v. *Wiegand* . . .	1	—
Saint-Pierre, Erzählungen von *K. Eitner*	1	—
Sand, Ländliche Erzählungen, von *Aug. Cornelius* . . .	1	25
Staël, Corinna, von *M. Bock*	2	—
Töpffer, Rosa u. Gertrud, von *K. Eitner*	1	25

Skandinavische u. russische Litteratur.

	M.	Pf.
Björnson, Bauern-Novellen, v. *E. Lobedanz*	1	25
— Dramatische Werke, von *Demselben*	2	—
Die Edda, von *H. Gering* .	4	—
Holberg, Komödien, von *R. Prutz*, 2 Bde..	4	—
Puschkin, Dichtungen, v. *F. Löwe*	1	—
Tegnér, Frithjofs-Sage, v. *H. Viehoff*	1	—

Litteratur des Altertums.

	M.	Pf.
Anthologie griechischer und römischer Lyriker, von *Jakob Mähly*, 2 Teile in 1 Bd. gebunden	2	—
Äschylos, Dramen, v. *A. Oldenberg*	1	—
Euripides, Ausgewählte Dramen, von *J. Mähly* . . .	1	50
Homer, Ilias, v. *F. Ehrenthal*	2	50
— Odyssee, von *Demselben* .	1	50
Sophokles, Dramen, von *H. Viehoff*	2	50

Orientalische Litteratur.

	M.	Pf.
Kalidasa, Sakuntala, v. *E. Meier*	1	—
Morgenländische Anthologie, von *Demselben*	1	25

Wörterbücher.

	M.	Pf.
Dudens Orthographisches Wörterbuch der deutschen Sprache, *fünfte Auflage.* Gebunden, in Leinwand . .	1	50
Meyers Sprachführer, geb.		
Deutsch-Arabisch . . .	5	—
— **Dänisch und Norwegisch** . . .	3	—

	M.	Pf.
Deutsch-Englisch	2	50
— **Französisch** . . .	2	50
— **Italienisch** . . .	2	50
— **Neugriechisch** . .	4	—
— **Portugiesisch** . .	5	—
— **Russisch**	3	—
— **Schwedisch** . . .	3	50
— **Spanisch**	3	—
— **Türkisch**	5	—

Meyers Reisebücher.

	M.	Pf.
Süd-Deutschland, Salzkammergut, Salzburg u. Nordtirol, 7. Auflage, gebunden	5	—
Rheinlande, 8. Auflage, geb.	4	—
Schwarzwald, 7. Auflage, kart.	2	—
Thüringen, 13. Auflage, kart.	2	—
Harz, 14. Auflage, kartoniert	2	—
Dresden und die Sächsische Schweiz, 4. Auflage, kart.	2	—
Riesengebirge, 10. Aufl., kart.	2	—
Österreich und das angrenzende Ungarn, 6. Aufl., geb.	5	—
Deutsche Alpen, I. Teil. 5. Auflage, gebunden	4	—
— II. Teil. 5. Auflage, geb.	4	—
— III. Teil. 3. Auflage, geb.	4	—
Der Hochtourist in den Ostalpen, 2 Bde., gebunden je	3	—
Schweiz, 14. Auflage, geb. .	6	—
Norwegen, Schweden und Dänemark, 6. Auflage, geb.	6	—

	M.	Pf.
Paris und Nord-Frankreich, 3. Auflage, gebunden . . .	6	—
Riviera, Süd-Frankreich, Corsica, Algerien u. Tunis, 4. Aufl., gebunden	10	—
Ober-Italien u. die Riviera, 5. Auflage, gebunden . . .	10	—
Mittel-Italien, 4. Aufl., geb.	6	—
Rom und die Campagna, 4. Auflage, gebunden . .	13	—
Unter-Italien und Sizilien, 3. Auflage, gebunden . .	10	—
Italien in 60 Tagen, 5. Auflage, gebunden	9	—
Türkei und untere Donauländer, 4. Aufl., gebunden .	7	—
Griechenland u. Kleinasien, 4. Auflage, gebunden . . .	7	—
Ägypten, 3. Auflage, gebunden	7	50
Palästina u. Syrien, 3. Auflage, gebunden	7	50

Meyers Volksbücher.

Jedes Bändchen ist einzeln käuflich. Preis jeder Nummer 10 Pfennig.

Erschienen sind 1190 Nummern. Die zuletzt erschienenen Bändchen enthalten:

Althaus, Märchen aus der Gegenwart. 508—510.

Andersen, Bilderbuch ohne Bilder. 860.

Archenholz, Preuß. Armee vor und in dem Siebenjährigen Kriege. 840.

Ariosto, Der rasende Roland. I. 947 bis 954.

— Der rasende Roland. II. 955—962.

Arndt, Gedichte. 825. 826.

— Meine Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn vom Stein. 827—829.

— Der Rhein, Deutschlands Strom, aber nicht Deutschlands Grenze. 1096.

Arnim, Isabella von Ägypten. 530. 531.

Äschylos, Orestie (Agamemnon. — Das Totenopfer. — Die Eumeniden). 533. 534.

Bechstein, Deutsches Märchenbuch. 1069—1071.

Bellamy, Ein Rückblick. 830—833.

— Mit geschlossenen Augen. — Ein Schiffbruch. 1040.

Bendt, Technische Aufsätze. I. 1136.

Bersezio, Eine Seifenblase. 1095.

Biernatzki, Der braune Knabe. 513 bis 517.

Bismarcks Reden. 807—810.

Blum, Ich bleibe ledig. 507.

Druck vom Bibliographischen Institut in Leipzig.

Meyers
Klassiker-Ausgaben